. O. angl. 79 ri Cooper

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

J. F. Cooper's

Amerikaniſche Romane,

neu

aus dem Engliſchen übertragen.

Siebzehnter Band.

Ned Myers.

Die franzöſiſche Erzieherin.

Stuttgart.

Verlag von S. G. Lieſching.

1845.

Ned Myers.

Aus dem

Leben eines Vorkaſtellmatroſen.

Herausgegeben

von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Engliſchen

von

Eduard Mauch.

Vergangenheit — Du unerbittlicher Tyrann!
Stark ſind die Schranken, die Dein Reich umgeben,
Und ſchwere Ketten feſſeln Alles, was entrann
In Deinen feſten Zwinger — kalt und ohne Leben!

Bryant.

Stuttgart.

Verlag von S. G. Lieſching.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es iſt ſchon oft ausgeſprochen worden, daß eines jeden Menſchen Leben, würden ſeine Begebniſſe treu geſchildert werden können, anziehend und lehrreich für die Mehrzahl der Leſer ſein müßte. Ueberzeugt von der unumſtößlichen Wahrheit dieſes Satzes, hat der Schreiber dieſer Zeilen unternommen, die Kreuz- und Querzüge, Lebensrettungen und Anſichten eines ſeiner ehemaligen Schiffsgenoſſen dem Papiere anzuvertrauen, als ein ſicheres Vehikel, der Leſewelt ein treues Bild von der Laufbahn eines gemeinen Seemannes vorzuführen. Manchem Leſer wird es Unterhaltung gewähren, einem Vorkaſtellmatroſen in ſeinen gefahrvollen Wanderungen zur See zu folgen, und nebenbei üben vielleicht auch Myers' Erfahrungen und innere Umwandlung einen heilſamen Einfluß auf die Gemüther von Solchen, deren Schickſale oder Ausſichten ſie in eine Reihe mit unſerer alten Theerjacke ſtellen.

Der Leſer wird ein erklärbares Verlangen empfinden, zu erfahren, in wie weit der Herausgeber für die Wahrheit des hier Niedergeſchriebenen einſtehen kann: welche Verkettung von Umſtänden ihn mit der Perſon zuſammengebracht haben, deren Lebensgang den Stoff dieſes kleinen Buches bildet: ſo möge über dieſe beiden Punkte ſoviel hier ſtehen, als für ein gehöriges Verſtändnis erforderlich iſt.

Zuerſt davon, was der Herausgeber ſelber von der Laufbahn des Helden ſeines Büchleins weiß. Es war im Jahr 1806, als Erſterer, damals ein junger Menſch, eben von Yale kommend und für den Seedienſt beſtimmt, auf

einem Kauffahrer ſeinen erſten Ausflug machte — um ſeinen Beruf einigermaßen praktiſch kennen zu lernen. So wollte es die damalige Sitte, deren Zweckmäßigkeit — die Sache im Ganzen angeſehen — man übrigens ſehr bezweifeln kann. Die Reiſe war eine ungewöhnlich lange, ſofern ſie wohl ſechs bis acht Fahrten in ſich ſchloß und nahezu bis an das Ende des Jahres 1807 dauerte. Am Bord deſſelben Schiffes befand ſich unſer Myers, welcher dem Kapitän als Zögling beigegeben war. Ned — ſo nannte man ihn allgemein — war in demſelben Alter mit dem Herausgeber; ſo bildete ſich zwiſchen Beiden ſchnell jene Vertraulichkeit, welche das Schiffsleben mit ſich zu bringen pflegt. Ned war übrigens der Jüngere: ihm blieben damals alle die Mühſeligkeiten und ſchweren Dienſtleiſtungen erſpart, denen ſich der Herausgeber zu unterziehen hatte.

Nur einmal, nachdem ſich die Mannſchaft des fraglichen Schiffs zerſtreut hatte, trafen Ned und der Herausgeber wieder zuſammen, und zwar bloß auf ganz kurze Zeit. Dieß war im Jahr 1809. Vierundzwanzig Jahre ſpäter, 1833, waren Beide eine halbe Stunde lang am Bord ein und deſſelben Schiffs, ohne von einander zu wißen. Wenige Monate darauf ſchrieb Ned, von der richtigen Vermuthung geleitet, der Verfaßer des Lootſen müße ſein alter Schiffsgenoße ſein — einen Brief an den Herausgeber, um ſich der Wahrheit zu verſichern. Der hierauf folgende Briefwechſel führte zu einer Zuſammenkunft, dieſe zu einem Beſuch Neds bei dem Herausgeber, und die Mittheilungen, die Letzterer bei dieſem Beſuche erhielt, riefen den Entſchluß hervor, das vorliegende Buch zu veröffentlichen.

Was die Abſicht des wirklichen Verfaßers betrifft, ſo hegt der Herausgeber alles Vertrauen zu Neds Erzählung. Sollte er ſich in der That nirgends geirrt haben, ſo müßte er als eine Ausnahme von der überall giltigen Regel angeſehen werden, die auf alle Anſichten und Erinnerungen der übrigen großen Menſchenfamilie ihre Anwendung findet. Deſſenungeachtet hat der Herausgeber Sorge getragen, nichts wiederzugeben, was ihm irgend Mistrauen einflößte. An wenigen Stellen hat er ſeine eigene größere Welterfahrung und Menſchenkenntnis an der Stelle von Neds beſchränkter Anſchauungsweiſe reden laßen; übrigens nur mit großer Vorſicht und einzig in Fällen, wo es am Tage lag, daß der Erzähler durch den trügeriſchen Schein getäuſcht worden war oder aus Unwißenheit gefehlt hatte — woraus der Leſer übrigens nicht entnehmen möge, daß Neds Bildungsgrad nur der eines gewöhnlichen Vorkaſtellmatroſen geweſen ſei — ein Schluß, der ſehr irrig wäre. Schon

als der Herausgeber ihn zuerſt kennen lernte, gingen ſeine Kenntniſſe weſentlich über die des gewöhnlichen Schlags ſeiner Berufsgenoßen hinaus: man erkannte deutlich die Spuren eines Umgangs mit Männern, die in ihrer geſellſchaftlichen Stellung, wenn ſie auch nicht wirkliche Gentlemen waren, doch nahezu eben ſo hoch geachtet werden durften. Mit einem Wort, der Umfang von Neds Wißen im Allgemeinen war ein ſolcher, daß man am Bord eines Schiffs füglich auf ihn aufmerkſam werden konnte. Vergeudete er auch offenkundig einen großen Theil ſeines ſpätern Lebens, ſo gab es doch Abſchnitte darin, die für ſeine Bildung nicht verloren gingen, ſo daß Ned ſeiner Zeit als ein Mann von glücklicher Auffaſſungsgabe, ziemlich umfangreichen Kenntniſſen und vor allem von höchſt eigenthümlichem Urtheile gelten durfte. Nehmen wir dazu die geſunden, ſcharf ausgeprägten ſittlichen Grundſätze, die jetzt in ſeinen Reden wie in ſeinem Thun gleicherweiſe ſichtbar ſind, ſo wird ihm Niemand das Recht, ſeine Sache ſelbſt zu führen, abſprechen wollen: einzig die Ungewohntheit, ſeine Gedanken ſchriftlich auszudrücken, wird einige Nachſicht verdienen.

So hat ſich denn der Herausgeber beſtrebt, der Ausdrucksweiſe ſeines Schützlings überall ſo nahe als immer möglich zu bleiben, und gar oft mußte er ſich überzeugen, wie wenig der Sache mit einer kunſtvollen Nachhilfe gedient geweſen ſeyn würde.

Die Frage über den eigentlichen Stand des Mannes, von dem Ned als einem ſeiner Pathen ſpricht, wird ohne Zweifel mancherlei Bedenken erwecken: der Herausgeber hat hierüber nur die Bemerkung, daß Myers' Bericht in dem vorliegenden Büchlein im Weſentlichen ganz derſelbe iſt, den ihm Ned vor nahezu vierzig Jahren gab, in einem Alter und unter Verhältniſſen, die jeden Gedanken an eine abſichtliche Täuſchung verbieten. Zudem wird die Erzählung von ſeiner Schweſter, dem älteſten der beiden Kinder, bekräftigt; ihr blieb, gleich Ned ſelber, eine beſtimmte Erinnerung von dem Fürſten. Der Herausgeber vermuthet, daß die beiden Waiſen nicht in einer geſetzmäßigen Ehe geboren wurden, ohne gleichwohl unmittelbare Beweiſe dafür in Händen zu haben, und im Uebrigen liegt durchaus nichts Ungewöhnliches darin, wenn ein Großer vom höchſten Range, den des Regenten natürlich ausgenommen — zu Gunſten des Kindes eines Untergebenen am Taufſtein erſcheint. In der That wird z. B. ſelbſt ein Glied der Königlichen Familie eine ſolche Gunſt eher Dem erweiſen, von welchem es nach Geburt wie Rang

durch eine große Kluft getrennt iſt, als dem höherſtehenden Adeligen, welchem es einfallen könnte, Anſprüche auf die ihm erwieſene Huld zu gründen.

Es bleibt uns noch übrig, die Erklärung zu wiederholen, daß nach unſerm perſönlichen Eindrucke die ganze Geſchichte, wie ſie hier vorliegt, auf Wahrheit ruht. Neds Gedächtnis mag ihn zuweilen trügen, ſeine Anſichten irrig ſein; aber nach des Schreibers vollſter Ueberzeugung wollte die alte Theerjacke weder irgend etwas berichten, was er nicht für wirkliche und wahre Begebenheit hielt, noch irgendwie eine tadelnswerthe Empfindung äußern. Seine Sinnesänderung — ſo weit man den Baum an ſeinen Früchten erkennt — iſt durchaus lauter und aufrichtig; Sprache, Benehmen, Gewohnheiten, Gleichmäßigkeit des Auftretens, alles zeigt bei dem ehrlichen alten Seemanne den heitern, glaubensfreudigen Chriſten, der gleich fern von leerem Wortgepränge wie von krankhafter Uebertreibung iſt. Gerade darin iſt Ned ein lebendiges Beiſpiel von der Kraft wahren Glaubens, wie von der Allgewalt des Heiligen Geiſtes, auch den verfinſtertſten Sinn zu erleuchten und das verhärtetſte Gewißen zu wecken.

October 1843.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Indem ich mich dazu verſtehe, die Erfahrungen eines gemeinen Seemanns und argen Sünders — leider muß ich dieß beifügen, denn unſer Beruf iſt nur allzu geeignet, den Menſchen hiezu zu ſtempeln — vor Augen zu legen, lebt in mir das zuverſichtliche Bewußtſeyn, daß kein Gefühl von Eitelkeit einen ungebührlichen Einfluß dabei ausübt. Ich liebe die See und es macht mir Vergnügen, mich von dieſer meiner alten Bekannten, von den Auftritten, die ich in verſchiedenen Theilen der Welt erlebt, von den Gefahren, die ich auf ihrem Wellenſpiegel beſtanden, mit Anderen zu unterhalten. Einer meiner ehmaligen Schiffsgenoſſen hat ſich gegen mich erboten, die Thatſachen, welche ich ihm mittheilen würde, in die geeignete Form einzuleiten, und da ich der Anſicht bin, daß meine Erzählung für manche unter meinen Kameraden, welche demſelben Berufe folgen, dem ich ſo viele Jahre obgelegen — von Nutzen ſeyn dürfte, ſo vermag ich in dem Entſchluſſe, den ich hier ausführe, nichts Schlimmes zu entdecken, möchte mich vielmehr in aller Demuth dem Glauben überlaſſen, daß er den Samen zu manchen guten Früchten enthalten könnte. Gott gebe, daß die Schilderung, welche ich von meiner früheren Entartung und meinen vielfältigen Fehltritten zu entwerfen mich veranlaßt fühlen werde, gerade durch ihren Kontraſt mit meinem jetzigen Glück und meinen Hoffnungen wenigſtens einige meiner Leſer beſtimmen möge, die ausſchweifende Lebens-

weiſe, wie ſie unter Seeleuten ſo gewöhnlich iſt, aufzugeben und ihre Blicke auf jene großen Wahrheiten zu richten, welche ſo mächtig auf Ueberzeugung und Beſſerung hinwirken, ſobald man ſie in Demuth und mit dem richtigen Bewußtſeyn unſerer eigenen Schwäche in's Auge faßt.

Von meiner Familie beſitze ich, außer meinen eigenen Jugenderinnerungen und den Erzählungen meiner Schweſter, keine weitere Kenntniß. Meines Vaters kann ich mich noch oberflächlich erinnern; von meiner Mutter, welche in meiner früheſten Jugend geſtorben ſeyn muß, iſt mir dagegen kein deutliches Bild in der Seele zurückgeblieben. Erſteren durfte ich bis zu meinem fünften oder ſechsten Jahre ſehr oft ſehen; er diente in des Königs von Großbritannien dreiundzwanzigſtem Infanterie-Regiment; * der vierte Sohn dieſes Monarchen, Prinz Edward, wie er damals genannt wurde (ſpäter führte er den Titel eines Herzogs von Kent), kommandirte das Korps und begleitete es in die britiſch-amerikaniſchen Kolonien, wo es lange Zeit ſtationirt war.

Ich wurde zu Quebec zwiſchen den Jahren 1792 und 1794 — wahrſcheinlich anno 1793 — geboren. Welchen Rang mein Vater in ſeinem Regimente bekleidete, vermag ich nicht anzugeben, glaube aber mit ziemlicher Gewißheit, daß er wirklicher Offizier war. Er befand ſich viel um den Prinzen und ich erinnere mich, daß er auf der Parade, wo ich ihn oft geſehen habe, häufig von dem Prinzen zu der Mannſchaft zu gehen pflegte — ein Umſtand, der meinen alten Schiffskameraden zu der Meinung veranlaßt, er ſey der Adjutant des Prinzen geweſen.

Mein Vater war, wie ich immer ſagen hörte, ein geborener Hannoveraner und Sohn eines Geiſtlichen aus jenem Lande; auch

* Der Verfaſſer ließ früher die Nummer dieſes Regiments in ſeinem Tagebuche unausgefüllt und ergänzt ſie erſt jetzt aus dem Gedächtniß: es iſt daher leicht möglich, daß er ſich irren könnte.

Anm. d. Herausgebers.

meine Mutter ſoll eine Deutſche geweſen ſeyn; doch weiß Keines von der Familie viel davon zu erzählen. Nach der Schilderung, die man mir von ihr entworfen hat, lebte ſie ſehr einſam, war viel mit Dingen beſchäftigt, welche dem Amte meines Vaters gänzlich fremd blieben und konnte überhaupt das Soldatenleben nicht leiden.

Ich wurde in der anglikaniſchen Konfeſſion getauft und von meiner früheſten Knabenzeit an gab man mir zu verſtehen, Seine königliche Hoheit, Prinz Edward, der Vater der Königin Victoria, habe mich aus der Taufe gehoben, Major Walter deſſelben Regiments ſey der zweite Pathe, und Mrs. Walter, ſeine Gemahlin, meine Taufpathin geweſen. Meine wahren Namen ſind: Edward Robert Myers — die beiden erſteren wurden mir von meinen Taufpathen nach ihren eigenen gegeben. Dieſe Taufe, wie meine Geburt fand zu Quebec Statt. Seit ich aber zur See ging, nannte ich mich immer blos Edward oder Ned Myers.

Noch ehe ich alt genug war, um dauernde Eindrücke in meine Erinnerung aufzunehmen, wurde das Regiment nach Halifax verſetzt. Mein Vater begleitete daſſelbe, und ſeine beiden Kinder, meine Schweſter Harriet * und ich, wurden natürlich gleichfalls nach Neuſchottland mitgenommen.

Mein Leben in Halifax, beſonders die ſpäteren Jahre meines dortigen Aufenthalts, habe ich noch ziemlich deutlich im Gedächtniß: der Prinz und mein Vater blieben beide eine geraume Zeit bei ihrem Regiment, verließen aber Halifax um mehrere Jahre früher, als ich ſelbſt von der Stadt Abſchied nahm.

Des Prinzen Edward kann ich mich noch ganz genau erinnern. Er wohnte zuweilen etwas außerhalb der Stadt, in einem Hauſe, welches „Lodge“ ** genannt wurde; ich wurde oft dahin geführt, um ihn zu beſuchen, auch hatte er eine Wohnung in der Stadt ſelbſt. Ich war ſehr gut bei ihm angeſchrieben, denn er nahm

* Henriette.

** Kleines Landgut.

mich häufig auf den Arm, um mich zu küſſen. So oft er an unſerem Hauſe vorüberging, lief ich ihm entgegen, und er pflegte mich dann ſelbſt durch die Straßen zu führen. Mehr als einmal nahm er mich mit und ließ den Regimentsſchneider rufen, der mir dann einen Anzug nach des Prinzen eigenem Geſchmacke anfertigen mußte. Er war ein ſtattlicher Mann von gebietendem Aeußeren und trug häufig einen Stern auf der Bruſt. Er hieß damals noch nicht Herzog von Kent, ſondern bloß Prinz Edward oder der Prinz. Eine Dame wohnte bei ihm auf der Lodge; wer ſie aber war, weiß ich nicht.

Meine Mutter muß um dieſe Zeit ſchon todt geweſen ſeyn, denn ihrer kann ich mich gar nicht mehr entſinnen. Ich glaube, mein Vater verließ Halifax ziemlich lange vor dem Prinzen; auch Major Walter ging nach England und ließ Mrs. Walter für einige Zeit in Neuſchottland zurück. Ob mein Vater mit einem Theile ſeines Regiments abging oder nicht, vermag ich nicht anzugeben; ich habe nur noch eine Unterredung zwiſchen dem Prinzen, dem Major und Mrs. Walter, im Gedächtniß, worin von dem Verluſte eines Transportes die Rede war, wobei Myers einige Leute gerettet haben ſollte.

Dieß muß um dieſelbe Zeit geweſen ſeyn, da mein Vater Neuſchottland verließ, wohin er, glaube ich, nie mehr zurückkehrte, denn weder meine Schweſter noch ich haben ihn ſpäter je wieder geſehen. Man gab uns zu verſtehen, er ſey in der Schlacht gefallen, ohne daß man uns Ort oder Zeit dieſes Unglücks genannt hätte. Mein alter Schiffsgenoſſe, der Herausgeber, meint, dieß müſſe in Canada geſchehen ſeyn, denn nachdem ich Neuſchottland verlaſſen hatte, trafen Briefe von einem Freunde aus Quebec ein, worin ſich dieſer nach uns Kindern erkundigte und dabei auseinander ſetzte, daß meines Vaters Effekten ſich in jener Stadt befänden und als unſer Eigenthum betrachtet werden ſollten.

Dieſer Brief gab meiner Schweſter die erſte Nachricht von

unſers Vaters Tod, war aber nicht an ſie, ſondern an Diejenigen adreſſirt, in deren Obhut ſie zurückgelaſſen worden war. Jenes Beſitzthum bekamen wir niemals ausgeliefert; mein Schiffskamerad, der dieſen Bericht verfaßt, iſt der Anſicht, daß geſetzliche Hinderniſſe in den Weg getreten ſeyn mögen.

Ehe mein Vater Neuſchottland verließ, hatte er Harriet und mich bei einem Mr. Marchinton, einem Geiſtlichen, in Koſt gegeben, der keine wirkliche Pfarrei beſaß, ſondern in einer eigenen Kapelle predigte. Dieſer ſchickte uns beide in die Schule und trug auch ſonſt Sorge für uns. Wann der Prinz Halifax verließ, weiß ich nicht mehr genau anzugeben: es muß in meinem fünften oder ſechsten Jahre — wahrſcheinlich um's Jahr 1798 oder 1799 geſchehen ſeyn.*

Von jener Zeit an bis zum Jahr 1805 blieb ich bei Mr. Marchinton, beſuchte die Schule und vertrieb mir die Zeit, wie dieß bei Knaben jenes Alters gewöhnlich iſt. Ich fürchte, ich war von Natur zur Trägheit und zum Müßiggang geneigt, denn unter den Zwangsmaßregeln des Schullehrers und meines Erziehers wurde ich immer ſtarrköpfiger und ungeduldiger. Daß ich gerechte Urſache hatte, mich über Mr. Marchinton zu beklagen, wüßte ich eben nicht, nur wollte mir ſeine ſtrenge Zucht nicht behagen, vornehmlich deßhalb — wie ich jetzt zu glauben geneigt bin — weil es mir nicht angenehm dünkte, unter drückendem, geiſtigem Zwange gehalten zu werden. Ich glaube nicht, daß ich ſonderlich verdorben war, und weiß gewiß, daß ich nichts weniger als ein choleriſches Temperament

* Edward, Herzog von Kent, wurde am 2. November 1769 geboren und ward den 23. April 1799, alſo etwas über 31 Jahre alt, zum Peer erhoben. Dieſe Ernennung fand wahrſcheinlich bei ſeiner Rückkehr nach England ſtatt, nachdem er ſechs bis acht Jahre in Amerika und Weſtindien zugebracht hatte. Während ſeines Aufenthalts in jener Hemiſphäre diente er mit großer Auszeichnung in Weſtindien.

Anmerk. des Herausgebers.

beſaß; aber ich wollte mein eigener Herr ſeyn und haßte vornehmlich Alles, was einer prieſterlichen Beaufſichtigung ähnlich ſah. Mr. Marchinton ließ mich überdieß faſt niemals auf die Straße, während mich doch mein vorherrſchender Hang zum Müßiggange und zu den Spielen anderer Knaben hinzog. Es mag wohl ſeyn, daß er für einen Jungen von meinem Temperament etwas zu ſtreng war, doch fürchte ich auch meiner Seits, daß die Natur mir einen unſtäten, veränderungsſüchtigen Geiſt gegeben hatte.

Die engliſchen Kreuzer ſchickten um jene Zeit viele amerikaniſchen Priſen in den Hafen und da unſer Haus nahe am Waſſer ſtand und Mr. Marchinton in jenem Theile der Stadt beträchtliche Grundſtücke beſaß, ſo beſtanden meine Liebhabereien darin, auf den Werften herumzuſchlendern, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu darbot.

Auf dem „Cambrian,“ einer Fregatte, befand ſich ein Midſhipman, der nur wenig älter als ich ſelbſt und ein Schulgenoſſe von mir war. Der Burſche hieß Bowen und war als angeblicher Priſenmeiſter einer mit Kaffee befrachteten Brigg in den Hafen beordert worden. Kaum hatte ich Wind von der Sache bekommen, als ich ihn auch alsbald heimſuchte. Der junge Bowen bot Allem auf, um mich in dem nunmehr erwachenden Wunſche, Seemann zu werden, zu beſtärken; mit geſpannter Neugierde horchte ich auf die Erzählung ſeiner Abenteuer und auch ich verſpürte den gewöhnlichen, knabenhaften Drang der Nacheiferung.

Mr. Marchinton ſchien meinem Plane, mich dieſem Stande zu widmen, abgeneigt zu ſeyn; ich durfte daher meine häufigen Beſuche nur verſtohlen abſtatten, und in demſelben Verhältniß, als die Erfüllung meiner Wünſche ſchwierig zu werden ſchien, ſteigerten ſie ſich auch an Kraft und Heftigkeit.

Ich lernte bald an der Tackelage der Brigg bis zu den Maſtenſpitzen emporklettern. Eines Tags gewahrte mich Mr. Marchinton ganz oben am Flaggenknopf des Hauptmaſtes; er rief

mich herab und endete damit, daß er mich für meine Geſchicklichkeit und meinen Unternehmungsgeiſt tüchtig durchpeitſchte.

Es geſchieht häufig, daß eine Züchtigung gerade die entgegengeſetzte Wirkung von dem hervorbringt, was ſie eigentlich beabſichtigte — ſo ging's auch in dem vorliegenden Falle. Mein Wunſch, Seemann zu werden, wurde durch jene Strafe nur noch verſtärkt und ich begann jetzt ernſtlich an Flucht zu denken, um endlich auf ein Schiff zu kommen und jener Einſchränkung am Lande, die mir gänzlich unvernünftig vorkam, zu entrinnen.

Eine zweite Priſe, das Amſterdamer Packetboot, nach Philadelphia gehörend, war, glaube ich, von der Kleopatra, Kapitain Sir Robert Laurie, aufgebracht worden. Am Bord dieſes Schiffes dienten zwei amerikaniſche Schiffsjungen, mit denen ich bald auf ſehr vertrautem Fuße ſtand; ihre Schilderungen von der See, ihre Berichte über die vereinigten Staaten, verbunden mit dem Zwange, den ich zu erdulden glaubte, ſtachelten meinen Wunſch, Matroſe zu werden und ihr Vaterland zu ſehen, immer heftiger auf. Sie hatten wenig zu thun, genoßen großer Freiheit, kamen und gingen faſt ganz wie's ihnen beliebte — und dieſes müßige Leben erſchien mir als der Gipfel der Glückſeligkeit; durfte ich doch nicht oft wagen, die Schule zu ſchwänzen, die mir mit jedem Tage verhaßter wurde.

Dieſer Wunſch nach einer Veränderung muß mich, ſoweit ich mich entſinnen kann, beinahe ein volles Jahr beſchäftigt haben. Mit jedem neuen Schiffe, das ich vor meinen Augen kommen oder abgehen ſah, erhielt meine Sehnſucht wieder neue Nahrung, bis ich ernſtlich darauf dachte, den Plan zur Flucht zur Reife zu bringen.

Im Sommer 1805 — in einem Alter von höchſtens eilf Jahren — brachte ich endlich mein Vorhaben zur Ausführung.

Ich befand mich eines Tages auf dem Marktplatze und hörte einige gefangene amerikaniſche Matroſen von einem Schooner erzählen, der im Begriffe ſtand, Halifax zu verlaſſen, um nach New-York auszulaufen. Das Schiff gehörte nach Nordkarolina und war

vor einiger Zeit von dem „Driver“ gefangen, aber durch einen Spruch des Admiralitätsgerichtes wieder freigegeben worden. Die Männer, die ich darüber ſprechen hörte, beabſichtigten die Ueberfahrt in ihr Vaterland auf dieſem Fahrzeug zu bewerkſtelligen.

Dieß ſchien mir eine günſtige Gelegenheit zur Ausführung meiner Abſicht, und unverzüglich begab ich mich von dem Marktplatze nach dem Schooner. Der Steuermann allein war am Bord; ich faßte mir ein Herz und fragte ihn, ob er nicht einen Schiffsjungen brauche.

Mein Anzug wie mein ganzes Aeußere ſprachen beide gegen mich, da man ſogleich daraus entnehmen konnte, daß ich der beſſern Klaſſe der Stadtkinder angehörte und nicht an Handarbeit gewöhnt war. Der Steuermann fing an mich auszulachen und meinen Wunſch, zur See zu gehen, zu verſpotten, indem er mich nach meinen Kenntniſſen befragte. Ich zeigte mich zu Allem willig und bereit; da ich aber merkte, daß dieß nur wenig Eindruck auf ihn machte, ſo nahm ich endlich meine Zuflucht zur Beſtechung.

Prinz Edward hatte mir vor ſeinem Abgange von Halifax eine ſchöne kleine Vogelflinte zum Geſchenk gemacht, die nun in meinem Beſitze war; ich ließ gegen den Steuermann ein Wörtchen davon fallen, daß ich Eigenthümer eines ſo koſtbaren Artikels ſey und ihm die Flinte überlaſſen werde, wenn er ſich dazu verſtehen wollte, mich auf dem Schooner zu verſtecken und nach New-York überzuführen.

Dieſer Köder wirkte: der Steuermann hieß mich die Vogelflinte an Bord bringen, um ſie vorerſt beaugenſcheinigen zu können. Noch in derſelben Nacht trug ich die Flinte hinüber, der Mann war vollkommen damit zufrieden und der Handel wurde auf der Stelle abgeſchloſſen; dann kehrte ich nach Haus zurück, um mir einige Kleidungsſtücke zuſammen zu packen.

Ich wußte, daß meine Schweſter Harriet eben damals Hemden für mich anfertigte; ich ſtahl mich in ihr Zimmer und nahm zwei

davon mit — das war nämlich Alles, was ich erwiſchen konnte. Meine Garderobe war nicht ſehr reichhaltig, als ich das Haus verließ; gleichwohl brauchte ich die Vorſicht, dieſelbe Stück für Stück wegzutragen und einſtweilen in einer leeren Tonne im Hofe zu verſtecken.

Sobald ich genug Kleidungsſtücke zu haben glaubte, knüpfte ich ſie in einen Bündel zuſammen und trug ſie nach dem Schooner hinab. Der Steuermann räumte in der Kajüte einen Schrank aus, worin Kartoffeln aufbewahrt wurden und ſagte mir, ich müſſe mich entſchließen, einige Stunden in dieſem engen Behältniſſe zuzubringen. Zu gedankenlos, um Einwendungen zu machen, gab ich mit Freuden meine Einwilligung und verabſchiedete mich mit dem Verſprechen, daß ich früh am nächſten Morgen an Bord kommen wollte.

Vor Bettgehen befahl ich noch einem ſchwarzen Diener in Mr. Marchinton's Hauſe, mich gegen Tagesanbruch zu wecken, da ich ausgehen und Erdbeeren pflücken wolle. Dieß geſchah; ich ſtand auf und war bereits angezogen, noch ehe ſich irgend Jemand im Hauſe rührte, worauf ich, ohne Zeit zu verlieren, meine ſeitherige Wohnung verließ und mich vorſichtig nach dem Schooner hinabſchlich.

Dort war noch Niemand auf uud ich ſah mich demnach genöthigt, den Steuermann ſelbſt zu wecken; der aber ſchien nunmehr geneigt, den Handel rückgängig zu machen und ich mußte große Beredſamkeit aufbieten, bis ich ihn bewog, endlich doch noch Wort zu halten. Die Vogelflinte mochte er nicht wieder herausgeben; dagegen ſchien er zu glauben, ſie ehrlich verdient zu haben, wenn er mich von meinem Entweichungsverſuche abbrächte. Endlich gab er nach — ich ſchlüpfte in den Schrank und ließ mich mit Kartoffeln zudecken.

Ich befand mich eine gute Weile in dieſer unbehaglichen Lage, bis nur das geringſte Zeichen von einem Auslaufen des Schiffes bemerkbar wurde; der Drang nach Veränderung erwachte bei mir

in einer neuen Geſtalt und ich fing an, meiner Gefangenſchaft herzlich müde zu werden, denn die Kartoffeln laſteten ſchwer auf mir und die eingepreßte Luft machte meinen Käfig faſt unerträglich. Schon ſtand ich auf dem Punkt, den Schrank zu verlaſſen, als das Geräuſch auf dem Verdeck mir die tröſtliche Verſicherung gab, daß die Mannſchaft am Bord eingetroffen und der Schooner zu Abfahrt bereit war. Ich konnte die Unterhaltung der Leute mitanhören und nach einer Pauſe, welche mir ein ganzes Jahrhundert dünkte, durfte ich nicht länger zweifeln, daß ſich der Schooner wirklich unter Wegs befand.

Während wir aus dem Hafen hinausfuhren, vernahm ich das Anrufen aus einem der Forts; nicht lange nachher begegnete uns der „Driver", dieſelbe Kriegsſchaluppe, welche unſer Schiff aufgebracht hatte und die nun ihre Priſe natürlich wieder anrufen mußte. Dies Alles konnte ich in meinem Gefängniſſe unterſcheiden, ſo daß ich mich nach und nach mit meiner Einſperrung wieder ausſöhnte. Nachdem unſere Papiere richtig befunden waren, wurden wir von der Schaluppe nicht länger aufgehalten, ſondern erhielten die Erlaubniß weiterzufahren.

Schon war es Mittag, als ich endlich erlöst wurde. Sobald ich auf's Verdeck herauf kam, gewahrte ich, daß der Schooner bereits die offene See erreicht hatte: außer ein paar wohlbekannten Thürmen war von Halifax nichts Weiteres mehr zu entdecken. Ich muß geſtehen, daß ich den Schritt, den ich gethan hatte, nunmehr zu bereuen anfing: hätte ich das Land wieder erreichen können, ſo würde mein Hang zu einem unſtäten Leben wahrſcheinlich eine ſehr heilſame Erſchütterung erfahren haben — jetzt aber war es zu ſpät und ich ſah mich genöthigt, auf dem ſchwierigen dornenvollen Pfade auszuharren, den ich ſo unbedachtſamer Weiſe betreten hatte.

Ich blicke oft auf dieſen Augenblick zurück und ſuche mir vorzuſtellen, wie ſich wohl mein Schickſal ohne dieſen unglückſeligen Schritt geſtaltet haben würde. Was der Prinz für mich gethan

hätte, läßt ſich unmöglich beſtimmen; wahrſcheinlich wäre ich nach dem Tode meines Vaters in Vergeſſenheit gerathen, wie dieß auch bei meiner Schweſter der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint, welche in dem Hauſe, in dem ſie lebte, anfänglich als ein Glied der Familie betrachtet und behandelt, ſpäter aber zu einer Art bevorzugter Dienerin degradirt wurde.

Ich habe ſpäter erfahren, daß Mr. Marchinton meinethalben genaue Nachforſchung anſtellen ließ; er glaubte, ich wäre ertrunken, weßhalb an verſchiedenen Stellen des Hafens nach meinem Leichnam gefahndet wurde. Dieſe Anſicht erhielt ſich ſo lange, bis die Nachricht von meiner Anweſenheit in New-York ſeine Familie erreichte.

Mein Erſcheinen auf dem Verdeck gab Veranlaſſung zu vielen Scherzen zwiſchen dem Kapitän des Schooners und ſeinem Steuermann: ich wurde tüchtig ausgelacht, im Ganzen aber nicht übel behandelt. Ich hatte das Amt des Kochs zu übernehmen — auf dieſem Fahrzeug keineswegs eine ſchwierige Aufgabe, da die Combüſe* nur aus einem Heerd mit zwei Töpfen beſtand und die Gerichte überhaupt ſehr einfach waren. In der Kajüte vertrat der Saſſafras die Stelle des Thees, während gekochtes Rind- und Schweinefleiſch das Mittageſſen bildete.

Am erſten Tage wurde ich meiner Dienſtverrichtungen enthoben, weil ich ſeekrank wurde; am andern Morgen aber machte ich mich alles Ernſtes an die Arbeit. Wir hatten eine lange Fahrt und meine Lage war nicht ſehr erfreulich, da der Schooner ſehr feucht war, und die Wellen, die zuweilen über ihn hereinſchlugen, mir häufig das Feuer auslöſchten. Auf dem Deck befand ſich eine Ladung Schindeln und ich hatte bald entdeckt, daß dieſe zum Anzünden vortrefflich geeignet ſeyn müßten; aber es war gegen die Schiffsregeln, von der Ladung etwas zu verbrennen, und mein Freund, der Steuermann, mußte mich erſt durch allerhand Püffe über dieſen

* Schiffsküche. D. U.

Unterſchied belehren. Sonſt hatte ich's ziemlich gut, bis wir nach Verfluß von ungefähr zehn Tagen Sandy Hook* erreichten.

So war meine erſte Seefahrt, deren ich mich noch genau erinnern kann, beſchaffen; meine allererſte mochte ſie wohl nicht ſeyn, da man mir geſagt hatte, daß wir auch von Quebec aus zu Waſſer nach Halifax gebracht worden ſeyen. So ſehr man auch in meinem damaligen Alter geneigt iſt, die Eindrücke ebenſo leicht, als man ſie empfängt, auch wieder zu verlieren, ſo war ich doch durch dieſen Verſuch noch keineswegs von meiner Wanderluſt geheilt. Wie ſorglos und unwiſſend ich in ſolchen Dingen war, davon kann ſich der Leſer einen Begriff machen, wenn er erfährt, daß ich, ſo viel ich mich entſinne, nicht einmal den Namen des Schiffes kannte, auf welchem ich Neuſchottland verlaſſen hatte. Abwechslung, Abenteuer — das war's, was ich ſuchte, und es fiel mir niemals ein, mich nach einer Sache zu erkundigen, welche einem Jungen von meiner Sinnesart ſo unweſentlich erſcheinen mußte — ſo daß mir jener Name bis auf die heutige Stunde noch unbekannt iſt.

Der Schooner lief die Bay hinauf und begann Fly-Market** gegenüber einzuhalen; er legte übrigens nicht dicht an der Werfte an, ſondern ging an deren Endpunkte hinter zwei bis drei anderen Schiffen auf kurze Zeit vor Anker.

Dies geſchah nicht lange nach dem Frühſtück, während ich mit den Vorbereitungen zum Mittageſſen, das wie gewöhnlich um zwölf Uhr fertig ſeyn mußte, beſchäftigt war. So lange die Mannſchaft am Eſſen ſaß, hatte ich nichts zu thun; als ich daher eine Knabenſchaar auf der Werfte gewahrte, trat ich an's Ufer und landete zum erſten Male in meinem neuen Vaterlande.

Ich war ohne Hut, ohne Rock und Schuhe: meine Füße waren von den Schindeln, auf denen ich immer herumlaufen mußte,

* Zu deutſch „Sandhacken", wie die eine Landzunge des New-Yorker Hafens genannt wird.

** Fliegen-Markt.

D. U.

völlig wund geworden. Ich fand die Knaben damit beſchäftigt, aus einigen umherſtehenden Fäſſern Syrup zu lecken und machte mich gleichfalls mit großem Eifer an dieſe Arbeit.

So mochte ich mich eine Stunde und drüber umhergetummelt und mit den Knaben unterhalten haben, als mir plötzlich mein Dienſt auf dem Schooner einfiel: wie ich mich aber nach ihm umſchaute, da war er verſchwunden! Die Mannſchaft hatte mich ohne Zweifel im Kielraume geglaubt, und ſo war das Schiff, ohne daß man mich vermißte, nach einem andern Ankerplatze geſteuert — aber wohin? das wußte ich nicht; ich fand es nirgends und habe es auch nie wieder zu Geſicht bekommen.

So war ich denn plötzlich auf einen neuen Schauplatz verſetzt. Wäre ich nur ſo geſcheit geweſen, weiter aufwärts längs der Werfte hinzuwandern, ſo hätte ich ohne Zweifel das Schiff wieder finden müſſen; ſo aber zog ich es vor, nach kurzer Nachforſchung zu den Knaben und dem Syrup zurückzukehren.

Daß ich darüber beſtürzt war, mich ohne einen Heller in der Taſche, ohne Hut, Rock oder Schuhe an einem fremden Orte zu befinden, wird wohl Niemand bezweifeln; aber wunderbar war es doch, wie wenig ich mir daraus machte — denn ich kannte noch nichts und wußte darum auch nichts von Beſorgniſſen wegen der Zukunft. Während ich den Syrup ſchlürfte, ſchilderte ich den Knaben meine Lage und erregte dadurch viel Mitgefühl unter ihnen; von Munde zu Munde lief die Nachricht, „wie ein armer engliſcher Knabe ſein Schiff verloren habe und nicht wiſſe, wo er die Nacht zubringen ſolle.“ Einer der Jungen verſprach mir ein Abendeſſen und was das Nachtlager betraf, ſo ſchien die allgemeine Meinung dahin zu gehen, daß ich unter einer der Fleiſcherbuden des naheliegenden Marktes ein paſſendes Obdach finden würde.

Ich aber hatte ganz andere Pläne für mich im Kopfe. Es wohnte damals zu New-York eine Familie, Namens Clark, die ich von Halifax her kannte; ich erinnerte mich, wie meine Schweſter

Harriet, kurz bevor ich die Heimath verließ, von ihnen geſprochen und mir geſagt hatte, daß ſie auf dem Fly Market oder in deſſen Nähe wohnten; daß wir uns aber auf Fly-Market befanden, wußte ich und dieſer Name hatte mich eben an jene Familie erinnert. Ich erkundigte mich, ob einer der Knaben von einer Familie dieſes Namens wüßte — bekam aber keine befriedigende Antwort: die Clarks waren Fremde, welche Niemand kannte. Es war nicht mehr lange bis Sonnenuntergang und ich beſchloß deßhalb, die Leute in eigener Perſon aufzuſuchen.

Unverzüglich machte ich mich an die Ausführung meines Vorhabens und ging den Markt hinauf, bis ich Maiden-Lane* erreichte. Während ich ſo die Straße hinſchlenderte, hörte ich plötzlich eine weibliche Stimme hinter mir rufen:

„Herr Gott! da unten geht Edward Myers im ärmlichſten Aufzug!“

Gleich darauf kam Suſanna Clark, eine von den Töchtern, auf die Straße herab und einen Augenblick ſpäter ſtand ich in ihrem Hauſe, umringt von der ganzen Familie.

Natürlich wurde ich nun auf's Genaueſte ausgefragt und erzählte auch alsbald die volle Wahrheit. Die Clarks bezeugten ſich äußerſt freundlich gegen mich, boten mir Kleider an und wollten mich bei ſich behalten; ich konnte aber die Familie nicht leiden, denn mit den Knaben war ich früher in fortwährendem Hader gelegen und der Vater, der mir immer ſehr ſtreng vorkam, hatte mich, trotz meiner Unſchuld — in Halifax des Obſtdiebſtahls beſchuldigt, weßhalb ich Mr. Clark ſeither immer als eine Art von Feind zu betrachten pflegte. Ich hatte hauptſächlich deßhalb nach dieſer Familie gefragt, um von ihr zu erfahren, wo ein gewiſſer Dr. Heizer** wohnte.

* Jungfernſtieg. D. U.

** So lautet Ned's Ausſprache, welche aber wahrſcheinlich unrichtig iſt. Ned geht ziemlich willkührlich mit Namen um, und mag ohne Zweifel manche falſch buchſtabiren. D. Herausg.

Es war dies ein Deutſcher, der früher in der Armee gedient hatte und ſich, wie ich wußte, in New-York aufhielt; zu ihm hatte ich mehr Vertrauen, als zu den Clark's, und ich war feſt entſchloſſen, mich ganz ſeiner Güte in die Arme zu werfen.

Ich lehnte alſo alle Anerbietungen ab, ließ mir Dr. Heizers Adreſſe geben und machte mich ganz ſo, wie ich war, auf den Weg, um ſeine Wohnung aufzuſuchen. Draußen war Mondſchein und mit kindiſcher Zuverſicht wanderte ich durch die Straßen. Mein Weg führte Broadway* hinauf, gegen die Ecke dieſer und der Heſter Street, nahe bei der Canalſtraße, welche anno 1805 beinahe noch außer der Stadt lag. Man hatte mich angewieſen, mich auf Broadway nach einer Brücke umzuſehen, die mir bei meiner neuen Schifffahrt als Landmarke dienen ſollte; ſie war auch leicht zu finden und als ich mich an einem Hauſe nach meiner Adreſſe erkundigte, erfuhr ich, daß die Familie, welche ich ſuchte, neben an wohnte.

Die Heizers waren durch mein Erſcheinen höchlich überraſcht; ich wurde natürlich ausgefragt und erzählte ihnen die reine Wahrheit, denn ich wußte, daß ein Geheimhalten unnütz ſeyn würde, war trotz des Schrittes, den ich vor Kurzem gethan hatte, von Natur gleichwohl höchſt offenherzig, und fing jetzt an, den Mangel an Freunden ſchmerzlich zu empfinden. Man gab mir zu eſſen und noch denſelben Abend führten mich Dr. Heizer und ſeine Frau in einen Laden unterhalb Broadway und kauften mir einen neuen hübſchen Anzug. Eine Woche ſpäter ging ich wieder regelmäßig in die Schule.

Welche Schritte Dr. Heizer wegen meiner Ankunft unternahm, habe ich nie erfahren; es läßt ſich wohl vermuthen, daß er Mr. Marchinton, den er ganz gut kannte, die näheren Umſtände mittheilte, obwohl Harriet mir ſagt, daß ſie die erſte Nachricht um vieles ſpäter und aus ganz anderer Quelle erhalten habe. Dem mag nun ſeyn wie ihm wolle — ich für meine Perſon wurde freundlich behandelt und lebte in jeder Hinſicht, wie wenn ich ein Glied der

* Der breite Weg. D. U.

Familie wäre. Die Heizers hatten keinen Sohn und ſchienen mich alle als einen ſolchen zu betrachten.

So verweilte ich in dieſem Hauſe vom Herbſte 1805 bis zum Frühjahr 1806. Bald aber hatte ich das Lernen ſatt und begann wieder die Schule zu ſchwänzen, wogegen ich auf den Werften herumſchlenderte und mir die Schiffe betrachtete. Dr. Heizer kam bald dahinter und je mehr er mich beobachtete, deſto deutlicher wurde ihm meine Vorliebe für die See.

Er und ſeine Frau nahmen mich jetzt bei Seite und ſuchten mich zur Rückkehr nach Halifax zu überreden: ich war aber dieſem Rückſchritte mehr und mehr abgeneigt geworden. Ehrlich geſtanden hegte ich ſchlimme Beſorgniſſe vor Mr. Marchinton's Peitſche und fürchtete eine lange Reihe harter Bußtage.

Bei manchen Menſchen mögen ſtrenge Maßregeln allerdings am Platze ſeyn: dagegen gibt es aber auch andere, für welche ſie mir weniger paſſend erſcheinen. Ich gehörte zu letzterer Klaſſe, und bin, glaub' ich, weit leichter zu leiten als anzutreiben; jedenfalls konnte ich nur mit Abſcheu an jene Heimkehr denken und weigerte mich geradezu, den Vorſchlag anzunehmen.

Nach langem Hin- und Herreden und vielen Ueberredungsverſuchen willigte endlich Dr. Heizer ein, mich von New-York aus auf die See gehen zu laſſen — vielleicht daß er ſich auch bloß ſo ſtellte: ich habe dies nie genau erfahren.

Der „Leander," Miranda's Admiralſchiff bei ſeinem mißlungenen Verſuche, das ſpaniſche Amerika zu revolutioniren, lag eben damals im Hafen vor Anker; Dr. Heizer war mit einem Herrn bekannt, der mit dem Schiffe in Verbindung ſtand und wußte mich daſelbſt unter der Bedingung unterzubringen, daß ich mit demſelben nach Holland überſegeln ſollte. Den Tag über befand ich mich am Bord des Schiffes; zum Eſſen und Schlafen aber kehrte ich in das Haus meines neuen Dienſtherrn zurück.

Dieſe Lebensweiſe mochte etwa vierzehn Tage gedauert haben,

als ſie mir bereits herzlich entleidet war. Neben meinem Herrn und Gebieter hatte ich nun auch noch eine Gebieterin, welche mich zu einer Art von Küchenjungen verwendete und mich zum Reinigen von Meſſern, Stiefeln, Leuchtern und ähnlichen Verrichtungen anhielt, gegen welche mein Stolz ſich höchlichſt empörte. Ich habe ſeither manchmal gedacht, es könnte auch geſchehen ſeyn, um mir den Seedienſt zu entleiden und mich zur Rückkehr nach Mr. Marchinton's Hauſe zu veranlaſſen — jedenfalls aber hatte es eine ganz andere Wirkung, denn mein Wunſch, Seemann zu werden, blieb fortwährend unverändert.

Eines Sonntags war ich auch wieder auf dem Schiffe geweſen und hatte dem Steuermann im Aufziehen der Flaggen am Fock- und Beſanmaſt geholfen, worauf ich zu gehöriger Zeit nach Haus zurückkehrte. Hier empfieng mich meine Herrin mit dem Befehl, augenblicklich eine doppelte Portion Meſſer zu putzen. Ich proteſtirte gegen alle derartige Arbeit und gerieth in heftigen Streit mit ihr; endlich zwang ſie mich aber doch, die Meſſer zu reinigen — doch nicht zu ihrem Beſten, denn über die Hälfte flog über den Zaun in den anſtoßenden Hof; was übrig blieb, wurde geſäubert, worauf ich meinen Hut ergriff und wieder zu Dr. Heizer zurückkehrte, um den Leander und meine Gebieterin mit keinem Auge mehr zu erblicken.

Zweites Kapitel.

Dies führte natürlich eine Erklärung herbei: Dr. Heizer und ſeine Frau machten mir Vorwürfe wegen meines Benehmens und verſuchten nochmals, mich zur Rückkehr in Mr. Marchinton's Haus zu überreden. Die freundlichen Geſinnungen jenes Herrn, ſowie die Ausſichten, welche mir der Schutz und die Gönnerſchaft meines Pathen, des Herzogs von Kent, darböten, wurden des Langen und Breiten beſprochen.

Ich kann jetzt nicht umhin zu glauben, daß ich die Gunſt, deren ich in jener frühen Periode meines Lebens genoß, zum größten Theil dem Umſtande verdankte, daß der Prinz mich aus der Taufe gehoben hatte. Er war ein ſtrenger Befehlshaber — ja ich erinnere mich ſogar gehört zu haben, daß ſeine Strenge mehr als einmal zur Meuterei Veranlaſſung gab; mein Vater ſtammte aus Deutſchland — einem Lande, wo die militäriſche Subordination bis zum Uebermaße gehandhabt wird, und ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß jene Ehre aus einer Aehnlichkeit des Geſchmacks, welche zwiſchen Beiden herrſchen mochte, hervorging.

Ich kümmerte mich jedoch im Jahre 1805 noch ſehr wenig um alle dieſe Rückſichten und dachte weit ſeltener an den Schutz, der mir von einem Prinzen königlichen Geblütes in Ausſicht geſtellt war, als an meinen Plan, zur See zu gehen, vornehmlich aber daran, Mr. Marchinton's Zuchtruthe zu entrinnen. Dr. Heizer erkannte endlich die Fruchtloſigkeit ſeiner Vorſtellungen und ſchickte mich wieder in die Schule, wo ich abermals ein Paar Monate ausdauerte.

Dieſe ganze Zeit über war meine Vorliebe für die Schiffe eher im Zu- als im Abnehmen begriffen, denn ich benützte jede Gelegenheit, um auf die Werfte zu kommen, wo ich mir die verſchiedenen Fahrzeuge betrachtete und die Einrichtung der Tackelage kennen zu lernen ſuchte.

Eines Tages ſah ich eine brittiſche Flagge und während ich ſie mit tiefem Widerwillen betrachtete, hörte ich mich bei'm Namen rufen. Mein erſter Blick ſagte mir, daß ich von einem Manne aus Halifax erkannt ſeyn mußte und in der Angſt, er möchte Mittel finden, mich zu ergreifen und dorthin zurückzubringen — lief ich ſpornſtreichs davon.

Meine Beſorgniß in dieſem Punkte war nun einmal angeregt und um ſie zu vollenden, vernahm ich auch noch am ſelben Tage von einer der jungen Damen des Hauſes die Worte „Edward“ und „Halifax“, welche ſie in traurigem Tone ausſprach. Die Mädchen

waren auf Martinique geboren und ſprachen nur wenig engliſch, dagegen plauderten ſie viel franzöſiſch und ſahen dabei gelegentlich auf mich, wie wenn ich der Gegenſtand ihres Geſpräches wäre. Meine Furcht mochte wohl durch meine Gewiſſensbiſſe angeregt ſeyn; jedenfalls hatte ſie ſich in Kurzem dermaßen geſteigert, daß ſie mich abermals zu dem Entſchluſſe veranlaßte, mich nach einem Schiffe umzuſehen, und auf dieſe Art die Flucht zu ergreifen.

In dieſer Abſicht verließ ich den Neger, der mit mir auf den Markt geſchickt worden war, unter dem Vorwand, ich wolle in die Schule gehen und wandte mich dafür nach der Werfte, wo ich hin und her wanderte, bis ich ein Schiff entdeckte, das meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es hieß der „Sterling“, und auf ſeinem Verdeck gewahrte ich einen äußerſt gutmüthig ausſehenden Steuermann mit Namen Iriſh, der aus Nantucket gebürtig war. Befehlshaber des Schiffes war Kapitän John Johnſton aus Wiscaſſet im Staate Maine, welcher gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater das Fahrzeug als Eigenthum beſaß.

Ich ging an Bord des Sterling und nachdem ich mich eine Weile daſelbſt umgeſehen hatte, faßte ich mir ein Herz und bot Mr. Iriſh meine Dienſte als Schiffsjunge an. Er begann natürlich alsbald mich auszufragen; ich ſuchte aber jeder genauen Antwort auszuweichen. Nach einer Weile kam Kapitän Johnſton an Bord und Mr. Iriſh theilte ihm alsbald mein Geſuch mit, worauf es abermals zu einem noch viel ſchärferen Verhöre kam, ſo daß ich mich genöthigt ſah, um meine Abſicht zu erreichen, auf Erdichtungen abzugieren *.

Während meines Verkehrs mit verſchiedenen Schiffsjungen zu Halifax hatte ich die näheren Umſtände der Gefangennahme der „Kleopatra“ von zweiunddreißig Kanonen durch die franzöſiſche Fregatte „Ville de Milan“ von achtunddreißig und die Wieder-Eroberung dieſer beiden Schiffe durch den „Leander“, eine Fregatte

* D. h. Erdichtungen zu erſinnen. D. U.

von fünfzig Geſchützen in Erfahrung gebracht. Ich erzählte nun, mein Vater ſey Sergeant in der Marine geweſen und bei jener Affaire getödtet worden; nachdem die Schiffe in den Hafen eingelaufen, ſey ich ſelbſt auf und davon gegangen und wünſche jetzt bei einem amerikaniſchen Schiffsherrn in Dienſte zu treten, um mich zu einem tüchtigen Seemanne heranzubilden.

Kapitän Johnſton ließ ſich durch meine Mährchen wenigſtens in ſo weit täuſchen, daß er ſich entſchloß, meine Vorſchläge anzuhören und ſie ſogar theilweiſe anzunehmen; ich wurde mit dem Beſcheide entlaſſen, daß ich meine Kleider holen und dann nach dem Schiffe zurückkommen ſollte.

Es war Mittags zwölf Uhr, als ich zu Dr. Heizer's zurückkehrte. Meine erſte Sorge war, meine Kleider eines nach dem andern in den Hof hinunterzuſchaffen: dann ſetzte ich mich mit der Familie zu Tiſch. Sobald das Eſſen beendigt war, ſchlich ich mich mit meinem Bündel davon und ließ die guten Leute in dem Glauben, ich ſey wieder in die Schule gegangen. — Ich habe ſie nie wieder geſehen; denn als ich einige Jahre ſpäter nach New-York zurückkehrte, erfuhr ich, daß ſie insgeſammt nach Martinique übergeſiedelt waren. Ich hätte auch gewiß dieſe vortreffliche Familie nicht wie der Dieb in der Nacht verlaſſen, wenn ich nicht durch den Gedanken beunruhigt geweſen wäre, daß man mich nach Halifax — einen Ort, den ich jetzt aus tiefſter Seele haßte — zurückſchicken wolle.

Kapitän Johnſton empfing mich freundlich und ließ mir in ſeiner eigenen Wohnung zu Old Slip im alten Kaffeehauſe Nachteſſen und Lagerſtätte anweiſen; er ſchien Gefallen an mir zu finden und auch ich war ganz von ihm entzückt. Am andern Tag führte er mich in eine Matroſenbude, ließ mich wie einen Seemann auftackeln und ſchickte mich dann in die Kajüte, wo ich nun meinen Dienſt in aller Ordnung antreten ſollte.

Auf dem Schiffe befand ſich ein Knabe, Namens Daniel Mac Coy, der die letzte Seereiſe nach Rußland als Kajütenjunge mitgemacht

hatte; er ſollte nun auf das Vorderkaſtell verſetzt werden und mich in dem Dienſte, in welchem ich ihn ablöste, inſtruiren.

Ich fühlte mich nun vergleichungsweiſe glücklich; mein ſehnlichſter Wunſch war, unwiderruflich in Kapitän Johnſton's Dienſte zu treten und endlich einmal in die See auszulaufen, was ich eigentlich noch höher anſchlug. Der Sterling hatte eine gute altmodiſche Kajüte, wie ſie anno 1806 in der Regel beſchaffen waren; ich rannte im Staatszimmer umher, rumorte in Kaſten und Schubladen, lief die Kajütentreppe auf und ab und war ſo ſeelenvergnügt, wie wenn dies Alles zu einem Pallaſte gehört hätte. Daniel Mac Coy war jeden Tag am Bord und die Bequemlichkeiten des Schiffs blieben ſo ziemlich uns ganz allein überlaſſen.

Zwei bis drei Tage ſpäter wurde von Kapitän Johnſton im Beiſeyn von Gerichtsperſonen ein regelmäßiger Kontrakt mit mir abgeſchloſſen, welcher mich bis zum einundzwanzigſten Jahr zu ſeinem Dienſt verpflichtete. Jetzt erſt hatte ich mehr Vertrauen zu meiner Lage, da ich wußte, daß Dr. Heizer kein geſetzliches Recht über mich beſaß. Das Amt, das ich zu beſorgen hatte, konnte meine Würde keineswegs beeinträchtigen, denn ich hatte blos am Bord zu arbeiten, wie dies dem Dienſte des Kajütenjungen ziemte.

Der Sterling begann bald darauf ſeine Ladung einzunehmen, welche in einer Fracht Mehl beſtand, die auf den Markt nach Cowes beſtimmt war. Nicht allein der Kielraum, auch Staatszimmer und Kajüte wurden vollgepfropft, ſo daß man nur mit knapper Noth über die Tonnen klettern konnte, wenn man ſeine Hängematte erreichen wollte; hinter der Kajütenthüre wurde noch ein Plätzchen zur Mittagstafel frei gelaſſen. Paſſagiere waren damals äußerſt ſelten, wogegen der Handel auf's Schwunghafteſte betrieben wurde.

Wir waren eben im Begriff, die Segel zu beſchlagen, als der Spediteur mit einem andern Kaufmann auf das Schiff kam; Beide wurden von einem Jüngling begleitet, der, wie man erfuhr, gleichfalls Schiffsdienſte zu nehmen wünſchte; er führte den Namen

Cooper und wurde auf dem Schiffe nie anders genannt. Kapitän Johnſton nahm ihn mit, ließ ihn die Schiffs-Artikel unterzeichnen, worauf er am folgenden Tage in der Matroſenjacke zu uns ſtieß. Er kam nie in die Kajüte, ſondern wurde ſogleich auf dem Vorkaſtell zu ſolchen Dienſten verwendet, wie ſie ſeinen Kräften angemeſſen waren; ſpäter erfuhren wir, daß er für die Marine beſtimmt ſey.

Der Tag, an welchem Cooper auf's Schiff gelangte, war für mich ſelbſt ein Tag der Schande. Man ſchaffte nämlich die kleinen Vorräthe für die Kajüte an Bord, und Dan Mac Coy überredete mich, von einer Flaſche herrlich duftenden Kirſchenwaſſers zu koſten: ich trank nicht viel, doch ſelbſt das Wenige, was ich verſchluckte, machte mich völlig betrunken. Es war das erſte, wollte Gott, ich dürfte auch ſagen, das letzte Mal, daß ich mich in dieſem jämmerlichen, ſchmachvollen Zuſtande befand, und nur der Gedanke gereicht mir zu einigem Troſte, daß es wenigſtens auf mehrere Jahre für das Letzte galt. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich endlich die Stunde erlebt habe, wo berauſchende Getränke keine Herrſchaft mehr über mich ausüben und überhaupt nie wieder über meine Lippen kommen werden!

Kapitän Johnſton wollte mich für meine Thorheit nicht durchpeitſchen, ſondern zupfte mich nur etwas Weniges bei den Ohren und gab mir einen ſcharfen Verweis; er ſowohl wie Mr. Iriſh ſchienen zu begreifen, daß die Schwäche meines Kopfes einzig und allein an meinem Zuſtande Schuld war: Dan dagegen hatte die Hauptſtrafe zu leiden, und bekam für ſeine Mühe das Tauende zu koſten, wie er's denn wirklich nicht beſſer verdiente.

Am andern Tag brachten die Stauer* das Schiff in den Strom und die Mannſchaft kam jetzt an Bord.

Der Zuſtand, in welchem damals die Bemannung eines Kauffahrers zuſammenkam, gewährte immer einen traurigen Anblick: die Leute trugen Alle die Zeichen der Ausſchweifungen an ſich,

* Güterpacker. D. U.

deren ſie ſich am Lande ſchuldig gemacht hatten — die Einen regungslos, in thieriſcher Stumpfheit, Andere gegen die Wirkung des übermäßig genoſſenen Getränkes ankämpfend, und wieder Andere in jenem ſchrecklichen Zuſtand, welchen die Matroſen ſelbſt die „Schauer“ nennen.

Unſere Mannſchaft war weder ſchlimmer noch beſſer als die der andern Schiffe — eine wahre Muſterkarte der verſchiedenſten Nationen, wie ſie alle amerikaniſchen Fahrzeuge in der Regel darboten, ſo lange ſich der neutrale Handelsverkehr auf ſeinem damaligen Höhepunkt erhielt. Der Kapitän, der Oberſteuermann, der Koch nebſt vieren von den Vorkaſtell-Matroſen waren geborene Amerikaner; der Unterſteuermann ein Portugieſe, von den Schiffsjungen der eine ein Schotte, der andere ein Kanadier; außerdem befand ſich noch ein Spanier, ein Preuße, ein Däne und ein Engländer auf dem Vorkaſtell. Ein zweiter Engländer, ein Küfer, der auf einem Wallfiſchfänger Schiffbruch gelitten, hatte unter der Bedingung freier Ueberfahrt Dienſte bei uns genommen. Mit Dan Mac Coy zählte das Vorkaſtell ohne den Koch zehn, die Back dagegen fünf Mann, worunter auch den Rheder eines zweiten geſtrandeten Engländers, den wir als Paſſagier mitnahmen.

Noch am ſelben Nachmittag lichteten wir die Anker und fuhren den Strom hinab, bis wir dem Stadthaltereiland gegenüber kamen, wo wir aufs Neue anlegten. Den Morgen darauf wurden ſämmtliche Matroſen aufgerufen, um endlich unſere Abfahrt zu bewerkſtelligen; ſobald der Anker aufgewunden war, gab der Steuermann Cooper'n und mir den Befehl, am Fockmaſt hinaufzuklettern und das Vormarsſegel los zu laſſen.

Kaum hatte ich mich auf dem einen, Cooper auf dem andern Raaarm niedergelaſſen, als der Unterſteuermann heraufkam und uns lachend ſein „Stopp“* in die Ohren ſchrie. Cooper war eben im

* Dieſer Ruf bedeutet, daß ein Tau vor dem Abvieren geſtoppt werden ſoll. D. U.

beſten Arbeiten an ſeinen „Raabanden“ und hätte wohl bald die eine Hälfte des Segels im Mars unten gehabt, wenn er nicht auf dieſe Art geſtört worden wäre; ich ſelbſt nahm die Beſchlagſeiſinge von der Raa ab, um ſie pünktlich auf's Verdeck herabzunehmen, wo ich ſie am beſten geborgen glaubte. Zum Glück für uns waren die Uebrigen zu emſig an der Ankerwinde oder mit den Nachwehen ihrer Trunkenheit beſchäftigt, um ein ſcharfes Auge auf uns zu richten. So entgingen wir dem Gelächter der Andern;* eine Woche ſpäter verſtanden wir's ſchon beſſer und brauchten den Spott der Matroſen nicht mehr zu fürchten.

Das Schiff gelangte an jenem Tage nicht weiter, als bis zu dem Quarantainegebiet; erſt am nächſten Morgen liefen wir in die offene See. Unſere Ueberfahrt war ſtürmiſch und langwierig: das Schiff lief die meiſte Zeit an den Boleinen** und wir waren faſt vierzig Tage unterwegs; doch fiel nichts Außergewöhnliches vor und wir bekamen endlich die Spitze von Portland zu Geſicht. Das Wetter wurde immer ungünſtiger, doch trafen wir noch einen Lootſen, der uns auf die Rhede von St. Helena*** führte, wo wir vor Anker gingen. Der Kapitän ſtieg mit vieren ſeiner Matroſen in's Boot und ruderte an's Land, um ſich zu Cowes nach den nöthigen Befehlen umzuſehen.

Gegen Nachmittag hellte ſich der Himmel wieder auf und bald hatten wir in der Nähe der Rhede einen Lootſen ausfindig gemacht. Mit Sonnenuntergang legte ein Kriegskutter bei uns an und Mr.

* Hätte nämlich Coover ſein Tau nicht „geſtoppt“, ſo wäre daſſelbe durchgelaufen und das Segel in den Mars herabgefallen. Die Beſchlagſeiſinge mitzunehmen, war vollends ganz unnöthig, da dieſe immer um den Raa-armgeſchlungen werden.

** Die Taue, welche die Mitte der Raaſegel feſthalten, um dieſe ſteif beim Wind zu halten, wenn derſelbe in ſchiefer ungünſtiger Richtung die Segel trifft.

*** Hier iſt nicht der berühmte Felſen gleiches Namens, ſondern die Oſtſpitze der Inſel Wight gemeint. D. U.

Iriſh erhielt Befehl, ſeine Mannſchaft antreten zu laſſen. Der engliſche Lieutenant, der ziemlich erträglich aufgetackelt war, ſetzte ſich hinter den Tiſch der Kajüte, während die Leute die Treppe herabkamen und ſich zur Beſichtigung auf dem Gange zur Back aufſtellten.

Die meiſten Ausländer hatte der Kapitän in ſeinem Boote mitgenommen; von den Amerikanern waren aber zwei zurückgeblieben, Beide ausnehmend hübſche Burſche und vortreffliche Matroſen. Der Eine, mit Namen Thomas Cook, maß ſeine volle ſechs Fuß und hatte ganz das Ausſehen eines vollendeten Seehunds; er fiel dem Lieutenant ſtark in's Auge, der ihm endlich ganz kaltblütig befahl, ſein Bündel zu packen, da er ſeiner bedürfe.

Cook wies ſeinen Paß vor, der Lieutenant aber gab zur Antwort:

„Pah, das Zeug da will nichts heißen — für zwei Dollar kann ich's Jedem in New-York verſchaffen. Ihr ſeyd ein Engländer und der König verlangt Eure Dienſte.“

Jetzt zog Cook ein von Sir John Beresford unterzeichnetes Atteſtat aus der Taſche, worin ihm bezeugt wurde, daß er nach langem Seedienſte von Sr. Majeſtät Schiffe „dem Cambrian“ entlaſſen worden ſey, weil er zur Genüge dargethan hatte, daß er ein geborener Amerikaner war.

Dieſes Document konnte der Lieutenant nicht wohl umſtoßen und mußte alſo Cook, wenn auch noch ſo ungerne, loslaſſen, wobei er aber ſeinen Schutzbrief in Händen behielt. Jetzt kam die Reihe an Iſaak Gaines, aus New-York gebürtig — ein Mann, deſſen Vater und Freunde dem Kapitain perſönlich bekannt waren, der aber keinen Freibrief wie Cook aufzuweiſen hatte, ſo daß der arme Burſche genöthigt war, ſeine Habſeligkeiten zuſammenzuraffen und auf den Kutter überzutreten. Er that es mit Thränen in den Augen und zum größten Bedauern aller ſeiner Kameraden, denen er als einer der beſten Matroſen des Schiffes bekannt war.

Wir fragten die Mannſchaft des Kutters, zu welchem Schiffe

ſie gehörten und ſie nannten uns einen Vierundſechziger, der in der See draußen kreuzte; als ſie uns aber verließen, bemerkten wir, daß ſie ihre Richtung nach einem andern Schiffe einſchlugen. Von Iſaac Gaines habe ich ſeit der Zeit nichts mehr gehört, noch geſehen.

Cook blieb bei uns; als er ſich aber eines Tags, während wir uns zu London befanden, in Coopers Begleitung in Somerſethouſe meldete, um dort ſein Priſengeld, wozu er laut ſeines Abſchieds durch ſeinen Dienſt auf dem Cambrian berechtigt war, angewieſen zu erhalten, befahl ihm der Sekretär, ſein Atteſtat ſo lange bei ihm zu deponiren, bis er den Betrag der Summe ausfindig gemacht hätte; in ein paar Tagen ſollte er wieder vorſprechen. Kaum war dieß geſchehen, als Cook auf dem Heimweg nach ſeinem Schiffe ohne Barmherzigkeit gepreßt wurde, da er jetzt weder Atteſtat noch Schutzbrief aufzuweiſen hatte. — Auch von ihm haben wir nichts mehr gehört.

Solche Vorfälle waren damals keineswegs ſelten, und häufig konnte es geſchehen, daß man heute mit einem Matroſen zuſammen diente, um morgen für immer von ihm getrennt zu werden.

Kapitän Johnſton kehrte erſt nach vierundzwanzig Stunden nach dem Schiffe zurück; er hatte in der Hauptſtadt die Ordre vorgefunden, mit dem Sterling nach London hinaufzuſegeln, und da eben eine friſche Briſe wehte, ſo machten wir uns auf den Weg und ſtachen ſo bald als möglich in die See. Am nächſten Morgen befanden wir uns in der Meerenge von Dover; der Wind war nur noch ſchwach, aber gleichwohl günſtig. In jenem Augenblicke hatte ſich ganz England gegen den beabſichtigten Einfall der Franzoſen in Waffen erhoben. Als der Morgen anbrach, konnten wir von unſerem Schiffe aus etliche vierzig Kriegsſchiffe zählen, welche zur Verhütung eines Ueberfalls die Nacht über in dem ſchmalen Kanale gekreuzt hatten.

Wir arbeiteten uns mit Hülfe der Fluth nach London hinauf und fuhren in die London-Docks ein, wo wir ausluden.

Es war zwar das erſte Mal, daß ich dem modernen Babylon meinen Beſuch abſtattete; gleichwohl hatte ich wenig Gelegenheit, mich daſelbſt umzuſehen. Unſer Cooper, der ſich bald in jenen Gewäſſern zum „patentiſirten Lootſen“ qualificirt hatte, nahm mich an einigen Sonntagsausflügen in's Schlepptau und wir beſahen uns die Parks und das Weſtende der Rieſenſtadt; doch war ich ſelbſt noch zu jung, um aus dieſen Beobachtungen viel Nutzen zu ziehen. Die Meiſten von uns wanderten nach dem Monument,* der St. Paulskirche und zu den Löwen; Cooper allein vertraute ſich einem der Beefſteakfreſſer an und beſichtigte die Arſenale, die Alterthumsſammlungen und die Kabinette mit Koſtbarkeiten. Er hatte dabei in ſeiner Seemannstakelage Tag und Nacht herumzulaufen, brachte dafür aber auch, ſeinem eigenen Berichte zu Folge, den ganzen Kopf voll Geſchnatters zurück.

Kapitän Johnſton bekam bald eine neue Fracht für ſein Schiff und wir ſteuerten jetzt den Dockpforten gegenüber in den Strom, um unſern Singelnballaſt ** einzunehmen. Der Preuße, der Däne, unſer Unterſteuermann und der engliſche Küfer verließen uns zu London; dafür trat ein Philadelphier, ein Burſche aus Maine, der aber erſt von einem engliſchen Linienſchiffe entlaſſen worden war, nebſt einem Irländer in unſere Dienſte.

Im Januar ſegelten wir ab und ſuchten ſo raſch wie möglich, die Meerenge von Gibraltar zu gewinnen. Die Ueberfahrt war ſtürmiſch — die Bai von Biscaya beſonders gab uns einen Vorſchmack ihrer bekannten ſchlimmen Eigenſchaften — doch weiß ich mich dabei nur zweier außergewöhnlichen Vorfälle zu erinnern.

Während wir längs der portugieſiſchen Küſte, im Angeſichte des Landes, hinabſegelten, bekamen wir eines Tags windwärts hinter unſerem Spiegel eine bewaffnete Felucke zu Geſicht, die auf uns

* Die Denkſäule zur Erinnerung an den großen Brand von 1666.

** Singeln ſind kleinere Steine, welche oben auf den ſchweren Ballaſt zu liegen kommen. D. U.

Jagd machte. Dem Kapitän wollte das Aeußere des Fremdlings nicht recht gefallen und um ihm auszuweichen, ließ er alle Segel einſetzen. Der Himmel war trüb, der Wind wehte friſch und zuweilen in heftigen Stößen: ſo oft er nachließ, näherte ſich uns die Felucke, wogegen wir bei den gelegentlichen Windſtößen wenigſtens einigen Vortheil über ſie gewannen.

Endlich begann die Felucke auf uns zu feuern und da Kapitän Johnſton bemerkte, daß die Kugeln uns ſehr nahe kamen und ſein eigenes Schiff zu ſchwer war, ſo hielt er's für's Beſte beizudrehen; zehn Minuten ſpäter war unſer großes Marsſegel back gelegt, die Felucke kam dicht unter unſer Lee, rief uns an und befahl uns ein Boot mit unſeren Schiffspapieren an Bord zu ſchicken.

Nie hat wohl ein ſpitzbübiſcher ausſehendes Fahrzeug einem unbewaffneten Kauffahrer einen ähnlichen Befehl gegeben. Während unſer Sterling von einer Woge emporgetragen wurde, ſank die Felucke in eine Wellenſchlucht hinab; ſo konnten wir gerade auf ihr Verdeck ſehen und uns einen ungefähren Begriff von dem machen, was unſer wartete, falls der Unbekannte unſer Schiff in Beſitz nahm. Seine Mannſchaft trug rothe Hemden und eben ſolche Mützen, ſchien überhaupt aus dem Auswurfe drr berüchtigten Orte Gibraltar, Cadix und Liſſabon zuſammengeſetzt zu ſeyn. Die Felucke führte zehn lange Kanonen und ihr Verdeck ſtarrte von Picken, Flinten und Piſtolen. Auf jeder ihrer lateiniſchen Raaen ſah man Ausgucker ausgeſtellt, welche ihre Blicke manchmal zu uns herüber wandten, als ob ſie die Nachleſe, die ihnen an unſerem Bord in Ausſicht ſtand, zum Voraus berechnen wollten.

Daß wir ausgeplündert werden würden — ſtand zu erwarten; auch war es ziemlich wahrſcheinlich, daß wir uns ſogar perſönlicher Mißhandlung unterwerfen mußten. Sobald wir beigedreht hatten, übergab mir Kapitän Johnſton ſein beſtes Teleskop, mit dem Befehl, es Cooper einzuhändigen, der es unter dem Singlenballaſt verſtecken ſollte. Dieß geſchah, und wir wußten noch überdieß ein

Säckchen mit Guineen ſo geſchickt in der Kajüte zu verſtecken, daß wir's hernach, als alles vorüber war, ſelber nicht mehr finden konnten.

Wegen der rauhen Witterung, die wir ſchon bei unſerer Abfahrt erwartet hatten, war die Jolle in das Langboot geſtaut worden und es mußten zuvor Taljen an die Kreuzraa angelaſſen werden, ehe man das Boot aushiſſen konnte — was immerhin einige Zeit in Anſpruch nahm. Die Felucke, welche uns mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſah, blieb ruhig in der eben eingetretenen Windſtille liegen und wartete geduldig, bis wir das Boot über Bord geſchafft und ins Waſſer gelaſſen hatten. Cooper, Dan Mac Coy, der große Dan und der ſpaniſche Joe ſtiegen ein; der Kapitän hatte bereits ſein Schreibpult in das Boot hinabgelaſſen und ſtand eben auf der Regeling*, um ſelbſt hinunter zu klettern, als das Schiff von einem plötzlichen Windſtoße getroffen wurde, ſo daß man die Leute augenblicklich zum Einreffen der Marsſegel aus dem Boot rufen mußte; ſo verſtrich eine Viertelſtunde mit Vorkehrungen gegen abermalige Windſtöße.

Bald hatte die Bö nachgelaſſen, auch der Himmel begann ſich etwas aufzuhellen und wir ſahen die Felucke immer noch ruhig daliegen und unſer Boot erwarten. Unſere Mannſchaft ſtieg abermals widerſtrebend in die Jolle — da plötzlich winkte uns der Kommandant der Felucke mit der Hand, ſein Schiff füllte die Segel, fiel luvwärts ab und ſchwamm mit ausgebreiteten Doppelſchwingen, der Ente gleich, gegen die Küſte.

Voll Verwunderung ſtarrten wir das Räthſel an und wußten nicht was wir aus dem Manöver machen ſollten, als — bum! — auf unſerer Wetterſeite ein ſchweres Geſchütz ſich vernehmen ließ. Die Kugel durchkreuzte unſer Kielwaſſer — wir hatten nämlich unſer Marsſegel gleichfalls gefüllt — und tanzte von Woge zu Woge gegen die Felucke heran.

* Gallerie oder Geländer, welches das Schiff rings umgibt. D. U.

Als wir uns in der Richtung des Schuſſes umſchauten, ſahen wir eine Fregatte mit eingeſetzten Leeſegeln unſere Felucke mit ſolcher Haſt verfolgen, daß der Schaum bis an ihre Klüsgaten hinaufſpritzte. Als ſie hinter unſerem Spiegel vorüberkam, zeigte ſie eine engliſche Flagge, nahm aber ſonſt keine Notiz von uns, ſondern folgte unabläſſig der Felucke, indem ſie ihren Abſtand von Zeit zu Zeit durch Schüſſe abmaß. Beide Schiffe verſchwanden bald in dem Nebel, wiewohl das Kanoniren noch eine Zeit lang fortdauerte.

Wir ſelbſt ſteuerten in unſerem Kurſe weiter und wünſchten dem Engländer viel Glück zu ſeiner Jagd auf die Felucke, welche den ganzen Tag keine Flagge hatte ſehen laſſen. Einige Wochen ſpäter fanden wir auch unſere Guineen wieder in einem Brodkorb, nachdem wir uns bis zu ihnen durchgegeſſen hatten.

Bald nachdem wir dem Seeräuber — denn dieß war die Felucke ſchon dem Anſehen und höchſt wahrſcheinlich auch ihrem Gewerbe nach, ob ſie nun ein wirkliches Patent aufweiſen mochte oder nicht — mit knapper Noth entronnen waren, begegnete uns ein zweites Abenteuer.

Die nebliche Witterung mit ihren Stürmen aus Weſten hielt an, bis wir die Meerenge von Gibraltar paſſirt hatten. In der Nacht, da wir uns dem Kap Trafalgar gegenüber befanden, kam der Kapitän um die Zeit der Mittelwache auf's Verdeck und ertheilte der Mannſchaft auf dem Vorkaſtell den lauten Befehl, ein ſcharfes Auge auf ihre Umgebung zu richten, da wir nächſtens durch Lord Collingwoods Flotte kommen müßten.

„Segel, ho!“ rief der ſpaniſche Joe, kaum nachdem der Kapitän den Mund geſchloſſen hatte.

Wer war's? — Die engliſche Flotte in einer langen Linie und in ſolcher Richtung gegen uns heranziehend, daß ſie zwiſchen dem Fock- und großen Maſt an unſer Schiff anzurennen drohte.

Der Kapitän befahl das Steuer hart aufzurichten und ſchrie nach Cooper, dem er die Kajütenlaterne heraufzubringen befahl.

Dieſer war mit einem Sprung die Leiter hinab, kletterte dann behend wie ein Eichhörnchen an der Takelage empor und ſtand in einer halben Minute auf dem Beſanmars, die Laterne in der Hand.

Dies rettete uns. Der Engländer war uns ſchon ſo nahe, daß wir den Offizier auf dem Deck ganz deutlich ſeinem eigenen Quartiermeiſter zurufen hörten:

„Backbord — hart Backbord — hart Backbord gehalten! oder der Teufel ſoll Euch holen!“

Hart Backbord ſtanden wir in der That, denn im nächſten Augenblick kam ein Zweidecker ſo nahe an unſerer Wetterſeite vorbeigeſchoſſen, daß die Mündung ſeiner Kanonen unſere Regeling beinahe einſtoßen zu wollen ſchien, als er von einer hohen Woge emporgehoben wurde.

Der Sterling hielt ſich dießmal gar nicht gut, denn während er windwärts abgierte, ſchien er geneigt, geraden Wegs auf den Engländer einzurennen, ehe dieſer ſein Steuer anders zu ſtellen vermochte. Der Zweidecker rief uns an, wir gaben unſere Antwort und der Offizier bemerkte dann ſpitzig, wir ſtänden „Bord an Bord neben einander.“ Der Wind wehte zu ſtark, um Boote auszuſetzen und ſo durften wir ohne weitere Unterſuchung weiter paſſiren.

Unſer Schiff fuhr hierauf nach Carthagena und ſobald wir daſelbſt eingelaufen waren, wurden wir auf mehrere Tage unter Quarantaine geſtellt. Der Hafen wimmelte von großen Kriegsſchiffen, darunter mehrere Dreidecker: ein friſch aus London ankommendes Schiff wie das unſrige, mußte alſo große Senſation erregen. Wir erhielten auch verſchiedene Beſuche von Offizieren, ohne daß ich übrigens wüßte, was ihr Zweck geweſen ſeyn mochte.

Von Carthagena wurden wir die Küſte abwärts nach einem Städtchen Aquilas geſchickt, wo wir eine Ladung ſpaniſcher Soda einzunehmen anfingen. Nachts warfen wir — gegen das dortige Hafengeſetz — unſern Singelnballaſt über Bord und den Tag über waren wir mit Einladen unſerer Fracht beſchäftigt. Das Waſſer

war übrigens ſo klar, daß unſer nächtliches Werk am nächſten Morgen recht leicht gerade unter unſerem Kiel geſehen werden konnte: da wir aber auf der äußeren Rhede lagen und nur wenige Schiffe den Hafen berührten, ſo hatte es wenig zu bedeuten. Während unſeres dortigen Aufenthalts gab's einmal einen Allarm: man fürchtete nämlich den Angriff eines engliſchen Linienſchiffs, das in der See draußen bemerkt wurde, und alsbald zogen ganze Schaaren von Prieſtern aus, um die ſchutzloſe Stadt zu vertheidigen.

Wir nahmen über die Hälfte unſerer Fracht in dieſem kleinen Hafen ein und fuhren dann nach Almeria, einer alten mauriſchen Stadt, dicht unter dem Kap de Gatta gelegen, um dort vollends den Reſt unſerer Fracht an Bord zu ſchaffen, wozu wir aber mehrere Wochen Zeit bedurften. Ich ging faſt jeden Tag auf den Markt und fand ſo Gelegenheit, das Leben und Treiben der Spanier in der Nähe zu betrachten. Unſer Schiff lag eine ziemliche Strecke vom Ufer entfernt und wir landeten an einer Quarantaineſtation, welche wenigſtens eine halbe Meile von dem Waſſerthor entfernt war, zu welchem wir jedesmal am Strande hinabwandern mußten.

Einer meiner Ausflüge in die Stadt verwickelte mich in ein kleines Abenteuer. Der Kapitän hatte Cooper'n befohlen, in der Kombüſe eine Portion Pech zu ſieden; der Keſſel wurde durch einen Zufall umgeworfen und das Schiff kam in Gefahr einer Feuersbrunſt. Man verſchaffte ſich jetzt einen neuen Keſſel, und Cooper wurde mit Daniel Mac Coy nach der Quarantaineſtation geſchickt, um das Pech am Bord zu kochen. Der Strand war ohne Werfte, weßhalb man mitten durch die Brandung an's Ufer waten mußte; überdies bildet die Bai bloß einen Ellenbogen, ſo daß die Hälfte des Winds, der in der See draußen weht, auch hier hereindringt — lauter Umſtände, welche das Landen zuweilen ſehr kitzlich machen und viele Gewandtheit in Anſpruch nehmen.

Ich ging mit den beiden andern an's Land und wanderte in die Stadt, um meine Geſchäfte zu beſorgen, während die beiden

Jungen ein Feuer anzündeten und ihr Pech abkochten. Kaum waren ſie damit fertig, als wir die Bemerkung machten, daß die Brandung ſehr hoch ging und äußerſt ſtürmiſch ausſah. Für ſolche Fälle lautete unſer Befehl immer: „raſch und ohne zu warten abgeſtoßen“, denn ein Aufſchub macht die Sachen in der Regel nur noch ſchlimmer. Wir ſtiegen alſo ins Boot und ſtießen vom Land.

Ein paar Minuten lang ging Alles gut; plötzlich aber wurden die Buge unſerer Jolle von einer der Deiningen erfaßt und umgedreht, ſo daß das Boot mit einem Mal den Kiel gen Himmel ſtreckte. Wie man bei ſolchen Gelegenheiten aus der Patſche kömmt, das weiß wohl Keiner anzugeben — genug, wir erreichten das Land, das Unterſte zu oberſt, Keſſel, Ruder, Boot und Mannſchaft, Alles unter einander. Der Keſſel und ein paar nagelneue Schuhe, die mir gehörten, blieben verloren, worauf wir unſern Verſuch von Neuem — und genau mit demſelben Erfolge begannen. Erſt beim dritten Male brachten wir das Boot durch die Brandung und gelangten endlich glücklich zu unſerem Schiffe.

Solche Scenen gerade ſind es, welche junge Burſche abhärten und ihnen den rechten Geſchmack an Gefahren beibringen. Ich konnte keine Armslänge weit ſchwimmen und wäre ohne Gnade ertrunken, wenn nicht das Meer ein Leben, das jedem Andern außer mir ſo werthlos war, verſchmäht und mich an's Land geworfen hätte.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte zu Almeria machte ſich unſer Schiff wieder auf den Rückweg nach England. Wir hatten längere Zeit friſchen Weſtwind und wurden zwiſchen Europa und Afrika hin und hergeworfen, bis ſich endlich aus Oſten eine ſtarke Briſe erhob, welche uns mit furchtbarer Schnelligkeit in den atlantiſchen Ocean hinaustrieb. In der Meerenge von Gibraltar kamen wir an einem Geſchwader portugieſiſcher Fregatten vorüber, das gegen die algieriſchen Korſaren kreuzen wollte. Dieſe Flotte hatte ſich's zur Regel gemacht, unter den Felſen von Gibraltar ſo lange liegen zu bleiben, bis der Oſtwind heftig genug war, um

die Schiffe durch die Meerenge zu jagen; dann lichteten ſie die Anker, ſteuerten in die See hinaus, bis der Wind wieder umſprang, ſo daß ſie auf dieſe Art das atlantiſche Meer gegen ihre Feinde, das mittelländiſche aber gegen ihre eigenen Schiffe blokirten.

Wir hatten eine lange Fahrt und litten bereits Mangel an Pöckelfleiſch, als wir zum Glück in der Bai von Biscaya einem Nordamerikaner begegneten, von welchem wir eine Tonne mit Ochſenfleiſch einhandelten. Wir befanden uns ſchon in der Nähe des Canals, da wurde bei leichtem Südwind in unſerem Kielwaſſer ein Segel entdeckt, das ſich Hand über Hand * unſerem Schiffe näherte. Es machte immer zwei Schritte, bis wir einen zurücklegten, denn der Sterling wurde von ſeiner Sodaladung in's Waſſer niedergezogen und war beſonders bei leichtem Winde äußerſt ſchwerfällig.

Als der Fremde uns nahe genug kam, konnten wir bemerken, daß er mit Pumpen beſchäftigt war, während das Waſſer unaufhörlich in Strömen durch ſeine Speigaten herausſchoß: dies dauerte fort, ſo lange er uns im Geſichte blieb, was mehrere Stunden währte. Das Schiff — ein engliſcher Zweidecker — zog auf Kabellänge an uns vorüber, ohne aber irgend Notiz von uns zu nehmen, gerade als ob wir ein Meilenzeiger geweſen wären; dabei konnten wir die Geſichter der Matroſen ganz gut unterſcheiden, während dieſe auf der Kuhl verſammelt ſtanden, um nach der Anſtrengung des Pumpens wieder Athem zu ſchöpfen. Der Engländer ließ einen Klüseimer in's Waſſer fallen, den wir einhißten, nachdem uns das Schiff eine halbe Meile vorangeeilt war: er war mit dem großen Pfeil bezeichnet — ein Zollbeamter, der ihn ſpäter zu Geſicht bekam, zeigte große Luſt, ihn als gute Priſe einzuſtecken.

Den Namen des Schiffs konnten wir niemals erfahren, doch

* Bedeutet in der Seemannsſprache: „nach und nach, allmählig" und iſt von der Arbeit beim Aufhiſſen der Taue entlehnt, wo zur Verſtärkung der Ziehkraft die Hand des einen Matroſen immer dicht über die des andern zu liegen kommt. D. U..

lag in der ganzen Art, wie es ſeiner üblen Lage zum Trotz an uns vorüberzog, ohne uns auch nur eines Anrufs zu würdigen, ein Anſtrich ungemeinen Stolzes und großer Standhaftigkeit. Wir hätten ihm freilich auch nicht viel helfen können und ſeine Abſicht war ohne Zweifel, bald möglichſt ein Dock zu erreichen, wo es ſeine Schäden, die vielleicht, wie einige von uns vermutheten, von einem hitzigen Kampfe herrührten, ausbeſſern konnte, was auf der See ſelbſt nicht möglich geweſen war.

Bald nachdem wir dieſes Schiff aus den Augen verloren hatten, erhielten wir einen deutlichen Beweis davon, wie ſchwer ſich die Größe eines Fahrzeugs auf der See beurtheilen läßt. Gerade vor uns in ziemlicher Entfernung wurde abermals ein Schiff ſichtbar. Mr. Iriſh erklärte es für eine Kriegsſchaluppe: eine halbe Stunde ſpäter wurde ſie zur Fregatte und als ſie dwarsab an uns vorüberzog, zeigte ſie drei Reihen Stückpforten. Es war ein Neunziger; auch er fuhr an uns vorbei, ohne uns ſeiner Beachtung werth zu halten.

Drittes Kapitel.

Bei ſchönem Wetter und günſtigem Winde ſegelten wir um das Cap Lands-End; ſtatt aber den Canal hinaufzuſteuern, wurde unſer Schiff nach dem Lande eingehalt. Cooper ſtand am Steuer und der Kapitän fragte ihn, ob er unter den Matroſen nicht einen kenne, der ſchon in Falmouth geweſen ſey. Er erhielt zur Antwort, der Philadelphier Bill habe vom Vorkaſtell aus die verſchiedenen Vorgebirge alle mit Namen bezeichnet und ſeinem eigenen Bericht zufolge lange Zeit an der engliſchen Küſte Dienſte gethan.

Dieſer Bill war ein Mann in den Fünfzigen, von feſtem, ruhigem, zuverläßigem Charakter und ſtand auf dem ganzen Schiffe in der größten Achtung. Er zeigte für Cooper eine beſondere Vorliebe, hatte ihn im Stechen und Spliſſen von Tauen, ſowie

in den übrigen Details ſeines Berufes unterrichtet, wofür dieſer ihn häufig mit ſich an's Land nahm und mit hiſtoriſchen Anekdoten über die Punkte, die wir beſuchten, unterhielt. Kurz, die Freundſchaft zwiſchen Beiden war ſo innig, als ſie bei ihrer Verſchiedenheit in Alter und Erziehung nur immer ſeyn konnte; doch ſelbſt bei Cooper hatte ſich Bill immer für einen Philadelphier ausgegeben, wie er denn auch im Aeußern vorzugsweiſe jenem Menſchenſchlage glich, den wir in Amerika unter dem Namen Yankees begreifen.

Bill wurde alsbald herbeigerufen und ausgefragt. Trotz ſeiner auffallenden Unruhe mußte er zugeben, daß er das Schiff nach Falmouth zu ſteuern verſtehe; außer einem Felſen, der ſich Pendennis-Caſtle gegenüber erhob, ſtand uns nichts weiter im Wege, und auch ihm konnte man ohne Schwierigkeit ausweichen. Wir erfuhren jetzt, daß der Kapitän im Sinne habe, in Falmouth einzulaufen und die für alle aus dem Mittelmeere einlaufenden Schiffe vorgeſchriebene Quarantäne daſelbſt zu beſtehen.

Bill führte uns ſicher in den Hafen, worauf wir einige Meilen oberhalb der Stadt in eine Bai beordert wurden, wo ſich die Schiffe in Quarantäne zu legen pflegten. Den Tag darauf kam ein Boot mit einem Hafenarzte an, und wir erhielten Befehl, auf dem Verdeck zu erſcheinen und unſere Glieder zu rühren, um die Aufſichtsbehörde zu überzeugen, daß wir noch am Leben und bei guter Geſundheit waren.

In dem Boote befanden ſich vier Männer und unſer Bill wurde augenblicklich von ihnen erkannt, denn ſein eigentlicher Geburtsort lag nur wenige Meilen von unſerem Ankerplatze entfernt und er beſaß ſogar ein Weib, das in weit größerer Nähe von ihm wohnte, als er in der That wünſchen mochte. Eben dieſes Weib — ein wahrer Drache — hatte den armen Teufel vor zwanzig Jahren nach Amerika getrieben und verdarb ihm alle Luſt zu einem Aufenthalte in ſeinem Vaterland. Bill wußte ſich durch geheime Mittel mit den Leuten im Boot zu verſtändigen und ihr Verſprechen zu

erlangen, daß ſie ihn nicht verrathen wollten, was Alles durch bloße Zeichen bewerkſtelligt wurde, da das Sprechen uns durchaus verboten war.

Wir mußten faſt vierzehn Tage in Quarantäne bleiben; dann endlich durfte unſer Schiff der Stadt gegenüber vor Anker gehen. Dies geſchah an einem Samſtag; am andern Morgen erhielt ein Theil der Mannſchaft, darunter auch Bill, die Erlaubniß an's Land zu gehen: bei der Rückkehr geſtand Letzterer, er ſey durch den Anblick ſeiner Vaterſtadt ſo aufgeregt worden, daß er ſich Unvorſichtigkeiten habe zu Schulden kommen laſſen. Dieß verſetzte ihn die Nacht über in eine höchſt unbehagliche Stimmung, ob ſich gleich nichts Außergewöhnliches ereignete, was einen von uns beläſtigt hätte und am Montag früh Alles in beſter Ordnung ſchien; Bill begann ſich von ſeiner Unruhe zu erholen und wünſchte nur zu wiederholten Malen, daß das Schiff den Anker lichten und den Hafen verlaſſen möchte.

Wir machten uns bald an die Arbeit und fingen an, unter einer leichten Briſe gegen die Mündung des Hafens hinabzuſteuern; ſo bald wir an den Landzungen oder Vorgebirgen vorbeilavirt hatten, ſegelten wir bei gutem Wind den Kanal aufwärts. Der Sterling luvte mit niedergehaltenem Steuer unterhalb Pendennis und der Kapitän hatte Befehl gegeben, die Vorraaen zu ſchwajen *; Bill und Cooper waren mit Anziehen der Vormarsſegelbraſſen beſchäftigt, als ſich ganz dicht neben uns ein Flintenſchuß vernehmen ließ.

„Ich bin verloren!“ rief Bill, weiß wie ein Segeltuch, indem er die Braſſe losließ.

Die Leute glaubten anfänglich, er ſey von der Kugel getroffen; er aber deutete nach dem Boote, welches gefeuert hatte und dieſer Wink erklärte Alles, denn wir erhielten alsbald Befehl, die Vorbraſſen zu belegen ** und erwarteten ſchweigend den Ausgang.

* Umzudrehen. D. U.

** Feſt zu ſtellen. D. U.

Der Preßgang* ſtand bald am Bord des Sterling. Der Offizier verlangte unſere Mannſchaft zu muſtern. Wir mußten dieſem demüthigenden Befehle Folge leiſten und alle Matroſen auf's Hinterdeck berufen.

Der Offizier ſchien die Sache ganz leicht zu nehmen, bis die Reihe an den armen Bill kam.

„Was für ein Landsmann ſeyd Ihr?“ fragte er.

„Ein Amerikaner — aus Philadelphia,“ gab Bill zur Antwort.

„Ihr ſeyd ein Engländer.“

„Nein, Sir; ich ſtamme aus — —“

„Dem Dorfe dort drüben über der Bai,“ fiel der Offizier mit kaltem Lächeln ein, „wo Euer geliebtes Weib noch in dieſem Augenblicke wohnt. Ihr heißt — — und ſeyd in Falmouth wohlgekannt. Packt Eure Kleider zuſammen und macht Euch fertig, unſer Boot zu beſteigen.“

Damit war die Sache abgemacht. Kapitän Johnſton zahlte Bill ſeine Löhnung aus, ſeine Kiſte wurde in's Boot hinabgelaſſen und der arme Teufel nahm gerührten Abſchied von ſeinen Schiffskameraden. Gegen ſeine Umgebung äußerte er, ſein Loos ſey nun beſiegelt; er ſey zu alt, um den jetzigen, anſcheinend endloſen Krieg zu überleben und an's Land würde man ihn ohnedies nicht mehr laſſen.

„Mein Fuß wird nie wieder den Erdboden berühren,“ ſagte er zu Cooper, während er ſeinem jungen Freunde die Hand ſchüttelte; „das Schiff wird mein Gefängniß, in welchem ich abzuſterben habe.“

Bill's Verluſt ging uns allen ſehr nahe, aber was war zu machen? Wir liefen in die offene See und vierten dann wieder zum Einlaufen in die Themſe. Vor London angekommen wurde bei Limehouſe ausgeladen, wo wir eine Zeit lang unter lauter amerikaniſchen Schiffen vor Anker lagen; dann nahmen wir etwas Ballaſt ein und legten uns noch einmal den Dockpforten gegenüber,

* Dieß iſt der Name für die zum Preſſen beſtimmten Abtheilungen.
D. U.

um auf der Deptford-Seite auf die Werfte zu laufen und unſer Schiff zu ſäubern, welches ſofort in das Dockbecken eintrat und dort ſeine Mehlfracht auszuladen begann.

Hier lag das Schiff einen Theil des Mai's, den ganzen Juni und den größten Theil des Juli, um eine Rückladung nach Philadelphia, wie ſie ſich eben darbot, einzunehmen; dabei hatten aber unſere Leute viel freie Zeit und wir durften ans Land gehen, ſo oft man unſerer nicht bedurfte.

Cooper nahm mich nunmehr in's Schlepptau und ich machte mit ihm und Dan Mac Coy manchen Ausflug nach der St. Paulskirche, nach den Parks, den Paläſten und der Weſtminſter-Abtei. Ein kleines Abenteuer, das ich eben damals erlebte, feſſelte mich ungemein an Cooper's Perſon, ſo daß ich von da an am liebſten in ſeiner Geſellſchaft kreuzen mochte.

Ich war eines Sonntags allein auf dem Verdeck, als ich an Bord eines andern Schiffes, das neben uns, aber auswärts im Docke lag, ein Hündchen umherſpringen ſah, das an einem Band um den Hals ein Sechspenceſtück trug, worein Jemand ein Loch gemacht und das Band durchgeſchlungen hatte. Ich war der Meinung, der Sechspence ließe ſich zweckmäßiger zum Ankauf von Kirſchen — meiner Lieblingsnäſcherei — verwenden und alsbald wurde auf das Thierchen Jagd gemacht. Als ich eben mit dem Hund unter'm Arm auf den Sterling zurückkehren wollte, fiel ich zwiſchen den beiden Schiffen in's Waſſer: ich konnte keinen Arm breit ſchwimmen und fing alſo an, mörderiſch um Hülfe zu ſchreien. Zum guten Glück kam Cooper im nämlichen Augenblick an Bord, ſprang auf meinen Schrei ſogleich in's Waſſer und es gelang ihm auch, mich vom Ertrinken zu erretten: ich hatte mich ſchon verloren gegeben, weßhalb auch meine Lage einen Eindruck auf mich machte, den ich nie mehr vergeſſen werde. Ohne Cooper's zeitgemäße Dazwiſchenkunft wäre Ned Myer's Garn ſchon mit dieſem Paragraphen abgelaufen, wobei ich noch bemerken muß, daß der Hund mit dem

Sixpence davonſchwamm und ſo der Preis meiner Jagd mir über- dies verloren ging.

Noch ein ander Mal während unſeres Aufenthaltes in den Docks war ich nur mit knapper Noth dem Tode des Ertrinkens entronnen. Ich hatte einen Verſuch gemacht, das Fallboot von der Stelle zu wricken* und war dabei über Bord gefallen; ich weiß nicht mehr wie ich gerettet wurde, obwohl ich damals wenig- ſtens Boot und Ruder hatte, an denen ich mich feſthalten konnte. Erſt ſpäter wird man ſehen, welcher ſchrecklichen Lektion es be- durfte, um mir endlich das Schwimmen beizubringen.

Als wir uns eines Sonntags um den St. Jamespalaſt herum- trieben, erzählte ich Cooper, daß der Herzog von Kent mein Pathe ſey. Er ſuchte mich zu einem Beſuche bei meinem früheren Gönner zu überreden und ſagte, ich könne nicht wohl weniger thun, als dem Prinzen auf dieſe Art meinen Reſpekt zu bezeugen. Halb und halb hatte ich wohl Luſt, mein Glück bei einem ſolchen Beſuch zu erproben, war aber dennoch zu ſcheu und furchtſam, um dieſen Plan auszuführen. Hätte ich Cooper's dringenden Ermahnungen gefolgt, wer weiß, welche Folgen dieß gehabt — wie vielleicht mein ganzes Schickſal ſich anders geſtaltet hätte.**

Eines Tags begegnete uns Mr. Iriſh voll triumphirender Freude; er hatte nämlich von Kapitän Johnſton die Botſchaft er- halten, daß Letzterer — der Kapitän — gepreßt worden ſey! Er pflegte bei ſeinen Ausflügen auf's Land einen langen blauen Ober- rock, dunkelbraune Beinkleider nnd Stulpenſtiefeln zu tragen.

„Er glaubte, er werde für einen Edelmann gelten,“ rief

* Mit einem einzigen Ruder bewegen. D. U.

** Ich kann mich wohl noch erinnern, wie ich Ned dieſen Plan ausmalte, obwohl ich keineswegs, wie der Junge zu glauben ſchien, erwartete, daß er Zutritt erhalten würde. Es war mehr Schelmerei von meiner Seite, genährt von dem geheimen Wunſche, das Innere des Palaſtes auf dieſe Art zu Geſicht zu bekommen. D. Herausg.

Mr. Iriſh lachend, „aber die Preſſer, dieſe Teufelskerls müſſen die Theerjacke ſogar aus ſeinen Stiefeln herausgerochen haben!“

Cooper wurde mit des Kapitäns Portefeuille und Papieren nach dem beſtimmten Orte der Zuſammenkunft geſchickt und Letzterer bald darauf freigelaſſen. Wir hatten den Kapitän Alle ſehr lieb, da er ſämmtliche Matroſen ſehr freundlich und ſchonend behandelte; aber der Spaß war doch gar zu köſtlich, daß man „den alten Burſchen“ — ſo wurde nämlich der Kapitän trotz ſeiner achtundzwanzig Jahre unter uns genannt — in eigener Perſon hatte preſſen wollen.

Gegen Ende Juli's verließen wir London und machten uns auf den Heimweg, nachdem mit unſerer Schiffsmannſchaft verſchiedene Veränderungen vorgegangen waren. Für Jim Ruſſel, der uns verließ, hatten wir einen neuen Unterſteuermann, aus Neu-England gebürtig, erhalten; Bill hatten wir durch das Preßkommando verloren; ein Namensbruder von ihm, ein mürriſcher Irländer, hatte uns gleichfalls verlaſſen und war nach Spanien gegangen. Unſere Bemannung beſtand jetzt blos noch aus dem ſpaniſchen Joe, dem großen und kleinen Dan, einem Matroſen, Namens Stephen von Kennebunk, aus Cooper, einem Schweden, den wir in London engagirt hatten, einem weiteren Manne, deſſen Namen ich vergeſſen habe, und einem Jüngling, der Davis genannt wurde, eigentlich aber — — hieß und ein Sohn des Lootſen war, der uns jedesmal, ſo oft wir die Themſe hinab und hinauf fuhren, den Weg gewieſen hatte.

Dieſer Davis hatte auf einem Küſtenfahrer gedient, der ſeinem Vater gehörte, war aber gepreßt und zu Sir Home Pophams ſüdamerikaniſchem Geſchwader geſchickt worden: dort hatte man ihn als Midſhipman angeſtellt, er aber wollte nichts vom Seedienſte wiſſen und beſchloß nach Amerika zu gehen. Wir mußten ihn dem Preßgange aus den Zähnen ſchaffen und aus dem Lande ſchmuggeln,

weßhalb er auch erſt, nachdem wir den Strom eine Strecke hinabgefahren waren, ganz unvermuthet des Nachts am Bord anlangte.

Die Bemannung des Sterling war, wie wir eben geſehen haben, ſehr unvollzählig, ſo daß wir für jede Wache blos vier Matroſen verwenden konnten; nichts deſtoweniger hatten wir oft mehr als einmal aus und ein zu reffen, wobei Cooper und der kleine Dan, welche beide faſt noch Knaben waren, dieſelben Dienſte wie erwachſene Matroſen verſehen mußten. Unſere beiden Steuermänner pflegten das Geſchäft auf den Marſen zu leiten; beide waren ſehr thätig und von großer Körperkraft: auch der Koch bewährte ſich bei der Arbeit als ein prächtiger Burſche.

In unſeren Zeiten der Verzärtelung, wo zwei bis drei ununterbrochene Wachen einen ganzen Haufen junger Leute völlig erſchöpfen würden, darf man mit Stolz auf eine Fahrt wie unſere damalige zurückblicken, auf welcher vierzehn Mann — worunter vier Knaben — ein wohlbeleibtes Schiff über den Ocean führten, faſt in jeder Wache zu reffen und manchen Sturm zu beſtehen hatten, ohne ſich ſonderlich viel daraus zu machen. Ich glaube ſogar, im Nothfalle würde die Hälfte genügt haben, um den Sterling in die Heimath zu bringen. Einer der vier Jungen, deren ich erwähnte, hieß John Pugh — ein kleiner Burſche, welchen der Kapitän in London als Lehrling angenommen hatte und der nun zum erſten Male in ſeinem Leben eine Seereiſe mitmachte.

Unſere Ueberfahrt dauerte lange; jeden Zoll breit unſeres Weges bis zu den Dünen mußten wir den Fluthen abkämpfen. Vor den Dünen blieben wir mehrere Tage liegen, um günſtigen Wind abzuwarten, der damals den halben Sommer über ſteif aus Südweſt wehte, weßhalb der Kapitän unter ſolchen Ausſichten nicht auslaufen wollte.

Wir waren rings mit Kriegsſchiffen — meiſt zur Canalflotte gehörend — umgeben, welche gleich uns vor Anker lagen, was die Rhede äußerſt belebt machte, ſo daß Muſik und Begrüßungsſalven

fortwährend mit einander abwechſelten. Eines Tags wurden alle Matroſen auf die Raaen gerufen, die Schiffe feuerten mit allen Steuerbord- und Backbordbatterien, bis man blos noch einige Maſtenſpitzen unterſcheiden konnte: was dies Alles zu bedeuten hatte, konnte ich niemals erfahren, aber es gab jedenfalls einen merkwürdigen Rauch und machte einen furchtbaren Lärm.

Später lief eine Fregatte ein und ging gerade vor unſerem Gallion vor Anker. Sie ſetzte ein Boot aus und ließ uns durch einen Reffer benachrichtigen, daß Seiner Majeſtät Fregatte — — vor uns ſtehe, welche bis auf den Wurfanker alle ihre Anker verloren und vorausſichtlich eine ſtarke Abtrift zu beſorgen habe, weßhalb ſie uns rathe, ihr aus dem Weg zu gehen.

Der Kapitän blieb jedoch an jenem Tag auf der Stelle liegen: am andern Morgen kam aber die Fregatte in der That auf uns zugetrieben, und es gelang den beiden Schiffen nur mit größter Mühe klar zu werden, weßhalb wir für's Beſte hielten, unſern Ankerplatz zu wechſeln. Nachdem wir einmal gelichtet hatten, wollte der Kapitän die Dünen lieber ganz verlaſſen: dies thaten wir denn auch und ſteuerten die Meerenge hinab, bis wir mit Eintritt der Fluth unterhalb Dungeneß vor Anker gingen, wo wir bis zu Sonnenuntergang blieben, um ſogleich nach Beginn der Ebbe abermals unter Segel zu gehen. Unſer Springinsfeld von Kapitän ſchien entſchloſſen, lieber bis zum Cap Lands-End hinab zu laviren, als noch länger müßig liegen zu bleiben.

Ein paar Meilen ſeitwärts gegen die Küſte hin lag eine Kriegsſchaluppe, welche in dem Augenblicke, da wir von dem Lande abzukommen ſuchten, mit einer Signalſtation an der Küſte telegraphiſche Zeichen zu wechſeln anfing, worauf ſie ebenfalls lichtete und gleich uns auslief. Um die Mittelwache kamen wir in entgegengeſetzter Richtung an der Schaluppe vorüber und erfuhren, daß ein Embargo auf alle Schiffe gelegt worden war und daß wir unſerer eigenen Beſchlagnahme nur um zehn bis fünfzehn Minuten zuvorgekommen ſeyen.

Durch dieſe Maßregel wollte man nämlich verhindern, daß die Dänen von der Expedition nach Copenhagen Wind erhielten.

Am ſelben Tage kamen wir an einem Convoi von Transportſchiffen vorüber, welche eine Brigade vom Schloſſe Pendennis nach Yarmouth zur Hauptflotte führten. Eine Kanonenbrigg brachte uns auf und hätte beinahe unſern Schweden unter dem Vorwande gepreßt, daß England als ſeines Königs Verbündeter ein Recht auf ſeine Dienſte beſitze. Wäre der Burſche nicht halsſtarrig wie ein Bullochſe geweſen — wir hätten ihn ſicherlich wieder verloren; ſo aber weigerte er ſich auf's Beſtimmteſte, uns zu verlaſſen und ſo oft ſie ihm auch befahlen, zu England überzutreten, ſo ſchwor er immer wieder, nicht von der Stelle gehen zu wollen. Cooper zankte ſich gleichfalls ein Bischen mit dem fremden Offizier und mußte durch unſern Kapitän zum Schweigen gebracht werden.

Nach den von der Kriegsſchaluppe eingezogenen Nachrichten kann man ſich leicht denken, daß wir an der engliſchen Küſte nicht mehr vor Anker zu gehen wagten: ſo mußten wir uns im Kanale, meiſtens in der Nachbarſchaft der Inſel Wight umhertreiben, da wir durch die Fluth jedesmal wieder ſo viel von unſerer Wegeſtrecke einbüßten, als wir durch die Ebbe gewonnen hatten, bis es uns endlich gelang, mit dem Gallion ſcharf nach Süden geſtellt, in den atlantiſchen Ocean hinauszuſteuern.

Selbſt nachdem wir einmal klar geworden waren, hatten wir immer noch eine langwierige Fahrt und wurden von den Winden bis zur Inſel Corvo verſchlagen, welche wir umſegeln und uns dann abermals nordwärts wenden mußten. Ein einziges Mal hatten wir einen ſchweren Sturm zu beſtehen, der uns zum Lenſſen * nöthigte, da der Sterling bei einer Stürzſee gar zu leicht Waſſer faßte.

* Lenſſen nennt man die Bewegung eines Schiffs, wenn es gerade vor dem Sturme herläuft, und muß von ſolchen Fahrzeugen geſchehen, welche ſich dem Kampfe gegen die vor- und ſeitwärts anprallenden Wogen nicht gewachſen glauben. D. U.

In der Nähe der amerikaniſchen Küſte ſprachen wir eine engliſche Brigg an, welche uns den Kampf zwiſchen dem Leopard und dem Cheſapeake erzählte, obwohl die Engländer ihre Landsleute nicht als überwunden angaben. Mr. Iriſh brach in die bitterſten Schmähungen aus, als er hinterdrein von dem Lootſen den wahren Hergang der Sache erfuhr.

Der Sterling blieb auch diesmal ſeinem guten Sterne getreu und fuhr ungefährdet die Bai und den Fluß hinauf, bis er glücklich an der Werfte von Philadelphia vor Anker ging. Hier lief natürlich unſere Schiffsmannſchaft aus einander und mit Ausnahme von Cooper und meinem Nebenlehrling, Jack Pugh, habe ich ſpäter nie wieder eine Seele von ihnen allen zu Geſicht bekommen. Die Meiſten gingen nach New-York, wo ſie ſich unter dem großen Strudel der dortigen Seeleute verloren; Mr. Iriſh ſtarb, wie ich hörte, auf ſeiner nächſten Reiſe als Oberſteuermann eines Indienfahrers — er war ein ausgezeichneter Seemann, der ſich ſogar zum Kommando eines Schiffes geeignet hätte.

Dies war meine erſte eigentliche Seereiſe, denn die Ueberfahrt von Halifax nach New-York kann ich füglich nicht als ſolche rechnen. Mein Amt hatte ſich allerdings auf die Kajüte beſchränkt, doch waren wir ſammt und ſonders tüchtig in Anſpruch genommen worden; wir hatten den Sterling wohl gegen hundert Mal vor Anker zu legen und wieder flott zu machen, und was das Vieren, Halſen, Eulenfangen* und Umlegen betrifft, ſo hatten wir durch die Canalpiloten ſo genug davon bekommen, daß unſer altes Gehäuſe kaum mehr wußte, mit welchem Ende es voranſteuerte.

Damals konnte ein Schiff nicht ohne manche Schwierigkeiten von den Vorlanden nach London gelangen und wir beneideten die

* Mit dieſem ſonderbaren Ausdruck bezeichnet der Seemann diejenige Lage des Schiffs, wo dieſes gegen eine von vorn kommende Bö ſo ſcharf wenden muß, daß es auf der anderen Seite wieder bei'm Wind liegt.
D. U.

Kohlenſchiffe ungemein um ihre ſchweren Blöcke und ihre leichte Tackelage, welche der Mannſchaft ſo ſehr in die Hände arbeiteten. Als wir den Fluß zum zweiten Male hinauffuhren, vereinfachten wir unſer Tauwerk ſo viel wie möglich — zur großen Bequemlichkeit unſerer Matroſen. Eine Art von Grasſchooten, die wir in Spanien kauften, wurden mit der Zeit an unſerem Borde ſehr beliebt, koſteten uns aber endlich einen der brauchbarſten Matroſen, der ſein Leben darüber einbüßte.

Kapitän Johnſton beſchloß nunmehr, mich nach Wiscaſſet in die Schule zu ſchicken. Die „Clariſſa“, ein Schooner von da, war aus Weſtindien mit einer Ladung in Philadelphia eingelaufen und ſtand im Begriff, mit bloßem Ballaſt nach Haus zu ſegeln; ich wurde als Paſſagier daſelbſt untergebracht und etwa eine Woche, nachdem wir von London zurück waren, ſegelten wir nach unſerem Beſtimmungsorte ab, ſo daß nur Jack Pugh auf unſerem alten Schiffe blieb, welches alsbald wieder eine Ladung nach Irland einnehmen ſollte.

Am Bord der Clariſſa machte ich die Bekanntſchaft eines gebornen Philadelphiers, Namens Jack Mallet, der bei dem Herrn des Schooners als Schiffsjunge in Dienſten ſtand und etwas älter als ich war: wir wurden bald die vertrauteſten Freunde und ſollten ſpäter manche ſonderbare Abenteuer mit einander erleben.

Die Clariſſa ſegelte durch den Vineyard Sound * und die Shoals ** und lief in den Hafen von Boſton ein, wo ſie einige Waaren landete und dann nach Wiscaſſet weiterfuhr, das wir erſt nach ziemlich langer Fahrt erreichten. Ich wurde von Kapitän Johnſton's Familie ſehr freundlich aufgenommen und unverzüglich in die Schule geſchickt. Bald darauf verbreitete ſich die Nachricht von dem eingetretenen Embargo; die Klariſſa ward abgetackelt und Jack Mallet wurde einer meiner Schulgenoſſen. Kurze Zeit ſpäter

* Weinberg-Echo.

** Die Untiefen. D. U.

erfuhren wir, daß auch der Sterling nicht hatte auslaufen können, und es dauerte nicht lange, bis Jack Pugh uns gleichfalls Geſellſchaft leiſtete. Etwas ſpäter langte auch Kapitän Johnſton an, um mit den Uebrigen in die Handels-Quarantäne zu treten.

Dies war das lange Embargo, wie die Seeleute es nennen, welches anno 1809 nach dem Abſchluſſe von Lord Erskine's Vertrag zu Ende ging. Dieſe ganze Zeit über blieb ich zu Wiscaſſet in der Schule, wo ich ſehr gut und faſt mit zu großer Nachſicht behandelt wurde; ich zählte jetzt ſechzehn Jahre und war beinahe ganz herangewachſen; neben mir waren noch Jack Pugh, Jack Mallet und Bill Swett, — dieſer etwas älter als ich und des Kapitäns Neffe. Letzterer ſelbſt blieb während der Quarantaineperiode zu Hauſe und da er nichts anderes zu thun hatte, ſo benützte er die Zeit, um ſich nach einer Frau umzuſehen.

Sobald das Embargo aufgehoben war, brach Kapitän Johnſton mit Swett nach Philadelphia auf, um ſein Schiff nach New-York herüberzuführen; von dort wollte er nach Liverpool ſegeln, wohin wir, nämlich Jack Pugh und ich, auf dem Schiffe Columbia gleichfalls abgehen ſollten. Der Plan änderte ſich übrigens dahin ab, daß wir Beide zur See nach New-York überfuhren und den Sterling in demſelben Hafen erreichten, wo ich ihn das erſte Mal getroffen hatte.

Es waren jetzt beinahe drei Jahre verfloſſen, ſeit ich die Heizer'ſche Familie auf ſo unhöfliche Weiſe verlaſſen hatte, und ich fühlte mich jetzt gedrungen, mich zu New-York nach ihnen umzuſehen, wo ich denn von ihren ehemaligen Nachbarn erfuhr, daß ſie etwa vor einem Jahr nach Martinique abgegangen ſeyen. Dies iſt die letzte Nachricht, die mir ſeither von ihnen zu Ohren kam.

Bill Swett bekam nun den Dienſt in der Kajüte, Jack Pugh und ich ſelbſt wurde zum regelmäßigen Vormaſt-Dienſt verwendet; wir erhielten Kajütenkoſt, ſchliefen aber mit den übrigen auf dem Zwiſchendeck und wurden überhaupt als wirkliche Vormarsgaſten

behandelt. Unſere Fracht beſtand im unteren Kielraum aus Weizen, auf dem Zwiſchendeck aus Mehl und auf dem oberen Deck aus Baumwolle, ſo daß das Schiff ſehr tief im Waſſer ging: die Bemannung ſchien gut, aber unſere beiden Steuermänner waren Ausländer.

Unſere Fahrt ging trefflich von Statten, bis wir uns der engliſchen Küſte näherten, wo wir von einem heftigen Sturme aus Südweſt und Weſten überfallen wurden: mit dicht gerefftem Mars- und Fockſegel ſchoß unſer Schiff, verfolgt von den nachſtürzenden Wogen, vor dem Winde daher.

Die Nacht war eben eingebrochen, als ein gewiſſer Preuße, Namens Heinrich, nach dem Abendeſſen auf's Deck heraufkam, um ſeinen Kameraden an der Ruderpinne abzulöſen; während er ſich nach dem Hinterdeck wandte, gerieth er in ein Schlingern *, bis er zuerſt gegen das Langboot und von da gegen unſere Vorſchote von ſpaniſchem Gras vor Anker zu liegen kam. Dieſes Tau, das ſeit unſerer Londoner Fahrt bei uns ſehr beliebt geworden, war als Laufſtag über die Ladung des Oberdecks geſpannt und riß nun bei ſeinem zerfaulten Zuſtande entzwei, als der Preuße darauf trat, ſo daß dieſer in die See hinabſtürzte. Wir konnten nicht weiter thun, als ihm den ziemlich breiten Bagdeckel ** zuzuwerfen: da aber das Schiff von den ſchäumenden Wogen fortgeriſſen wurde, ſo blieb der arme Teufel mitten in dem ziſchenden Elemente ſeinem Schickſale überlaſſen. Einige von unſern Leuten meinten den unglücklichen Heinrich auf dem Bagdeckel zu ſehen; dies konnte ihm aber in dieſem Wellengetoſe nur wenig helfen, da man ebenſowenig das Schiff beizudrehen, als ein Boot auszuſetzen wagen durfte.

Dies war der erſte Menſch, den ich auf der See ertrinken ſah, und trotz der Heftigkeit des Sturmes und der Gefahr, in welcher ſich das Schiff ſelbſt befand, ging uns allen der Verluſt des trefflichen

* D. h. er ſtolperte. D. U.

** Das Dach über dem Compaßhäuschen. D. U.

Burſchen ſehr zu Herzen. Auch dem Kapitän fiel er ſehr ſchwer, wie man ihm wohl anſehen konnte — aber die Sache war nun einmal nicht mehr zu ändern.

Wir hatten ſchon am Nachmittag die Segel zu verkürzen angefangen — Harry's Verſchwinden fiel in die erſte Hundswache — als, einen Augenblick ſpäter die Vorſchote am Backbord entzwei riß und das Segel in Fetzen ging: alle Matroſen wurden aufgeboten, um die Lappen aufzurollen und die Beſchlagſeiſingen durchzuziehen. Das Schiff begann jetzt ſehr ſchwerfällig zu arbeiten und bekam bald darauf einen Leck; auch ging die See ſo hoch, daß wir nicht wagen konnten, in den Wind zu kommen; dazu kam noch, daß die Wogen vornemlich bei den großen Puttingen eindrangen, über dem Bord zuſammenprallten und mit einer Heftigkeit über die Büge hinausſtürzten, daß ſie Alles, was irgend beweglich war, in hohem Grade gefährdeten.

Wir Knaben wurden an die Pumpen feſtgebunden und mußten aus allen Kräften arbeiten. Doch nicht genug, es ſollte noch ſchlimmer kommen — der Waizen im unteren Kielraum fing an in den Pumpenſood einzudringen,* und oben an den Maſten zerriß bald darauf das große Marsſegel, ſo daß auf dem ganzen Schiffe kein Fetzen von Leinwand ausgeſetzt blieb.

Der Sterling hatte ſelbſt bei gemäßigter Witterung einen tiefen Gang; oft ſchon hatte ich ihn das Waſſer in die Speigaten des Quarterdecks ſpülen ſehen und bei'm Eintauchen war Niemand raſcher als er; jetzt, da er ſo gar tief einſank und die Ladung von den Wogen weggeſchwemmt wurde, war es Zeit, an ein Erleichtern des Schiffes zu denken. Wir warfen alſo die Baumwolle, ſo ſchnell wir konnten, über Bord — was wir nicht wegſchafften, das nahm die See mit. Nach einiger Zeit ſahen wir das Schiff merklich erleichtert und das war gut, denn der Waizen

* Die tiefſte Stelle dieſes Raums, wo die Pumpen untergebracht ſind.
D. U.

verſtopfte ſo oft unſere Pumpen, daß wir nur wenig von dem eingedrungenen Waſſer hinauszuſchaffen vermochten.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, um welche Stunde es war, als uns Kapitän Johnſton in jener furchtbaren Nacht „auszugucken“ und „anzuhalen“ befahl. Der Sterling wurde beigedreht und zu allem Glück in einem ſehr günſtigen Augenblick, ſo daß wir nunmehr weit leichtere Arbeit auf dem Verdecke hatten, da das Schiff auch in ſeinem lecken Zuſtande noch immer gut beizulegen vermochte. Das Kreuzſtagſegel wurde nun ausgeſetzt, damit das Schiff nicht ſo leicht in die Wellenſchluchten hinabſinken möchte.

Der Wind heulte immer noch ſo heftig wie zuvor; ein Segel nach dem andern wurde los, ſo daß wir nur mit größter Mühe die Leinwand an den Raaen feſthalten konnten. Ein heftiges Schlingern — und die Vorſtenge war entzwei; ihr folgte bald die große, ſammt der Kreuzbramſtenge — meiner Anſicht nach eine Folge des Embargo's, da die Takelage durch das lange Trockenliegen des Schiffs Schaden gelitten haben mußte.

Die ganze Nacht waren wir damit beſchäftigt, das Wrack klar zu machen; der Sturm äußerte ſich in ſeiner Wirkung beinahe wie ein harter Körper, denn nach der Ausſage derer, welche das Beil handhabten, fühlten ſie ihr Inſtrument öfter ſo heftig in der Hand umgedreht, daß ſie ſtatt mit der Schneide jedesmal mit dem Rücken dreinſchlagen mußten.

Wir verlebten eine furchtbare Nacht an den Pumpen, indem wir mit Leibeskräften für das Schiff zu ſorgen bemüht waren. Am nächſten Morgen ließ der Sturm ein wenig nach; der Sterling wurde vor den Wind gebracht, da dieſer in der günſtigſten Richtung wehte. Segel konnten wir nur wenig führen; doch wurden ſtatt der Stengen wenigſtens Bramſtengen aufgeſetzt, ſobald der Zuſtand der See uns dies erlaubte.

Um vier Uhr etwa kam mir das Land zu Geſicht und ich machte alsbald den Steuermann darauf aufmerkſam. Es war Kap

Clear, auf das wir in möglichſt gerader Linie abhielten; das Schiff mußte aufhalen, um das Kap zu klariren und in den iriſchen Kanal einzulaufen.

An der Kanalmündung und in deren Nähe war eine große Maſſe von Schiffen verſammelt, welche ſämmtlich an einem beſtimmten, zur Eröffnung des Handels geſetzlich beſtellten Tage in Liverpool einlaufen wollten — die Zerſtörung, welche der Sturm unter ihnen angerichtet hatte, war großartig. Ich kann mich nicht mehr genau der Zahl der Schiffe entſinnen, die ich damals beiſammen ſah, es müſſen aber mehr als hundert geweſen ſeyn; ſpäter erfuhr man, daß beinahe fünfzig derſelben an der iriſchen Küſte Schiffbruch gelitten hätten. Faſt jedes Fahrzeug, dem wir begegneten, war mehr oder weniger entmaſtet; ein Schiff, das den Namen „Freiheit“ führte, ſollte gar mit Mann und Maus untergegangen ſeyn.

Das Wetter geſtaltete ſich indeß wieder günſtiger und mit Aufbietung aller Kräfte gelang es uns, Liverpool zu erreichen. Wir mußten eine Zeit lang im Fluſſe liegen bleiben, ehe wir in das Dock gelangen konnten, welches der Sterling, von ſeinem Glücksſterne begünſtigt, endlich erreichte. Beim Ausladen der Fracht fanden wir, daß dieſe, beſonders der Waizen, bedeutenden Schaden gelitten hatte; letzterer war ſo ſehr erhitzt, daß man nicht mit dem Fuß darauf treten konnte. In wenig Tagen war Alles ausgeladen; dann legten wir unſer Schiff auf die Werfte und ließen es ausbeſſern.

Der Aufenthalt zu Liverpool trieb unſere Mannſchaft, gleich dem Wellenſchaum bei Windſtößen, nach allen Richtungen auseinander. Die meiſten wurden gepreßt: was verſchont blieb, lief davon — außer uns Knaben war nur ein einziger Matroſe dem Schiffe treu geblieben.

Der Oberſteuermann — ein Ausländer, doch woher? das konnte ich nie entdecken — wohnte in einem Hauſe, welches einer ſchönen Wirthin gehörte. Aus Gefälligkeit für die Dame befahl er William Swett und mir, zwei Schöpfeimer mit Salz in deren Wohnung

zu tragen. Das Salz kam aus unſerer Proviantkammer und wir trugen es ganz offen an's Land, als plötzlich ein Zollbeamter uns anhielt und unſer Schiff in Beſchlag zu nehmen drohte. Solcher Strafe ſetzte man ſich aus, wenn man zu Liverpool zwei Eimer Liverpool=Salz an's Land ſchaffen wollte!

Kapitän Johnſton brachte die Sache in Ordnung und entließ den Steuermann, worauf dieſer am andern Tag nebſt dem Unterſteuermann gepreßt wurde. Letzteren, einen geborenen Schweden, wußten wir wieder frei zu machen und auch dem Oberſteuermann gelang es endlich, zu entwiſchen und nach New=York zurückzukehren.

Unter den Gepreßten befand ſich auch Jack Pugh; der Kapitän gab ſich alle erdenkliche Mühe, um ihn zu befreien; da aber der arme Junge ſchon früher in London einen Contrakt eingegangen hatte, ſo wagte Johnſton nicht, deſſen Papiere vorzuzeigen und ſo blieb alles Bitten vergeblich. Ich habe den armen Jack nie wieder geſehen, erfuhr aber ſpäter, daß er aus dem Marktboot des Wachtſchiffes entkam, und nach Wiscaſſet zurückgelangte, wo er ſich nach längerem Aufenthalte wieder einſchiffte und ſpäter auf der See verſcholl.

Viertes Kapitel.

Endlich brachten wir eine neue Bemannung für den Sterling zuſammen und ſegelten in die Heimath zurück. Wir führten mehrere amerikaniſche Schiffsrheder als Paſſagiere an Bord, welche zwar für ihre Perſon zurückkehren, ihre Schiffe aber nicht mitnehmen durften, weil ſie ſich verſchiedene Geſetzübertretungen hatten zu Schulden kommen laſſen, weßhalb ſie nur die „Embargo=Kapitäns“ genannt wurden. Einer von ihnen, ein Kapitän B — —, übernahm Kapitän Johnſton's Dienſt und wußte ſich deſſen Gunſt und Vertrauen in ſo hohem Grade zu erwerben, daß Letzterer ihm endlich das Schiff förmlich übergab.

Die Heimfahrt war ſtürmiſch und langwierig, ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß. Während unſerer Abweſenheit war ein Nichteinfuhrgeſetz erlaſſen worden, dem zufolge unſer Schiff wegen ſeiner Ladung von engliſchem Salz zu New-York mit Beſchlag belegt würde; da wir aber die Vorſicht gebraucht und unſer Salz zu Liverpool klarirt, auch vor dem im Geſetz feſtgeſetzten Tage eingeſchifft hatten, ſo wurde der Sterling nach zweimonatlicher Beſchlagnahme wieder freigegeben. In der Zwiſchenzeit waren die Salzpreiſe dermaßen geſtiegen, daß dieſer unfreiwillige Aufſchub für die Eigenthümer der Ladung höchſt vortheilhaft ausfiel.

Schon außerhalb der Batterie und noch ehe unſer Schiff nach ſeiner Rückkehr von dieſer Reiſe in den Hafen eingelaufen war, ſtieß ein Boot mit einem jungen Manne in Seeoffiziersuniform zu uns — es war Cooper. Er hatte unſere Maſten erkannt, während er über die Bai nach ſeinem eigenen Schiffe hinruderte und wollte uns einen Beſuch abſtatten. Dieß war bis zum Jahre 1843, d. h. vierunddreißig volle Jahre lang das letzte Mal, daß wir mit einander zuſammentrafen.

Wir nahmen nun eine Ladung mit Schiffsgeräthſchaften ein und gingen abermals nach Liverpool in See. Bill Swett machte dieſe Reiſe nicht mit und der Koch mußte diesmal auch das Amt des Proviantmeiſters verſehen. Unſere Hin- und Rückfahrt ging glücklich und ohne Unfall und Aufenthalt von Statten.

Im Frühjahr 1810 übergab Kapitän Johnſton unſer Schiff an Kapitän B— —, der uns zum dritten Male nach Liverpool führte. Auch von dieſer Reiſe iſt nichts Bemerkenswerthes zu erzählen und nachdem der Sterling nach kurzem Aufenthalte zurückgekehrt, wurde alsbald wieder eine Holzladung nach Limmerick eingeſchifft.

Noch im Angeſichte des Hooks wurden wir von dem „Indian“, einer Kriegsſchaluppe aus dem zahlreichen Geſchwader der Halifaxiſchen Kreuzer, angehalten. Zu gleicher Zeit mit uns waren noch einige andere Schiffe, darunter mehrere für den franzöſiſchen Handel

beſchäftigte Kipper ausgelaufen. Der „Amiable“ *, die „Matilda“, und der „Colt“ ** ſteuerten luvwärts an dem Engländer vorüber, als ob dieſer vor Anker gelegen wäre. Der Tameahmeah aber verwickelte ſeine Raaen in die Stags des Engländers, während er ganz dicht an deſſen Borde vorüber fuhr und wurde gefangen. Wir mußten dieß alles mit anſehen und konnten uns natürlich des Unmuths nicht erwehren, wie ſolche Gewaltthätigkeiten ſogar vor der Mündung unſeres Hafens ihn wohl billig in uns hervorrufen mußten.

Die Fahrt hin und zurück war ganz angenehm; das einzige außergewöhnliche Ereigniß, das mir begegnete, wurde durch ein Preßkommando veranlaßt, welchem ich zu Limmerik in die Hände fiel und das mich auch weggekapert hätte, wenn nicht ein Haufen Irländer die Burſche mit einem Angriff bedroht und ſie dadurch dermaßen erſchreckt hätte, daß ſie mich wieder laufen ließen. Schon zu Liverpool war ich einmal in den Klauen dieſes Gezüchtes geſteckt, Kapitän Johnſton hatte mich aber durch Vorzeigen meines Lehrbriefes ihren Händen wieder entriſſen.

Nach unſerer Reiſe — ich hatte dieſelbe als Unterſteuermann gemacht — wurde unſer Schiff nach Charlestown beordert, um laut Kontrakts eine Ladung Rothtannen daſelbſt einzunehmen. Kapitän B — führte noch immer das Kommando, während Kapitän Johnſton, mein früherer Herr, zu Hauſe mit Erbauung eines neuen Schiffes beſchäftigt war. Ich ſah dieſen freundlichen, gutherzigen und nachſichtigen Seemann erſt im Jahre 1842 wieder, wo ich ausdrücklich zu dieſem Zweck nach Wiscaſſet reiste. Kapitän B— und ich waren nicht ſonderlich gut Freund zuſammen; gar häufig fühlte ich mich geneigt, mich gegen ſein herriſches Weſen aufzulehnen, wiewohl ich dem Sterling noch immer getreu blieb.

Wir ſegelten ohne Unfall nach Charlestown und trafen die

* Der „Liebenswürdige.“

** Das „Füllen.“ D. U.

nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme unſerer Fracht. Zwei franzöſiſche Kaper kreuzten zu jener Zeit an der Südküſte, und unſer Handel hatte viel durch ſie zu leiden; der eine drang in Savannah * ein und wurde für ſeine Mühe verbrannt; der andere zeigte ſich zu Charlestown und entging mit knapper Noth demſelben Schickſale.

Es hatte ſich nämlich zu dieſem Zweck ein Haufen Volks geſammelt, der ein Feuerfloß baute und auch zu unſerem Schiffe kam, um ſich etwas Theer dazu auszubitten. Ich ſelbſt war trotz meiner damaligen Stellung als Dicky ** zu jedem Scherze aufgelegt, und ſetzte ihrem Anſinnen durchaus keinen Widerſtand entgegen. Bill Swett war auf einem Schiffe, das den Namen der „vereinigten Staaten“ führte, gleichfalls in den Hafen gekommen und befand ſich gerade bei mir auf Beſuch; wir öffneten alſo unverzüglich die Lucken und ſchafften eine Theertonne auf das Verdeck, die wir den Floßleuten mit unſern beſten Wünſchen für das Gelingen ihres Unternehmens verabreichten. Geſetzlich genommen war dies Alles zwar ſehr unrecht; wenn man aber die Sache aus dem moraliſchen Geſichtspunkte betrachtete, ſo glaube ich noch immer, daß wir wenigſtens den Kapern gegenüber Recht hatten. Der Verſuch ſchlug übrigens fehl und die Betheiligten wurden weit ſchärfer getadelt, als dies der Fall geweſen wäre, wenn ſie dem Franzmann die Augbolzen niedergebrannt hätten. Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn ein geſetzmäßiges Unternehmen mißglückt; bei einem ungeſetzlichen Vorhaben aber iſt das Gelingen unumgänglich nöthig, wenn man Verzeihung erlangen will.

Mit Kapitän B— und dem Steuermann gab's noch am ſelben Abend einen tüchtigen Sturm, ſobald die Beiden erfuhren, daß ich Theer zu dem Unternehmen abgegeben hatte; ſie ſchloßen ihre Predigt mit der Drohung, mich waidlich dafür durchzuwalken: Bill

* Hauptſtadt des Staates Georgien. D. U.

** Unterſteuermann. D. Herausg.

Swett ſtand daneben und bekam gleichfalls ſeinen Antheil an der Doſis.

Als wir Beide allein waren, hielten wir einen Kriegsrath über unſer ferneres Verfahren. Die Schiffsmannſchaft war wie gewöhnlich, bis auf den Koch, ſammt und ſonders nach Charlestown gelaufen und ſo wurde Letzterer als Rathgeber zu der Verſammlung beigezogen. Seiner Erzählung nach wollte er gehört haben, wie ſich der Kapitän mit dem Oberſteuermann darüber beſprach, daß ſie mich, ſo bald ich mich in meine Hängematte verfügt haben würde, nach Herzensluſt kielholen wollten und Bill ſchlug deßhalb vor, ich ſollte von dem Schiffe deſertiren, was er ſelbſt früher auch gethan hatte.

Bald war der Plan dazu entworfen: Bill zog an's Land, brachte ein Boot bis dicht unter die Büge des Schiffs, ich ging über's Vorkaſtell, ſchaffte mein Gepäck hinunter und verließ den Sterling für immer, ohne ihn jemals wieder zu betreten. Später ſah ich ihn ein- oder zweimal aus der Ferne und er ſchaute immer wie meine zweite Heimath zu mir herüber; er blieb Kapitän Johnſton's Eigenthum und ſcheiterte nachmals an der öſtlichen Küſte, während ſich eben ſein Schiffsherr — doch nur als Paſſagier — am Bord befand. Mehrere Ausflüge von einem Hafen zum andern nicht gerechnet, hatte ich zwölf große Reiſen auf dieſem Schiffe gemacht; jeder Nagel in ſeinem Baue war mir bekannt und ich fühlte mich daſelbſt ſo heimiſch, daß man ſich nicht wundern darf, wenn ich ihn mit größerm Herzeleide verließ, als ich es früher bei meiner Flucht aus Halifax empfunden hatte.

Dieſe Deſertion war der dritte große Fehltritt meines Lebens — den erſten hatte ich begangen, als ich den von meinem Vater beſtellten Pflegeeltern entlief — den zweiten, da ich meine guten Freunde, die Heizer'ſche Familie, verließ — den dritten, indem ich dem Sterling Lebewohl ſagte. Wäre Kapitän Johnſton noch Schiffskommandant geweſen — ich würde nicht im Traume an's Davonlaufen gedacht haben: er war ſtets ſo freundlich gegen mich,

und wenn er je einen Fehler an mir beging, ſo war es der, daß er mir zu viele Nachſicht bewies. In ſeinen Dienſten hätte ſich meine Laufbahn ohne Zweifel ganz anders geſtaltet, als dieß ſeitdem der Fall war, wie ich denn eine von den ſchlimmen Gewohnheiten, welche ſpäter meinem Glücke in den Weg traten, höchſt wahrſcheinlich jener Handlung zuzuſchreiben habe. Doch läßt ſich auch zu meiner Entſchuldigung anführen, daß ich erſt neunzehn Jahre zählte, auf Abenteuer ſehr erpicht war und Kapitän B— aus tiefſter Seele verabſcheute.

Nach vollbrachter Heldenthat hielt ich mich mit meinem Kameraden eine Weile in der Stadt verborgen; Swett ſchiffte ſich ſodann auf dem Präſident, ich ſelbſt aber auf der „Tontine“ ein, worauf wir Beide nach New-York unter Segel gingen, und kurz nach einander daſelbſt anlangten. Von hieraus verdingten wir uns auf die „Johanna,“ die nach Limmerik beſtimmt war und ſich gegen Ende des Jahres dahin auf den Weg machte.

Unſere Hinreiſe war von den fürchterlichſten Stürmen begleitet und unſere Mannſchaft wurde mehreremal von ſchwerem Unglück betroffen.

Unweit der Mündung des iriſchen Canals mußte unſer Schiff beidrehen; Bill Swett ſtand eben am Steuer, als die Johanna mit eingeſetztem Fock- und großem Marsſegel vor dem Winde zu lenſſen begann. Die Wache rannte auf's Verdeck, holte ohne allen Befehl das Fockſegel an, um das Schiff bei ſeinen rechtwinklich geſtellten Raaen nicht mit dem Spiegel nach vorn laufen zu laſſen. Während daſſelbe herumſchwenkte, brach eine Sturzſee über den Steuerbord herein und warf den armen Bill leewärts unter einen Haufen von Waſſertonnen und Dielen, welche ihm zwei Rippen einſtießen; auch die beiden Steuermänner wurden beſchädigt, ſo daß ſie mehrere Wochen lang dienſtuntüchtig blieben. Der Schanddeckel wurde von hinten bis gegen die Mitte des Schiffs ſo ſcharf abgeriſſen, als ob die Zimmerleute ihn weggehauen hätten; wir

konnten bis auf die Inhölzer hinabſehen, nicht anders, als hätte das Schiff eben erſt auf der Werfte gelegen.

Die Leute braßten die Hinterraaen auf, worauf das Schiff mit dicht gerefftem Marsſegel beilegte und ſich von da an ziemlich gut hielt. Wir ſchafften nun die Trümmer in den Kielraum, ſpannten getheertes Segeltuch über die Inhölzer und ſo gelang es uns endlich das Waſſer auf dieſe Art abzuhalten.

Am anderen Tag brachen wir nach unſerem Hafen auf. Bei dem heftigen Winde war es nicht möglich einen Lootſen zu erhalten, ſo daß wir in eine an der Mündung des Shannon gelegene Rhede einlaufen und unſere beiden Wurfanker auswerfen mußten, bis der Sturm vorüber war und wir nach Limmerik gelangen konnten.

Die Verwundeten genaſen hier wieder und wurden nach kurzer Zeit dienſtfähig; ſo ſegelte unſer Schiff zu gehöriger Zeit wieder mit Ballaſt in die Heimath ab. Am Hook angekommen, wurden wir von einem Kanonenboot angerufen, welches uns die Nachricht mittheilte, daß der „kleine Embargo“ ſeinen Anfang genommen habe.

Bill und ich begannen nun ernſtlich die Frage zu berathen, was wir wohl am beſten thun könnten: ich ſtimmte dafür, nach dem Beiſpiele des verlorenen Sohnes nach Wiscaſſet zurückzukehren, unſere Fehler zu bekennen und Beſſerung zu verſuchen; Bill aber war andrer Anſicht. Er hielt es für männlicher, wenn wir ſelbſt unſere Kraft aufböten und für uns Sorge trügen, da wir nun doch einmal ohne Beſchäftigung ans Land geworfen wären.

Bill hatte einen Oheim, der als Kapitän in der Artillerie diente und auf Governor's Island ſtationirt war: ihn ſuchten wir nun vor Allem in unſern Rath zu ziehen. Er behandelte uns ſehr freundlich und behielt uns zwei Tage lang auf der Inſel bei ſich; da er ſeinen Neffen entſchloſſen ſah, ſelbſt für ſich zu handeln, ſo gab er uns ein Empfehlungsſchreiben an den Marinelieutenant Trenchard, der uns auch beide für den Seedienſt anwarb. Swett wurde ſogleich als Unterſteuermann angeſtellt; auch mir bot man

denſelben Poſten an, doch war ich zu ängſtlich und beſcheiden, um das Anerbieten anzunehmen, und ſo trat ich zum erſten Mal als gemeiner Matroſe in die Marine.

Kurze Zeit darauf wurde der Krieg erklärt und es mußte für die New-Yorker Station ein ſtarkes Geſchwader von Kanonenbooten ausgerüſtet werden. Bill kam auf Nr. 112., ich ſelbſt auf Nr. 107. Segelmeiſter Coſtigan. Bald nachher wurden wir zur Inſtandſetzung des „Eſſex“ verwendet und während wir damit beſchäftigt waren, traf die Kriegserklärung ein.

Bei dieſer Veranlaſſung geſchah es denn, daß ich zum zweiten Mal in meinem Leben betrunken wurde. Man hatte nämlich eine Maſſe Whiskey in eine Tonne geſchüttet, und alle Matroſen tranken nun auf den glücklichen Ausgang des neuen Kampfes — ich konnte noch gar wenig vertragen und würde überhaupt gar nicht getrunken haben, wenn nicht einige meiner Bekannnten aus Wiscaſſet, von denen ſich mehrere auf dem Schiffe befanden, mir unaufhörlich zugeſprochen hätten.

Ich rathe allen jungen Leuten, welche nicht das Bedürfniß zu trinken fühlen, doch ja ihrer eigenen Neigung zu folgen und nicht Seele und Leib dem gedankenloſen Zureden Anderer hinzugeben. Der Umſtand, daß man Rum und Whiskey bis zum Uebermaaße mit einander hinabſtürzt, iſt noch keineswegs zur Begründung guter Kameradſchaft geeignet — hat man aber einmal Geſchmack an dieſem Laſter bekommen, ſo iſt es ſehr ſchwer, daſſelbe wieder abzulegen. Ich habe mich nie dem unmäßigen Trunke ergeben, aber eine geringe Portion ſchon erfüllte mich mit dem Gelüſte, Unheil anzuſtiften und diente dazu, mich während der werthvolleren Jahre meines Lebens niederzudrücken — werthvoll nenne ich ſie nämlich blos in ſofern, als ſie mir zur Förderung meiner weltlichen Intereſſen dienen konnten, denn das wahre Leben eines Chriſten, zur Ehre Gottes und zur Erfüllung Seiner Abſichten, ſo

wie es der Kreatur geziemt, hat bei mir erſt im Jahre 1839 ſeinen Anfang genommen.

Nachdem der „Eſſex“ ausgerüſtet war, erhielt die Flottille Befehl im Sund zu kreuzen und die Gewäſſer um New-York im Auge zu behalten. Es war gegen das Ende des Sommers, während unſer Boot mit mehreren andern dem „Yard“ gerade gegenüber lag, als der Befehl anlangte, uns bei Kapitän Chauncey, dem Kommandanten des Yard, auf der Werfte zu verſammeln, wo dieſer Offizier uns mittheilte, daß er zu einer Expedition auf dem Ontarioſee beordert ſey und als Kommandant derſelben Jeden, der freiwillig beizutreten wünſche, zur Theilnahme auffordere.

Dieſe Nachricht kam uns allen höchſt erwünſcht, denn die Kanonenboote waren uns verhaßt und wir wären überall hingegangen, nur um ihrer los zu werden — ſo kam es, daß Alle zuſammen, Matroſen und Schiffsjungen, ſich als Freiwillige meldeten.

Wir erhielten vier und zwanzig Stunden Urlaub, nebſt einigen Thalern an Geld; ſobald wir damit fertig waren, kehrten wir wieder zurück und wurden auf einer Schaluppe nach Albany eingeſchifft.

Unſer Fahrzeug faßte nahe an hundert und vierzig Mann und wurde von Mr. Mix befehligt, der damals noch Segelmeiſter war, vor einigen Jahren aber als Schiffskommandant ſtarb. Außerdem zählten wir noch die HH. Osgood und Mallaby, die beiden Midſhipmen Sands und Livingston, und zwei Unterſteuermänner, Namens Bogardus und Emory: Mr. Osgood iſt jetzt Kommodore, was aber aus Mr. Livingston geworden, habe ich niemals erfahren.

Nach unſerer Ankunft zu Albany machten wir dem Statthalter unſern Beſuch und brachten ihm drei Cheers, wofür er uns vor ſeinem Hauſe gut bewirthen und ſodann jede Back* auf einen

* Back — daſſelbe was in den Landarmeen die Korporalſchaften — nennt man eine Anzahl Matroſen, die gemeinſchaftlichen Tiſch mit einander haben. D. U.

Wagen ſtauen ließ, worauf die Landfahrt angetreten wurde, welche ſehr fröhlich für uns ausfiel.

Am erſten Tage gelangten wir nach einem Orte, Namens Snechectady, wo die Offiziere ein leeres Haus vorfanden, in welchem ſie uns insgeſammt unterbrachten, und dann die Thüren verſchloſſen. Dieß wollte mit unſeren Anſichten von einer Kreuzfahrt am Lande gar nicht übereinſtimmen und wir begannen alsbald heftig zu murren.

Wir hatten unter uns einen Hochbootsmann, Namens Mac Nally — einen verteufelt trotzigen Kerl, der ſchon lange in Dienſten ſtand und ein ächter Kriegsſchiffmatroſe war. Er hatte unſerer vierundzwanzig Mann um ſich geſammelt, die er ſeine Schüler nannte und worunter auch ich mich befand, wie ich zu meiner Schande geſtehen muß. Mac Nally rief alle Matroſen auf dem Oberdeck, wie er's nannte, d. h. auf dem Dachboden zuſammen, wo er eine Rede an uns hielt und uns bemerkte, daß dies keineswegs die Art ſey, wie man Freiwillige behandeln dürfe, und mit dem Vorſchlage endigte, wir ſollten „das Sonnendeck* abnehmen."

Alsbald wurden Hebel aufgetackelt, und unter dem Rufe „Aufgepaßt da unten" polterte die eine Hälfte des Daches auf die Straße, die andere in den Garten hinab. Drei laute Cheers verkündeten unſern Triumph — die Offiziere kamen herbei, und zankten uns tüchtig aus; wir wußten uns aber ſo gut zu vertheidigen, daß man uns wieder bis zum nächſten Morgen frei ließ, wo wir dann alle zurückkehrten und auf unſere Wagen vertheilt wurden.

So zogen wir unter Scherzen und Lachen durch's Land, indem wir uns alle Sonderbarkeiten bemerkten, die uns auf unſerem Kurſe aufſtießen. Wir waren, glaub' ich, zehn bis zwölf Tage unterwegs, bis wir den Oswego erreichten. Auf dem Onondago-See wurden

* Mac Nally vergleicht hier das Dach mit einem Sonnendeck, d. h. einem Stücke Segeltuche, das bei großer Hitze über Hütte und Schanze gezogen wird, um den Matroſen Schatten zu gewähren. D. U.

wir auf Boote geſetzt, die uns jedenfalls weit beſſer als die ſeitherige Fahrt in den Wagen behagten.

In einem am Seeufer gelegenen Dorfe fanden wir die Leute ſehr bitter gegen uns geſtimmt, ſo daß es mehrere Unannehmlichkeiten abſetzte: es hieß damals unter uns, es ſeyen Schotten aus den Kanada's, doch weiß ich dieß nicht genau. Als wir aber am Morgen vernahmen, daß die Mehrzahl unſerer Offiziere ſich in der Hölle * befinde, da zogen wir aus, den Hügel hinauf und drohten mit Mord und Brand, wenn ſie nicht unverzüglich frei gegeben würden. — Dieß wirkte: Mr. Mix ſtand mit den übrigen Herren alsbald wieder in unſerer Mitte, wodurch weiterem Unglück vorgebeugt wurde und unſer Abmarſch angetreten werden konnte, ohne daß es zum Kampfe gekommen wäre.

Bald wurden wir von heftigem Regen überfallen und trafen endlich in den Wäldern ein einſam ſtehendes Haus, wo wir ein Unterkommen ſuchten, aber nicht fanden, indem man uns anwies, uns ſelbſt nach einem Obdach umzuſehen. Dies thaten wir denn auch, bis wir uns ganz bequem in einer großen Scheune zuſammengeſtaut hatten. Nachts kam der Eigenthümer mit einer Laterne und wollte die Scheune in Brand ſtecken; wir ergriffen ihn aber, banden ihn bis zum andern Morgen in einem Boote feſt, damit der Regen allen Brennſtoff an ihm abwaſchen möchte.

An demſelben Tage erreichten wir noch die Oswegofälle, wo ein Theil von uns bleiben mußte, um die Boote hinaufzuſchaffen und die Vorräthe über den Tragplatz zu bringen. Nachdem ſämmtliches Material nach Oswego transportirt war, wurden alle Matroſen zur Ausrüſtung einiger Seefahrzeuge — kleiner Schooner von ſechzig bis achtzig Tonnen Laſt — aufgeboten, welche ausdrücklich für dieſen Dienſt angekauft worden waren; zu Oswego ſelbſt hatten wir ſonſt nichts zu thun, als dieſe Fahrzeuge — im Ganzen

* D. h. Gefängniß. D. U.

etwa ſechs bis acht — zu befrachten und auf dem See von Stapel zu laſſen.

Ich ſelbſt lief mit einem der erſten Schiffe, der „ſchönen Amerikanerin“ — aus. Da wir ohne Waffen waren, ſo ſegelten wir bei Nacht, um John Bull's Kreuzern auszuweichen, von denen ſich damals mehrere auf dem See befanden. Nicht weit von Sackett's Harbour in der Nähe einiger Inſeln trafen wir das Oneida-Langboot, das zu gleicher Zeit Ruder- und Segelſchiff war und jedesmal bei Nacht auf dem See kreuzte. Bill Swett befand ſich darauf und dies war das erſte Mal, daß wir uns auf ſüßem Waſſer begegneten. Ich erfuhr von ihm, daß auch Jack Mallet, den ich ſeit unſerer erſten Abfahrt von Wiscaſſet vor mehr als drei Jahren nicht mehr geſehen hatte, zu der Station gehöre — und traf ihn auch wirklich vierzehn Tage ſpäter als Hochbootsmann der „Julia,“ Segelmeiſter Trant — ein Fahrzeug, das ich mein ganzes Leben hindurch nicht mehr aus dem Gedächtniß verlieren werde.

Den Tag, nachdem ich den Hafen erreichte, wurde ich an Bord des „Scourge“ * beordert. Dieſes Schiff war engliſchen Urſprungs, hatte früher Lord Nelſon geheißen und war ſchon vor dem Ausbruche des Krieges von dem Oneida — einem Sechzehner, dem einzigen Kreuzer, den wir damals unter Lieutenant Woolſey's Kommando auf dem See hatten — wegen einer Verletzung der Mauthgeſetze gekapert worden. Das Fahrzeug galt zwar als dienſtuntauglich: da aber die Zeit drängte und wir nichts Beſſeres fanden, ſo waren bereits Schanzen darauf errichtet und auf beiden Breitſeiten regelmäßige Batterien von je vier Sechspfündern aufgepflanzt worden. Die Schooten, ſowie die ganze innere Einrichtung zeigte ſich als ausnehmend ſchlecht, dabei bewies ſich der Burſche ſo empfindlich, daß wir in einem Sturm faſt gar nichts mit ihm anzufangen wußten. Man hatte uns mehr als einmal prophezeit, daß das Schiff noch unſer Sarg werden würde. Neben Mr.

* „Geißel.“ D. U.

Osgood, dem Kommandanten, hatten wir noch Mr. Bogardus und Mr. Livingston als Schiffsoffiziere. Die Mannſchaft mochte, Alles in Allem, ungefähr fünfundvierzig Köpfe zählen.

Zum guten Glück durfte der Schooner in dieſem Jahr noch nicht auslaufen und als daher der Kommodore anlangte und eine Expedition gegen Kingston vorbereitet wurde, ließ ſich ein Theil von uns, darunter auch ich, als Freiwillige vom „Scourge“ auf den „Oneida“ verſetzen. Dies geſchah im November — einer Jahreszeit, welche auf dieſen Waſſern zum Seedienſt faſt allzu vorgerückt erſcheinen möchte.

Unſere Brigg verließ den Hafen in Geſellſchaft der Schooner „Conqueſt,“ * „Hamilton,“ „Governor Tompkins,“ „Pert,“ ** „Julia“ und „Growler“ *** — lauter ehemaliger Kauffahrer, die, meiſtens ohne Windviering †, zu dem Dienſte, für welchen ſie verwendet wurden, kaum tauglich waren. Der „Oneida,“ eine gut eingerichtete kleine Brigg mit ſechzehn Vierundzwanzigpfünder Carronaden, war eigentlich zum Kreuzen vor den amerikaniſchen Häfen erbaut, aber ſo ſchwer, wie ein Transportſchiff, und windwärts ganz unlenkſam.

Seewärts von den Falſe Ducks †† bekamen wir den „Royal George,“ ein engliſches Schiff zu Geſicht, das vor zwei bis drei Jahren ausdrücklich zur Bekämpfung des Oneida erbaut worden war und uns auch ſo groß vorkam, als ob es uns ſammt und ſonders hätte verſchlingen können. Seine Offiziere gehörten übrigens nicht zur königlichen Marine, und als wir mit unſerer Schoonerflotte

* „Eroberung.“

** „Verluſt.“

*** „Brummbär.“

† So heißt der Theil der Außenſeite der Schiffe, das ſich in der Höhe der großen Puttingen von dieſen an bis zum Spiegel erſtreckt. D. U.

†† Auf deutſch: „Falſche Schätzchen“ wahrſcheinlich ein Felſenriß im See. D. U.

daher kamen, hielt der George für gerathen, trotz dem, daß auch er ein paar Schiffe mit ſich führte, uns lieber auszuweichen, als uns ſtehenden Fußes zu erwarten. Wir jagten ihn in die Quinté-bai, wo wir ihn bei der Dunkelheit aus den Augen verloren.

Kaum ſahen wir ihn am andern Morgen in dem nach Kingston führenden Kanale vor Anker liegen, als eine allgemeine Jagd auf ihn begann; wir ſteuerten insgeſammt in die Bai und ſuchten auf Schiff und Batterien ein heftiges Feuer zu richten, das ebenſo ſcharf erwiedert wurde und ziemlich lange anhielt. Ich war als Unterkonſtabler bei einer Kanone poſtirt und viel zu eifrig mit meinem Amte beſchäftigt, als daß ich von dem, was vorging, Vieles hätte wahrnehmen können; ich weiß nur ſo viel, daß wir unſer Geſchütz ſo raſch und anhaltend, als wir nur immer im Stande waren, darauf losdonnern ließen.

Wir trieben den Royal George von ſeinem zweiten Ankerplatze bis dicht in die Nähe der Stadt, ja es hieß ſogar, die Mannſchaft habe das Schiff mit einem Male gänzlich verlaſſen. Aus unſerem Geſchütz wurde er nur mit Vollkugeln begrüßt, doch die gaben wir ihm auch von ganzem Herzen; ſo oft wir aber das Ufer berückſichtigen konnten, wurde noch eine Ladung Kartätſchen beigefügt.

Ueber den Verluſt des Feindes iſt mir nichts Näheres bekannt geworden: ſo viel ich ſehen konnte, hatten wir den Sieg davon getragen und wären wir nicht durch das Wetter zum Aufholen gezwungen geweſen, ſo hätte unſere Expedition zu ernſthaften Reſultaten führen können — ſo aber mußten wir mit flatternden Wimpeln ausziehen und einige Meilen vor dem Leuchtthurme vor Anker gehen.

Dies war der erſte Schuß geweſen, den ich im Ernſte hatte abfeuern ſehen. Unſere Brigg zählte einen Todten und drei Verwundete; auch war die obere Tackelage etwas beſchädigt: — eine Kugel hatte ſogar neben meiner Kanone eingeſchlagen, die Hängmattentücher zerriſſen und ſonſt noch allerlei Unheil angerichtet.

Außer dieſer einen Gefahr war mir an jenem Tage keine weitere aufgeſtoßen und im Ganzen konnte man ſagen, daß wir noch recht gut davon kamen.

Nachdem wir in den Hafen zurückgekehrt waren, mußten die zehn Mann, welche von der Bemannung des Scourge der Expedition als Freiwillige angewohnt hatten, wieder auf oben genannten Schooner eintreten. Verwundet war keiner, wohl aber Alle halb erſtarrt vor Kälte, da der See mit dem Eintritte des Fallens ſich ſogleich mit Eis überzogen hatte.

Bald darauf wurden von beiden kriegführenden Partheien die Winterquartiere bezogen und unverzüglich mit der Ausrüſtung weiterer Schiffe begonnen. Ein neues Fahrzeug, der „Madiſon“ wurde damals vom Stapel gelaſſen und zu einem andern, Namens „Pike,“ ſah ich den Kiel legen. Was John Bull mittlerweile that, iſt mehr als ich zu ſagen vermag — doch zeigte ſich's bald im nächſten Jahr, daß auch er nicht gefeiert hatte.

Erſt mit dem Monat Dezember wurde die Schifffahrt völlig eingeſtellt: unſere Schiffe lagen im Hafen vor Anker und waren natürlich ganz eingefroren, doch hatte man, um ein Entern von Seiten des Feindes zu verhüten, rings um jedes der Fahrzeuge eine Art von Graben in das Eis eingehauen. Zur Vertheidigung des Madiſon wurden regelmäßige Detachements beordert; den Tag über arbeiteten wir dann truppweiſe an ſeiner und des Pikes Takelage; unſere Backbordkanonen hatten wir an's Land geſchafft und in einem Blockhauſe aufgeſtellt, während die Steuerbordbatterie und dabei auch ich, als Oberkanonier der einen von den Kanonen, am Bord des Scourge zurückblieb.

Der Winter dauerte über vier Monate und war für uns eine fröhliche Zeit; wir mußten oft Holz im Walde holen und dabei gelang es uns denn auch manchmal, ein Wild zu erlegen. Auf dem See hatten wir eine Schießſtätte errichtet, auf der wir uns einübten und zu tüchtigen Kanonieren heranbildeten. Hie und da

gab's wohl auch falſchen Allarm, doch kann ich mich keines ernſtlichen Verſuches erinnern, den der Feind zu unſerer Beläſtigung gewagt hätte.

Gegen die Mitte Aprils war der See wieder für die Schifffahrt offen. Um den zwanzigſten* aber wurde eine Maſſe von Soldaten, gegen 1700 Mann, eingeſchifft; der Scourge mußte eine Kompagnie an Bord nehmen, welche alle Räume bis zu den oberſten Lucken voll propfte. Bald fing es an zu ſtürmen und wir ſahen uns genöthigt, die armen Burſchen bei unſerem großen Mangel an Raum faſt die ganze Zeit über auf dem Verdeck zu laſſen, wo ſie Sturm und Regen ausgeſetzt waren.

Am fünfundzwanzigſten liefen wir aus, ein Schiff, eine Brigg und zwölf Schooner, im Ganzen alſo vierzehn Segel — eine glänzende Streitmacht, die aber gleichwohl bei der geringen Größe der Fahrzeuge nicht von ſonderlicher Bedeutung war. Die Nacht über ſegelten wir mit friſchen Wind und befanden uns am nächſten Morgen ſchon jenſeits Little York, wo wir Alle auf eine Meile vom Strande vor Anker gingen.

Ich meldete mich freiwillig auf ein Boot, welches Soldaten an's Land zu führen hatte; jeder von uns nahm noch zwei ſolcher Boote in's Schlepptau, wobei übrigens bei der ſchwankenden Briſe, welche eben herrſchte, eines derſelben verloren ging, worauf ich in dasjenige einſtieg, welches übrig geblieben war und mit der Hälfte unſerer Soldaten dem Strande entgegen ruderte. Beim Landen ſelbſt herrſchte wenig oder gar keine Ordnung; jedes Boot ruderte ſo raſch es konnte; die Engländer beſchoſſen uns aus einem Walde, in welchem ſie verſteckt lagen, was unſere Leute von den Booten aus durch ein hitziges Feuer erwiederten.

Nie habe ich mich bei Beurtheilung von Männern mehr getäuſcht, als bei dieſen Soldaten. Es waren meiſtens hochgewachſene, bleich ausſehende Yankees, halb todt von der Seekrankheit und dem ſchlechten Wetter, ſo daß über die Hälfte nicht einmal

* Am 22ſten. D. Herausg.

ihren Grog trinken mochte, was ich unterdeſſen als ein ſchlimmes Zeichen anzuſehen gelernt hatte. Kaum waren ſie aber dem Feinde nahe gekommen, als ſie plötzlich munter wurden; ſie zeigten ſich gegenſeitig die Punkte, auf welche ſie zielen wollten, ja viele von ihnen ſprangen ſogar in's Waſſer, um früher das Ufer zu erreichen.

Man konnte ſich nicht tapferer benehmen, als dieſe jungen Krieger, denn ich muß offen geſtehen, ich ſelbſt fand keinen ſonderlichen Gefallen an der Sache. Es iſt kein Spaß, unter heftigem Gewehrfeuer gegen das Land zu rudern, während man den Feind ſchon im Rücken hat und nichts als ein Ruder zur eigenen Beluſtigung beſitzt. Die Kugeln flogen hageldicht und zerſplitterten zwei unſerer Ruder, wiewohl wir nur Infanteriefeuer gegen uns hatten, da bis jetzt kein ſchweres Geſchütz in Anwendung gekommen war.

So landete ich zweimal unter Mr. Livingston's Befehl, doch hatten wir eigentlich blos beim erſten Mal beſondere Gefahr auszuſtehen; auch am Strande kam es zum Gefecht, in welches wir aber nicht verwickelt wurden.

Als wir nach dem Schooner zurückkehrten, fanden wir ihn im Begriff die Anker zu lichten; von den kleineren Fahrzeugen wurden mehrere die Bai hinauf beordert, um gegen die näher bei der Stadt gelegenen Batterien ihr Feuer zu eröffnen. Unſre Brigg war in der Vorhut das dritte Schiff; die ganze Flottille ging auf Kartätſchenſchußweite vom Lande vor Anker; eben als wir beilegten, hörten wir ein Pulvermagazin in die Luft fliegen und drei freudige Cheers ertönten auf unſerer Flotille.

Jetzt begann ein heftiger Kampf gegen die Batterien, welche ein anhaltendes Feuer gegen uns unterhielten. Der Schooner vor uns mußte die Maſten kappen und ſeine Stellung auf unſerem Flügel nehmen; der vordere Schooner hielt aber aus und behauptete unerſchütterlich ſeinen Ehrenplatz. Mitten in dieſem Kanonendonner hörten wir plötzlich lebhafte Cheers an der ganzen Linie herunter ſchallen; im nächſten Augenblick ſahen wir den Kommo=

dore, der in ſeinem Gig unter den Schiffen herumruderte und endlich zu uns an Bord kam, wo wir ihn mit dreimaligem Hurrah begrüßten.

Während er auf dem Quarterdeck ſtand, traf eine glühende Kugel den Obertheil des Spiegels, riß alle Enterhacken vom Gikbaume los, und verwundete einen Mann, Namens Lemuel Bryant, der von ſeinem Poſten herabſprang und zu meinen Füßen niederſtürzte. Seine Kleider ſtanden in vollen Flammen, während er herab fiel, und nachdem wir den Brand gelöſcht hatten, befahl mir der Kommodore in eigener Perſon, den Verwundeten hinunter zu ſchaffen.

Der alte Mann richtete ermuthigende Worte an uns, und bald wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch ein kleines Ereigniß gerade auf meine Mannſchaft gerichtet. An der Kanone, welche wir bedienten, waren zwei Räder abgeſchoſſen und ich beſchloß, ohne Verzug die gegenüber ſtehende an deren Stelle zu pflanzen; meine Mannſchaft beſtand aus fünf Negern — kräftigen Burſchen und ſtark wie Mauleſel. Die demontirte Kanone, welche den Namen „Black Joke“ * führte, wurde ſogleich bei Seite geſchafft, meine Burſche liefen dann raſch über's Deck, hackten das Anhalttau und die Geſchützaljen aus, hoben das Stück vom Verdeck und ſtellten es in die leeren Stückpforten.

„Ah, bravo, das nenne ich raſche Arbeit, meine Jungen!“ ſo rief der Kommodore in lobendem Tone.

In weniger als drei Minuten — darauf kann ich ſchwören — ließ ich meine friſche Kanone bereits gegen den Feind ſpielen. **

Der alte Mann ruderte mit einer Kaltblütigkeit unter dem Geſchützfeuer umher, als ob es nicht Kugeln, ſondern Schneeballen wären, was ihm um die Ohren ſauste, obwohl an jenem Tage

* Der ſchwarze Spaßvogel. D. U.

** Das glaube, wer nichts davon verſteht: Mr. Myers kann, ſcheint es, auch mit Aufſchneiden umgehen. D. U.

mancher Burſche ſeine Tiſchnummer auf den Booten für immer verlor. Als der Kommodore uns verließ, ſandten wir ihm noch drei jubelnde Cheers nach.

Gleich darauf ließ ſich am Ufer eine furchtbare Exploſion vernehmen. Steine, ſo dick wie meine beiden Fäuſte, fielen auf unſer Schiff, ohne daß übrigens Jemand dadurch verwundet worden wäre. Wir glaubten, den Feind habe irgend ein ſchweres Unglück getroffen und jubelten auf's Neue. Bald nach der Exploſion hatte das Feuern ein Ende — eine einzige engliſche Kanone ſetzte den Kampf am Ufer noch eine Weile länger fort.

Fünftes Kapitel.

Erſt nach dem Aufhören des Feuers erfuhren wir die Urſache der letzten Exploſion. Ich hatte eine furchtbare, ſchwarze Wolke und dunkle Gegenſtände, die ich für Menſchen hielt, in der Luft wahrgenommen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die Exploſion uns ſo theuer zu ſtehen kommen könnte. Unſer Schooner lag auf dem Hauptlandungsplatze und Mr. Osgood rief, ſo bald wir uns von dem glücklichen Ausgange des Kampfes überzeugt hatten, ſeine Bootsmannſchaft zuſammen, um ſich an's Land zu begeben — da ich gleichfalls darunter gehörte, ſo hatte ich frühzeitig Gelegenheit, die Stadt zu betreten.

Wir fanden ſie verlaſſen, und trafen außer unſern Leuten nur ein einziges lebendiges Weſen, nämlich ein altes Weib, das ich in dem Regierungsgebäude in einem Kartoffelbehältniß verſteckt fand: die Eier ſtanden auf gedeckten Tiſchen in den Taſſen, aber nirgends war ein Einwohner zu ſehen.

Wir hatten den ſtrengſten Befehl nicht zu plündern und wagten nicht einmal einen Biſſen Speiſe zu berühren — das Getränk aber war für unſere ſchwachen Naturen zu verführeriſch: ein Theil

unſerer Mannſchaft hatte bereits in einer beſſeren Art von Speze=reigewölbe zu löſchen * angefangen, als einige Offiziere dazu kamen, und die Fäſſer vor ihren Augen einſchlugen.

Ich ging unter Segel und verließ jenen Haufen: die Armee war mit Ausnahme weniger Büchſenſchützen zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen; Letztere ſahen ſich nunmehr gänzlich frei und konnten ohne Mühe in den Platz eindringen.

Ich habe nunmehr einen Vorfall zu berichten, deſſen ich mich billiger Weiſe ſchämen ſollte und den ich aus tiefſter Seele bereue; ich darf ihn übrigens nicht verſchweigen, denn wenn ich die Wahr=heit verhehlen wollte, ſo bekäme ich ja eben dadurch wieder neue gerechte Urſache, beſchämt zu werden.

Wir hatten jenen ganzen Tag über die Hauptbraſſen frei ge=nug geſplißt ** und der Schluck, welchen ich in der Spezereihand=lung zu mir genommen, hatte mich zu jedem Unheile reif gemacht. Als wir uns wieder am Bord des Schooners befanden, trafen wir ein Canoe, das von den Klüſen dwarsab getrieben hatte und auf unſer Schiff gebracht worden war. Meine Bedienungsmannſchaft, die „Black Joker's" genannt, hätte in der Stadt gern für ſich noch einen Spaß getrieben und ſchlug mir vor, eine abermalige Kreuzfahrt an's Land zu machen. Offiziere hatten wir wenige am Bord und der Hochbootsmann, der eigentlich blos Hochbootsmannsmate war, bewilligte uns abermaligen Urlaub.

Wir beſtiegen Alle das aufgefundene Canoe und hatten bald die nächſte Werfte erreicht, wo wir neben einem großen Magazine an's Land ſtiegen. Als wir dort zu einem Fenſter hinein ſahen, erblickten wir einen Mann, der im Schlummer da ſaß und in der Höhlung des Armes eine Flinte hielt, während ſein Kopf auf dem Zahltiſche ruhte, auf welchem eine Lampe brannte.

Einer der Schwarzen kletterte ſogleich durch's Fenſter und

* D. h. die Ladung angebrochen. D. U.

** d. h. dem Grog ſchon ziemlich ſtark zugeſprochen. D. U.

ſtand im nächſten Augenblicke neben dem Schlummernden; wir andern folgten nach, und der Fremde war nun unſer Gefangener. Der arme Teufel behauptete, er ſey gekommen, um nach ſeinem Eigenthume zu ſehen; wir verſicherten ihn, daß ihm von Niemand ein Leid geſchehen werde.

Meine Schwarzen fingen mittlerweile an, ſich umzuſehen und Alles einzuſacken, was ſie nöthig zu haben glaubten; ich ſelbſt nahm mir, wie ich nicht leugnen kann, etwas Thee und Zucker und befand mich überhaupt — zu meiner Schande ſey's geſtanden — in einem Zuſtande, der mich das Ganze nur als einen köſtlichen Spaß betrachten ließ. Wir führten in unſerem Canoe eine volle Ladung auf's Schiff und kehrten ſogar noch einmal zurück, um eine zweite abzuholen.

Natürlich ließ ſich ein ſolcher Streich nicht wohl ausführen, ohne die ganze Schiffsmannſchaft in unſer Geheimniß einzuweihen; auch war's an einer Bootsladung noch lange nicht genug. Die Neger fingen an ſich zu betrinken und ſo nüchtern war ich denn doch, um die Folgen einzuſehen, welche ein längeres Verweilen dieſer Burſche am Land nach ſich ziehen mußte. Als vollends einige Büchſenſchützen zu unſerem Haufen ſtießen, bot ich Allem auf, um meine „ſchwarzen Spaßvögel" auf's Schiff zurückzubringen, was mir auch endlich, wiewohl nicht ohne Mühe, gelang.

Das ſorgloſe Weſen der Matroſen iſt recht deutlich an unſerem Benehmen zu erkennen. Der ganze Ertrag unſerer Plünderung betrug bei unſerer Rückkehr in den Hafen höchſtens acht bis zehn Gallonen Whiskey * und dafür hatten wir uns der Gefahr ausgeſetzt, durch die ganze Flotte gepeitſcht zu werden! Wir betrachteten das Ganze als ein keckes Stückchen und das gab uns genügende Entſchuldigung, um gegen die gegebenen Befehle zu handeln, ja ſogar ein Verbrechen zu begehen. Ich ſelbſt ließ mich mehr durch meine Luſt, Unheil anzuſtiften, ſowie durch den eitlen Wunſch, bei

* Nach unſerem Maaße etwa 80 Flaſchen. D. U.

einer ſolchen Heldenthat als der Erſte genannt zu werden, als durch die Hoffnung auf Gewinn zu jenem Vergehen verleiten.

Trotz der beſtehenden ſtrengen Ordnung und mehrerer ſchweren Strafen, welche der Kommodore zum warnenden Beiſpiele verhängt hatte, waren die Black Joker's gleichwohl nicht die einzigen Plünderer, die in jener Nacht am Lande ihr Weſen getrieben hatten. Einem Steuermannsmate wurden die Knöpfe vom Rock geſchnitten, weil er ein Federbett geſtohlen hatte, das er überdieß wieder zurückgeben mußte — mit ſeiner Unterſteuermannsſtelle hatte es natürlich auch ein Ende.

So lange dieſes Geſchwader im Hafen blieb, kam ich jeden Tag an's Land; unſer Schooner blieb von Anfang an auf derſelben Stelle liegen, welche er während des Gefechts eingenommen hatte, ſo daß wir uns ziemlich weit oben in der Bai befanden. Ich unterließ nicht, der Kanone, welche uns ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte und erſt ganz zuletzt verſtummt war, da ſie in der Nähe des Landungsplatzes unter einem Ufervorſprung geſtanden — meinen Beſuch abzuſtatten: es war ein langer franzöſiſcher Achtzehnpfünder, der ſich an jenem Tage durch ſeine Bravour vor allen Geſchützen John Bulls ausgezeichnet und uns, glaub' ich, mehrere Kugeln in den Rumpf gejagt hatte.

Ich kam auch über die Stelle, wo die Exploſion Statt gefunden hatte; ſie bot einen ſchauderhaften Anblick dar: die Todten waren alle ſo verſtümmelt, daß man kaum noch ihre Farben zu unterſcheiden vermochte, und Flintenläufe fanden wir, die beinahe zweimal umgebogen waren.

Nur wenige Minuten vor der Exploſion ſahen wir, glaub' ich, Sir Roger Sheafe, den brittiſchen General, ganz allein über's Feld hin galoppiren: jedenfalls war's ein berittener Offizier, auf den wir Feuer gaben. Er ſprengte nach dem Regierungsgebäude, ſtieg ab, trat ein, kehrte nach kurzer Zeit zurück und jagte ſodann aus der Stadt. Dies Alles habe ich mit eigenen Augen geſehen:

die alte Frau in dem Kartoffelbehälter erzählte auch, der General ſey kurze Zeit vor unſerer Landung noch im Hauſe geweſen. Ihr Bericht ſtimmte mit dem Aeußern jenes Offiziers vollkommen überein, obgleich ich nicht mit unumſtößlicher Gewißheit behaupten will, daß es General Sheafe geweſen.

Noch muß ich der Freundlichkeit erwähnen, welche der Kommodore gegen die Armen von York an den Tag legte. Da die meiſten Einwohner am folgenden Tage in die Stadt zurückkehrten, ſo ergab ſich's bald, daß die Armen an Nahrung Mangel litten und unſere Leute wurden deßhalb angewieſen, ihnen aus den Regierungsmagazinen, welche uns in die Hände gefallen waren, ganze Fäſſer mit Brod und geſalzenem Fleiſch vor die Häuſer zu transportiren.

Die eroberten Vorräthe beliefen ſich in's Ungeheure, und wir konnten blos einen Theil davon mitnehmen: von den Kanonen wurden viele im See verſenkt und das Pulver hatte bereits für ſich ſelbſt Sorge getragen. Unter unſerer Beute befand ſich auch der Leichnam eines engliſchen Offiziers, eines General Brock, wie man ſagte, der in Rum aufbewahrt worden war. Ich ſah, wie er in Sachett's Harbour aus dem „Herzog von Glouceſter" — ſo hieß nämlich die Kriegsbrigg, die wir eroberten — ausgehißt und in einen neuen Sarg gelegt wurde, wobei einige unſerer Matroſen nicht übel Luſt bezeugten, den alten Rum auszutrinken, wie ich zu meiner Beſchämung geſtehen muß.

Eine große Corvette, welche beinahe bis zum Stapellaufen fertig war, ſteckten wir in Brand und thaten dem Feind noch ſonſt beträchtlichen Schaden. Die Einwohner, welche zurückgekehrt waren, zeigten ſich für das, was ſie empfangen hatten, ſehr dankbar und unterwürfig: den Mann jedoch, deſſen Waarenlager von uns ausgeleert worden war, bekam ich nach jener Nacht, in welcher die Plünderung vor ſich gegangen war, nicht mehr zu Geſicht und der ganze Streich blieb überhaupt zu unſerem Glücke völlig unbeachtet.

Unſere Truppen hatten mit Einſchluß der Verwundeten nahe an dreihundert Mann verloren, und da eine große Zahl der Rekruten in Folge der üblen Witterung und der Strapazen krank geworden war, ſo ſah das Korps ſeine Streitmacht bedeutend geſchwächt; die Truppen wurden am 1. Mai an Bord genommen — wegen eines ausgebrochenen Sturmes konnten wir aber erſt am achten abſegeln, wodurch die Sache nur noch ſchlimmer wurde. Wir ſteuerten quer über den See und unſere Soldaten wurden wenige Meilen öſtlich vom Fort Niagara an's Land geſetzt.

Unſer Schooner kehrte nunmehr mit dem Kommodore in den Hafen zurück; einige unſerer Fahrzeuge mußten jedoch nahe bei dem obern Ende des Sees zurückbleiben. Nachdem wir hier einen zweiten Transport Soldaten eingeſchifft hatten, ſegelten wir, mit zwei großen offenen Booten im Schlepptau, zur Armee zurück: die Hin- und Herfahrt war ſehr vom Wetter begünſtigt und hatte nur wenige Tage Zeit erfordert.

Während wir noch im Hafen lagen, ließ mich Bill Swett durch einen Boten zu ſich entbieten: ich war aber damals außer Stande ihn zu beſuchen, und der arme Burſche ſtarb, wie ich hörte, an einer in York empfangenen Wunde, wiewohl ich in dieſer Sache nie recht hinter die Wahrheit kommen konnte.

Den 27. Mai beſtieg die Armee, in zwei Diviſionen getheilt, von Neuem unſere Boote und wir fingen an, gegen die Mündung des Niagara vorzurudern.

Es war ein neblichter Morgen; ein leichter Wind hatte ſich eingeſtellt: unſere Schiffe gingen gleichfalls unter Segel und begleiteten die Bootenlinie etwas außerhalb der Flanke. Die Schooner ſtanden dem Ufer zunächſt; einige eröffneten ihr Feuer gegen das Fort George, während andere an der Küſte hinzogen und den Strand mit einem wahren Hagel von Kartätſchen überſchütteten.

Der Scourge ging eine kleine Strecke oberhalb der zur Landung auserleſenen Stellen vor Anker und richtete ſeine vollen

Ladungen gegen das Ufer; wir unterhielten ein lebhaftes Kartätſchenfeuer gegen die Engländer, bis unſere Truppen gelandet hatten und mit dem Feinde handgemein geworden waren, worauf wir den Feind über die Köpfe unſerer eigenen Leute hinweg mit Vollkugeln beſchoſſen. Sobald Obriſt Scott am Lande war, wendeten wir unſere Breitſeite gegen eine Batterie von zwei Geſchützen, welche unſern Truppen viel zu ſchaffen machte, von unſerem Schooner aber bald zum Schweigen gebracht wurde.

Was unſere Betheiligung bei dieſer Affaire betrifft, ſo konnte dieſelbe mit jener bei York durchaus nicht verglichen werden, dagegen ſollen die näher am Fluſſe poſtirten Schiffe einen wärmeren Poſten gefunden haben. Wir zählten keinen einzigen Verwundeten und hatten nur eine oder zwei Kugeln in's Holz und unter die Takelage bekommen, im Ganzen nur eine Kleinigkeit, verglichen mit dem, was der alte Black Joke einen Monat früher am gleichen Tage erlebt hatte. Am Ufer ſetzte es noch ein hitziges Scharmützel, das aber nicht lange dauerte, da unſer Korps, ſobald es nur erſt feſten Fuß gefaßt hatte, dem Feinde allzu überlegen war.

Gleich nachdem wir vor Anker gegangen, wurde Mr. Bogardus auf den Mars beordert, um ſich zu überzeugen, ob ſich nirgends etwas vom Feinde blicken laſſe. Anfangs konnte er nichts entdecken; nach einer kleinen Weile aber befahl er mir meine Kanone gegen ein kleines Gehölz abzufeuern, das an einem Abhange nahe am Waſſer gelegen war. Mr. Osgood kam ſelbſt herbei und richtete die Kanone, die ich ſodann abfeuerte. Wir hatten uns — als nach dem deutlichſten Zeichen von dem Vorhandenſeyn von Soldaten — nach dem Blinken von Gewehren umgeſehen, und in dem Augenblick, da wir unſern Kartätſchenhagel in jene Büſche ſchleuderten, wurde uns von dort aus mit einer Salve erwiedert, als ob tauſend Musketen darin geſteckt hätten. Wir gaben den Burſchen den Reſt unſerer Breitſeite und pfefferten das Gehölz dermaßen ein,

daß die daſelbſt aufgeſtellten Truppen nicht ohne ſchweren Schaden davon kamen.

Der Wind blies vom Lande her und wurde immer ſtärker; der Kommodore befahl den Booten durch ein Signal, an's Land zu gehen und auf die Kähne Acht zu haben, die von der Brandung hin und her geſchleudert wurden; die Bootsmannſchaft ſollte den Uebrigen im Transporte der Verwundeten Hülfe leiſten.

Ich ging natürlich mit meinem Boote, das von Mr. Bogardus befehligt wurde, ganz in demſelben Aufzuge, wie wir eben von den Kanonen kamen, Geſicht und Arme von Pulver geſchwärzt, blos mit unſern Hemden und Matroſenhoſen bekleidet, über die wir übrigens der Vorſicht halber unſere Entergürtel ſchnürten, worin jeder ein großes Meſſer und ein Paar Piſtolen ſtecken hatte. Sobald wir gelandet hatten, war es unſer erſtes Geſchäft, die Boote einzuholen und ſodann einige Todte und Verwundete, welche darin lagen, zu entfernen und am Strande niederzulegen.

Wir erhielten nunmehr Befehl, uns zu drei und drei in Trüppchen zu theilen, und überall auf dem ganzen Schlachtfelde die Verwundeten zuſammen zu leſen, welche ſofort in ein großes Haus geſchafft werden ſollten, das man zum Hoſpital auserleſen hatte. Meine Rotte beſtand aus Bill Southard, Simeon Grant und mir ſelbſt — ſämmtlich zu derſelben Back gehörend.

Der erſte Verwundete, den wir trafen, war ein junger engliſcher Krieger, der ganz nahe am See an den Damm gelehnt ſaß; er war ſchwer getroffen und hatte den Kopf auf die Hände geſtützt. Er bat uns um Waſſer; ich nahm ihm ſeinen Hut vom Kopf, füllte ihn mit Seewaſſer und gab ihm zu trinken, worauf ich ihm auch das Geſicht abwuſch. Dies belebte ihn wieder auf's Neue und er bot uns dafür ſeine zinnerne Feldflaſche, welche trefflichen Jamaikarum enthielt. Armen Teufeln, wie uns, welche nichts Beſſeres als Whiskey gewohnt waren, mußte dieß einen ſeltenen Genuß gewähren und der Ueberreſt war leer, ohne daß einer zwei-

mal anzuſetzen brauchte. Nachdem die Rumflaſche geleert war, führten wir den Verwundeten in's Lazareth, wo wir die Zimmer bereits mit Hilfsbedürftigen gefüllt und die engliſchen und amerikaniſchen Aerzte, denen auch wir nun unſern Patienten überantworteten, in voller Arbeit fanden.

Als wir das Hoſpital verließen, machten wir mit einander aus, daß ſich jeder eine Feldflaſche nehmen und aus den Vorräthen der Todten mit Jamaikarum füllen ſollte. Wir waren noch nicht zum dritten Theile mit dieſem Geſchäfte fertig, als wir unter einem Apfelbaume einen jungen amerikaniſchen Büchſenſchützen trafen, der eine ſchwere Kopfwunde hatte und in den letzten Zügen da lag.

Wir waren alle drei über die äußere Erſcheinung des jungen Mannes betroffen, denn ich kann mich nicht leicht erinnern, jemals einen hübſcheren jungen Mann geſehen zu haben als jener bleſſirte Schütze war. Seine Wunde blutete nicht, doch glaubte ich, ſein Gehirn hervorquellen zu ſehen, und fühlte ſo viel Mitleid mit ſeinem Zuſtand, daß ich ihm ſeine Wunde mit Rum auswuſch, was Alles mit dem beſten Willen von der Welt geſchah, dem armen Burſchen aber, wie ich fürchte, ſehr weh gethan haben muß.

Bill Southard verließ uns, um einen Wundarzt aufzuſuchen, von welchen mehrere auf dem Felde beſchäftigt waren: der junge Mann flüſterte ein „Umſonſt" und ſprach noch die Worte „Vater und Mutter," — „Vermont," wie auch die Namen ſeiner Eltern, welche mir jedoch ſpäter nicht mehr beifielen, da ich von dem vielen Rum zu ſehr „im Wind" war.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde um den jungen Mann beſchäftigt geweſen ſeyn, als er noch einige Worte murmelte, mich mit dem ſüßeſten Lächeln, das ich jemals auf einem Männerantlitze geſehen hatte, anſchaute und dann kein Lebenzeichen mehr von ſich gab. Ich fuhr gleichwohl mit meinen Bemühungen fort, bis Bill mit dem Doktor anlangte, der den Verwundeten auf den erſten Blick für todt erklärte und kaltblütig von dannen ging.

Auf dem Schlachtfeld befand ſich eine Brücke, welche über eine Art von Sumpf führte; wir hatten während des Gefechts längere Zeit unſer Feuer gegen dieſen Punkt gerichtet und begaben uns nun nach jener Stelle, um die Wirkung unſeres Geſchützes zu unterſuchen: wir fanden viele Todte, worunter auch einige im Sumpf verſunkene Pferde — nirgends aber einen Verwundeten. Während wir ſo auf dem Kampfplatze weiter gingen, leerten wir überall den Todten ihre Feldflaſchen aus, bis unſere eigenen nichts mehr zu faſſen vermochten.

Auf dem Rückweg von der Brücke nahmen wir unſere Richtung gegen einen Bach, wo wir unſeren Jamaika etwas verdünnen wollten, und überdies einen freien Blick nach dem Waſſer gewannen, aber o Schrecken! — nicht ein einziges Segel war rings mehr zu entdecken: alle hatten die Anker gelichtet und waren verſchwunden.

Dieſe Entdeckung ſchmetterte uns völlig darnieder; wir wußten nicht, was wir anfangen ſollten, kamen aber endlich dahin überein, durch das benachbarte Gehölz zu gehen und uns in die Stadt zu begeben, wo wir — ſo viel war uns bewußt — die Armee antreffen und Nachrichten von der Flotte einziehen konnten.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Tag, das Schlachtfeld ſchien faſt gänzlich verödet und wir Drei hatten, ehrlich geſtanden, ſammt und ſonders „zwei Schooten im Wind.“* Gleichwohl iſt mir Alles noch vollkommen gegenwärtig, denn meine Conſtitution ließ mich niemals zur völlig thieriſchen Trunkenheit herabſinken, und mein Magen hatte ſich noch jedesmal gegen ein Uebermaaß von Trinken geſträubt.

Während wir durch die lichte Fichtenwaldung hinſchlenderten, ſahen wir quer über den Weg einen todten Offizier am Boden liegen, deſſen einer Fuß auf dem gleichfalls getödteten Pferde ruhte. Ich näherte mich der Leiche, drehte ſie um und wollte nach

* D. h. waren ſehr ſtark betrunken. D. U.

ſeiner Feldflaſche ſehen; da ich aber nichts fand, ſo begnügten wir uns mit einigen müßigen Bemerkungen und ſetzten unſern Weg weiter fort.

Kaum hatten wir ein kleines Dickicht erreicht, als ich, der den Uebrigen voranging, in der Nähe eine weibliche Stimme vernahm: dies machte mich ſtutzig und beim Umſehen gewahrte ich ein weißes Frauengewand, welches einer Perſon angehörte, die ſich offenbar vor uns zu verbergen ſuchte.

Ich war für den Augenblick allein und ging auf das Dickicht zu, wo ich zwei Frauen antraf: die eine in Tracht und Haltung eine Dame von Stand, die andere ihre Dienerin, wie ich ſeither immer vermuthete; erſtere trug ein weißes, die andere ein ſchwarzes Cattunkleid, Beide ſchienen, ihrem Aeußeren nach zu urtheilen, noch unter Dreißig und die Vornehmere war dabei ausnehmend hübſch. Sie befanden ſich in großer Angſt, und als ich mich ihnen näherte, fragte mich die Dame, ob ich ihnen etwas zu Leid thun wollte. Ich erwiederte — nein, und fügte noch bei, ſo lange ſie bei uns verweile, habe ſie von Niemand eine Kränkung zu befürchten.

Dies beruhigte ſie ſehr, ſo daß ſie bald im Stande war, mir den Grund mitzutheilen, welcher ſie auf das Schlachtfeld herausgeführt hatte. Halb betrunken und die Geſichter noch vom Pulverdampfe geſchwärzt — ſo war's wohl kein Wunder, wenn wir den Frauen Angſt einflößten; doch glaube ich kaum, daß einer von uns Dreien gezaudert hätte, ein weibliches Weſen, welches wir auf dieſe Art auf offenem Felde weinend angetroffen, gegen jede Unbill zu vertheidigen. Simeon Grant und Southard wollten ſich zwar anfänglich unanſtändige Reden gegen das Mädchen erlauben, ſo daß dieſe laut aufzuſchreien anfing; ich brachte aber Beide zur Ruhe, worauf ſie ihr Bedauern ausdrückten und mir verſprachen, mich zum Schutze der Frauen überall hin begleiten zu wollen. Meine beiden Kameraden glaubten nämlich im Anfang, gewöhnliche Soldatendirnen vor ſich zu ſehen: ich ſelbſt aber war in meinen Knabenjahren zu viel

mit Offiziersfrauen umgegangen, um nicht zu wiſſen, daß unſere Dame zu dieſer Klaſſe gehörte.

Nachdem ſie ſich einigermaßen erholt hatte, zögerte ſie nicht länger, uns ihre Geſchichte zu erzählen. Sie war ſo eben — nur wenige Stunden nach Beendigung des Gefechts, von Kingston angelangt, um ihren Gatten zu beſuchen; dort hatte ſie vernommen, daß er verwundet auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben ſey und war in der Hoffnung, ihn aufzufinden, auf den Kampfplatz herausgeeilt: ſie beſchrieb ihren Gatten als einen berittenen Offizier mit eigenthümlicher Uniform und fragte uns dann, ob wir nicht eine ähnliche Perſon auf dem Schlachtfelde getroffen hätten. Wir erzählten ihr von dem Reitersmanne, den wir ſo eben verlaſſen hatten und führten ſie nach jener Stelle zurück.

Kaum hatte die Dame den Leichnam dort geſehen, als ſie ſich über ihn herwarf und ſo heftig zu weinen und zu klagen anfing, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; auch das Mädchen gebärdete ſich faſt eben ſo verzweifelt, wie ihre Herrin, ſo daß wir trotz des genoſſenen Rums unſere Rührung nicht unterdrücken konnten und, ich glaube gar, ſammt und ſonders in Thränen ausbrachen. Wir ſuchten die Trauernde ſo gut wir konnten zu tröſten und ſchwuren, ihr unſere Hilfe nicht zu entziehen, bis ſie ſich wieder im Kreiſe ihrer Freunde in Sicherheit befände.

Es koſtete große Mühe, die Wittwe zu überreden, mit uns die Leiche ihres Gatten zu verlaſſen. Sie löste ein Miniaturporträt von ſeinem Nacken; ich zog ihm Uhr und Börſe aus der Taſche, um ſie der Dame einzuhändigen; ſie wollte durchaus, ich ſolle die Börſe behalten, was wir aber alle drei ſtandhaft verweigerten: wir hatten unſere „männlichen Halſen an Bord gehalt" und waren feſt entſchloſſen, nicht zu plündern, trotz dem, daß ſogar das Mädchen in uns drang, das Geld zu behalten, womit wir aber nichts zu ſchaffen haben wollten. Ich werde meine Fehler ſtets offen geſtehen und hoffe deßhalb auch Glauben zu

finden, wenn ich Thatſachen erzähle, welche beweiſen, daß ich nicht alles richtigen Gefühls ermangle.

Der Offizier war in der Gegend der Hüfte verwundet und ſein Pferd ſchien durch eine Kartätſchenkugel aus derſelben Kanone getödtet worden zu ſeyn. Wir brachten den Körper des Todten in eine ſolche Lage, daß man ihn genau beſichtigen konnte, ohne übrigens ſeinen andern Fuß unter dem Pferde hervorzuziehen. *

* Als Myers dieſes Umſtands erwähnte, fiel mir bei, daß ein Obriſtlieutenant Myers in dem Gefechte bei Fort George ſo ziemlich auf die oben beſchriebene Weiſe umgekommen war. Beim Nachſchlagen des offiziellen amerikaniſchen Berichts ergab ſich, daß mein Gedächtniß mich nicht betrogen hatte, da wirklich ein Obriſtlieutenant Myers als verwundet und gefangen aufgezählt war. Nun erinnerte ich mich weiter, wie ich bei einer Unterredung zwiſchen Generalmajor Lewis und Major Backer, ſeinem erſten Adjutanten, welcher ich kurz nach jenem Treffen beiwohnte, die Frage aufwerfen hörte, ob wohl — wie der Major behauptete, der General aber in Abrede zog — Obriſt Myers von derſelben Kugel gefallen ſey, welche auch ſein Pferd getödtet habe. Als ich mich auf jenen offiziellen Bericht berief, wonach jener Offizier blos als verwundet aufgeführt war, ſagte man mir, dies ſey ein Irrthum, denn der erwähnte Offizier ſey wirklich getödtet worden.

Und nun einen Blick auf die Wahrſcheinlichkeiten, die ſich hieraus ergeben. Ned ſowohl als ſeine Schweſter wiſſen blos ſo viel, daß ihr Vater um dieſe Zeit auf dem Schlachtfelde gefallen ſey. Ned meinte, dies ſey zu Waterloo geſchehen, ſeine Schweſter war anderer Anſicht und ſprach von Briefen, welche mit Bezug auf ihres Vaters Verlaſſenſchaft aus Quebek eingetroffen ſeyn ſollen. Beiden Geſchwiſtern iſt der Grund meiner Nachforſchung unbekannt — ein ſonderbares Zuſammentreffen wäre es aber doch, wenn Ned auf ſo außergewöhnliche Weiſe die Leiche ſeines eigenen Vaters auf dem Schlachtfelde gefunden hätte. Ich will nicht geradezu behaupten, daß die Sache ſich ſo verhalte, aber man wird wenigſtens zugeben, daß ſie große Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Jene Dame mochte Mr. Myers' Gattin ſeyn, die er zwiſchen den Jahren 1796 und 1813 geheirathet hatte, als er zu höherem Range emporgeſtiegen war. Ned erzählte dieſen Umſtand ohne die geringſte Ahnung von den Folgerungen, welche ich hier daraus ableite.

D. Herausg.

Nachdem es uns gelungen war, die Dame zu überreden, die Leiche ihres Gatten zu verlaſſen, änderten wir unſern Kurs und ſchlugen die Richtung nach dem Leuchtthurme ein. Als wir uns den Ufern des Niagara näherten, gewahrten wir die Maſtentops unſerer Flotte — für uns Theerjacken ein freudiger Anblick!

Das Leuchtthurmhäuschen war leer, doch hörten wir aus dem Keller herauf eine weibliche Stimme erſchallen, welche auf mein Rufen Antwort gab: es war eine alte Frau, welche im Kielraum Schutz gefunden hatte, nachdem ihre übrige Familie davon gelaufen war. Wir verſchafften hier unſerer Dame ein wenig Milch zur Erquickung; ſie aber weinte fortwährend und es ſchien kaum möglich, ihrem Jammer Einhalt zu thun, der nur zuweilen verſtummte, wenn ſich Mißtrauen gegen uns in ihrer Bruſt zu regen ſchien, wiewohl wir im Ganzen recht gut mit einander auskamen.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde bei dem Leuchtthurme verweilt hatten, brachen wir nach der Stadt auf, wo ich die Dame, wie ich ihr gleich anfangs vorgeſchlagen, unter den Schutz einiger unſerer Offiziere ſtellen wollte. Ich gab ihr die Verſicherung, ſobald der Commodore von dem Vorfalle Kenntniß erhalte, werde ihr Gemahl mit allen Kriegsehren beerdigt werden, und ſuchte ſie überhaupt ſo gut zu tröſten, als dies für einen Mann, der ſo nahe „beim Wind geſegelt" hatte, nur immer möglich war.

Einen Theil des Abenteuers habe ich übrigens zu erzählen vergeſſen. Noch ehe wir den Wald hinter uns hatten, ſtießen wir auf vier von Forſyth's Jägern, welche in der ganzen Armee als das roheſte, wildeſte Korps bekannt waren. Sie begannen alsbald ſich auf Koſten der beiden Frauen in ihren gewohnten Scherzen auszulaſſen, ſo daß wir uns beinahe in die Haare gerathen wären. Als wir von unſern Piſtolen ſprachen und unſern Entſchluß kund gaben, lieber davon Gebrauch zu machen, als unſeren Begleiterinnen ein Leid zufügen zu laſſen — da lachten die Schlingel über unſere Schlüſſelbüchſen und meinten, auch ſie könnten mit ächten

Büchſen aufwarten. Dies war nun freilich richtig und wäre es wirklich zu einigen Salven gekommen, ſo bin ich feſt überzeugt: wir wären wie lauter Schnepfen niedergeſchoſſen worden. Ich fing alſo an, den Burſchen vorzuſtellen, wie unziemlich es wäre, wenn ſie ehrbare Frauen beleidigen wollten, bis endlich einer von ihnen, der ſo etwas wie einen Korporal oder dergleichen vorſtellte, mir vollkommen Recht gab und uns mit biederem Händedruck ſeine und ſeiner Kameraden Freundſchaft anbot. So ſplißten wir die großen Braſſen und gingen von dannen — zur großen Freude der Dame, welche ſich ſehr erleichtert fühlte, als ſie der Burſche ſo leichten Kaufes los wurde. Bei ſolchen Auftritten pflegte ſie wohl ihre Thränen zurückzuhalten, welche aber immer wieder auf's Neue zu fließen begannen, ſobald die Umſtände ſich wieder beruhigender geſtaltet hatten.

Nachdem wir den Leuchtthurm verlaſſen, ſuchten wir die Stadt ſo raſch wie möglich zu erreichen. Eben als wir daſelbſt anlangten, begegneten wir einigen Offizieren der Landarmee, deren Obhut wir die Damen nebſt ihrer Dienerin übergaben. Die Herren lobten uns wegen unſeres Benehmens und wir verabſchiedeten uns von unſeren ſeitherigen Begleiterinnen, ohne daß ich ſpäter je wieder etwas von ihnen gehört und geſehen hätte.

Mittlerweile war es beinahe völlig Nacht geworden und Bill Southard und ich fingen nun an, uns endlich nach dem „Scourge" umzuſehen: er war mit dem Reſte der Flotte im Fluſſe vor Anker gegangen und wir begaben uns auf die Werfte, um ein Boot durch ein Zeichen herbeizurufen. Unterwegs ſtießen wir vor einem Uhrmacherladen auf einen Haufen der Forſythiſchen Schützen, unter denen wir eine arme Frau bemerkten, welche heftig ſchrie und weinte, weil die Burſche, wie wir ſpäter erfuhren, ihr mit Ausplünderung ihres Ladens gedroht hatten. Wir hatten uns nun ſchon einmal zu Vertheidigern des anderen Geſchlechts aufgeworfen und wollten auch dieſe Frau in ihrer Noth nicht verlaſſen, ſondern gelobten, ihr alsbald Beiſtand

zu leiſten. Es hätte, glaub' ich, ein tüchtiges Scharmützel abgeſetzt, wenn die Jäger nicht von weitem einige ihrer Offiziere bemerkt hätten und alsbald unter Segel gegangen wären. „Aha, ſchon wieder einige unſerer Taugenichtſe!" riefen die Offiziere, als wir die Frau zu ihnen führten; einer darunter meinte, es möchte wohl am Beſten ſeyn, die zerſtreuten Haufen zuſammenzurufen, und noch ehe wir das Waſſer erreichten, vernahmen wir das Horn, welches den Appell verkündigte.

Am Bord des Schooners hatte man uns ſchon völlig aufgegeben: das Gerücht behauptete, es hätten ſich einige Indianer blicken laſſen, und ſo wurden wir von Allen als ſkalpirt angeſehen. Dem war aber nicht ſo und ich habe mir Gott ſey Dank noch alle Haare auf dem Kopfe bewahrt; ſo arg auch mein ganzer Rumpf zuſammengeſchüttelt und meine Inhölzer beſchädigt wurden, mein Hauptshaar hat ſich bis auf dieſen Augenblick noch völlig ſo ſchwarz wie ein Rabenfittig erhalten. Mein ehemaliger Schiffsgenoſſe, der „dieſes Garn hier loggt," will darin einen Beweis erkennen, daß meine Mutter aus dem franzöſiſchen Kanada abſtammen müſſe, obwohl dies, nach Allem, was ich hierüber erfahren habe, durchaus nicht der Fall war.

Die obenerwähnten Scharfſchützen ſchienen in der That leibhaftige Teufel zu ſeyn. Auf unſerem Weg nach der Werfte ſahen wir eine Schildwache vor einem kaſernenartigen Gebäude auf- und abgehen; als wir näher kamen und ſie befragten, was da drinnen vorgehe, erhielten wir zur Antwort, wir hätten nichts am Lande zu ſchaffen und brauchten uns nicht in ihre Scherze zu miſchen, wir könnten übrigens zu einem Fenſter hineinſchauen, eintreten aber dürften wir nicht. Wir nahmen den Burſchen beim Wort und erblickten bald eine höchſt komiſche Scene: ſie hatten die Bagage der engliſchen Offiziere erbrochen und ein Theil des Korps ſtolzierte in Uniformsröcken und Federhüten umher. Wir hielten für's Beſte, dieſe Wagehälſe nach ihrem Belieben gewähren zu laſſen und uns

nach der Werfte zurückzuziehen, denn auf dem Schlachtfelde war weder Freund noch Feind vor ihren Gewaltthätigkeiten geſichert.

Auf der Werfte begegneten wir einer ſtarken Abtheilung Marinetruppen, die unter Major Smith's Kommando nach der Stadt marſchirten, um die Bewohner vor weiterem Unheil zu ſchützen. Mr. Osgood war hoch erfreut, uns wieder zu ſehen und unſer Benehmen gegen die Frauen erntete reichliches Lob. Unſere Feldflaſchen waren bald geleert, da wir die Bootsmannſchaft, welche uns abgeholt hatte, davon regaliren mußten — die Stadt habe ich nach jener Nacht nicht mehr betreten.

Wir blieben eine Zeit lang in dem Niagarafluſſe liegen; der Commodore hatte ſich zur Ausrüſtung des „Pike“ in den Hafen begeben, Kapitän Crane führte den Reſt der Flotte nach Kingston, wo der Commodore wieder zu uns ſtieß und abermals mit uns nach dem Niagara abſegelte. Hier ſchiffte ſich Obriſt Scott mit einem Truppendetaſchement ein, worauf wir in die Burlington Bai ſteuerten, um die dortigen Höhen wegzunehmen, welche aber zu ſtark erfunden wurden, ſo daß unſere Leute nach der Landung alsbald wieder auf die Schiffe zurückkehren mußten.

Von dort aus wandten wir uns wieder gegen York, nahmen den Ort zum zweiten Mal in Beſitz, zerſtörten verſchiedene Boote und Magazine, ſteckten die Kaſerne in Brand, und thaten dem Feind noch ſonſt bedeutenden Schaden. Nachdem dies geſchehen war, verließen wir den Platz, fuhren zwei oder drei Tage ſpäter von Neuem über den See und ſetzten unſere Soldaten zum dritten Mal beim Fort Niagara an's Land.

Zu Anfang Auguſts lief Sir James Yeo mit zwei großen Schiffen, zwei Briggs und eben ſo viel Schoonern in den Fluß, den wir noch immer mit dreizehn Segeln beſetzt hielten, nach des Feindes Ankunft aber augenblicklich verließen und luvwärts manövrirten. Die feindlichen Schiffe waren ſämmtlich mit Schanzen verſehen und ſchienen überhaupt tüchtige Fahrzeuge zu ſeyn.

Unſer Geſchwader ſegelte ſehr ungleich; einige von den Schoonern zeigten ſich recht flink, andere dagegen ſo langſam wie Transportſchiffe, und überdies waren wir bis jetzt erſt bis zur Hälfte ausgerüſtet.

Die einzige Brefocke*, welche wir am Bord des Scourge beſaßen, war aus einem engliſchen Sonnendache gefertigt, das wir bei unſerem erſten Beſuche zu York weggenommen hatten. Auch muß ich noch erwähnen, daß wir zu York zwei kleine meſſingene Kanonen, Vierpfünder glaub' ich, auftrieben, welche Mr. Osgood an den übrigen Stückpforten des Gallions aufpflanzen ließ, ſo daß wir nunmehr im Ganzen zehn Geſchütze, aus Sechs- und Vierpfündern beſtehend, zählten. Ich kann mich noch recht gut erinnern, wie uns Jack Mallet über den Lärm, den wir im Kampf gegen die engliſchen Batterien mit unſeren Schlüſſelbüchſen, wie er's nannte, anſtellten, herzlich auslachte und behauptete, wir hätten ebenſo gut unſer Pulver ganz ſparen können, da wir mit unſerem Kanoniren ja doch nichts ausgerichtet hätten. Er diente auf der „Julia,“ welche vorne einen langen Zweiunddreißigpfünder, die „alte Sau“ genannt, führte, hinten aber mit einem tüchtigen Achtzehnpfünder und in der Kühl mit zwei Sechspfündern bewaffnet war, welch letztere ſie immer zu gebrauchen verſchmähten.

Während unſeres letzten Aufenthaltes in dem erwähnten Hafen ging ein Theil unſerer Leute mit Mr. Mix, Mr. Osgoods Schwager, in einem Boote auf die Jagd nach dem ſchwarzen Fluſſe. Die beiden Herren ſtiegen an's Land, und wie wir den Fluß hinabfuhren, ſahen wir etwas im Waſſer ſchwimmen, das wir bei näherer Beſichtigung als einen Bären erkannten. Wir hatten keine Waffen bei uns, ruderten aber dennoch auf die Beſtie los, mit der wir einen förmlichen Squawkampf zu beſtehen hatten.

Wir brauchten eine volle Stunde zur endlichen Ueberwälti-

* Ein viereckiges Segel, das auf kleineren Fahrzeugen vorkommt und an der Bagienraa des großen Maſtes befeſtigt iſt. D. U.

gung des Thiers, und es hätte wenig gefehlt, ſo wären wir gar im Kampfe unterlegen. Ich ſchlug dem Bären fünfzig Mal mit einer eiſernen Ruderpinne auf die Naſe, er aber wußte die Streiche wie ein Boxer zu pariren, zerbrach uns den Bootshacken und war ein paar Mal nahe daran, uns ſelber zu entern. Endlich bekamen wir von einem Holzboote eine Axt, mit der wir die Beſtie tödteten; Mr. Osgood ließ dem Burſchen das Fell abziehen und ſagte, er wolle es ſeiner Familie ſchicken — wenn er's gethan hat, ſo war es jedenfalls eines der letzten Erinnerungszeichen, welches dieſe von ihm erhielt.

Sechſtes Kapitel.

Ich habe im vorhergehenden Kapitel die beiden Flotten in dem Augenblicke verlaſſen, da ſie einander eben den Wind abzumanövriren ſuchten. Gegen neun Uhr legte ſich der „Pike" dwars ab vom „Wolf", Sir James Yeo's eigenem Schiffe, hißte ſeine Flagge auf und feuerte einige Schüſſe ab, um die Entfernung darnach zu bemeſſen — es fand ſich aber, daß ſie noch zu groß war, um den Kampf beginnen zu können.

Unſere hinterſten Schiffe waren noch zwei Meilen entfernt, weßhalb der Commodore rund herum vierte und auf der andern Seite aufholte. Der Feind folgte ſeinem Beiſpiel; da er aber bemerkte, daß unſere vorderen Schiffe ihm wahrſcheinlich die Luvſeite abgewinnen würden, ſo vierte er abermals und hielt nun gegen Norden ab. Im nächſten Augenblick wurde auch bei uns gewendet und Jagd auf ihn gemacht; doch der Wind fing bald an nachzulaſſen und gegen Sonnenuntergang herrſchte völlige Windſtille.

Der „Scourge" hatte den ganzen Tag über alle Kräfte aufgeboten, um ſeine Stellung zu behaupten. Der alte „Oneida" dagegen war nie an ſeiner Stelle und vermochte blos in weiter Ent-

fernung nachzukommen. Wir mußten zu verſchiedenen Malen ganze Stunden lang die Ruder gebrauchen, was gegen Abend auch alle leichten Fahrzeuge thun mußten, um gegen den Commodore aufzuſchließen und dicht beiſammen zu bleiben, damit es dem Feinde nicht gelänge, während der Nacht eines oder das andere unſerer kleineren Schiffe abzuſchneiden. Noch vor Eintritt der Dunkelheit hatte ſich die ganze Linie wieder formirt; nur der Oneida fehlte, deſſen Stelle eigentlich dicht neben dem Commodore geweſen wäre, der aber bis jetzt nicht ſo weit gelangen konnte und immer noch im Schlepptau hinten nachfolgte.

Kurz vor Sonnenuntergang gab Mr. Osgood den Befehl, die Riemen einzuziehen und eine Zeit lang zu raſten: es war ein lieblicher Abend, nirgends ein Wölkchen zu ſehen und der See ſo glatt, wie ein Spiegel. Die engliſche Flotte ſtand nur eine kleine Strecke nördlich und war uns in der That ſo nahe, daß wir faſt die Stückpforten ihrer Fahrzeuge zu zählen vermochten. Sie litten wie wir ſelbſt an der eingetretenen Windſtille und lagen ziemlich zerſtreut vor unſerer Linie.

Dem erhaltenen Befehle gemäß, ſtrichen wir unſere Ruder ein und legten ſie quer über's Deck, um ſie jeden Augenblick wieder in Bereitſchaft zu haben; die Schiffe vor und hinter uns ſtanden faſt durchgängig auf Anrufweite von einander.

Eben als die Sonne in den See hinabſank, kam unſer Konſtabler, ein Schwede, Namens Georg Turnblatt, auf dem Verdeck zu mir her und ſagte, er halte für gut, unſere Stückpforten zu ſchließen: wir hatten nämlich den ganzen Tag über klarirt und die Mannſchaft war kampfbereit auf ihren Poſten geſtanden. Dieſe Kampfbereitſchaft dauerte zwar dem Namen nach noch fort; doch hatte der Unterſtab* Erlaubniß erhalten, den Poſten zu verlaſſen,

* Darunter iſt das geſammte niedere Dienſtperſonal mit Ausnahme der gemeinen Matroſen begriffen. D. U.

und auch der Mannſchaft war ſo viel Freiheit, als ſie bedurfte, eingeräumt worden.

Ich gab zur Antwort, ich wolle gerne meine Kanone bergen, wenn er einen Befehl dazu auswirken könne, da wir aber noch immer auf unſere Poſten beordert ſeyen und John Bull mir vor der Naſe liege, ſo wäre es wohl auch möglich, daß wir ihm heute Nacht eine Schlappe beibrächten.

Der Konſtabler bemerkte darauf, er wolle auf's Hinterdeck gehen und ſich mit Mr. Osgood über die Sache beſprechen. — Dies that er denn auch, traf aber den Kapitän (ſo wurde nämlich Mr. Osgood immer von uns genannt) ſchon am Anbruch* des Quarterdecks.

Als Georg ſeinen Wunſch vortrug, blickte der Kapitän gen Himmel und bemerkte, die Nacht ſey ſo ruhig, daß es ziemlich nutzlos wäre, die Kanonen zu bergen, zumal da die Engländer uns ſo nahe ſtänden, daß für den Fall einer eintretenden Briſe einem Gefechte mit Gewißheit entgegengeſehen werden dürfe; die Leute müßten natürlich auf ihren Poſten ſchlafen, ſeyen alſo jeden Augenblick bereit für die Geſchütze zu ſorgen, und es genüge vollkommen, wenn die Seitentackelläufer einmal um den Stoß** der Kanonen geſchlungen würden. Dann befahl er noch dem Hochbootsmann, alle Matroſen an die Treppe des Quarterdecks zuſammen zu berufen.

„Ihr müßt ſehr ermüdet ſeyn, ihr Leute," begann Mr. Osgood, ſobald die Mannſchaft ſich verſammelt hatte; „wir werden aber noch eine harte Nachtarbeit bekommen; ich wünſche daher, daß ihr jetzt euer Abendeſſen einnehmt und euch dann neben euren Kanonen, ſo lange als dies angehen wird, dem Schlafe überlaſſet."

Nach dieſen Worten befahl er noch dem Unterproviantmeiſter, die großen Braſſen zu ſpliſſen — dies waren die letzten Worte, die ich jemals aus Mr. Osgood's Munde vernahm. Sobald er

* Anfang, Auftritt. D. U.

** Hintertheil, ſonſt auch Kopf oder Traube genannt. D. U.

den Befehl ertheilt hatte, verfügte er ſich in ſeine Kajüte, indem er Mr. Bogardus die Aufſicht auf dem Verdeck überließ.

Mr. Livingston und Simeon Grant ausgenommen, befand ſich unſere geſammte alte Mannſchaft am Bord des Scourge; Jener war anders wohin kommandirt worden und Grant, welcher nebſt Bill Southard mit mir an jener Kreuzfahrt über das Schlachtfeld von Fort George Antheil nahm, hatte während unſeres letzten Aufenthalts im Hafen in einer Sägmühle die eine Hand verloren, weßhalb er im Spital zurückgeblieben war. Ein Lootſe, der ſich am Bord befand, beſorgte gelegentlich das Ausgucken, während der Hochbootsmann von Zeit zu Zeit die Wache übernahm.

Der Schooner hatte unterdeſſen das große Segel, den Klüver und das Vormarsſegel eingeſetzt; das Fockſegel war oben gegeit, unten geſtoppt, der oberſte Klüver aber geſtaut; keine der Fallen war gekreuzt und alle Schooten noch ungeſtoppert. — Dies war eine Vorſicht, welche wir bei der Gebrechlichkeit unſeres Fahrzeugs jedesmal beobachten mußten.

Zuerſt wurde nun die große Braſſe geſplißt und dann das Nachteſſen eingenommen, was, wie jede Mahlzeit, in der Regel neben den Kanonen vor ſich ging. Während wir ſo an unſerem Abendeſſen ſaßen, ſagte ich zu Tom Goldſmith, einem meiner Tiſchkameraden, der das mir zunächſt ſtehende Geſchütz kommandirte: — *

„Tom, ſchaffe einmal die Wollendecke herauf, die du in Klein-York aufgegabelt haſt; ich denke, wenn wir uns darunter ſtauen, könnte ſie uns treffliche Dienſte leiſten.“

Tom ging und holte die Decke, ein prächtiges Lagergeräthe, das er ſich irgendwie zu verſchaffen gewußt hatte und das uns ſehr gut zu ſtatten kam. Da wir alle zuſammen ſehr ermüdet waren, legten

* Die Engländer nennen einen ſolchen Geſchützkommandanten „Kapitän ſeiner Kanone,“ wie überhaupt dieſer Titel Jedem, dem die Leitung eines beſonderen Dienſtzweiges übertragen iſt, ertheilt wird, wie z. B. „Kapitän des Fock, des großen Mars, der Schanze oder des Vorkaſtells ꝛc.“ D. U.

wir uns alsbald zur Ruhe nieder, ſtützten das Haupt auf einige Kugelkiſten und waren bald in tiefen Schlaf verſunken.

Bei Aufzählung der Segel hätte ich auch über den Zuſtand unſerer Decks ein Wörtchen ſagen ſollen. Die Kanonen hatten, wie ſchon erwähnt, die Seitentaljen umgeſchlungen; neben jeder ſtand eine Kiſte mit Traubenkugeln, eine zweite mit Kartätſchenpatronen und außerdem war noch von beiden Seiten ein Reſervevorrath unter den Schießgeſtellen angehäuft: dieſe ſelbſt waren mit Vollkugeln angefüllt, welche man überdieß noch neben jeder Kanone in beſonderen Körben aufgeſtellt hatte. Die Bedienungsmannſchaft lag theils neben dem Geſchütz dieſem gegenüber, ſo daß die Leute auf beiden Seiten des Decks ziemlich gleich vertheilt waren; jeder blieb auf ſeinem Poſten, die Mannſchaft des Unterdecks auf ihren betreffenden Backs. Da die Nacht ziemlich kühl war, wie dieß auf fließenden Gewäſſern immer der Fall iſt, ſo halte ich für wahrſcheinlich, daß ſich mehrere Matroſen vom Oberdeck in dem untern Raum ſchlichen, um dort eine wärmere Lagerſtätte zu ſuchen — eine Pflichtverletzung, welche ſich auf einem Fahrzeuge, wie das unſere, das nur zwei eigentliche Offiziere an Bord führte, da der Hochbootsmann und der Konſtabler kaum einen höheren Rang als wir ſelbſt bekleideten — nur allzuleicht ausführen ließ.

Ich ſelbſt ſchlief bald ſo feſt und geſund, als ob ich in eines Königs Bette gelegen hätte. Wie lange mein Schlummer dauerte und was während dieſes Zeitraums vorfiel, weiß ich nicht anzugeben; ich erinnere mich nur ſo viel, daß ich durch große Regentropfen, die mir in's Geſicht ſchlugen, geweckt wurde, und daß auch Tom Goldſmith im ſelben Augenblicke erwachte.

Als ich die Augen öffnete, war alles ſo finſter, daß ich nicht einmal das Deck der Länge nach überſehen konnte. Ich ſtand auf und ſagte Tom, es fange an zu regnen, ich wolle deshalb hinunter gehen, um aus einem Reſerveſfläſchchen, das in der Kiſte bei unſerem

Tiſchgeräth ſteckte, einen Schluck zu thun; wenn er Luſt habe, wolle ich die Flaſche heraufbringen.

„Ei bewahre, das iſt für nichts,“ gab Tom zur Antwort; „wir ſind ja weder Pfeffer noch Salz.“

Einer unſerer Schwarzen bat mich jedoch, die Flaſche mit heraufzunehmen und ihn auch ein Bischen davon koſten zu laſſen.

Dies Alles mochte etwa eine halbe Minute Zeit wegnehmen. Ich erinnere mich jetzt, während ich mich nach der vorderen Lucke wendete, von der Luvſeite herüber ein ſonderbares Geräuſch gehört zu haben, was aber in jenem Augenblicke keinen Eindruck auf mich machte.

Wir hatten unſer Lager zwiſchen den Steuerbordkanonen aufgeſchlagen, welche auf der Luvſeite des Schiffes ſtanden, wenn überhaupt in einem Augenblick, wo kein Lüftchen ſich regte und das Waſſer ſpiegelglatt vor uns lag, von einer Luvſeite die Rede ſeyn konnte; ich tappte am Backbord weiter, um die Leiter aufzufinden, welche von dort auf das zweite Deck hinabführte. Die Lucke war ſo eng, daß man dieſelbe nicht zu zweien paſſiren konnte, und ich erreichte ſie endlich ohne mich ſonderlich zu übereilen.

Schon hatte ich eine Hand auf den Bätingshölzern, mein Fuß ſtand bereits auf der Leiter — als ein blendender Blitzſtrahl auf mich herabzuckte; im nächſten Augenblicke folgte der Donner, mit ihm erhob ſich eine Windsbraut, welche den furchtbaren Schlag beinahe übertönte.

Sobald ich bemerkte, daß die Bö ſich aufgemacht hatte, ſprang ich nach der Klüverſchote, welche ich als Kapitän des Vorkaſtells ſogleich zu finden und auf einen Ruck von der Raa zu löſen wußte. Ich ſtieß dabei auf Leonard Lewis, einen Matroſen, den ich um ſeinen Beiſtand anrief, worauf ich alsbald die Backbord- oder Leemarsſegelſchoote aufſtach, das Geitau derſelben anhielt und mit Lewis Hilfe ſein Horn * halb aufbrachte, indem ich dem Mann an

* So heißt der untere Theil der niederen Segel. D. U.

der Ruderpinne fortwährend mit lauter Stimme zurief, ſein Steuer „hart nieder“ zu ſtellen.

Das Waſſer ging mir ſchon bis an die Bruſt und ich ſah wohl, daß der Schooner überſtürzen mußte. Lewis hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, ich rief ihm aber zu, er möchte loszukommen ſuchen, während ich ſelbſt das Geitau ſplißte und mich vorwärts gegen den Fockmaſt hinholte, wobei ich von der Klüverſchote einen Schlag erhielt, der mir den linken Arm beinahe zerſchmettert hätte. Ich fühlte zwar in jenem Augenblicke nichts davon, mußte mir aber ſpäter den Arm operiren laſſen, um eine Geſchwulſt wegzubringen, welche durch jene Verletzung herbeigeführt worden war.

Dies Alles hatte keine volle Minute weggenommen, während Blitz auf Blitz am Himmel emporleuchtete und unſere Decks ganz unter Feuer ſtellte, was mich dermaßen blendete, daß ich keinen Stich vor mich hinzuſehen vermochte. Weder Anruf noch Kommando ließ ſich auf dem Schooner vernehmen; dagegen wiederhallte er von dem Schreien und Jammern der auf der Leeſeite gelagerten Mannſchaft, welche zwiſchen Kanonen, Munitionskiſten, Kugeln und anderen ſchweren Gegenſtänden eingeklemmt lag, welche beim Umlegen des Schiffes ſammt und ſonders auf ſie hereingefallen waren. Die zweite Steuerbordkanone hatte ſich förmlich überſtürzt und kam geraden Wegs gegen die Vorderlucke herabgerollt: in demſelben Augenblick fiel mir ein Mann in's Auge, der aus allen Kräften daran vorbeizukommen bemüht war. Die Furcht vor dieſer Kanone hatte mich eben veranlaßt, mich nach vorn überzuhalen, wo ich jenen heftigen Stoß am Arm davon trug.

Endlich gelang mir's, mich windwärts zu ſchaukeln und die Fockruſten des Schooners zu erreichen. Hier traf ich William Deer, den Hochbootsmann, mit einem ſchwarzen Knaben, Namens Philips, der bei unſerem Geſchütze als Pulverjunge* diente.

* Dieſer hat die Munition aus den Kugelkiſten herbeizuſchleppen.
D. U.

„Er iſt verloren, Deer!“ rief ich dem Hochbootsmann zu, der mir aber keine Antwort gab, ſondern auf der Focktackelage gegen den Top hinaufkletterte: ihm mochte wohl eine unbeſtimmte Ahnung ſagen, die Maſten des Schooners würden noch über'm Waſſer bleiben, auch wenn dieſer ſelbſt untergegangen wäre, weßhalb er dieſen Kurs als den ſicherſten betrachten mochte — der Knabe befand ſich in den Puttingen, als ich ihn zum letzten Male wahr nahm.

Mitten unter dem furchtbaren, hölliſchen Brüllen des Donners, unter dem Aechzen und Kreiſchen der Menſchen und dem Zucken der Blitze, während die ganze Zeit über eine wahre Windsbraut über mir hinſtürmte, kroch ich an der oberen Stelle der Bollwerke nach dem Hintertheil, bis ich die Stückpforte meines eigenen Geſchützes erreichte, das aber mit allen übrigen leewärts überkollert war. Kaum hatte ich, in der Meinung auf die Mündung der Kanone zu treten, einen Fuß aufgeſetzt, als ich die Stückpforte hinabſtürzte und mich nur noch mit den Armen aufrecht erhalten konnte.

Ich arbeitete mich wieder empor und ſuchte mich immer von neuem nach hinten durchzudrängen. Als ich dem Hauptmaſt gegenüber ſtand, ſah ich, daß Jemand die Fallen losgelaſſen hatte: ich erreichte bald die Riemenſtruppen und fand vier Ruder darin: plötzlich kam mir der Gedanke, eines der Ruder zu mir zu nehmen und mich damit flott zu erhalten, da ich keinen Strich ſchwimmen konnte.* Ich zerrte alſo an den Struppen, um die Riemen loszukriegen, die Struppe aber riß ab, die Schaufeln der vier Ruder rollten in's Waſſer, die Handhaben glitten aus und im nächſten Augenblick waren ſie mir aus den Augen verſchwunden.

Jetzt brach ich auf, und krabbelte noch weiter rückwärts bis zu den Randſomhölzern,** wo ich Mr. Osgood mit Kopf und Schul=

* An einem Matroſen, der ſich ſchon ſeit 5–6 Jahren auf der See befindet, iſt dieß doch kaum erklärlich. D. U.

** Dieſe bilden mit den beiden Ausläufern (Auflangern) des Heckbalkens den hinterſten Theil (den Spiegel) des Schiffs. D. U.

tern zwiſchen einem der Kajütenfenſter ſtecken und ängſtlich zappeln ſah, während er hinauszuſchlüpfen ſuchte. Er kann höchſtens ſechs Fuß von mir entfernt geweſen ſeyn; ich ſah ihn einen Augenblick lang, eben als ein Blitzſtrahl an mir vorüberfuhr, und glaube, daß auch er mich bemerkte.

Zu derſelben Zeit wurde an dem Ende des Giekbaumes ein anderer Mann ſichtbar, der ſich am Horn des großen Segels feſthielt; wer er war, weiß ich nicht, doch muß er mich wohl geſehen haben, wie ich mich eben zum Hinausſpringen anſchickte, denn er rief mir zu:

„Springt nicht über Bord — ſpringt nicht über Bord! Der Schooner kommt ſchon wieder herauf.“

Ich befand mich keineswegs in einer Gemüthsſtimmung, um lange über irgend etwas nachzuſinnen; noch waren kaum drei bis vier Minuten ſeit dem erſten Losbrechen des Sturmes verfloſſen und ich ſtand ſchon an des Schiffes Windvierung mehr von der Vorſehung, als durch eigene Gedanken geleitet. Da fiel mir bei, daß der Schooner, der nun ganz mit Waſſer gefüllt war, ſobald er ſich wieder aufrichte, nothwendig unterſinken müſſe und vielleicht auch mich in den Wirbel hinabziehen könne. So that ich denn einen Sprung und ſtürzte mehrere Fuß von der Stelle, wo ich geſtanden hatte, in's Waſſer.

Ich glaube, in demſelben Augenblicke ging auch der Schooner unter; ich verſank ſelbſt eine Strecke tief, und als ich wieder über's Waſſer kam, fing ich an, zum erſten Mal in meinem Leben aus Leibeskräften zu ſchwimmen. Ich war, glaub' ich, einige Armslängen weit geſchwommen (doch kann ich dies natürlich in einem ſolchen Augenblicke nicht mit Gewißheit behaupten) — als ich fühlte, wie meine Hand an etwas Hartes anſtieß. Ich holte noch einmal aus und jetzt glitten meine Finger über einen Gegenſtand, den ich augenblicklich für ein klinkerartig * gebautes Boot erkannte. Ich

* So nennt man die Bauart, wo die Seitenplanken, wie die Ziegeln eines Daches, mit den Kanten über einander gelegt werden. D. U.

ſelbſt gehörte zu dieſem Boot und erinnerte mich nun, daß es am Spiegel im Schlepptau gehangen hatte; bis zu dieſem Augenblicke hatte ich nicht daran gedacht, bis ich endlich im Dunkeln darauf-ſtoßen und dadurch das beſte Mittel zur Rettung meines Lebens in die Hand bekommen mußte. Ich griff nach dem Schanddeck und erfaßte es an der Spiegelſchote: wäre ich einen Schritt weiter geſchwommen, ſo hätte ich's verfehlt und wäre darüber hinausgekommen! Hineinzugelangen machte mir nicht die geringſte Schwierigkeit, denn ich befand mich in großer Aufregung und hatte alle meine Kräfte zuſammengerafft.

Mein erſter Blick ſuchte den Schooner — er war verſchwunden und mochte wohl eben auf dem Grunde der Tiefe angekommen ſeyn: es regnete, als hätten alle Waſſerpforten des Himmels ſich geöffnet, und dazwiſchen kamen wieder fürchterliche Blitzſchläge; dabei war auch nicht der leiſeſte Lufthauch zu verſpüren — die Waſſerfläche ſchien regungslos und nur von den Regentropfen gekräuſelt.

Dies Alles überſchaute ich gleichſam mit Einem Blick: meine hauptſächlichſte Sorge blieb aber auf die Rettung meines Lebens gerichtet.

Ich war Oberbootsmann deſſelben Fahrzeugs, auf dem ich jetzt eben ſchwamm, hatte es noch an demſelben Nachmittag mit einem ganzen Umſchlag und zwei Halbſtichen an die Fangleine des Hackbords befeſtigt und erwartete jetzt natürlich, der Schooner würde das Boot mit ſich hinabziehen, da ich kein Meſſer hatte, um die Fangleine damit zu kappen. Vorn und hinten im Boot befanden ſich Laufplanken und ſie, dachte ich, könnten mich vielleicht flott erhalten, bis ein Fahrzeug der Flotte mich auffiſchen würde; mein erſtes Geſchäft ging alſo dahin, die Laufplanke loszumachen, und in's Waſſer zu ſchaffen. Ich ging deßhalb nach vorn, um die lockere Fangleine, die an einem Ende aufgeſchoſſen war, abzuwerfen, als ich zufällig das Schlepptau in die Hand bekam — ein Ruck, und

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

ich hatte mich überzeugt, daß es ganz klar war. Ich konnte mir nicht anders denken, als daß Einer am Bord das Tau aufgebunden habe, und dann durch irgend einen Unfall die Möglichkeit verlor, das Boot zu erreichen — auf alle Fälle war ich ſelbſt gerettet, und erſt jetzt konnte ich's wagen, mich mit Muße umzuſchauen.

Die Blitze, welche fortwährend die Nacht erhellten, mich aber beinahe geblendet hätten, machten mir's allein möglich, in der Dunkelheit etwas zu erkennen: ich hatte die Laufplanke in's Waſſer geworfen und rief nun meinen Kameraden zu, ſie ſollten Muth faſſen, da ich mich bereits in dem Boote befinde. Rings um mich her hörte ich Stimmen laut werden und gewahrte auch zuweilen die Köpfe der Schwimmenden; da ich aber nirgends eine geeignete Stelle zum Einwricken * fand, ſo ſteckte ich eines der Riemenblätter in die hintere Rojeklampe, und es gelang mir auch wirklich, auf dieſe Art eine Strecke weit hinaus zu rudern.

Bald ſah ich einen Menſchen dem Boot ganz nahe kommen; augenblicklich holte ich mein Ruder ein, ſprang in die Mitte des Fahrzeugs und faßte den armen Teufel gerade noch am Kragen. Er war dem Tode nahe und ich hatte große Mühe, ihn über das Schanddeck hereinzubringen, wobei unſer beiderſeitiges Gewicht das Boot dermaßen auf die Seite zog, daß eine ganze Waſſerfluth über Bord drang.

Der Gerettete war Leonard Lewis, der junge Mann, der mir beim Aufbinden des Vormarsſegels geholfen hatte: er konnte nicht mehr aufrecht ſtehen und vermochte nur mit Mühe eine Sylbe von ſich zu geben, weßhalb ich ihm anbefahl, aus dem Waſſer zu kriechen und ſich in's Hintertheil zu verfügen, wo er ſich endlich auf der Sternſchote niederlegte.

Von Neuem mich umſehend hörte ich bald einen Zweiten, und als ich mich über das Schanddeck vorbeugte, erkannte ich einen Mann, der ganz nahe am Boot um ſein Leben kämpfte: auch ihn

* Ein Boot mit einem Ruder bewegen. D. U.

bekam ich an der Schulter und mußte ihn faſt ebenſo mühſam wie Lewis zu mir hereinziehen. Es war Lemuel Bryant, derſelbe, der, wie ich ſchon oben erzählte, während des Kommodore's Anweſenheit auf dem Scourge zu York von einer glühenden Kugel geſtreift worden war; er ſchien zwar weniger erſchöpft als Lewis, allein ſeine Wunde war noch nicht geheilt und dieß machte ihn unfähig mir Beiſtand zu leiſten, weßhalb er ſich, ſobald er dies vermochte, auf den Boden des Fahrzeuges niederlegen mußte.

Einige Minuten war nun nichts mehr im Waſſer zu hören: ich begann daher abermals weiter zu rudern und mußte meiner Berechnung zufolge nach einigen Riemenſtreichen die Stelle erreicht haben, wo der Schooner untergeſunken war, als ich plötzlich beim Leuchten der Blitze viele Köpfe von Schwimmenden gewahrte, welche ſich in großer Verwirrung und auf's Gerathewohl durch einander bewegten. Kein Laut ließ ſich vernehmen: die furchtbare Stille wurde einzig und allein durch das angſtvolle Ringen der armen Schwimmer unterbrochen: es regnete noch immer, die Bitze wurden aber allmählig weniger grell und kamen auch ſeltener. Auf dem Geſchwader wurde mir ſpäter erzählt, es habe fürchterlich gedonnert; ich kann aber nicht behaupten, nach meinem Sprung in's Waſſer noch einen weiteren Schlag gehört zu haben.

Der nächſte Schiffbrüchige, der ſich rettete, vermochte das Boot allein zu erreichen; es war ein Mulatte aus Martinique, früher Mr. Osgoods Proviantmeiſter, dem ich alsbald hereinhalf. Er war ein trefflicher Schwimmer, ſchien aber gleichwohl ſehr abgemattet, da die Angſt ihn beinahe ſeiner ganzen Stärke beraubt hatte.

„O, Maſſer Ned! — o Maſſer Ned!“ war Alles, was er herausbrachte, worauf er ſich gleich den beiden Andern auf den Boden warf, wo ich ihn der Vorſicht halber nach der Backbordſeite hinſchob, um unſer kleines Fahrzeug im Gleichgewicht zu erhalten.

Ich fuhr indeſſen fort, die Schwimmenden mit lauter Stimme

zu ermuthigen, und hörte auch alsbald eine Stimme, welche mir zurief:

„Hier bin ich, Ned, dicht neben dir.“

Es war Tom Goldſmith, mein Tiſchgenoſſe, unter deſſen Wolldecke ich vor kurzer Zeit auf dem Poſten geſchlafen hatte: er bedurfte nur geringer Hülfe und konnte faſt ganz allein hereinklettern. Ich fragte ihn, ob er im Stande ſey, mir Beiſtand zu leiſten.

„Ja, Ned“, gab er mir zur Antwort; „bis zum letzten Athemzug will ich bei Dir aushalten: was habe ich zu thun?“

„Nimm deine Preſenning* und ſchöpfe das Boot aus, das bis auf ein Drittel mit Waſſer gefüllt iſt.“

Dies that er denn auch, während ich wieder eine Strecke weiter ruderte.

„Er iſt mit flatternder Wimpel hinuntergegangen, Ned,“ bemerkte Tom. „Die Flagge wollte ſich ſchon ganz um meinen Körper wickeln und mich hinunterziehen. Davy** hat diesmal ſein Maul weit aufgeſperrt und hätte beinahe auch uns erwiſcht — aber beinahe iſt nicht ganz.“

Dies war die Art, wie dieſer gedankenloſe Menſch ſich, nachdem er kaum zuvor den Krallen des Todes entronnen war, über ſeine glückliche Rettung äußerte.

Als ich gleich darauf wieder etwas über'm Waſſer erblickte, bat ich Tom, mein Ruder zu nehmen und ſprang nach dem Schandeck, wo ich Mr. Bogardus, den zweiten Lieutenant, erwiſchte, während er ſich eben an eines der Riemenblätter anklammerte. Ich holte ihn ein und er ſagte mir, er glaube, es habe noch ein Zweiter das andere Ende des Ruders gefaßt, was wir bei der tiefen Finſterniß freilich nicht ſehen konnten. Der Riemen wurde eingeholt und ſiehe, es war wirklich der Schiffskoch, Ebenezer Duffy, gleichfalls ein

* Getheertes Segeltuch, das die Matroſen häufig als Leibbinde tragen. D. U.

** David — Beiname des Teufels. D. U.

Mulatte, der keinen Strich ſchwimmen konnte und dem Unterſinken ſehr nahe war. Ich mußte ihn ganz allein hereinziehen, denn Tom hatte fortwährend auszuſchöpfen, damit das Boot, das ohnedies ſo klein war, am Ende nicht auch noch verſinken möchte.

Im Weiterfahren erreichten wir abermals einen Schwimmer, unſern Lootſen, der am See geboren war und den ganzen Sommer bei uns zugebracht hatte, deſſen Namen ich aber niemals erfahren konnte. Das Boot war ſo klein und ging ſchon ſo tief, daß ich nicht wagen konnte, ihn in die Mitte hereinzuſchaffen; nachdem ich ihn alſo beim Kopfe gefaßt hatte, zog ich ihn gegen das Vordertheil und holte ihn über den Bug herein, wo er ſich ganz erſchöpft und ohne ein Wort zu ſprechen, niederlegte, wie die Uebrigen, mit Ausnahme Tom's, — bis jetzt alle gethan hatten.

Wir hatten nun gerade ſo viele Menſchen an Bord, als das Boot zu faſſen vermochte, und Tom wie ich hielten nicht für räthlich, noch ferner Jemand aufzunehmen; freilich ſahen wir auch Niemand mehr und ringsum herrſchte eine Todtenſtille, welche nur von dem Rieſeln des Regens unterbrochen wurde. Tom machte ſich wieder an's Ausſchöpfen und ich erneute meine Mahnungsrufe, während ich einige Minuten lang fortruderte; fände ſich noch ein Lebender, dachte ich, ſo könnte ich ihm ja ein Tau zuwerfen, oder auch einen und den andern noch in's Boot einnehmen, wenn erſt einmal das Waſſer ausgeſchöpft wäre —, aber es fand ſich Niemand. Da ich nirgends einen Laut vernahm, der mich leiten konnte, ſo mochte ich mich wohl, ohne es zu wiſſen, von der Stelle der Gefahr entfernt haben; doch mußte um dieſe Zeit die ganze übrige Mannſchaft des Scourge wirklich untergegangen ſeyn, da ich ſpäter nie wieder von einem derſelben gehört habe.

Tom Goldſmith und ich beriethen uns jetzt mit einander, welchen Kurs wir zunächſt einſchlagen wollten. Wir fürchteten Beide, dem Feind in die Hände zu fallen, denn dieſer konnte recht leicht aufgebrochen und bis in unſere Höhe herabgeſteuert ſeyn;

dagegen hielten wir die Entfernung zwiſchen beiden Geſchwadern auch wiederum für zu groß, um einen ſolchen Streich für wahrſcheinlich zu achten — jedenfalls aber mußte auf unſerer Seite irgend ein Entſchluß gefaßt werden.

Wir begannen demnach weiter zu rudern, ohne zu wiſſen, welche Richtung wir eingeſchlagen hatten; es herrſchte vollkommene Windſtille, der Regen goß fortwährend in Strömen herab, das Blitzen aber wiederholte ſich nur in beträchtlichen Zwiſchenräumen und der Sturm hatte ſich offenbar gegen die breiteren Theile des Sees hingezogen.

Während wir ſo fortruderten und uns über die Möglichkeit beſprachen, den Feinden in die Hände zu fallen, rief Tom plötzlich:

„Das Ruder geſtoppt!“

Er hatte nämlich beim Leuchten des Blitzes ein Schiff bemerkt, welches er der Größe nach für ein engliſches hielt; da er aber von einem Schooner ſprach, ſo dachte ich, es müſſe eines unſerer Fahrzeuge ſeyn; ich ließ mir nun von ihm die Richtung bezeichnen, erkannte auch beim nächſten Wetterleuchten mit großer Freude, daß ich mich in der That nicht getäuſcht hatte.

„Boot, ahoy!“ wurden wir alsbald angerufen, noch ehe wir weiter zu rudern angefangen hatten.

Ich gab ſogleich Antwort.

„Wenn ihr noch einen Strich weiter rudert, werde ich Feuer auf euch geben laſſen“ — lautete die Erwiederung — „was für ein Boot? Ruder beigelegt oder ich laſſe auf euch feuern.“

Man hielt uns offenbar für ein feindliches Fahrzeug; ich fragte deßhalb, was für einen Schooner wir vor uns hätten. — Keine Antwort; nur die Drohung, beim nächſten Riemenſchlag Feuer zu geben, wurde wiederholt.

„Die Stimme iſt mir bekannt — es iſt der alte Trant,“ bemerkte ich gegen Tom.

„Ei bewahre, wir ſind ganz auf die falſche Fährte gerathen,“ meinte dieſer.

„Das iſt des Scourge's Boot" — rief ich jetzt nun zu den Andern hinüber — „unſer Schooner iſt zu Grund gegangen und wir möchten gern zu euch hinüber kommen."

„Biſt du's, Ned?" hörte ich eine Stimme aus dem Schooner herüber rufen, an der ich augenblicklich meinen ehemaligen Schulkameraden und Schiffsgenoſſen Jack Mallet erkannte, der als Hochbootsmann auf der „Julia" diente, einem Schooner, welchen Segelmeiſter James Trant, ein ſonderbares Original der Flotte, befehligte, bei dem man ebenſo gut auf Schläge wie auf Worte gefaßt ſeyn mußte. In der That, ſobald ich ſeine Stimme erkannt und ſeine Drohung auf uns zu feuern, vernommen hatte — fühlte ich mich von größerer Angſt beklommen, als bei Allem, was mir in dieſer fürchterlichen Nacht zugeſtoßen war.

„Oho," hörte ich jetzt Mr. Trant ausrufen — „gebt Raum, ihr Jungen, und kommt nur herbei, ihr da drüben."

Dies thaten wir denn auch; mit einigen Ruderſtreichen befanden wir uns neben der Julia, auf der wir uns mit der äußerſten Freundlichkeit aufgenommen ſahen. Unſere regungsloſen Leidensgefährten wurden aus dem Boote an Bord gebracht, während ich ſelbſt Mr. Trant die Vorfälle dieſer Nacht auf's genaueſte berichten mußte.

Nach einigen Minuten war meine Erzählung beendigt und Mr. Trant befragte mich nun, in welcher Richtung der untergegangene Scourge liege; ſobald ich ihm dies, ſo gut ich's ſelber vermochte, angegeben hatte, rief er Jack Mallet zu:

„Oho, Mallet — nehmt vier Matroſen in Euer Boot und ſeht zu, was Ihr noch zu thun im Stande ſeid — nehmt eine Laterne mit, ich will gleichfalls ein Licht am Waſſerrande ausſetzen, woran Ihr mich erkennen werdet."

Mallet that, wie ihm befohlen worden und noch waren keine drei Minuten ſeit unſerer Ankunft verſtrichen, als er mit ſeinem Boote bereits in See ſtach.

Mr. Trant, ein Mann voller Launen, hatte eben damals keinen

Offizier am Bord der Julia, wenn man nicht Mallet als ſolchen bezeichnen wollte; er war von Geburt ein Irländer, hatte ſeit der Revolution in der amerikaniſchen Marine gedient und ſtarb als Schiffslieutenant ein paar Jahre nach dem Krieg, den ich eben erzähle. Vielleicht gab es in der ganzen Marine keinen Mann, der allgemeiner bekannt war, wegen ſeiner Sonderbarkeiten mehr verlacht, dagegen aber auch um ſeines Muthes willen mehr geachtet wurde; er war mit dem Kommodore, der große Stücke auf ihn hielt, auf den See gekommen und hatte an allen Gefechten und Scharmützeln, welche bis jetzt ſtattgefunden hatten, thätigen Antheil genommen — Haß gegen die Engländer war bei ihm zur Gewiſſensſache geworden.

Mr. Trant rief die „Scourge's" nunmehr nach dem Hintertheil und erkundigte ſich nach den näheren Umſtänden unſeres Unfalls; dann ließ er jedem von uns ein Glas Grog reichen und ſeine Mannſchaft mußte die Hauptbraſſe ſpließen; * auch trockene Kleider bot man uns an und mir wurde durch Jack Reilly, einen meiner früheren Tiſchkameraden, mit dem ich immer auf gutem Fuße geſtanden hatte, aus der Noth geholfen. Der Regen ließ allmählig nach; wir zogen aber gleichwohl vor, die Kleider unten am Küchenfeuer zu wechſeln.

Kaum ſtand ich wieder auf dem Verdeck, als ich auch ſchon das Boot zurückkehren hörte, das bald darauf beilegte und noch vier weitere Männer überbrachte, die man auf Rudern und Gitterwerk ſchwimmend angetroffen hatte. Bei näherer Nachfrage ergab ſich's, daß alle vier zu dem Schooner „Hamilton," Lieutenant Winter, gehörten, der in derſelben Bö, wie unſer Scourge, ſeinen Untergang gefunden hatte; ſie waren gleichfalls ſehr erſchöpft und wurden auf das Unterdeck gebracht, wo man uns alle zur Ruhe gehen hieß.

Ich war durch die eben erlebten Scenen dermaßen aufgeregt und durch den Genuß des Grogs ſo ſehr überreizt, daß ich bis

* D. h. uns freundlich willkommen heißen. D. U.

dahin von der auf ſolche Ereigniſſe folgenden Abſpannung der Kräfte noch wenig verſpürt hatte; ich genoß ſogar die Nacht über eines ſehr geſunden Schlafes, aus dem ich erſt Morgens um ſechs Uhr erwachte.

Eine leichte Briſe wehte, als ich auf's Deck herauf kam; es war ein wunderlieblicher Tag und die See lag ſpiegelglatt vor meinen Blicken. Unſere Flotte war in ziemlich gedrängter Ordnung in Linie aufgezogen, nur der „General Tompkins," Lieutenant Tom Brown, ſtand etwas zu weit leewärts, hatte aber einen ganzen Wald von Segeln aufgehißt, um gleichfalls auf den Kommodore aufſchließen zu können. Beim Vorbeiſegeln bemerkte Mr. Trant, daß der Tompkins uns zu ſprechen wünſchte und ließ deßhalb ſein Fockſegel aufgeien, ſo daß ihr Luv dicht unter unſerem Lee beilegen konnte.

„Zwei unſerer Schooner, der Hamilton und der Scourge, ſind heute Nacht zu Grund gegangen," rief Mr. Brown herüber; „ich habe vier von den Hamiltons aufgefiſcht."

„Oho!" gab Mr. Trant zur Antwort, „das iſt gar nichts Neues! ich habe deren zwölf aufgegabelt, acht von den Scourge's, vier von den Hamilton's, da drüben hinter der Fockſchoote!"

Das alſo war Alles, was von der Bemannung der beiden Schooner übrig geblieben war, welche im Ganzen nahe an hundert Köpfe an Bord geführt hatten! Beide Kommandanten, Mr. Osgood und Mr. Winter hatten den Tod gefunden; mit letzteren waren noch einige Midſhipmen ertrunken.

Unſer Geſchwader konnte von der Zeit jener Kataſtrophe an bis zu dem Augenblick, da ich auf's Verdeck trat, nicht weit von der Stelle gekommen ſeyn, oder wir mußten gewendet und zweimal denſelben Weg gemacht haben, denn wir begegneten nun einer Maſſe von Trümmern, welche von den beiden verſunkenen Schiffen herrührten und jetzt auf dem Waſſer herumſchwammen. Kanonenwiſcher, Käſten, Hüte, Ruder — Alles kam bunt durch einander; einen der Hüte, der, wie Mr. Trant ſagte, dem Lieutenant Winter

angehört haben mußte, befahl er im Vorüberſegeln aufzufangen: es gelang aber eben ſo wenig als mit anderen Artikeln, welche man hatte an Bord ſchaffen wollen. Ein tüchtiger Ausgucker war aufgeſtellt, der ſich nach der vermißten Schiffsmannſchaft umſehen ſollte, ohne daß von den zwei Fahrzeugen ein weiterer Matroſe aufgefunden wurde: der See hatte Alle verſchlungen und der Scourge war, wie man ihm oft prophezeit hatte, für einen großen Theil ſeiner Bemannung in Wahrheit zum Sarge geworden.

Von den beiden Flotten wurde an dieſem Tage viel und lange hin und her manövrirt: auch waren einige Verſuche zu einem Kampfe zu bemerken, doch fühlte ich mich, ehrlich geſtanden, durch den Verluſt ſo vieler Schiffsgefährten ſo ſchwermüthig geſtimmt, daß ich von dem, was um mich vorging, nicht ſonderlich viel Notiz nahm: meine Black Jokers* mit denen ich den ganzen vorigen Sommer verlebt hatte, alle ertrunken, Bill Southard nebſt den übrigen Tiſchgenoſſen — Tom Goldſmith und Lemuel Bryant allein ausgenommen — auf immer für mich verloren, von Mannſchaft und Fahrzeug nichts übrig als ich und meine Unglücksgefährten — es machte in der That einen tiefen, eigenthümlichen Eindruck auf mich, der aber, Dank ſey es meinen neuen Schiffskameraden, welche zum Theil ſchon auf anderen Fahrzeugen mit mir gedient hatten und mich jetzt durch Grog aufzuheitern ſuchten — nicht allzu lange dauerte, ſo daß ich in Kurzem nicht mehr an das Vorgefallene dachte. So kam es, daß ich in den letzten fünf Jahren weit öfter der Gnade des Himmels gedacht haben mag, welcher mir bei jenem furchtbaren Auftritte das Leben rettete, als dies in den fünf und zwanzig Jahren, welche jenen Ereigniſſen unmittelbar folgten, der Fall war.

Die Flotte ſegelte wieder gegen die Mündung des Niagara zurück und ging daſelbſt vor Anker; Mr. Trant muſterte die übrig gebliebenen Scourges, wobei er uns mittheilte, daß er gerade ſo vieler Matroſen, als wir eben waren, für ſein eigenes Schiff benöthigt

* Etwa: „Schwarze Kumpane.“

ſey und ſich deßhalb den Befehl zu unſerer Verſetzung auf die Julia auszuwirken gedenke; bis dahin wolle er uns vorderhand zum Dienſt verwenden und für unſere Verpflegung Sorge tragen. Ich wurde an den Braſſen angeſtellt und erhielt den Poſten als zweiter Lader bei dem langen Zweiunddreißigpfünder. Die Julia führte außer Letzterem noch einen Achtzehnpfünder auf Bolzlaffetten und zwei Sechspfünder in der Kuhl, welche aber, wie ich ſchon oben erwähnte, nur ſelten gebraucht wurden. Der Schooner war zwar klein, aber ein guter Schnellſegler, mit ungefähr vierzig Köpfen Bemannung und trotzdem, daß er weniger Kanonen führte und außer einer niedrigen, mit einem Setzbord verſehenen Regeling keine höheren Quartierwände hatte, mußte ihm dennoch, im Vergleich mit dem Scourge, unbedingt der Vorzug zuerkannt werden.

Siebentes Kapitel.

Was aus den vier Hamiltons geworden, welche das Boot der Julia aufgefangen hatte, habe ich niemals erkunden können: doch vermuthe ich, daß ſie mit ihren anderen geretteten Kameraden auf irgend einem Fahrzeuge der Flotte untergebracht wurden; überhaupt habe ich über den Untergang jenes Schooners weiter nichts in Erfahrung gebracht, als daß ſeine Vormarsſegelſchooten geſtoppt und ſeine Fallen gekreuzt waren. So viel die vier Geretteten, die an Bord der Julia gebracht worden waren, davon erzählten, hatte er ſich in jeder Hinſicht in der vollkommenſten Kampfbereitſchaft befunden, was auf der Flotte abwechslungsweiſe bald getadelt und bald gebilligt wurde, nach meiner Anſicht aber in einem Windſtoß, wie er uns beide überfiel, nur wenig Unterſchied machen konnte. Das Merkwürdigſte an der ganzen Sache war übrigens, daß die Julia, welche in jenem Augenblicke von dem Scourge nicht ſehr entfernt ſeyn konnte, kaum ein Bischen Wind verſpürte und blos

aufzuluven brauchte, um mit einer leichten Erſchütterung der Segel davonzukommen!

Unſer Geſchwader blieb nur eine Nacht vor der Mündung des Niagara liegen und lichtete am nächſten Morgen die Anker, um zur Verfolgung der Engländer auszulaufen. Das Wetter war höchſt veränderlich und wir konnten Sir. James den ganzen Tag nicht auf Schußweite erreichen. Wir zählten jetzt den 9. Auguſt; der Scourge war in der Nacht des ſiebenten oder am Morgen des achten — genau weiß ich's nicht — zu Grund gegangen.

Am zehnten in der Früh, als wir eben dem nördlichen Ufer gegenüber und luvwärts von John Bull ſtanden, nahm der Kommodore die Asp,* der „Madiſon" dagegen die „ſchöne Amerikanerin" in's Schlepptau und ließ, in der ſichern Erwartung einer allgemeinen Seeſchlacht, an das geſammte Geſchwader den Befehl zum Abhalten ergehen. Plötzlich aber ſchlug der Wind um und brachte die Engländer windwärts; der Nachmittag blieb ruhig oder von wechſelnden Luftſtrömungen unterbrochen und gegen Sonnenuntergang lag der Feind, von der Windſtille zurückgehalten, am amerikaniſchen Ufer. Mit einemmal trat eine Briſe aus Süden ein; wir ſchloſſen alsbald auf und formirten gegen ſechs Uhr Abends unſere Schlachtlinie: ſo verharrten wir bis gegen ſieben, als wiederum ein friſcher Südweſtwind einfiel und John abermals windwärts führte.

Was nunmehr folgte, weiß ich kaum mit Genauigkeit anzugeben, ſo viel wurde hin und her manövrirt und ſo oft die Stellung geändert. Beide Geſchwader hatten ſich quer über den See ausgebreitet, der Feind wind- und etwas rückwärts von unſerer eigenen Linie. Wir fuhren ſofort auf Anrufweite an dem Kommodore vorüber, der uns den Befehl ertheilte, eine neue Schlachtlinie zu bilden, was auf folgende Art ausgeführt wurde.

Eine Linie aus den kleinſten Schoonern beſtehend, formirte ſich luvwärts, während ſich leewärts eine zweite, aus den Fregatten,

* Eſpe.

der Brigg und den beiden größten Schoonern beſtehend, in Schlachtordnung aufſtellte. Wir nahmen den äußerſten Flügel der Luvlinie ein und hatten den „Growler,“ Lieutenant Deacon, zunächſt hinter uns.

So viel konnte ich von der Sache wahrnehmen, ohne übrigens den Plan des Kommodore zu begreifen, der, wie ich jetzt erſt erfahren habe, darauf hinausging, daß die Luvlinie den Feind angreifen ſollte, um ſodann abzuhalten und den Gegner gegen die Leelinie heranzulocken, welche unſere Hauptſtärke ausmachte. Dieſem Befehle gemäß hätten wir eigentlich, ſobald die Engländer das Feuer begannen, luvwärts abhalten und dieſe gegen den Kommodore heranziehen ſollen — doch unſer Schooner zog es vor, wie man ſogleich ſehen wird, einen ganz anderen Kurs zu verfolgen.

Es mochte ſchon gegen Mitternacht gehen, als die Engländer die „ſchöne Amerikanerin,“ das hinterſte Schiff unſerer Luvlinie, zu beſchießen anfingen, während wir ſelbſt eine ziemliche Strecke voraus waren und noch einige Zeit lang keinen Antheil an dem Gefechte nehmen konnten. Die Kanonade hinten wurde ziemlich hitzig; da aber der Feind noch nicht nahe genug vor uns ſtand, ſo verhielten wir uns ruhig, ohne zu feuern.

Nach einer Weile begannen die vier hinterſten Schiffe unſerer Linie dem Befehle gemäß abzuhalten; die Julia und der Growler aber blieben ſtehen, während die Engländer, wie der Kommodore es erwartet hatte, vermuthlich zu derſelben Zeit abvierten. Wie dem auch ſey, ſo gefiel es uns jedenfalls ſo gut dem Feinde gegenüber, daß Mr. Trant, anſtatt die Julia unter den Wind zu ſtellen, vielmehr gerade durch die Briſe wendete, welchem Beiſpiele der Growler folgte, welcher dicht in unſerem Kielwaſſer verharrte.

Wir begannen jetzt unſer Feuer gegen die vorderſten Schiffe des Feindes zu richten, welche gegen uns herankamen und um die wir ſo geſchickt herumſegelten, daß wir bald deren Luvſeite erreicht hatten. Sobald wir John Bulls Luvlinie gegenüber ſtanden, geiten wir unſer Fockſegel auf und gaben ihm in ganz hübſcher Entfernung

mehrere Salven hinter einander; der Feind beantwortete dieſelben und ſchien von jenem Augenblicke an alle Gedanken an die leewärts von ihm ſtehenden Schiffe aufgegeben zu haben und ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Julia und den Growler zu verwenden.

Die engliſche Flotte behielt ihre Windvierung bei, bis ſie ſich zwiſchen uns und unſere Linie hineingedrängt hatte, worauf ſie augenblicklich Jagd auf uns zu machen anfing. Wir mußten nun allmählig kurz ab nach der Luvſeite beidrehen; der Feind aber theilte ſich alsbald und bildete einen weiten Bogen, um uns zu verhindern, an ihm vorbeizukommen, da wir auf dieſe Art ſeine Linie umgehen und ihm leewärts entkommen konnten. Unſer Schiff windwärts zu halten, machte uns gar keine Schwierigkeit; wir geiten von Zeit zu Zeit unſer Fockſegel und gierten auch hie und da ab, um unſer Feuer deſto wirkſamer zu machen.

Die Julia war bei gemäßigtem Winde der beſte Schnellſegler im ganzen amerikaniſchen Geſchwader, die „Dame vom See“ allein ausgenommen; auch der Growler gehörte keineswegs zu den ſchwerfälligen Fahrzeugen und hätte es uns nicht an Raum gemangelt, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß wir John Bull, mit Hülfe unſerer langen ſchweren Geſchütze, die ihn von Zeit zu Zeit in paſſenden Augenblicken begrüßten, mit größter Leichtigkeit von uns abgehalten hätten. Ich habe mir oft gedacht, Mr. Trant müſſe ganz vergeſſen haben, daß wir auf der einen Seite vom Land und auf der andern vom Feinde eingeſchloſſen waren; er mochte wohl glauben, er befinde ſich auf offener See, denn es war eben ein mondheller Morgen und wir konnten nichts vom Lande gewahren, obwohl ſich's ergab, daß es uns weit näher lag, als wir eigentlich gewünſcht hätten.

Alle Matroſen wurden nun auf der Luvſeite verſammelt, während die beiden Schooner fortwährend abgierten und gelegentlich ihr Feuer erneuerten; die feindlichen Kugeln flogen weit über uns hinaus, thaten uns übrigens doch einigen Schaden, der aber ſogleich

wieder ausgebeſſert ward; ſo wurde die Gaffelfall des Hauptmaſtes, ferner das Horn des großen Segels vom Bord der Julia abgeſchoſſen — wahrſcheinlich hatte der Feind ſpäter wegen der Nähe des Landes ſeine Luvrichtung nicht beibehalten.

Unſere beiden Schooner blieben fortwährend dicht beiſammen, ſo daß bald der eine, bald der andere weiter windwärts ſtand; eben als der Growler eine kleine Strecke auf unſerer Luvſeite voraus war, kam der Augenblick, wo wir zum Erſtenmal die eigentliche Gefahr unſerer Lage erkannten, denn Lieutenant Deacon ließ unverzüglich „Steuer auf" nehmen und kam auf Anrufsweite herbeigerannt, um Mr. Trant zu melden, daß er ſo eben auf zwei Faden ſondirt und Lichter am Ufer entdeckt habe, welche, wie er glaube, von Indianern herrühren müßten, die in großer Anzahl in der Nähe verſammelt ſeien, ſo daß wir auf alle Fälle das Land vermeiden mußten.

„Was haltet ihr in dieſem Falle für's Beſte?" fragte Lieutenant Deacon.

„Gaſſenlaufen," rief Mr. Trant.

„Sehr wohl, Sir: wer geht voran?"

„Ich werde den Vortrab bilden," gab Mr. Trant zur Antwort und damit war die Sache abgemacht.

Alsbald nahmen wir das Steuer auf und fuhren auf eine in der britiſchen Schlachtordnung ſichtbare Lücke los; der Feind ſchien uns zu erwarten, denn er formirte ſich jetzt in zwei Linien, welche uns gerade den nöthigen Raum zum Einlaufen gewährten. Doch ſelbſt unter dieſen kritiſchen Umſtänden war Mr. Trant nicht davon abzubringen, die Julia mit aufgehißtem Vormars=, Kluver=, Oberkluver=, Fock= und großem Segel abhalten zu laſſen, Raa= und Leeſegel hatten wir ohnedies nicht an Bord, ſo unvollſtändig war die Ausrüſtung dieſer kleinen Fahrzeuge, wie ich denn, den Scourge allein ausgenommen, auf keinem der Schooner jemals ein Leeſegel geſehen habe.

So rannten wir denn mit vollen Segeln gegen den Feind, die Julia auf halbe Kabellänge vor dem Growler voraus. Als wir zwiſchen ſeine beiden Linien geriethen, faßten uns die Engländer auf kurze Kartätſchenentfernung und pfefferten uns tüchtig auf beiden Seiten ein. Die beiden engliſchen Fregatten ſtanden leewärts, jede an der Spitze einer Linie, ſo daß wir die Brigg und drei große regelmäßige Linienſchooner zu paſſiren und dann immer noch die Gewißheit vor uns hatten, auch wenn wir an dieſen vier Fahrzeugen glücklich vorüber gekommen wären, dem Wolfe und Royal George geradezu in die Hände zu fallen. Unſere beiden Schiffe unterhielten ein heftiges Feuer aus allen Geſchützen, welche jedesmal gedreht wurden, ſo daß keines unthätig blieb; als wir uns aber den großen Schiffen näherten, erwieſen wir ihnen die Aufmerkſamkeit, ihnen all unſer ſchweres Geſchoß ins Geſicht zu ſchleudern, wie dies ihrem Rang und ihrer Größe von Rechts wegen gebührte.

Ein Paar Minuten lang erging es uns ganz gut: kaum waren wir aber zwiſchen beide Linien gerathen, als wir's heiß und ſchwer zu verdauen bekamen; unſere Takelage fing bald an, uns auf die Köpfe zu fallen, eine Kugel flog nur wenige Fuß über uns weg, riß unſere Marsſegelſchooten entzwei und ſplißte ein Stück Holz, ſo dick wie eine Zweiunddreißigpfünderkugel, aus dem Fockmaſt. Ich ſtieg ſelbſt an der Seite hinauf, um eine der Schooten wieder feſtzubinden, als ich von oben den Schaden erblickte, den unſere Spiere erlitten hatte. Kurz darauf fing der Hals des großen Segels Feuer an dem Pfropf einer der engliſchen Kanonen, denn ſo nahe ſtanden wir in der That vor den Batterien, und ich glaube wahrhaftig, daß wir's nur der Nähe des Feindes verdankten, wenn unſere Decks nicht rein abgefegt wurden. Große und kleine Kugeln flogen wie eine Hagelwolke über unſern Häuptern weg und das Fockſegel hing wörtlich in Fetzen herunter; da die Fallen abgeſchoſſen waren, kam das große Segel die Halſe herab und der Klüver ſenkte ſich,

ſo tief er konnte; die Marsſegelraa ruhte auf dem Eſelshaupt und der Schooner ſteuerte jetzt gegen den Wind.

Dieſe ganze Zeit über hatten unſere Kanonen keinen Augenblick geraſtet: unſer alter Kommandant lief von einem Geſchütz zum andern und richtete jedes eigenhändig, ſo wie es geladen war. Er ſtand eben am Achtzehnpfünder, als unſere Lage ihrem ſchlimmſten Wendepunkt nahe war.

„Füllt ihn — füllt ihn bis an die Mündung!“ rief Mr. Trant, während er ſich von dem Geſchütz entfernte.

Gleich darauf näherte er ſich unſerem Zweiunddreißiger, der bereits mit einer Vollkugel, einem Traubengeſchoß und einer vollen Kartätſchenladung gefüllt war — ich weiß dies ganz genau, da ich eines nach dem andern mit eigenen Händen eingeführt hatte.

Die feindliche Brigg, der „Melville“ genannt, ſtand eben dicht vor uns und feuerte vom Vormars auf unſere Decks herab; ſie näherte ſich unſerer Backbordſchanze, während ein großer Schooner in raſchem Lauf unſerem Steuerbord nahe kam. Mr. Trant richtete unſere Kanone gerade auf das Vorkaſtell der Brigg.

„Jetzt iſt's Zeit, meine Jungen,“ rief er dann; „feuert auf die Schufte! nur friſch auf ſie gefeuert!“

Aber nirgends war eine Lunte zu finden: es mußte Jemand beide über Bord geworfen haben.

Die Brigg ſtreckte mittlerweile ihren Klüverbaum bereits über unſer Hinterdeck — die Engländer fingen an zu entern und auf unſern Bord zu ſpringen: ringsum waren wir von Feinden eingeſchloſſen und auch der „Wolfe“ ſtand auf Anrufweite vor uns, ohne einen Augenblick ſein Feuer zu unterbrechen.

Der Letzte, den ich von unſeren Leuten zu Geſicht bekam, war Mallet, der nach dem Vorderdeck eilte: ich ſelbſt ſetzte mich mürriſch, wie ein rechter Brummbär, auf die Trave * des Zweiunddreißigpfünders. Zwei oder drei von den Engländern ſtürmten an mir vorüber,

* Lafette. D. U.

ohne ein Wort zu ſprechen: ſelbſt jetzt noch ſandte der Vormars der Brigg einen Hagel von Kugeln auf unſer Deck, welche rings um mich her theils auf die Planken, theils auf die Kanone niederpraſſelten.

„Was haſt du hier zu ſchaffen, du Yankee?“ ſchnaubte mich ein engliſcher Offizier an, der ſich mir in dieſem Augenblicke näherte.

„Ich ſehe euren Narren zu, wie ſie ihre eigenen Leute niederſchießen,“ gab ich in meiner damaligen, ausnehmend wilden Stimmung zur Antwort.

„Nimm das für deinen Spott“ — mit dieſen Worten verſetzte er mir einen Stoß mit ſeinem Degen, deſſen Spitze neben meinem Hüftbeine eindrang und mir einen ſchmerzlichen Fleiſchriß beibrachte.

Die Wunde war nicht gefährlich, blutete aber ſtark und bedurfte mehrerer Wochen zu ihrer gänzlichen Heilung. Ich ſtand ſofort auf, um mich nach der Ambulance zu verfügen, als ich von einem der Schiffe her — dem Wolfe, wie es mir ſchien, einen Anruf vernahm.

„Habt Ihr geentert?“ hörte ich Jemand fragen.

„Feuert nicht auf uns, Sir,“ erwiederte der Offizier, der mich verwundet hatte, „ich bin am Bord und habe die Priſe bereits in Beſitz genommen.“

„Iſt Jemand am feindlichen Bord am Leben geblieben?“ erkundigte ſich der Offizier des Wolfe herüber.

„Weiß nicht, Sir,“ gab der Priſenoffizier zur Antwort; „bis jetzt habe ich blos Einen wahrgenommen.“

Ich verfügte mich nun in den Kielraum, verband zuerſt meine Wunde, um das Blut zu ſtillen und benützte dann die Gelegenheit, um mich nach meiner Umgebung umzuſchauen. Da ſah ich denn einen Haufen Engländer, im Verein mit einigen unſerer eigenen Leute, beſchäftigt, zwei Whiskeyfäſſern den Boden einzuſchlagen; Fleiſch- und Brodkörbe wurden herbeigeſchafft und alle Matroſen ohne Unterſchied des Landes ſetzten ſich nieder, um ſich mit dieſen Schätzen gütlich zu thun. Einige fingen ſogar an zu ſingen und die gute

Kameradſchaft unter den Trinkern hätte ſich ſelbſt bei einer ländlichen Feſtlichkeit nicht auffallender kundgeben können.

Wenige Minuten ſpäter kam der Offizier, der mich mit ſeinem Degen verwundet hatte, mitten unter uns herabgeſprungen.

„Halloh! da haben wir ja ‚die große Welt im unteren Stock,'" * ſchrie er beim erſten Blick, den er auf dieſe Scene warf, und forderte einen andern Offizier auf, ebenfalls herabzukommen und den Spaß mitanzuſehen.

„Kerzen weg," rief einer von uns — alle Lichter wurden ausgelöſcht, die beiden Offiziere nahmen den Whiskey in Beſchlag, die meiſten Engländer rannten die vordere Lucke hinauf, wir von der Julia aber blieben unten ſitzen.

Noch war keine Stunde verfloſſen, als wir uns ſchon auf den feindlichen Schiffen vertheilt ſahen: ich wurde auf den Royal George, Mr. Trant aber an Bord des Wolfe's transportirt. Der Growler hatte ſein Bugſpriet eingebüßt, war auch ſonſt ſtark beſchädigt und hatte deßhalb gleichfalls die Flagge ſtreichen müſſen. Er zählte einen Todten und mehrere Verwundete;** bei uns war außer mir nicht ein Einziger zu Schaden gekommen. Wie durch ein Wunder ſchienen wir gerettet, denn jedes der feindlichen Schiffe hatte uns einen Puff beigebracht: eine Zeit lang waren wir ihnen ſogar auf Piſtolenſchußweite nahe geſtanden und blieben überdies ihrem ganzen Geſchützhagel blosgeſtellt, da wir keine Bollwerke beſaßen, weßhalb ſich unſere Rettung blos dadurch erklären läßt, daß der Feind zu hoch gefeuert hatte.

* Anſpielung auf ein bekanntes engliſches Luſtſpiel, das denſelben Titel führt. D. U.

** Kapitän Deacon ſtarb vor mehreren Jahren vermuthlich in Folge einer am Bord des Growler in jener Nacht erhaltenen Verletzung. Dicht neben ihm hatte nämlich eine Kugel in die große Spiere eingeſchlagen und ſeit dieſer Zeit klagte er fortwährend über Ohrenſchmerzen; nach ſeinem Tode fand man auch jene Seite des Kopfes ſehr krankhaft und aufgeſchwollen. D. Herausg.

Im Juli, als ich noch auf dem Scourge diente, war ich unter Mr. Bogardus' Kommando mit einem Boote an Bord einer engliſchen Waffenſtillſtandsflagge geſchickt worden, welche in unſerem Hafen eingelaufen war; während wir uns auf dieſem Schiffe befanden, hatte unſere Mannſchaft mit den Engländern Brüderſchaft gemacht und wir waren gegenſeitig übereingekommen, für einander ſorgen zu wollen, wenn einer oder der Andere in feindliche Gefangenſchaft geriethe. So befand ich mich noch gar nicht lange am Bord des Royal George, als zwei dieſer Männer mit etwas Grog und Speiſe auf mich zukamen, worauf ſie mich auch am nächſten Morgen mit Nahrungsmitteln verſorgten; von dort an bis zu dem Augenblicke, wo wir das Schiff verließen, war nichts weiter von ihnen zu ſehen: da aber kamen ſie an die Fallreepstreppe und ſchüttelten uns zum Abſchiede noch herzlich die Hand.

Am andern Morgen nach dem Frühſtück wurden wir, einer nach dem andern, in die große Kajüte hinabgerufen: dort wollte man mich über die Stärke der Amerikaner, die Benennung ihrer Schiffe, über die Zahl ihrer Bemannung und die Namen der Schiffskommandanten auspumpen; ich gab aber ziemlich mürriſche Antworten und wurde bald wieder aus der Kajüte gewieſen.

Eben als ich zur Thüre hinaus wollte, wurde ich von einem der Lieutenants zurückgerufen, deſſen Aeußeres mir gleich zu Anfange nicht recht gefallen wollte und in welchem ich, trotz dem, daß ich ſchon ſeit acht Jahren von Halifax abweſend war und wir beide uns ſtark verändert hatten, Mr. Bowen, den Midſhipman der Kleopatra, zu erkennen glaubte, der mein Schulkamerad geweſen war und deſſen Bekanntſchaft ich an Bord der früher erwähnten Priſenbrigg erneuert hatte.

Dieſer Offizier fragte mich, wo ich geboren ſey — ich nannte New-York. Er ſagte, er wiſſe es beſſer und fragte mich nach meinem Namen: ich berief mich auf den, welchen er auf der Schiffsliſte fand und den ich ſeither geführt hatte. Er meinte wieder, er

wiſſe es beſſer und ich werde ſpäter noch mehr davon zu hören bekommen. — War er wirklich mein ehemaliger Schulkamerad, ſo mußte er freilich wiſſen, daß ich immer Edward Robert Myers geheißen, wogegen ich vorgezogen hatte, den mittleren Namen ganz zu ſtreichen und mich ganz einfach nur Myers zu nennen; doch iſt es auch leicht möglich, daß er nicht der war, für den ich ihn hielt und daß er mich für Jemand anders anſah — jedenfalls fand ich ſpäter nicht mehr Gelegenheit, etwas Weiteres von ihm zu erfahren.

Wir liefen in Klein-York ein und wurden noch am ſelben Abend an's Land geſchickt. Von unſerem Geſchwader weiß ich nichts anzugeben, da man mich auf dem Royal George die ganze Zeit über nicht aus dem Kielraum heraufgelaſſen hatte; ob wir dem Feinde in der Nacht, da wir gefangen wurden, Schaden zufügten oder nicht, konnte ich nie in Erfahrung bringen, erinnere mich aber neben der Fallreepstreppe des Royal George eine Achtundſechzigpfünder-Karronade geſehen zu haben, welche in der Nacht, da ich auf das Schiff kam, demontirt worden war und ganz ſo ausſah, als ob die Laffettenräder abgeſchoſſen wären. Daß das Schiff mehr als gewöhnlich verwahrt war, mußte mir gleich anfangs auffallen; warum dies aber geſchehen, vermag ich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben.

Zu York wurden wir in's Gefängniß geſteckt, wo wir drei Wochen eingeſperrt blieben; unſere Behandlung war in jeder Hinſicht ſchlecht; der einzige Troſt, der uns blieb, war der, daß wir nicht gar zu dicht auf einander gepfropft waren. Mit der Nahrung ſah es vollends ſchlimm aus: während der ganzen Dauer meiner Gefangenſchaft wurden wir immer „ſechs auf vier“ gehalten *;

* Ned meint damit, ſechs Mann hätten mit der gewöhnlichen Portion von vieren auskommen müſſen, da man zwiſchen Denen, die im Dienſt und Solchen, die nicht im Dienſt waren, einen bedeutenden Unterſchied machte. Uebrigens erhalten Gefangene in der Regel die Erlaubniß, ſich auf jede beliebige Art einen Nebenverdienſt zu verſchaffen. D. Herausg.

das Brod war ſchlecht, und das Fleiſch nicht viel beſſer. Auch geſchah es einmal, daß ein Haufen betrunkener Indianer im Vorübergehen eine Salve in unſer Gefängniß abfeuerte, welche aber zum Glück Niemand verwundete.

Nach Verlauf von drei Wochen bekam jeder von uns einen Torniſter und Lebensmittel auf zwei Tage; die Kleider wurden uns abgenommen mit der Weiſung, wir würden ſie nach unſerer Rückkehr zurückerhalten, was aber, glaub' ich, nur ſehr wenigen von uns begegnet iſt. Ich hatte glücklicher Weiſe nichts zu verlieren, da meine Habſeligkeiten mit dem Scourge verſunken waren; mein ganzes Beſitzthum auf Erden beſtand aus einem Hemd, zwei Taſchentüchern und einem alten niedergekrempten Hut, den man mir ſtatt einer ſchottiſchen Mütze, welche ich auf der Julia erhalten hatte, auf den Weg mitgab; ich war ohne Schuhe und mußte in dieſem Zuſtande bis Halifax fortwandern.

Dies Alles machte mir gar wenig Sorgen, denn ich beſaß einen ſehr elaſtiſchen Geiſt und war von der froheſten Laune beſeelt. Meine größte Beſorgniß war die, der oben erwähnte Offizier möchte ſich meiner noch näher erinnern und endlich ein Erkennen meiner Perſönlichkeit herbeiführen.

Unter der Leitung einer Kompagnie Glengarianer * und einer Abtheilung Indianer traten wir nun unſern Marſch nach Kingston an; wir waren im Ganzen gegen achtzig Gefangene und wurden zu zwei und zwei rangirt; die Indianer bildeten das Seitenkorps und hatten, wie man uns zu verſtehen gab, die Erlaubniß, Jeden, der aus Reih' und Glied träte, niederzuſchießen und zu ſkalpiren.

Die erſten paar Tage kam es uns ſehr ſauer an, denn unſer Weg war nichts anderes als ein indianiſcher Jagdpfad, ſo daß ſich meine Füße bald in einem ſehr ſchlimmen Zuſtand befanden; dabei mußten wir unter freiem Himmel kampiren und unſere einzige Nahrung beſtand aus rohem Fleiſch, da nirgends ein Kochgeſchirr zu

* Ein ſchottiſches Korps. D. U.

haben war. Den Soldaten ging's nicht beſſer als uns ſelbſt, nur hatten ſie wenigſtens volle Rationen. Unſer Mundvorrath wurde wahrſcheinlich zu Waſſer transportirt und an beſtimmten Punkten ausgeſchifft, denn je von zwei zu zwei Tagen berührten wir auf unſerem Marſche das Seeufer, wo wir die Lebensmittel ohne Wache und ſonſtige Bedeckung am Strande vorräthig fanden und mitnahmen, was während des ganzen Marſches auf dieſe Art fortgeſetzt wurde.

Im Depot angekommen, fand Mr. Bogardus und der Lootſe ein Boot, deſſen ſie ſich auch wirklich bemächtigten, um damit ihre Flucht auf dem See zu verſuchen. Nach einer Abweſenheit von vierundzwanzig Stunden wurden ſie aber durch einen Sturm an's Land getrieben, wo ſie einer Abtheilung Dragoner in die Hände fielen, welche Sir George Prevoſt am Seeufer hinab eskortirten. Wir fanden ſie in einer Art von Schenke, wo der engliſche Gouverneur mit ſeiner Eskorte abgeſtiegen war und ſie mußten nebſt zwei Offizieren der amerikaniſchen Landarmee, welche die Indianer gefangen genommen hatten, abermals in unſere Reihen eintreten: der eine von dieſen Offizieren hatte eine Wunde am Arme und Beide waren auf das Abſcheulichſte behandelt worden.

Am Abend des Tags, da wir mit Sir George Prevoſt zuſammengetroffen waren, kamen wir durch einen Weiler, in deſſen Nähe das Nachtquartier aufgeſchlagen wurde. Beim Eintritte in's Dorf ſpielte die Wache den „Yankee-Dudel,* welchem als Schluß der „Spitzbubenmarſch" folgte. Während wir durch den Ort marſchirten, erhielt ich Erlaubniß in ein Haus zu treten und dort um etwas Milch zu bitten. Die Frau des Hauſes ſagte mir, ſie hätten uns ſchon ſeit zwei Tagen erwartet und ihre Milch ausdrücklich für uns aufgeſpart. Ich bekam ſo viel, als ich wollte, und noch obendrein einen kleinen Laib Brod; mehrere meiner Kameraden wurden auf gleiche Weiſe beſchenkt. Die Einwohner ſchienen den Amerikanern

* Ein Marſch, welchen der Spott der Engländer den Nordamerikanern als Nationalhymne andichtete, D. U.

ſehr geneigt zu ſeyn, wie ſchon aus der freundlichen Behandlung hervorging, welche ſie uns zu Theil werden ließen, wie wir denn auch die Nacht auf der Flur einer Scheune zubringen durften.

Der Schimpf, den man uns durch das Aufſpielen des Spitzbubenmarſches angethan, hatte uns höchlich geärgert; Jack Reilly und ich entwarfen einen Plan, wie wir uns im Wiederholungsfalle dafür rächen wollten. Zwei oder drei Tage ſpäter, als wir wieder durch eine Ortſchaft marſchirten, ging der Tanz von neuem los; ich, nicht faul, ergreife ein paar große Steine, renne damit auf den kleinen Tambour los und ſchlage ihm beide Trommelfelle ein, noch ehe er merkte, was ich eigentlich mit ihm vorhatte. Jack reißt dem andern Knaben die Pfeife aus der Fauſt, welche raſch von Hand zu Hand weiter geht, bis einer von uns ſie über ein Brücken-Geländer hinabwirft. — Von da an blieben wir mit aller und jeder Muſik verſchont und ich glaube in der That, daß die Offiziere ſich über ſich ſelber ſchämten, da mit keinem von uns ein Wort über die Sache geſprochen wurde.

Nach einem mehrtägigen Marſche erreichten wir einen Weiler nicht fern von Kingston, wo ich eine große Menge Gänſe erblickte, welche das Gelüſte in mir erweckten, eine derſelben zum Nachteſſen zu haben, und ich ſchlug Mallet vor, wenn er die Gans braten wolle, ſo ſey ich bereit, eine aus dem Haufen herauszufiſchen. Die Sache war ſogleich abgemacht; ich nehme einen Prügel vom Boden auf, werfe ihn unter die Heerde, packe die getroffene Gans und laufe davon. Da höre ich meine Mitgefangenen mir zurufen, ich ſolle mich niederducken: ich, ohne zu wiſſen, woher mir Gefahr drohe, bücke mich raſch hinter einen Baumklotz und hatte in der That wohl daran gethan, denn zwei von den Indianern gaben Feuer auf mich — die eine Kugel ſchlug in den Baumklotz, die andere flog dicht über meinem Kopfe weg.

Ein Milizoffizier kam nun herbeigaloppirt und trieb die Indianer zurück, welche ſchon auf mich zuliefen, vermuthlich um nach

meinem Skalpe zu ſehen. Der Offizier verwies mir meine Handlungsweiſe, ſprach aber dennoch mild und ſogar freundlich mit mir. Ich ſtellte ihm vor, ich ſey hungrig und müſſe auch einmal wieder warme Speiſe haben.

„Ihr begeht aber einen Raub,“ bemerkte er mir.

„Nun wenn auch, ſo beraube ich jedenfalls einen Feind.“

„Das könnt Ihr nicht wiſſen — ebenſowohl kann's auch ein Freund ſeyn,“ war ſeine bedeutungsvolle Antwort.

„Deſto beſſer,“ erwiederte ich, „dann wird er mir um einer Gans willen nicht gram werden.“

Als der Offizier das hörte, lachte er und fragte mich, wie ich die Gans zu braten gedächte. Ich ſagte ihm, einer meiner Kameraden habe mir verſprochen, dies Geſchäft für mich zu beſorgen. Er hieß mich nun mit der Gans wieder in Reih' und Glied treten und bei unſerem nächſten Nachtmahl zu ihm kommen. Dies that ich und erhielt von ihm eine Pfanne, einige Kartoffeln, Zwiebeln u. ſ. w., woraus wir uns das erſte — und ich darf wohl ſagen auch das letzte — gute und wirklich ſchmackhafte Mahl bereiteten, das wir auf unſerem ganzen Marſche bis Halifax in einem Zeitraum von mehreren Wochen zu genießen bekamen.

Während Jack Mallet mit dem Braten der Gans beſchäftigt war, trat ich, von einem wachhabenden Soldaten begleitet, hinter einen Bretterhaufen, auf deſſen oberem Rande ich ein elfenbeinernes Lineal mit fünfzehn Pence* daneben liegen ſah — in Feindes Land betrachtete ich dies als eine geſetzmäßige Priſe und ſteckte daher beides zu mir. Für das Geld kauften wir uns etwas Brod; das Lineal wurde um eine halbe Gallone Rum verhandelt, ſo daß wir Alles zuſammengerechnet eine recht luſtige Nacht davon hatten.

Zu Kingston wurde nicht Halt gemacht; nur die Indianer verließen unſere Eskorte. Der Marſch ging jetzt durch ein wohlgebautes Land; Milizen verſahen den Dienſt der Wachen: unſere

* Fünfundvierzig Kreuzer nach unſerem Gelde. D. U.

Lage wurde nun weit beſſer als zuvor. Die Einwohner des Landes behandelten uns ſehr freundlich. Als wir in die Nähe der tauſend Inſeln gelangten, machte Mr. Bogardus mit dem Lootſen einen zweiten Entweichungsverſuch, welcher diesmal auch wirklich glückte: wie ſie es bewerkſtelligten, weiß ich nicht, nur ſo viel iſt mir bekannt, daß ſie entkamen und mir ſpäter nie mehr begegneten. Uebrigens waren ſie die Einzigen von uns allen, denen die Flucht wirklich gelang.

Bei'm Long Sault* wurden wir auf Booten eingeſchifft, welche je mit zwei kanadiſchen Lootſen verſehen waren: die Miliz blieb am Ufer zurück und wir flogen, wie die Lootſen behaupteten, mit einer Geſchwindigkeit von neun Meilen in einer Viertelſtunde, den Fluß hinunter. Am Fuß der Waſſerfälle trafen wir eine neue Bedeckung, was ohne Zweifel zu unſerer und zur Rettung der früheren geſchehen war, damals aber als eine ſehr grauſame Maßregel von uns betrachtet wurde, da es uns vorkam, als ob ſie uns einer Gefahr ausgeſetzt hätten, welcher ſie ſelbſt ausweichen wollten. Seitdem habe ich erfahren, daß ſogar reiſende Damen dieſe furchtbaren Stromſchnellen auf demſelben Pfade zu paſſiren pflegen, was unter der Leitung geſchickter Lootſen wenig oder gar keine Gefahr haben ſoll.

Bei unſerer Ankunft zu Montreal wurden wir in ein Gefängniß eingeſperrt, wo wir drei Wochen lang blieben. In demſelben Gebäude befand ſich auch eine gefangene Amerikanerin, die aber größerer Freiheit als wir genoß und uns mannigfache Unterſtützung angedeihen ließ, wie ſie uns denn Seife und dergleichen, mir ſelbſt Verbandzeug für meine Wunde ſchenkte und uns manchmal auch etwas zu eſſen überſchickte. Ich konnte ihren Namen niemals erfahren und hörte blos, daß ſie zwei Söhne in der amerikaniſchen Armee hatte, mit denen ſie in Korreſpondenz ſtand, was zuletzt entdeckt worden war.

Zu Montreal blieben wir, wie geſagt, zwei bis drei Wochen, worauf wir nach Quebec geſchickt und auf die für Gefangene beſtimmten

* Der obere Fall des Lorenzſtromes. D. U.

Schiffe gebracht wurden, ich ſelbſt mit dem größten Theil der Bemannung der Julia kam auf den „Lord Cathcart.“ Was man uns von Lebensmitteln verabreichte, war ſehr ſchlecht, das Brod namentlich kaum zu genießen, ſo daß bald große Sterblichkeit unter uns einriß; Mr. Trant kam in's geheim auf Beſuch zu uns und brachte uns etwas Salz, damit wir für unſre Speiſen wenigſtens einige Würze hätten. Jack Mallet fragte ihn, ob nicht einige von uns an Bord eines hinter uns liegenden Transportſchiffes gehen und Arbeit daſelbſt ſuchen dürften, um ſich etwas beſſere Nahrung zu verſchaffen. Mr. Trant bejahte dies und wir durften nun unſerer achte jeden Tag am Bord jenes Fahrzeuges arbeiten, wofür wir Lebensmittel und Grog als Bezahlung erhielten. Mit Sonnenuntergang kehrten wir jedesmal auf den Cathcart zurück und auf dieſe Art gelang mir's, ein zweites Hemd und ein Paar Beinkleider zu erwerben.

So mochten abermals etwa vierzehn Tage verſtrichen ſeyn, als die „Surpriſe,“ * eine Fregatte von zweiunddreißig Kanonen, nebſt einer Kriegsſchaluppe einlief und nicht weit unterhalb der Stadt vor Anker ging. Beide Fahrzeuge ſchickten ihre Boote nach den Gefangenenſchiffen, um ſich daſelbſt nach friſcher Bemannung umzuſehen; nachdem ſie dieſelben unterſucht hatten, kamen ſie auch an Bord des Transportſchiffs und da ſie uns munter, wohlgenährt und ziemlich gut bekleidet ſahen, erklärten ſie uns alle für Engländer und transportirten uns an Bord der Fregatte, ſogar ohne uns zu erlauben, von unſeren Schiffskameraden Abſchied zu nehmen. Die acht Matroſen, welche auf dieſe Art gepreßt wurden, beſtanden aus fünf geborenen Amerikanern, einem Manne aus Mozambique, einem anderen, den ich allerdings für einen engliſchen Unterthan hielt, der aber ſchon lange in Amerika anſäßig war, und endlich aus mir ſelbſt, deſſen Urſprung dem Leſer ſo gut wie mir ſelbſt bekannt iſt.

* Die Ueberraſchung. D. U.

Man fragte uns, ob wir an Bord der „Surpriſe“ Dienſte nehmen wollten, was wir ſammt und ſonders ausſchlugen, worauf man uns auf dem Backdeck in enge Haft ſetzte und eine Schildwache zu unſerer Beobachtung aufſtellte.

Nach ein paar Tagen ging das Schiff unter Segel und wurde jenſeits des Kaps Breton von einem ſchweren Sturm überfallen, der mit Schnee und Froſt verbunden war und von dem die Mannſchaft viel zu leiden hatte. Das Schiff wurde nur mit großer Mühe vom Lande abgehalten und wir Gefangenen trugen im Ganzen am meiſten zur Rettung des Schiffes bei, obgleich ich glaube, daß der Schaden, welchen die Fregatte nahm, urſpünglich von einem unſerer Leute herrührte. An zweien von den Kanonen waren nämlich die Anhalttaue abgeriſſen, ſo daß die Geſchütze triftig wurden, als eben der Sturm ſeine höchſte Höhe erreicht hatte: die ganze Mannſchaft befand ſich auf dem Verdeck; mit Erlaubniß unſerer Schildwache gingen auch wir hinauf und banden die Geſchütze mit Hängemattetüchern feſt. Wir durften nun auf dem Verdeck umhergehen, dies dauerte aber nicht lange, denn kaum hatte der Sturm etwas nachgelaſſen, als wir auch ſogleich wieder auf unſere Back hinabgeſchickt wurden.

Nachdem die Fregatte Halifax erreicht hatte, brachte man uns insgeſammt an Bord des „Regulus,“ eines nach Bermuda beſtimmten Transportſchiffes, wo wir achte unter dem Vorwand, daß wir engliſche Unterthanen ſeyen, alsbald in Ketten gelegt wurden. Nach Verfluß von vier und zwanzig Stunden beſuchte uns der Kapitän und erbot ſich, uns die Ketten abnehmen und Schiffstraktament verabreichen zu laſſen, wenn wir ihm behülflich ſeyn wollten, das Schiff nach Bermuda hinüberzubringen. Ich war ſeither immer der Meinung, daß wir bloß deßhalb in Ketten gelegt wurden, damit man uns dieſen Vorſchlag machen konnte.

Wir berathſchlagten zuſammen und gaben endlich unſere Einwilligung in der Hoffnung, vielleicht eine Gelegenheit zu finden,

wo wir uns des Regulus, der nur einige Kanadier an Bord hatte und von dem Schooner „Pictou“ eskortirt wurde, zu bemächtigen wüßten. Alsbald wurden wir nun zum Dienſte verwendet und ſeit dem Untergange des Scourge war dies das erſtemal, daß ich wieder ein paar Schuhe an die Füße bekam.

Der Leſer kann ſich leicht denken, daß ich im Hafen von Halifax dem ſehnlichen Wunſche, mich nach dem Schickſale derer zu erkundigen, welche ich in jener Stadt zurückgelaſſen — nicht widerſtehen konnte. Ich ſcheute nichts mehr, als entdeckt zu werden und fühlte dennoch ein fieberiſches Verlangen, an's Land zu gehen. Die Art und Weiſe, wie ich dieſen Wunſch durchſetzte, ſo wie die Folgen, welche dies für mich hatte, werden im nächſten Kapitel klar werden.

Achtes Kapitel.

Jack Mallet wußte ſchon längſt um die Geſchichte meines Lebens, denn er war mein Vertrauter, da er auf alle meine Gefühle einging. In der Nacht, da wir auf dem Transportſchiff zum Dienſt verwendet wurden, gewahrten wir an der Seite des Regulus ein Boot, das uns bei dem dichten Nebel eine gute Gelegenheit zur Erfüllung meines ſehnlichen Wunſches zu bieten ſchien. Jack und ich beriethen uns mit einander und wir ſchlichen uns endlich unentdeckt mit dem Boote davon. Ich ruderte geradenwegs gegen Mr. Marchinton's Werfte und fand mich mit Einemmale wieder in die Heimath verſetzt.

Die Gefühle, welche mich in jenem Augenblicke bewegten, will ich nicht zu ſchildern verſuchen. Furcht, Unruhe, Hoffnung, natürliche Anhänglichkeit — Alles wogte in buntem Durcheinander. Vor Allem ſehnte ich mich, meine Schweſter zu ſehen und fürchtete mich doch, mich ſo weit zu wagen.

Ich kannte eine Familie, mit Namen Fraſer, welche nahe am Strande wohnte, und zu der ich als alter Bekannter großes Ver=

trauen hegte; ſie lebten in einer ſehr achtungswerthen Stellung — der Herr des Hauſes führte nämlich den Titel eines Richters — und ſtanden mit den Marchintons auf dem vertrauteſten Fuße. An dieſe beſchloß ich mich zu wenden und Jack ſollte mir dabei Geſellſchaft leiſten.

Ueber die Art des Eintritts gerieth ich einigermaßen in Verlegenheit; klopfte ich an, ſo war vorauszuſehen, daß der Diener mich in meiner gemeinen Matroſenkleidung gar nicht einlaſſen würde — ſo öffnete ich alſo die Hausthüre ohne weitere Umſtände, ging ſchnurſtracks auf das Wohnzimmer zu und ehe noch irgend Jemand Zeit gefunden hatte, mich anzuhalten, war ich ſchon eingetreten, während Jack ſich unter der Thüre vor Anker legte.

Mrs. Fraſer ſaß mit ihrer Tochter auf einem Kanapee; der Hausherr war an einem Tiſche mit Leſen beſchäftigt; mein plötzliches Erſcheinen hatte ſie überraſcht und alle drei ſtarrten mich ſchweigend an.

„Um's Himmels Willen, Edward, wo kommt Ihr her?“ rief endlich Mr. Fraſer.

Ich erzählte ihm, ich ſey in amerikaniſchen Dienſten geſtanden, gehöre aber nunmehr zu einem engliſchen Transportſchiff, das am andern Morgen abſegeln wolle und ſey ſo eben an's Land gekommen, um mich nach allen meinen Bekannten, beſonders aber nach meiner Schweſter zu erkundigen.

Er theilte mir nun mit, meine Schweſter habe geheirathet und wohne zu Halifax, Mr. Marchinton ſey geſtorben und habe ſich ob meiner Flucht und meines vermeintlichen Todes, an den alle glaubten, ſehr gegrämt. Er gab mir dann manch guten Rath für meine künftige Laufbahn und ſtellte mir ernſtlich vor, wie viel ich durch meine früheren Mißgriffe eingebüßt hatte; beſonders lag er mir an, mein adoptirtes Vaterland zu verlaſſen und in Halifax zu bleiben. Er erbot ſich, mir einen Diener mitzugeben, der mir das Haus meiner Schweſter zeigen ſollte; ich wollte aber meine

Anweſenheit nicht allgemein bekannt werden laſſen und bat, meinen Beſuch geheim zu halten, da ich mich ſchämte, mich in ſo ärmlichen Verhältniſſen ſehen zu laſſen.

Jack Mallet und ich wurden nun mit Wein, Kuchen und ſonſtigen feinen Sachen auf's Beſte bewirthet; Mr. Fraſer gab mir eine Guinee und ſeine Frau drückte mir beim Abſchied eine Pfundnote in die Hand, indem ſie mir zuflüſterte:

„Ich weiß, wovor Ihr Euch fürchtet; ich werde aber Harriet von Eurem Beſuche erzählen — ſie wird ihn ſicherlich geheim halten.“

Ich weilte ungefähr eine Stunde im Kreiſe dieſer trefflichen, achtungswerthen Familie, welche mich mit Beweiſen von Güte überhäufte; beim Abſchied ließ ich ſie auf dem Glauben, daß wir am nächſten Morgen abſegeln würden.

Bei unſerer Rückkehr fanden wir, daß Niemand um unſere Abweſenheit wußte; wie denn auch ſpäter von der Benützung des Boots niemals ein Wort geſprochen worden iſt. Der Regulus lief übrigens erſt zwanzig Stunden ſpäter in See, ohne daß ich abermals mit dem Ufer in Verkehr getreten wäre; mit uns ſegelte noch ein zweites Transportſchiff — beide unter der Bedeckung des „Pictou.“

Während der ganzen Ueberfahrt ließen wir acht Gefangene keine Gelegenheit aus den Augen, uns im günſtigen Falle des Schiffes zu bemächtigen; wir wurden aber ſcharf bewacht, denn neben den Kanadiern, dem Steuermann und ſeinem Mate führten wir noch einen Lieutenant mit ſeiner Bootsmannſchaft an Bord: alle Waffen hatte man verſteckt und nicht das Geringſte übrig gelaſſen, was wir im Falle einer Meuterei hätten benützen können.

Wir mochten etwa die Hälfte unſerer Fahrt überſtanden haben, als ſich ein friſcher Wind erhob; das Schiff ſtand unter doppelt gerefften Marsſegeln, ich ſelbſt am Luvrad, einer der Kanadier an dem der Leeſeite, Mallet war auf den Beſahnruſten des Luv= d. h.

des Backbords beſchäftigt und jeden Augenblick zu meinem Beiſtande bereit. In dieſem Augenblick kam der Pictou gegen unſer Lee gelaufen und befahl uns, die Nacht über ein Licht auf unſerem Schiffe aufzuſtecken; ſeine eigenen Maſten ſchwankten dermaßen, daß er ſelbſt keines führen konnte, weßhalb ſein Kommandant wünſchte, daß wir unſer Marslicht brennend erhielten, welchem er ſodann nahe bleiben wollte, ſtatt daß wir bisher in ſeinem Kielwaſſer geſteuert hatten.

Der Schooner kam ganz dicht heran und der Wind blies heftig, als ich Mallet plötzlich rufen hörte:

„Jetzt iſt Deine Zeit gekommen, Ned. Steuer auf und friſch hinein. Ein paar tüchtige Wogen und er iſt in Grund geſegelt!“

Er ſagte dies ſo laut, daß man jedes Wort vernehmen konnte; zum Glück aber hatten alle auf dem Verdeck ihre Aufmerkſamkeit auf den Schooner gerichtet und der Kanadier neben mir verſtand kein Engliſch. So ſtellte ich alſo das Steuer hart auf und Mallet ſprang innerbords.

Das Schiff fiel raſch ab; doch kaum hatte der Lieutenant, der an unſerem Bord die Aufſicht führte und eben in jenem Augenblicke mit ſeiner Frau auf der Hüttentreppe ſtand, meine Wendung bemerkt, als er blitzſchnell herbeirannte, mir einen tüchtigen Hieb verſetzte und das Steuerruder mit eigener Hand hart niederſtellte.

Dies rettete den Pictou, doch nicht, ohne daß ein gewaltiges Geſchrei an ſeinem Bord entſtanden wäre; auch des Lieutenants Frau kreiſchte laut auf und eine Minute lang war nach allen Seiten nichts als der fürchterlichſte Lärm zu vernehmen. Als der Regulus beiluffte, ſtreifte ſein Klüverbaumende dicht an der Tackelage des Pictou vorüber und man hätte ganz leicht vom Schiff auf den Schooner hinüberſpringen können, ſo dicht legten ſich beide Fahrzeuge neben einander — nur noch eine Minute und wir hätten Seiner Majeſtät Schooner in Grund geſegelt, nicht anders als ob ein Dampfwagen über einen Kürbis hingeſaust wäre.

Wir wurden alsbald von dem Lieutenant verklagt und ſammt und ſonders wieder in Ketten gelegt. Ich beſchränke mich hier rein auf Erzählung der Thatſachen; die Beurtheilung der Rechtmäßigkeit unſeres Verfahrens will ich anderen überlaſſen, wobei man ſich übrigens erinnern muß, daß Jack* zu jener Zeit eine tödtliche Feindſchaft gegen alle brittiſchen Kriegsſchiffe hegte, welche ihrerſeits nur gar zu geneigt waren, Alles, was ſie auf hoher See antrafen, ihrer Herrſchaft zu unterwerfen. Strenge Moraliſten mögen mir allerdings entgegenhalten, wir hätten uns gegen den Kapitän des Regulus durch einen Vertrag verbindlich gemacht, ihm während der Ueberfahrt nicht feindlich gegenübertreten zu wollen; dagegen aber kann ich erwiedern, daß wir nicht i h n, ſondern den Pictou angriffen. Wir hatten freilich — wie ich nicht läugnen will — die Abſicht, uns in der Verwirrung des Regulus zu bemächtigen; hätten wir übrigens als Gefangene eine beſſere Behandlung erfahren, ſo wären wir wahrſcheinlich nicht ſo feindſelig geſinnt geweſen. Das war's aber gerade — ſo bald wir nicht arbeiteten, wurden wir auf's Schlechteſte behandelt und wenn einmal ein gemeiner Matroſe auf dieſe Art in die Enge getrieben wird, ſo pflegt das Gefühl bei ihm die Stelle des Verſtandes zu vertreten. Wir durften auch nicht mehr frei auf dem Regulus umhergehen und daran thaten die Engländer wahrlich ſehr wohl, denn Jack Mallet beſonders war ein Mann, der ſeine Schiffskameraden faſt zu jeder Unternehmung zu überreden vermochte.

Kaum war unſer Schiff vor Bermuda vor Anker gegangen, als dem „Goliath,“ einem raſirten Kriegsſchiff, durch ein Signal bedeutet wurde, daß er ein Boot herbei ſchicken ſollte, auf welchem wir nach jenem Schiffe — einem Kreuzer, der am nächſten Morgen auslaufen wollte — transportirt wurden. Man vertheilte uns auf dem Schiffe und befahl uns an die Arbeit zu gehen — Alles offenbar in der Abſicht, uns in dem ungeheuren Magen der britiſchen

* Darunter verſteht der Verfaſſer im Allgemeinen den amerikaniſchen Matroſen. D. U.

Marine zu begraben. Wir verweigerten aber einſtimmig unſere Dienſte, denn als geborene Amerikaner waren die Meiſten von uns verdammt kecke Burſche.

In dieſer Lage blieben wir etwa vierzehn Tage, die wir größtentheils mit allerlei Spielen und Poſſen zubrachten, wobei wir unſere zinnernen Flaſchen um den Hals geſchlungen hatten, und trieben es mit unſerer Hartnäckigkeit ſo weit, daß die Schiffsmannſchaft uns ſchon als ächte Johnny Raw's* auszulachen anfing, was aber die alten Matroſen beſſer verſtanden, die ſich uns auf jede Weiſe freundlich erzeigten und uns mit Kleidern, Extragrog u. dgl. unterſtützten. Auch die Offiziere behandelten uns im Ganzen ziemlich gut, wie denn keiner von uns je die Peitſche erhielt oder auch nur mit der Laufplanke bedroht wurde.

Endlich entſchloſſen ſie ſich zu einer Aenderung ihres Planes. Der Hochbootsmann wurde gefragt, ob wir uns bis jetzt zu irgend einem Dienſte verſtanden hätten und auf ſeinen verneinenden Bericht wurden wir auf das untere Kanonendeck hinabgeſchickt, unter die Obhut einer Schildwache geſtellt und von Neuem von „ſechs auf vier" geſetzt. Dies dauerte ſo lange, bis das Schiff nach einer ſechswöchigen Kreuzfahrt wieder im Hafen von Bermuda einlief.

Der „Goliath," ein alter raſirter Vierundſiebziger, war nicht wohl länger zum Dienſte tauglich und wurde auch bald darauf nach England zurückgeſchickt. Von unſerer Schotenwand hinter der Offizierskajüte hörte ich die Herren öfter den Wunſch äußern, auf ein von Kommodore Rogers befehligtes Schiff, den „Präſident" zu ſtoßen, den ſie leicht zu überwältigen hofften. Ob ſie dies wirklich vermocht hätten oder nicht, kann ich nicht wohl behaupten; eines Tages aber hörte ich einen ältlichen Herrn recht vernünftig über die Sache ſprechen, und dieſer, ohne ſich über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines ſolchen Kampfes auszulaſſen, hielt es ſeinerſeits jedenfalls für's Beſte, wenn ſie mit einer ſo elenden

* Brummbären. D. U.

Mannſchaft, wie der Goliath ſie beherbergte, nun und nimmermehr mit einem feindlichen Fahrzeuge zuſammenträfen.

Auf der Rhede von Bermuda trafen wir den „Ramilies,“ Sir Thomas Hardy. Dieſes Schiff ſandte ein Boot ab, welches uns an Bord des „Ardent“,* eines Vierundſechzigers brachte, der damals als Gefangenenſchiff gebraucht wurde. Eine Woche vor unſerer Ankunft war es einem amerikaniſchen Midſhipman gelungen, ſich eines Bootes zu bemächtigen und ganz allein von Bermuda nach Kap Henry zu fliehen.** In Folge dieſes ungewöhnlichen Vorfalls wurde ein ſcharfes Augenmerk auf alle Boote gerichtet, was unſere Plane, auf dieſelbe Art unſer Heil in der Flucht zu verſuchen, zu nichte machte.

Auf dem Ardent trafen wir nur vier Amerikaner; eine Woche ſpäter ſtießen aber drei weitere Gefangene zu uns, welche ſich am Bord engliſcher Kriegsſchiffe als geborene Amerikaner gemeldet hatten. Einer derſelben, mit Namen Bailey, hatte vierzehn Jahre in engliſchen Dienſten geſtanden; er war urſprünglich gepreßt und der Paß vor ſeinen Augen zerriſſen worden. Er ſtammte aus Connecticut, hatte ſich beim Beginn des Kriegs als Amerikaner angegeben und drei Dutzend Peitſchenhiebe davon getragen; dann kam er auf die Station Halifax, wo er ſich abermals meldete und drei weitere Dutzend Hiebe erhielt, worauf man ihm das Hemd über den Rücken zog und ihn ohne Weiteres nach Bermuda herüberſchickte. Sein Hemd wie ſeinen Rücken habe ich mit eigenen Augen geſehen und Bailey ſagte, er werde Letzteres aufbewahren und mit ſich in's Grab nehmen. — Seinen beiden Kameraden, Bradbury und Patrick, war es beinahe eben ſo ſchlimm ergangen, auch ihre zerfleiſchten Rücken habe ich geſehen und gebe hier ihre Geſchichte ganz wie

* Des „Glühenden.“ D. U.

** Dieſer junge Offizier hieß King (König). Bei dem Untergange des von Lieutenant Madiſon befehligten Lynx fand auch er den Tod in den Wellen. D. Herausg.

ſie ſelbſt mir ſolche erzählten. Baily und Bradbury wurden ſo zeitig entlaſſen, daß ſie die „Konſtitution“ noch frühe genug erreichen und die letzte Kreuzfahrt, welche dieſe im letzten Kriege beſtand, daſelbſt mitmachen konnten; ich traf ſpäter wieder mit Bradbury zuſammen, welcher dieſes Umſtandes gegen mich erwähnte.

Es iſt immerhin gut, derlei Dinge bekannt werden zu laſſen, denn ich glaube, daß die engliſche Nation eine ſolche Behandlung der Gefangenen keineswegs billigen würde, wenn ihr die Kunde davon zu Ohren käme. Es iſt ſchlimm genug, wenn man gezwungen wird, eines fremden Landes Schlachten zu ſchlagen — einen Menſchen aber vollends zu peitſchen, weil er nicht gegen ſeine eigenen Landsleute fechten will, das iſt tyranniſch. Ich ſelbſt zum Beiſpiel war allerdings von deutſchen Eltern auf engliſchem Gebiete geboren; Amerika war aber von jeher das Land meiner Wahl und faſt noch ein Kind entſchloß ich mich unter der amerikaniſchen Flagge zu ſegeln; hatte mein Vater nun auch ein Recht, dadurch, daß er bei der engliſchen Krone in Dienſte trat, aus ſeinem Sohn einen Engländer zu machen, ſo ſtand mir, glaub' ich, eben ſo gut die Befugniß zu, Stand und Nation nach Belieben zu wählen, nachdem er mich ohne Rath noch Hülfe ganz allein mir ſelbſt überlaſſen hatte.

Wir hatten drei Wochen auf dem Verdeck zuzubringen, bis wir acht Gefangenen an Bord des Ramilies verſetzt wurden, um als Engländer, welche gegen ihren König gefochten hatten, verhört zu werden. Die Unterſuchung wurde an Bord der „Aſia,“ eines Flaggenſchiffs von vierundſiebenzig Kanonen geführt; für die Zeit ihrer Dauer hatte man uns aber auf dem Ramilies eine Unterkunft angewieſen.

Sir Thomas Hardy unterhielt ſich mehrere Mal mit mir auf dem Quarterdeck, wie er denn überhaupt viel Güte an den Tag legte; er fragte mich, ob ich in Wirklichkeit ein Amerikaner ſey, worauf ich ihm, jeder unmittelbaren Antwort ausweichend, erzählte, daß

ich in New=York bei Mr. Barker in der Lehre geſtanden, was in gewiſſem Sinne auch richtig war, da Mr. Barker der Agent des Sterling geweſen war und um meinen Lehrlingskontrakt wiſſen mußte. Ich hatte ſeiner und nicht Kapitän Johnſton's erwähnt, weil ich glaubte, daß er Sir Thomas Hardy eher bekannt ſeyn dürfte, was dieſer auch wirklich beſtätigte, da ich ſogar von einer Verwandtſchaft zwiſchen beiden ſprechen hörte. — Dies hieß, wie ſich ſpäter herausſtellte, den Anker nach der Luvſeite auswerfen.

Das Verhör auf der Aſia hatte ſchon zwei Tage gedauert, bevor ich in die Kajüte gerufen wurde. Ich war ſehr erſchrocken und wußte kaum, was ich that und ſagte; es iſt auch grauſam, arme Matroſen bei ſolchen Gelegenheiten ganz ohne Rath zu laſſen, obgleich die Offiziere gegen mich, und ich glaube gegen alle meine Kameraden, ſehr freundlich und ſchonend verfuhren.

Beim Eintreten gewahrte ich mehrere Offiziere, welche alle in Uniform waren und um einen Tiſch herumſaßen; der Herr, welcher den Vorſitz führte, war, wie es hieß, Sir Borlaſe Warren, der Admiral der Station. * Dem ſey übrigens wie ihm wolle, jedenfalls mußte er meine Angſt bemerkt haben, denn er drehte ſich in ſeinem Stuhle nach mir um und ſagte:

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, mein Mann; wir wiſſen wer und was Ihr ſeid: doch kann Eure Lehrlingszeit von großem Nutzen für Euch werden.“

Dies geſchah jedoch erſt, nachdem Sir Thomas Hardy die Geſchichte meiner Lehrzeit in Jakob Barker's Dienſten vor Allen in der Kajüte wiederholt hatte; darauf wies man mich an, mittelſt eines der weiß angeſtrichenen ſchwediſchen Fahrzeuge, die zwiſchen New=York und

* Wenn dies wahr iſt, ſo kann es kein Kriegsgericht, ſondern blos ein einfaches Verhör geweſen ſeyn, da Sir John Borlaſe Warren als oberſter Befehlshaber nicht wohl an einem von ihm ſelbſt niedergeſetzten Gerichte Theil nehmen konnte. D. Herausg.

Bermuda hin- und hergingen, eine Abſchrift meines Lehrlingskontraktes herbeizuſchaffen, was ich noch an demſelben Tag beſorgte.

Ich mochte im Ganzen eine halbe Stunde in der Kajüte der Aſia zugebracht haben und fühlte mich nicht wenig erleichtert, als ich die Thüre endlich hinter mir ſah. Die Richter hatten noch in meiner Gegenwart beſchloſſen, mich nebſt den übrigen Gefangenen, die auf dem Regulus angekommen waren, wieder an Bord des „Ardent“ zu ſchicken.

Nach unſerer Rückkunft auf den „Ramilies“ hatte ich eine abermalige Unterredung mit Sir Thomas Hardy, dem, wie ich ſeither immer gedacht habe, meine Geburt, ſo wie der Umſtand, daß ich des Prinzen Edward Pathe war, nicht unbekannt ſeyn mochte. Allem Anſchein nach wünſchte er ſehr, mich in brittiſche Dienſte übertreten zu ſehen, weßhalb er mir ſogar die Ausſicht auf Beförderung eröffnete; ich aber widerſtand muthig allen dieſen Lockungen, wie ich aus Pflichtgefühl um meiner ſelbſt willen geſtehen muß. Ich glaube kaum, daß Amerika unter allen ſeinen Dienern ein treueres Herz beſaß, als das meine; ja, ſelbſt ein brittiſches Offizierspatent würde mich ſchwerlich geblendet haben. — Ich bin jetzt ein alter krüppelhafter Veterane und habe von dieſem Bekenntniſſe nichts mehr zu hoffen; da ich aber entſchloſſen bin in Allem die Wahrheit zu ſagen, ſo ſoll ſie auch geſagt werden, ob ſie nun für oder gegen mich ſprechen möge.

Wir wurden nun auf den Ardent zurückgeſchickt, wo wir abermals drei bis vier Wochen zubrachten. Während dieſer Zeit langten unſere Papiere aus New-York an, worunter ſich auch eine Abſchrift meines Lehrbriefs nebſt einer Summe von zehn Dollars befand, welche Sir Thomas Hardy für mich beigelegt hatte. Von jetzt an wurde von uns Achten keiner mehr als Engländer betrachtet, vielmehr behandelte man uns alle wie Kriegsgefangene.

Unſere Zahl mehrte ſich auffallend raſch, bis ſie auf vierhundert geſtiegen war, ſo daß ein Theil von uns von dem Ardent auf einen alten Zweidecker von vier und vierzig Kanonen, welcher

den Namen „alter Ruby“ führte, verſetzt werden mußte. Die Mehrzahl der Gefangenen beſtand aus Kapern; neben dem zählte man einige wenige Soldaten und mehrere Bürgersleute, welche in der Cheſapeake Bai aufgefangen worden waren. Ehe wir Bermuda verließen, langte noch die Bemannung einer franzöſiſchen Fregatte, nahe an vierhundert Köpfe ſtark an — ſo daß die ganze Zahl der Gefangenen auf dem Ardent ſich wohl auf achthundert Mann belaufen mochte, welche alle auf einem Verdeck zuſammen geſtaut waren — man kann ſich denken, wie ich mich freute, als ich endlich dieſe Häringspreſſe verlaſſen durfte.

Bald nach der Ankunft der franzöſiſchen Gefangenen wurden vierhundert von uns Amerikanern auf Transportſchiffe geladen und von dem Ramilies nach Halifax eskortirt. Ein paar Tage nachdem wir ausgelaufen waren, ſtießen wir auf einen amerikaniſchen Kaper, einen kecken Burſchen, der uns mehrere Tage lang fortwährend umſchwärmte, ſich öfter bis auf Schußweite heranwagte und Segel und Spieren mit größter Gewandtheit handhabte, ſo daß Sir Thomas Hardy, aus Beſorgniß, er könnte eines der vier Transportſchiffe abfangen, ſämmtliche Gefangene auf den Ramilies verſetzte, wo wir bis an's Ende unſerer Fahrt verblieben. Als der Ramilies zu Halifax einlief, ſah er ſich ganz allein, die vier Transportſchiffe waren verſchwunden; zwei derſelben langten ſpäter an, die beiden andern mochten wohl von jenem unternehmenden Kapersmann erobert worden ſeyn.

Im Anfang wurde den Gefangenen an Bord des Ramilies große Freiheit verſtattet, denn Sir Thomas Hardy pflegte die Amerikaner bei jeder Gelegenheit gut zu behandeln; ein Theil ſeiner Marinetruppen war auf dem Hüttendeck, ein anderer auf dem Vorkaſtell aufgeſtellt, auch die Schiffsmannſchaft trug Waffen, — dies war aber Alles, was er von Vorſichtsmaßregeln für nöthig hielt. Die gute Gelegenheit verlockte einige unſerer Leute zu dem Plan, einen Aufſtand anzuzetteln, um ſich des Schiffes zu

bemächtigen; einige Kaperoffiziere ſtanden an der Spitze des Komplotts, welches unter anderen auch mir gleich Anfangs mitgetheilt wurde. Die meiſten Gefangenen wußten um den Plan und jeder ſchien ſich mit dem beſten Willen bei der Sache zu betheiligen.

Unſere Abſicht ging dahin, am Schluß der zweiten Hundswache loszuſchlagen, die Bemannung zu überfallen und das Schiff nach unſerer eigenen Küſte zu führen; ſollte es uns nicht gelingen, die Blokadegeſchwader zu durchbrechen, ſo wollten wir unſere Priſe auf den Strand laufen laſſen. Die Mannſchaft des Ramilies war uns zwar an Zahl faſt um die Hälfte überlegen und überdieß mit Waffen verſehen; wir rechneten aber auf die Wirkung einer Ueberraſchung und einigermaßen auch auf die Stimmung der engliſchen Matroſen, welche in der Regel froh waren, wenn ſie ſich nur ihrem eigenen Dienſte entziehen konnten. Wäre der Plan zur Ausführung gekommen, ſo glaube ich nach dem, was ich unter der Mannſchaft beobachtete, daß wir es hauptſächlich nur mit den Offizieren und den Marineſoldaten zu thun gehabt hätten.

Die Verrätherei eines der Komplottirer ließ übrigens die Verſchwörung nicht zum Ausbruch kommen; wir wurden plötzlich in die Kabelbacks und unter die Waſſerfäſſer geſteckt, wo wir von den auf den Flügeln poſtirten Schildwachen auf's ſchärfſte beobachtet wurden; ſpäter durften wir nur einzeln je unter Begleitung einer Schildwache auf's Verdeck heraufkommen. Als Sir Thomas uns dieſe Aenderung in ſeiner Behandlungsweiſe ankündigte, ſchalt er uns nicht einmal wegen unſeres Vorhabens, ſondern ſprach mild und vernünftig mit uns und ſtellte uns die Nothwendigkeit deſſen vor, was er gethan hatte. Ich glaube beſtimmt, daß er, wenn wir das Schiff erobert hätten, gleichwohl nicht die mindeſte Kränkung erfahren haben würde, denn alle unſere Leute prieſen ihn wegen der Behandlung, welche er uns, ſo lange wir unter ſeinen Befehlen ſtanden, zu Theil werden ließ.

Ehe wir in den Kielraum hinabgeſchickt wurden, ſprach Sir

Thomas abermals mit mir über meinen Uebertritt in engliſche Dienſte; es war ihm voller Ernſt damit und er machte mir wahrhaft väterliche Vorſtellungen. Allein ich war entſchloſſen, nicht nachzugeben. England liebte ich nicht und hatte mich dagegen mit ganzem Herzen Amerika gewidmet; daß ich zu Quebec geboren worden, war eine Thatſache, welche ich nicht verſchuldet hatte, da ich aber einmal unter amerikaniſcher Flagge in Dienſte getreten und Jahre lang derſelben treu geblieben war, ſo konnte ich mich um ſo weniger entſchließen, zum Feinde überzugehen.

Zu Halifax wurden unſerer fünfzehn bis zwanzig, darunter auch wir acht von der Julia zur Auswechslung auf Lord Anſon's Schiff, den „Centurio" von vier und vierzig Kanonen verſetzt. Dort fanden wir etliche dreißig Gefangene, welche, wie wir ſelbſt, zum Austauſch beſtimmt waren; ſie ſchienen aber keine Fockmaſtmatroſen, ſondern eher Bürgersleute vom Küſtenlande zu ſeyn. Wir wurden übrigens gut behandelt und hatten freien Laufpaß auf dem ganzen Schiff; zwar waren wir gleich den übrigen Gefangenen auf zwei Drittelsrationen geſetzt, allein unſer eigenes Land verſorgte uns mit kleinem Proviant, mit Extrabrod und Fleiſch, ſo daß wir uns, was Verpflegung betraf, als wahre Könige unter den Matroſen vorkamen.

Nach Verfluß von drei Wochen wurden wir acht vom Ontario See nach der Melville Inſel, an den eigentlichen Herd der Gefangenen, transportirt. Den Grund dieſes Hin- und Herestortirens vermag ich nicht anzugeben und weiß nur ſo viel, daß der Schließer beim Zuriegeln des Thores uns bemerkte, wir hätten eine Heimath erreicht, welche wir wohl ſchwerlich vor Beendigung des Kriegs verlaſſen würden.

Die Inſel Melville hat mehr als eine Meile im Umfang und iſt von niederen, felſigen Ufern eingeſchloſſen; ſie liegt ungefähr drei Meilen von Halifax entfernt, kann aber von dort aus nicht geſehen werden. Mit dem Feſtlande iſt ſie durch eine Brücke ver-

bunden, welche in einer Breite von etwa einer Viertelmeile über den dortigen Meeresarm führt. In der Mitte der Inſel erhebt ſich eine Anhöhe, welche die ganze Umgegend beherrſcht und von einer Garniſon, nebſt einigen Stücken Geſchütz beſetzt war; ein zweiter Poſten am Feſtlande hatte gleichfalls die Kaſerne der Gefangenen im Auge. Dieſe Kaſerne beſtand aus gewöhnlichen hölzernen Gebäuden, welche nach der Inſel hin durch eine ſtarke ſteinerne Mauer, auf der Seite des Feſtlandes aber durch ſehr hohe, offene Palliſaden eingeſchloſſen und natürlich von einer ziemlich ſtarken Wache beſetzt waren.

Als ich durch das Thor paſſirte, hieß es, die Inſel beherberge gegen zwölfhundert Amerikaner, worunter auch einige Franzoſen, die zum Theil zu der Mannſchaft jenes Schiffes gehörten, welches damals, als ich Halifax zum erſtenmal verließ, alſo vor mehr als acht Jahren, unter dem Namen Ville de Milan von den Engländern genommen worden war. Das war allerdings kein ſehr erfreulicher Umſtand, denn auf dieſe Art gewann der Ort ganz das Ausſehen, als ob er einem armen Teufel, wie mir, auf ewig zum Aufenthalt beſtimmt ſey. Man fand hier Soldaten, Matroſen, Küſtenfahrer, alles durch einander und auch in der Behandlung war kein Unterſchied zu bemerken. Dieſe war für ein Gefängniß gut zu nennen; von England bekamen wir natürlich uur Zweidrittelsrationen, unſer Vaterland trug aber Sorge, den Unterſchied ebenſo wie auf dem Centurio auszugleichen. Man hatte für die Gefangenen eine beſondere Tracht eingeführt, nämlich das eine Bein gelb, das andere blau u. ſ. w.; wir ließen uns dies aber nicht gefallen, ſondern wußten es durch unſere Agenten ſo einzurichten, daß wir Beinkleider und Jacke von derſelben ächten alten Farbe erhielten. Die armen Franzoſen nahmen ſich in ihrer Kleidung aus, wie Pfauen; wir beneideten ſie aber keineswegs um ihren Putz.

Ich mochte etwa vierzehn Tage auf der Inſel geweſen ſeyn, als ich durch Jack Mallet erfuhr, daß eine Frau — wie er glaubte,

meine Schweſter — mich am Thore erwarte. Jack kannte meine ganze Lebensgeſchichte und war durch die Aehnlichkeit, welche zwiſchen mir und der Perſon, welche nach mir gefragt hatte, herrſchen ſollte, auf dieſen Gedanken gerathen. Ich weigerte mich aber an's Thor zu gehen und nach der Beſucherin zu ſehen; Jack wurde mit dem Auftrage zurückgeſchickt, das Frauenzimmer glauben zu machen, daß ich auf Bermuda zurückgeblieben ſey; zugleich ſollte er einige Winke fallen laſſen, daß es beſſer wäre, wenn ſie meinen Namen gar nicht erwähnte und nie mehr zum Beſuche hierher käme.

Jack that, wie ich ihn gebeten hatte und ich ſuchte mir ein Plätzchen, von wo ich die Frau beaugenſcheinigen konnte. Trotzdem daß ſie jetzt ſchon verheirathet war und einen Knaben bei ſich hatte, erkannte ich ſie auf den erſten Blick und mein Herz hätte mich beinahe zu einer Schwäche hingeriſſen, beſonders als ich ſie gar noch weinen ſah. Sie verließ endlich das Thor und wandte ſich nach den Wällen, von wo ſie in den Hof der Gefangenen herabſehen konnte; dort blieb ſie eine ganze Stunde lang, als ob ſie ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit deſſen überzeugen wollte, was Jack ihr vorerzählt hatte — allein ich hütete mich wohl, mich vor ihr blicken zu laſſen.

Da ich wußte, daß nur wenig Hoffnung auf eine Auswechslung der Gefangenen vorhanden war, ſo begann ich nach und nach auf Mittel zur Flucht zu ſinnen. Jack Mallet konnte nicht an's Schwimmen denken, denn er war zu Bermuda mit knapper Noth dem Waſſertode entronnen und hatte Rheumatismus und Krämpfe davon getragen, die ihm eine Theilnahme an unſern Planen unmöglich machten; ich aber hatte ſeit jener Nacht, wo der Untergang des Scourge mich in Lebensgefahr gebracht, die wichtige Kunſt des Schwimmens mit ziemlicher Geläufigkeit gelernt. Zur Beförderung meiner Flucht bedurfte ich aber Geld, und Jack und ich berathſchlagten mit einander, wie ich mir ſolches verſchaffen könnte; die zehn Thaler, die ich von Sir Thomas Hardy erhalten, hatte ich

noch immer aufgeſpart und beſchloß nunmehr mich auf Geldoperationen zu legen und einige Dividenden an einem Würfelbrett, einer Pharaobank und einer Quinotafel * einzukaufen. Auch verwendeten Jack und ich ein Kapital von drei Thalern zur Etablirung eines Kramladens, worin geräucherte Häringe, Pfeifen, Taback, Cigarren, Sproſſenbier und hie und da auch etwas Jamaikarum verkauft wurde, wenn ſich nämlich Gelegenheit zum Einſchmuggeln deſſelben darbot.

Die Zahl der Gefangenen wuchs unterdeſſen mit jedem Tag, bis das Gefängniß zuletzt ganz überfüllt war und ein Theil davon nach England abgeſchickt wurde. Von der Mannſchaft der Julia kam übrigens nur einer fort, während alle übrigen auf der Inſel Melville beiſammen blieben, ohne daß ich mir einen Grund hiefür anzugeben wußte.

Ich kann nicht eben ſagen, daß wir unſer Geld ſchnell und leicht verdient hätten; von jedem Schilling, der im Würfeln gewonnen wurde, erhielten wir einen Groſchen; der gleiche Antheil traf uns bei'm vingt-et-un, wie bei den übrigen Spielen und erſt als neue Karten ankamen, ſahen wir unſern Gewinn etwas höher ſteigen. — Dieß Alles war ſehr Unrecht, wie ich jetzt wohl weiß; allein damals machte ich mir darüber ſehr wenig Unruhe; jetzt würde ich mich freilich nicht mehr zu ſolchen Dingen hergeben, ſelbſt wenn ich abermals eine Flucht von der Melville Inſel dadurch bewerkſtelligen könnte; aber der Menſch kann niemals wiſſen, wie weit das Unglück ihn zu treiben vermag.

Einer von den amerikaniſchen Gefangenen — ein Soldat ſoll's geweſen ſeyn — begann gar ſpaniſche Thaler nachzuprägen, und die meiſten von uns waren ihm behülflich, ſie in Umlauf zu ſetzen, wie ich zu meiner Schande geſtehen muß. Wir hielten es für kein Unrecht, die Leute in den Schenkbuden zu betrügen, da wir wußten, daß auch ſie uns auf jede Art zu prellen ſuchten. So

* Ned meint wahrſcheinlich ein Lottoſpiel. D. U.

war die Moralität in den Kriegsgefängniſſen beſchaffen; ich unterlaſſe jeden Verſuch etwas zu ihren Gunſten zu ſagen, muß aber geſtehen, daß die Theilnahme an den Spieletabliſſements mein Gewiſſen weit mehr beunruhigte, als der Vorwurf, daß ich ſchlechten Rum mit ſchlechtem Geld bezahle.

Das Falſchmünzergeſchäft fand jedoch bald ſein Ende, denn als einige Offiziere die Thaler beim Wetten in die Höhe warfen, zerbrach einer davon und bei weiterer Unterſuchung fand ſich's, daß der größere Theil des in Umlauf befindlichen Geldes unächt war. Die Schenkwirthe ſollen beim Sturze ihrer Kaſſen gegen vierhundert falſche Thaler gefunden haben, von denen viele ihren Weg nach Halifax nahmen.

Mein Handel dauerte den ganzen Winter von 1813 auf 1814, bis ich endlich im Merz die Summe von achtzig franzöſiſchen Kronen gewonnen hatte — auf Dollars hatte ich mich nämlich der Geldverfälſchung halber gar nicht eingelaſſen. Das Eis fing an allmählig zu brechen und einige meiner Kameraden, welche den ganzen Winter über die Sache beſprochen hatten, begannen nun ernſtliche Plane zur Flucht zu entwerfen.

Meine Mitverſchworenen waren ein Mann, Namens Johnſon, der auf einem Kaper, „der Snapdragon“ * gefangen worden war, ferner ein Irländer, mit Namen Littlefield, und Barnet, der Gefangene aus Mozambique, ſo daß wir gerade viere zählten. Es war noch zu Anfang des Monats, als wir unſern Verſuch machten. Unſere Fenſter waren hoch und mit ſenkrechten, ſtark verroſteten Eiſenſtäben ohne Querbarren eingeſchloſſen; Glasſcheiben hatten wir nicht, wohl aber Fenſterläden, die wir ganz leicht öffnen konnten. Außen vor dem Hauſe ſtanden die Schildwachen und von dem Gefängniß bis zum Ufer hatten wir zwei Reihen Pfähle zu paſſiren.

Ich band meine Kronenthaler in einem Gürtel um den Leib;

* Schnappdrache. D. U.

ein zweiter Gurt oder Schlauch war mit Rum gefüllt, einmal um mich im Waſſer flott zu erhalten und dann auch um mir am Lande zur Erquickung zu dienen. Dazumal hielt ich den Rum für eine der wichtigſten Gottesgaben, während ich ihn jetzt als eines der größten Uebel betrachte. Meine Begleiter verſahen ſich gleichermaßen mit Geld und Rum, doch war keiner ſo reich wie ich; meinen Freund Mallet und Leonard Lewis hatte ich für den Fall, daß ich entkäme, zu meinen geſetzlichen Erben, wenn ich aber wieder ergriffen würde, zu meinen Verwaltern eingeſetzt.

Lewis war ein junger Mann von beſſerer Familie, als die meiſten anderen Gefangenen, und mir ſchien, daß irgend ein Unglück ihn auf die See getrieben haben mußte; er hatte eine ſehr ſchwächliche Geſundheit und ſchien nicht zu einem langen Leben beſtimmt zu ſeyn. Er hätte von Herzen gern an unſerem Verſuche Theil genommen, war aber nicht kräftig genug, um die Anſtrengung zu ertragen, die uns, wie wir wohl wußten, bevorſtand, bis wir erſt klar ſeyn konnten.

Die Nacht, die wir uns zur Flucht auswählten, war ſo kalt, finſter und unheimlich, daß ſich alle Poſten in ihre Schilderhäuſer zurückgezogen hatten, wozu überdieß noch ein heftiger Regen kam. Sobald die Lichter ausgelöſcht waren, (was um acht Uhr geſchah) ſchlangen wir die Taljereeps unſerer Hängmatten um zwei von den Fenſterſtäben; ein Scheit Holz diente uns als Hebel und ließ ſich mit leichter Mühe zwiſchen die Barren einzwängen, ſo daß eine Oeffnung entſtand, welche uns ohne Schwierigkeit durchzuſchlüpfen erlaubte. Jack Mallet und die andern zurückbleibenden Freunde bogen ſpäter die Stäbe wieder gerade, weßhalb die Wächter ſich nicht zu erklären vermochten, wie wir denn eigentlich entkommen wären.

Vom Gefängniß bis an's Waſſer gelangten wir, ohne auf ein Hinderniß zu ſtoßen; die Pfähle durften wir nur aus einander ſchieben, da wir ſie ſchon bei Tag durchſchnitten hatten. Mit

einem Wort — zwei bis drei Minuten, nachdem wir von unſeren Tiſchgenoſſen Abſchied genommen hatten, ſtanden wir vier wohlbehalten am Ufer der Inſel.

Jetzt kam aber die Hauptſchwierigkeit; wir ſprangen alle zumal in's Waſſer und fingen an zu ſchwimmen. Ich war nur noch wenige Schritte vom Landungsplatze entfernt, der ſich ganz nahe bei dem Wachthauſe des Feſtlandes befand, als Johnſon plötzlich laut aufſchrie und uns zurief, er ſey am Ertrinken; ich hieß ihn ſtillſchweigen — doch umſonſt; die Wache auf dem Feſtlande hörte ihn und gab Feuer, worauf wir natürlich um ſo eifriger darauf losſchwammen.

Drei von uns ſtanden bald am Ufer und da ich mit Wegen und Stegen wohl vertraut war, ſo führte ich ſie in ſolcher Richtung, daß wir den Schildwachen glücklich entgingen. Bald kamen wir in die Wälder; der arme Johnſon dagegen fiel dem Feinde abermals in die Hände, was er durch ſein unzeitiges Schreien auch wahrlich verdient hatte, denn unter ſolchen Umſtänden iſt es doch gewiß die Pflicht eines Mannes, lieber mit geſchloſſenem Munde zu ſterben, als ſeine Kameraden durch unbeſonnenes Schreien in Gefahr zu bringen.

Neuntes Kapitel.

Wir drei, die wir glücklich entronnen waren, rannten ungefähr eine Viertelmeile in den Wald hinein, worauf wir vor Anker gingen und einen Trunk zu uns nahmen; da wir keine Schüſſe noch ſonſtigen Lärm mehr hörten, ſo beriethen wir uns, was wir für die Zukunft anfangen wollten.

Vorne an der Bai, ungefähr vier Meilen vom Wachthaus entfernt, befanden ſich einige Mühlen und dorthin führte ich meine beiden Begleiter; wir erreichten den Ort gegen Morgen, noch ehe

ſich Jemand in der Nachbarſchaft regte, und verſteckten uns in einem Heuſchober, wo wir den ganzen Tag ungeſtört zubrachten. Zum Glück hatten wir etwas Brod und einige Häringe in den Hüten mitgenommen, womit wir jetzt unſern Hunger ſtillten; der Rum erhielt uns munter und wenn Rum überhaupt jemals gut gethan hat, ſo glaube ich, daß es bei dieſer Gelegenheit geſchah. Wir ſchliefen friſch und geſund, während einer von uns den Ausgucker machte — eine Regel, welche wir die ganze Zeit über beobachteten, ſo lange wir zuſammen waren. Im Laufe des Tages hatte auch der Regen nachgelaſſen, dafür aber war wieder ſcharfe Kälte eingetreten.

In der nächſten Nacht machten wir uns abermals auf den Weg und wählten eine Richtung, die uns auf drei Meilen von der Stadt vorbeiführte. Auf dieſem Marſch kamen wir an des „Prinzen Landhaus“ vorüber, wo ich ſo oft geweſen war, deſſen Anblick mich an meine Heimath und an die Tage meiner Kindheit erinnerte; aber Reue war jetzt umſonſt und ſo zogen wir immer weiter. Meine Begleiter bemerkten meine Betrübniß und fragten mich, was mir ſey; ich gab jedoch eine ausweichende Antwort und verſicherte ſie, daß mir nichts fehle.

Eine Meile von der Stadt ſtand eine Schenke, welche von einem Manne, Namens Grant, gehalten wurde. Littlefield wagte ſich hinein, und kaufte einen Laib Brod nebſt etwas Käſe, worauf er ſich wieder entfernte, nicht ohne einigen Argwohn erregt zu haben. Dies gab uns wieder neue Kräfte und wir ſetzten unſern Marſch fort, ſo ſchnell wir nur konnten.

Noch vor Tagesanbruch gelangten wir an eine Brücke, auf der eine Schildwache poſtirt war und hinter welcher wir ein Wachthaus bemerkten. Um dieſer Gefahr auszuweichen, umgingen wir das Wachthaus und ſetzten oberhalb der Brücke über den Fluß, wo wir zwei Indianer antrafen, mit denen wir ein Geſpräch anknüpften. Unſer Rum war uns diesmal von größerem Nutzen als je zuvor, denn mit ihm erkauften wir uns in der erſten Minute die

Dienſte der Indianer. Wir ſagten ihnen, wir ſeyen von dem Bulwark, einem Linienſchiff von vier und ſiebzig Kanonen, deſertirt und bäten ſie, uns weiter zu helfen. Anfänglich hielten ſie uns für Yankees, denen ſie von ganzem Herzen abgeneigt zu ſeyn ſchienen; allein das Mährchen unſerer Deſertion beſtach ſie endlich und machte ſie geneigt, uns ihre Hülfe zu leihen.

Die beiden Indianer führten uns wieder zu dem Flußbeet hinab und bis unterhalb der Brücke, nach der Seite des Fluſſes, wo das Wachthaus ſtand und wo wir einen Haufen von etlichen dreißig dieſer Rothhäute, aus Männern, Weibern und Kindern beſtehend, beiſammen trafen. Wir blieben hier nicht weniger als drei Tage und fanden uns ausnehmend gut dabei, denn es fehlte uns weder an Brod, Butter, Fiſchen, noch an den ſonſt gewöhnlichen Nahrungsmitteln. Das Wetter war ſehr ſchlecht, weßhalb wir keine große Wanderluſt empfanden; übrigens glaubten wir auch nach Verfluß einiger Zeit einer weniger ſtrengen Nachforſchung ausgeſetzt zu ſeyn.

Dieſe ganze Zeit über waren wir nur wenige Schritte von der Wache entfernt, ſo daß wir alle halbe Stunden die Schildwachen ihr „Allesgut“ einander zurufen hörten. Wir ſparten bei den Wilden weder Rum noch Geld, ſo weit letzteres räthlich erſchien, und keiner von ihnen dachte daran, uns zu verrathen.

Mit Einbruch der Nacht verließen wir die Brücke; ein junger Indianer zeigte uns den Weg und führte uns zwei Meilen am Fluſſe aufwärts und durch die Stadt Maroon, welche wir bei Nacht paſſirten, worauf er uns gegen Morgen verließ, trotzdem, daß wir ihn noch länger bei uns zu behalten wünſchten. Nachdem er uns allein gelaſſen hatte, entdeckten wir am Ufer des Fluſſes ein verlaſſenes Blockhaus, wo wir uns den Tag über aufhielten. Das Land ringsum war dünn bevölkert und die Häuſer, die wir trafen, nur armſelig und klein; wir mußten uns nun ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Halifax entfernt haben.

Unſer Plan war, die Landenge zwiſchen dem atlantiſchen

Ocean und der Fundy Bai zu überſchreiten und das engliſche Annapolis zu erreichen, wo wir uns, wenn möglich, um Geld und gute Worte ein Boot zu verſchaffen, im Nothfall aber auch ein ſolches zu ſtehlen gedachten, um dann an das amerikaniſche Ufer zu gelangen. Wir hatten noch einen weiten Weg vor uns und nicht ohne Schwierigkeit gelang es, die wahre Richtung ausfindig zu machen; doch waren wir durch die Indianer mit Weiſungen verſehen worden, die uns nunmehr gute Dienſte leiſteten, ſo daß wir die ganze Nacht ſehr raſch drauf los marſchirten und eine hübſche Strecke zurücklegten. Gegen Morgen zeigte ſich das Land beſſer angebaut und bevölkert und ich vermuthete, daß wir in die Nähe von Harton gelangt ſeyen, welchen Ort wir unmöglich umgehen konnten; das Wetter fing abermals an, ſich zu verſchlimmern und wir waren gezwungen Halt zu machen.

Wir befanden uns eben in der Nähe eines Blockhauſes, in welchem wir nur eine einzige Frau bemerkten und Littlefield wurde alsbald vorausgeſchickt, um Erkundigungen einzuziehen. Der Bericht, den er uns bei der Rückkehr erſtattete, lautete ſehr günſtig; er hatte der Frau weiß gemacht, wir ſeyen vom Bulwark deſertirt und hatte ihr eine hübſche Belohnung verſprochen, wenn ſie uns den Tag über auf ihrem Grund und Boden beherbergen und auch etwas zu eſſen geben wolle, worauf ſie verſprochen hatte, uns in einem Außengebäude die gewünſchte Unterkunft zu gewähren und auch die nöthigen Lebensmittel herbeizuſchaffen.

Höchlich zufrieden bezogen wir nun unſer Nebengebäude, wo die Frau uns beſuchte, und nachdem wir ihr etwas Geld gegeben hatten, wieder fortging, um Speiſe für uns herbeizuholen. Wir waren nicht wenig in Unruhe, ſo lange ſie weg war, doch endlich, nach Verfluß einer Stunde brachte ſie uns Fleiſch, Eier, Brod und Butter, wir hörten auf uns zu ängſtigen und hielten zwei höchſt behagliche Mahlzeiten in unſerem Außengebäude, wo wir faſt bis zum Einbruch des Abends verweilten.

Gegen Mittag ſtand ich auf der Wache und ſah einen Mann um's Haus herumſchleichen, was mich nicht wenig erſchreckte; der Fremde verweilte jedoch nicht lange und ſobald er verſchwand, legte ich mich auf eine Weile zum Schlafen nieder. Gegen vier Uhr waren wir alle wieder auf und als einer von uns den Ausgucker machte, gewahrte er denſelben Mann, der mit zwei andern in das Haus eintrat. Die Frau hatte uns bereits erzählt, daß eine Abtheilung Soldaten vorübergekommen ſey, welche die Yankee-Deſerteure verfolgten; eigentlich ſeyen deren vier aus dem Gefängniß ausgebrochen, der eine aber ſey wieder ergriffen worden, nur der drei anderen habe man noch nicht habhaft werden können.

Dies ließ uns kaum mehr daran zweifeln, daß ſie wußte, wer wir waren und wir hielten für's Gerathenſte, uns ſogleich wegzuſtehlen, denn wir fürchteten, die Männer möchten ſich ſchon in dieſem Augenblicke mit ihr berathen, wie ſie uns um den gewöhnlichen Kaufpreis, welcher vier Pfund für den Kopf betrug, an die Behörden verhandeln könnten. Das Außengebäude ſtand in der Nähe des Fluſſes, deſſen Ufer ziemlich dicht mit Gebüſch bewachſen waren, ſo daß wir uns ungeſehen davonſchleichen konnten.

Wir ſtiegen bis an den Rand des Waſſers hinab und folgten nun dem Laufe des Fluſſes; noch ehe es dunkel wurde, erblickten wir vor uns eine Brücke, welche von dem Augenblicke an, da wir die Indianer verlaſſen, das eigentliche Ziel unſerer Reiſe gebildet hatte, unſerem größten Leidweſen aber mit einem Schilderhauſe beſetzt war. Alsbald machten wir Halt, um eine Berathung zu pflegen, deren Reſultat endlich darauf hinauslief, daß wir den Anbruch der Nacht abwarten und dann den Fluß überſchreiten wollten.

Dies thaten wir denn auch unterhalb der Brücke, nur daß wir dießmal keine Indianer hatten, die uns ſpeiſen und beherbergen konnten.

Mr. Marchinton hatte in der Nähe von Cornwallis dicht neben der Bai einen großen Pachthof beſeſſen und daher kam es, daß dieſer Theil des Landes mir aus meiner Knabenzeit noch ſo

ziemlich bekannt war. Der Brücke namentlich konnte ich mich recht wohl erinnern und ſo war mir auch neben derſelben eine Fuhrt im Gedächtniß geblieben, welche man beim Eintritt der Ebbe ganz gut paſſiren konnte. Die Ebbe zeigte in dieſem Theile der Welt eine unglaubliche Ausdehnung, ſo daß wir nicht wagen konnten, ein Boot zu ſtehlen, um nicht in einem der ſogenannten Löcher (Uferaushöhlungen) welche nach Ablauf der Fluth zu Tage kamen, ſtecken zu bleiben und dort gefangen zu werden; die Ebbe war jetzt zur Hälfte eingetreten und wir beſchloſſen, ſie vollends abzuwarten und dann den Uebergang über die Fuhrt zu verſuchen.

Es war ſchon ganz finſter, als wir die Brücke verließen und wir hatten ein kitzliches Stück Arbeit vor uns; die nackten Niederungen waren ſehr ausgedehnt und wir fanden auf unſerem Wege keinen anderen Führer, als die vor uns liegende Brücke; ich verſank manchmal bis an die Mitte des Leibes in Schlamm und Moraſt, wiewohl das Waſſer nicht ſonderlich tief war. Wir müſſen wohl eine Stunde lang in dem Schlamm fortmarſchirt ſeyn, denn wir fanden natürlich die eigentliche Fuhrt nicht auf und im Dunkeln war der Weg ohnedies ſchwer zu erkennen; unſer Hauptaugenmerk blieb immer auf die Brücke gerichtet, denn verloren wir ſie aus dem Geſicht, ſo mußten wir triftig werden und es war um uns geſchehen.

Endlich hatten wir feſten Boden unter den Füßen, waren aber mit Schmutz bedeckt und faſt erſtarrt vor Kälte; wir fanden die Straße und das Dorf Harton, in deſſen Nähe wir ſo lange herumſtreiften, bis wir es glücklich umgangen hatten; dann hielten wir uns wieder auf der Straße und ſteuerten die ganze Nacht mit vollen Segeln weiter, indem wir uns jedesmal, ſo oft wir einen Menſchen gewahr wurden, — was übrigens in dieſer Nacht nur ſelten der Fall war — auf's Sorgfältigſte verſteckten.

Am nächſten Morgen gingen wir ſo lange weiter, bis wir an eine verlaſſene Sägmühle gelangten, deren ich mich gleichfalls noch erinnern konnte; hier blieben wir den Tag über liegen, ohne von

Jemand geſtört zu werden, nur Littlefield behauptete, während ſeiner Wache auf dem Deck einen Mann geſehen zu haben, der mit einer Viehherde vorbeigezogen war.

Diesmal ſagte ich meinen Gefährten, wenn wir die Nacht über recht rüſtig wären, könnten wir bis Cornwallis gelangen, wo ich wie zu Hauſe ſey. Wir waren freilich ſehr ermüdet und bedurften in hohem Grade der Ruhe, denn am Land iſt der Matroſe ein ſchlechter Wanderer: aber ich verſprach beiden Gefährten ein hübſches, warmes Lager auf Mr. Marchinton's Pachthof. So eilten wir denn immer munter vorwärts, bis wir denn auch wirklich mit Tagesanbruch den Hof erreichten.

Ein Neufoundländer, Hunter geheißen, fiel uns ziemlich trotzig an; als ich ihn aber bei'm Namen rief, wurde er wieder ruhig und fing ſogar an, mich zu liebkoſen und an mir hinaufzuſpringen, ſo daß ich beinahe glauben mußte, er habe mich nach ſo langjähriger Abweſenheit wieder erkannt. Uebrigens war jetzt keine Zeit mit Hunden zu verlieren und wir ſchlugen alsbald den Weg nach der Scheune ein, waren indeſſen ſo vorſichtig, uns nicht in das Heu, ſondern auf einen mit Stroh gefüllten Kornboden zu legen, da erſteres den Tag über wahrſcheinlich gebraucht wurde. Hier überließen wir uns endlich dem Schlummer, während ein Mann fortwährend Wache hielt und es war dies in den acht bis neun Tagen, ſeit wir die Inſel verlaſſen hatten, das wärmſte und bequemſte Ruhelager, das wir irgendwo getroffen hatten.

Wir blieben zwei Tage und eine Nacht in der Scheune; die Taglöhner kamen oft herein und blieben manchmal ſogar längere Zeit auf der Tennenflur, nie aber ſchien es ihnen in den Sinn zu kommen, auf unſern Kornboden heraufzuſteigen. Der Hund hielt ſich häufig in unſerer Nähe auf und ich fürchtete ſehr, daß er uns am Ende verrathen möchte. Unſere Vorräthe gingen nachgerade auch zu Ende und ich ſtieg deßhalb in der Nacht, welche wir auf dem Pachthofe zubrachten, mit Barnet von unſerem Boden herab

und ſuchte den Weg nach der Speiſekammer, wo wir einen Korb mit Brod, Milch, Käſe, Butter, Eier und Stockfiſchen antrafen und natürlich auch unſere Schläuche mit Milch füllten, während Barnet einen Topf mit ſaurem Rahm erwiſchte, worüber er beinahe in ein lautes Halloh ausgebrochen wäre, nachdem er einen Zug daraus gethan hatte. Auf unſerem Rückweg nach der Scheune erhoben die Gänſe ein ſchreckliches Geſchrei, ſo daß ich herzlich froh war, als ich ſicher und unentdeckt mein Lager wieder erreicht hatte.

Am nächſten Tag hörten wir, wie ſich die Leute in der Scheune über den verübten Diebſtahl beſprachen und beſonders über die Nutzloſigkeit des Hundes klagten. Außer einem jungen Manne, der heute zum erſten Male erſchien und in welchem ich einen früheren Spielkameraden zu erkennen glaubte, war mir von dieſen Männern Niemand bekannt und auch jenem konnte ich mich ebenſowenig als ſonſt Jemand auf dem Hofe anvertrauen, ſo daß der ganze Vortheil, deſſen wir auf dem Pachthofe genoßen, ſich auf meine Lokalkenntniß und die Bekanntſchaft mit den Gebräuchen der Bewohner beſchränkte.

Auf der Straße zwiſchen Halifax und Annapolis war ich in meinem Leben nie weiter als bis Cornwallis gekommen; wie lange wir noch bis zu letzterem Orte zu marſchiren hatten, wußte ich nicht und nur der von Cornwallis eben dahin führende Weg war mir unter dem Namen der Annapolisſtraße bekannt. Es war ein ſchöner, ſternheller Abend, als wir unſere Wanderung mit friſchem Muth und neugeſtärkten Kräften wieder antraten; die Straße führte durch ein wohlbebautes Land, ohne daß wir übrigens unterwegs einem menſchlichen Weſen begegnet wären.

Am nächſten Morgen faßten wir in einem Walde Poſto, wo wir, von der warmen freundlichen Witterung begünſtigt, wie gewöhnlich ausruhten und erſt mit Einbruch der Nacht von Neuem aufbrachen. Littlefield ſchwor unterwegs, er müſſe am andern Tag wieder einmal warme Tafel haben und ſtahl im Weitergehen drei Hühner, was zu allem Glück nicht entdeckt wurde.

Gegen vier Uhr Morgens ſtießen wir auf einen Fluß und verließen nun die Heerſtraße, um das Stromufer eine kurze Strecke weit zu verfolgen. Mittlerweile erhob ſich ein heftiger Landwind und es fing an zu regnen und zu ſtürmen, ſo daß wir es unmöglich fanden, uns bei ſolchem Wetter in einem Boote hinauszuwagen. In unſerer Nähe befand ſich ein kleiner Hügel, von dichtem Walde umgeben, und dorthin ſtiegen wir, um den Tag daſelbſt zuzubringen. Wir hatten zwei Männer in einem gut ausſehenden Boot an's Land rudern ſehen und beſchloßen alsbald, ſowie das Unwetter nachließe, uns dieſes Bootes zu bemächtigen und den neuen Kurs ſtromabwärts nach der Bai einzuſchlagen.

Wir konnten von unſerem Hügel aus den Fluß mit der ganzen Umgegend überſchauen und ſahen, wie die beiden Fiſcher an's Land ſtiegen, Segel und Ruder aus dem Boote nahmen, letzteres aufhalten, umdrehten und Ruder und Segel darunter legten; ſie hatten auch eine Ankerboje bei ſich, wie ſich denn überhaupt Alles für unſere Zwecke zu fügen ſchien. Das Fahrzeug hätte uns nicht erwünſchter kommen können, denn wir liebten weit mehr, auf dem Fluſſe fortzurudern, als uns wie bisher am Lande hinzuſchleppen.

Die Stadt Annapolis konnten wir nicht ſehen, obwohl wir kaum ein paar Meilen davon entfernt ſeyn konnten, da ſie, wie ſich ſpäter zeigte, ſtromaufwärts von uns lag. Die Fiſcher ſchlugen die Richtung nach der Stadt ein und waren bald verſchwunden; wir brauchten jetzt nichts weiter als erträgliche Witterung mit günſtigem oder wenigſtens nicht ſo gar ſtürmiſchem Winde, denn da dieſer unſere beiden Fiſcher an's Land getrieben hatte, ſo hielten wir für's Beſte, uns ihre Erfahrung zu Nutze zu machen. Der Tag verſtrich ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß; das Wetter blieb ſo ſchlecht wie zuvor, und wir waren — ohne anderen Schutz, als den von blätterloſen Bäumen — dem unaufhörlichen Regen ausgeſetzt: doch waren es Fichten und in großer Zahl, die uns mit ihren in einander geſchlungenen Nadeln immerhin einiges Obdach gewährten.

Sobald der Abend hereinzudämmern anfing, zündete Littlefield ein Feuer an und begann ſeine Hühner daran zu braten; das Abendeſſen war bald fertig und ſchmeckte uns allen ausnehmend gut, worauf wir uns unter Barnets Bewachung ſchlafen legten. Kaum war ich eingeſchlummert, als ich durch Pferdegetrappel und das Rufen mehrerer Männerſtimmen aufgeweckt wurde; ich ſprang auf und entdeckte eine Abtheilung von fünf Reitern, welche raſch auf uns zukamen.

„Da ſind ſie — endlich haben wir ſie erwiſcht!“ rief der Eine von ihnen, ſo daß wir nicht wohl im Zweifel über ihre Abſicht bleiben konnten.

Blitzſchnell ſahen wir uns ergriffen, und mit gebundenen Armen hinter die Reiter auf's Pferd gehoben, worauf dieſe die nämliche Straße einſchlugen, welche wir hergekommen waren und nach einem Marſche von nur wenigen Meilen mit uns Halt machten.

Die ganze Strecke bis Halifax mußten wir auf dieſe Art zurücklegen und den ganzen Tag ging's in ſcharfem Trabe vorwärts, während wir ohne Steigbügel auf den Mantelſäcken unſerer Hüter ſaßen. Wir ritten nicht über Cornwallis, da dies nicht der nächſte Weg zu ſeyn ſchien; dagegen kamen wir durch Harton und paſſirten dieſelbe Brücke, unter welcher wir durch den Schlamm hingewatet waren.

Zu Harton, wo das Nachtquartier aufgeſchlagen wurde, ſperrte man uns in ein Blockhaus, eine Art von Gefängniß, das mit Lehm gedeckt war. Unſer Lager wollte uns keineswegs behagen und da wir die Balken des Gebäudes ganz verfault fanden, ſo gelang es uns abermals, den Weg in's Freie zu finden.

Littlefield, in ſeiner Art der ſorgloſeſte Irländer, der wohl jemals gelebt hat, ſchwor hoch und theuer, das Gefängniß anzünden zu wollen, was er auch wirklich bewerkſtelligte, indem er durch die gemachte Oeffnung zurückkroch und auf dem Speicher, welcher trockenes Brennmaterial in Fülle enthielt, ein luſtiges Feuer anfachte. Ohne

dieſe Thorheit wären wir wahrſcheinlich glücklich entkommen; ſo aber wurden wir, nachdem wir die ganze Nacht marſchirt waren, am nächſten Morgen bei der Brücke von Windſor auf's Neue eingefangen.

Diesmal wurden wir bedeutend ſchlechter als bei unſerer erſten Ergreifung behandelt; unſere Wächter behielten fortwährend ein ſcharfes Augenmerk auf uns gerichtet und ſo gelangten wir ohne weitere Abenteuer abermals nach Halifax.

Waren wir ſchon vorher ermüdet und kraftlos, ſo wurden wir jetzt auch noch auf zehn Tage bei Waſſer und Brod in's ſchwarze Loch geſteckt, und erſt nach Erſtehung dieſer Strafe, welche gewöhnlich für derlei Vergehen verhängt wurde, zu unſern Kameraden zurückgebracht. Dieſen hatte unſere Gefangennehmung gar mancherlei zu ſprechen gegeben und ſie zu öfterem Tadel unſeres Benehmens veranlaßt. Wenn man die Burſche ſprechen hörte, ſo ſchien nichts leichter als in unſerer Lage vollends zu entkommen; ein jeder behauptete, er würde ſich klüger benommen haben, obgleich während unſerer Abweſenheit nicht ein Einziger davonkam, wohl aber mehrere der Prahler von der Inſel deſertirt und ſchon in den erſten paar Tagen wieder eingefangen worden waren. Ueberhaupt kann ich mich während der ganzen Zeit, die ich im Gefängniß zubrachte, nur eines einzigen Mannes, eines Kapers aus Marblehead* erinnern, welcher glücklich entſchlüpfte; aber auch er war kaum wieder ein paar Tage zur See geweſen, als er auf's Neue gefangen und nach einer Abweſenheit von ſechs Wochen abermals auf die Melvilleinſel eingeliefert wurde.

Wir waren nicht wenig erbost über das Fehlſchlagen unſerer Flucht und hatten kaum das ſchwarze Loch verlaſſen, als wir auch ſogleich einen neuen Entweichungsplan zn entwerfen anfingen. Diesmal lautete mein Vorſchlag dahin, bei dem neuen Verſuche einen andern Kurs einzuſchlagen und uns, ſüdwärts der Küſte folgend, ſo raſch wir könnten, gegen Liverpool zu wenden. Wir blieben

* Marmorhaupt. D. U.

zwar allerdings bei dieſer Richtung auf den atlantiſchen Ocean beſchränkt, wollten uns aber auf einem kleinen Kaperſchiffe, das den Namen „Liverpool“ führte, anwerben laſſen und dann wo möglich auf einer ſeiner beſtändigen Kreuzfahrten an der amerikaniſchen Küſte in unſere Heimath zu entkommen ſuchen; da das Fahrzeug ganz klein war und oft nur wenige Matroſen als Bemannung hatte, ſo mochte es vielleicht gelingen, uns des Schooners ganz und gar zu bemächtigen: dann war auch einige Wahrſcheinlichkeit vorhanden, auf einen Küſtenfahrer verſetzt zu werden und von da aus unſere Flucht zu bewerkſtelligen. — Auf alle Fälle ſchien uns jede andere Möglichkeit beſſer als die, bis zur Beendigung eines vielleicht noch jahrelangen Krieges und bis wir gar graue Haare bekämen, im Gefängniß zu bleiben, denn ich konnte mich noch recht gut erinnern, wie das Schiff **Ville de Milan**, ein paar Jahre ehe ich ſelbſt zur See ging, in Halifax eingebracht wurde, und waren nicht ſogar jetzt noch einige Leute von ſeiner Bemannung auf der Inſel Melville zu gewahren?

Sobald ich aus dem ſchwarzen Loch erlöst war, nahm ich meinen Handel von Neuem auf, ohne übrigens den Gedanken zur Flucht auch nur einen Augenblick aufzugeben. Diesmal wurde blos Leonard Lewis und Jack Mallet in mein Geheimniß eingeweiht. Beide verſagten mir ihre Theilnahme, Mallet wegen ſeiner Furcht vor dem Waſſer, und Lewis, weil er die Anſtrengung nicht zu überleben dachte; Beide wünſchten uns übrigens das beſte Glück und waren uns nach Kräften behülflich; Johnſton wurde aber nicht wieder in's Komplott gezogen.

Unſere Wächter hatten die Art und Weiſe, wie wir aus dem Gefängniß entkommen waren, noch immer nicht ausfindig gemacht, obgleich ſie die abgeſchnittenen Pfoſten geſehen haben mußten; dieſe von Neuem durchzuſchneiden konnten wir freilich nicht wagen, dagegen beſchloßen wir darüber wegzuklettern. Die Engländer hatten die Pfoſten durch Querbalken verſtärkt, welche uns von weſent-

lichem Nutzen waren und wofür ich hiemit meinen beſonderen Dank ausgedrückt haben will.

So warteten wir denn eine warme, aber finſtere und regneriſche Mainacht ab, um unſeren Entweichungsverſuch zu erneuern; mit Geld waren wir hinlänglich verſehen, denn ich hatte noch vierzig Kronen in's Gefängniß zurückgebracht und damit in der Zwiſchenzeit einen einträglichen Handel getrieben. Auf dieſelbe Art und durch daſſelbe Fenſter wie das erſte Mal ſchlüpften wir auch jetzt durch die Eiſenſtäbe — dies war der leichteſte Theil unſerer Aufgabe. Beim Ueberklettern der Palliſaden mußte Littlefield oder Barnet auf der äußeren Seite zu unvorſichtig auf den Boden geſprungen ſeyn, denn die Schildwache, die es gehört hatte, rief augenblicklich den Korporal der Wache. Wir waren ſchon im Waſſer, als wir einen Lärm auf der Inſel vernahmen, ſchwammen aber dicht neben der Brücke und unfern des Wachthauſes gegen das Feſtland und es gelang uns, ſicher und unentdeckt den Strand zu erreichen.

Wie früher flüchteten wir uns auch diesmal in den Wald, wandten uns aber nunmehr nicht nach Weſten, ſondern nach Süden; unſer Weg führte dicht am Waſſer vorüber und der Marſch wurde ſo raſch wie möglich die ganze Nacht über fortgeſetzt. Littlefield wollte den Führer machen, verlor aber die Richtung, ſo daß wir zwei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung im Walde zubringen mußten und uns um keinen Preis zurechtzufinden vermochten.

Endlich wagten wir's am hellen Tage und auf's Gerathewohl, die Heerſtraße zu betreten und unſer Glücksſtern führte uns einen alten iriſchen Matroſen in die Hände, der jetzt nur noch vom Fiſchfang lebte und dem wir nach kurzer Einleitung erzählten, daß wir von einem Kriegsſchiff deſertirt ſeyen. Der alte Mann ſchien uns deßhalb nur noch lieber zu gewinnnen, denn er ſelbſt hatte zur See gedient, ſein Sohn war früh zum Dienſte gepreßt worden und die engliſche Marine ſchien bei ihm nicht viel beſſer als bei uns in Gunſt zu ſtehen.

Er führte uns in ſeine am Strand gelegene Hütte und bereitete uns aus Kartoffeln, Fiſchen und Brod ein äußerſt kernhaftes, erquickendes Mahl; nachdem wir bis Sonnenuntergang in ſeiner Hütte verweilt und manch nützlichen Rath von ihm erhalten hatten, ſagten wir ihm Lebewohl, um unſern Weg Tag und Nacht und mit höchſter Vorſicht fortzuſetzeu. Wir ſchliefen immer in den Wäldern und machten blos dann Halt, wenn wir müde waren und einen paſſenden Verſteck vorfanden; von Lebensmitteln hatten wir zwar aus der Fiſcherhütte einen kleinen Vorrath mitgenommen, der aber nicht weit ausreichte, weßhalb wir zu den getrockneten Winterbeeren, die wir am Wege fanden, unſere Zuflucht nehmen mußten.

Gegen acht Uhr Abends erreichteu wir Liverpool und begaben uns augenblicklich nach dem Stelldichein des Kaperſchiffes, wohin uns ein Mädchen gegen einen Shilling Belohnung den Weg zeigte. Der dortige Wirth empfing uns mit Freuden und nahm uns unverzüglich unter ſeine Schiffsmannſchaft auf; jeder von uns erhielt vier Pfund Handgeld, Wohnung und Verköſtigung bis zum Einlaufen des Schooners und beide Theile ſchienen mit dem Handel höchlich zufrieden.

Die Wahrheit zu geſtehen, begannen wir nun zu trinken und der folgende Tag wurde gänzlich als blauer Montag gefeiert. Am zweiten Morgen nach dem Frühſtück ſahen wir unſeren Wirth mit einer Zeitung in der Hand plötzlich in unſer Zimmer ſtürzen; er überhäufte uns mit allen Sorten von Schimpfnamen, weil wir uns bei ihm für Deſerteure ausgegeben hätten, während wir doch nur flüchtige Yankees ſeyen! Ihn beunruhigten die zwölf Pfund Handgeld, welche er uns gegeben hatte und nun wieder zurückforderte; wir lachten ihm aber in's Geſicht und gaben ihm den Rath, ſich ruhig zu verhalten und uns ſobald wie möglich auf das Kaperſchiff zu befördern.

Erſt jetzt theilte er uns mit, daß es hiefür zu ſpät ſey, da die Wache bereits unſere Spur verfolge, was ſich auch bald darauf als

Wahrheit erwies, denn es dauerte keine Stunde, bis ein Offizier mit einem Zug Mannſchaft uns wieder in Gewahrſam nahm. Einigen Spaß gewährte es uns übrigens, als wir hörten, wie der Offizier unſern Wirth, der noch immer wegen ſeiner zwölf Pfund wehklagte, tüchtig auszankte und ihm geradezu erklärte, daß ihm vollkommen Recht geſchehe, da er Deſerteure weiterzuſchmuggeln verſucht habe. Dies war wohl auch der Grund, warum er uns das fragliche Geld nicht gewaltſam abnehmen ließ, ſo daß wir — ob nun mit Recht oder mit Unrecht — im Beſitze dieſer Summe verblieben.

Man brachte uns ſogleich auf einen Küſtenfahrer und ſchickte uns zu Waſſer nach Halifax zurück; wir wurden zwar in Feſſeln gelegt, fanden aber ſonſt eine ziemlich gute Behandlung. Nach unſerer Ankunft zu Halifax brachte man uns auf ein paar Stunden auf das Wachthaus der königlichen Marinendocks, wo wir von einer großen Anzahl von Offizieren Beſuch erhielten, welche alle höchſt begierig waren, unſere Geſchichte zu erfahren, die wir ihnen auch ganz offenherzig erzählten. Sie lachten und meinten beinahe durchgängig, wir ſeyen keineswegs darum zu tadeln, daß wir zu entfliehen verſucht hätten, wenn ihre eigenen Schildwachen ſo nachläßig ſeyen und uns hinausließen. Auf welche Art wir aus dem Gefängniſſe ausgebrochen waren, hatten wir übrigens keiner Seele mitgetheilt.

Unter den Offizieren, welche uns beſuchten, befand ſich auch ein Admiral, Sir Iſaak Coffin, ein geborener Amerikaner, der ſich damals zu Halifax aufhielt, um die Mannſchaft des „Nantucket," deren Auswechslung er durchgeſetzt hatte, nach Haus zu befördern. Sein eigener Neffe ſoll ſich darunter befunden haben, ohne daß er ſich für ihn verwenden wollte, da Letzterer auf einem Kaperſchiffe gefangen worden war; hätte man ihn auf einem Kriegs- oder Kauffahrteiſchiffe gekapert, ſo würde der Oheim ſeinen ganzen Einfluß zu jenes Gunſten aufgeboten haben, ſo aber ließ er ihn — wie die Sache in unſerem Gefängniſſe erzählt wurde — nach Dartmoor transportiren. Der alte Herr ſprach ſehr freundlich mit uns und

verſicherte ſogar, er könne es nicht tadeln, wenn wir zu entkommen ſuchten. Von den zwölf Pfunden muß er wohl nichts gehört haben, wiewohl auch die anderen Marineoffiziere dem Kapersmanne dieſe Strafe von Herzen zu gönnen ſchienen: wir ſelbſt betrachteten Alle zuſammen als unſere Feinde, auf deren Koſten wir in Kriegszeiten mit vollem Rechte leben dürften.

Bald wurden wir wieder auf unſere Inſel zurückgeſchickt und auf's Neue, doch diesmal auf zwanzig Tage, in Arreſt gebracht. Als wir wieder in Freiheit geſetzt wurden, erfuhren wir, daß einer der Mitwiſſenden die Art und Weiſe, wie wir unſerer Haft entkommen waren, verrathen und daß man jetzt an allen Fenſtern Querbarren angebracht hatte, wodurch der Ausgang allerdings verſperrt und keine Hoffnung mehr vorhanden war, noch einmal auf demſelben Wege davonzugelangen.

Dafür bildete ſich aber eine große Verſchwörung, welche der Männer, die unſer Gefängniß beherbergte, vollkommen würdig war; der neue Plan ging dahin, die Stadt Halifax ſelbſt in Beſitz zu nehmen und triumphirend von dannen zu ziehen. Wir waren im Ganzen unſerer achtzehnhundert Gefangene und nur an tüchtigen Offizieren hatten wir Mangel; unſerer Fünfzig etwa bildeten anfänglich das Komplott, in welches faſt ſechs Wochen lang keine Rekruten aufgenommen wurden. Ein Herr Crowninſhield aus Salem, der auf einem Kaperſchiffe als Offizier gedient hatte, war das Haupt der Verſchwörung; außer ihm befanden ſich noch ziemlich viele Kaperoffiziere in unſerem Gefängniß, ſie waren aber im oberen Stockwerk untergebracht und ſollten die Nacht über von uns getrennt bleiben, allein wir machten eine Oeffnung in unſerer Zimmerdecke und vermittelten dadurch eine Verbindung zwiſchen beiden Theilen, ſo daß die Offiziere Nachts zu uns herabſtiegen und in Gemeinſchaft mit uns Hand an's Werk legten.

Unſer Vorhaben war äußerſt einfach und meiner Anſicht nach nichts weniger als ſchwer auszuführen. Die Arreſtlokale befanden

ſich im unterſten Stockwerk und in eines derſelben mußten wir zwiſchen zwei Balken unſeres Fußbodens durchzubrechen; bei Tag verbarg ein großer Speiſeſchrank die Oeffnung, des Nachts arbeiteten wir in Abtheilungen von ſechs Mann und ſchafften den ausgegrabenen Schutt in unſere Nachtfäſſer, welche wir jeden Morgen in die Fluth ausleeren und uns auf ſolche Weiſe dieſe verrätheriſchen Ueberbleibſel vom Halſe ſchaffen durften.

Nach Verlauf von zwei Monaten hatten wir einen Durchgang von zwanzig bis dreißig Schritt Länge und zwei Schritt Breite gegraben und waren ſchon ganz nahe bis an die Oberfläche gelangt. Jetzt fingen wir an, friſche Theilnehmer zu ſammeln, welche uns durch einen Eidſchwur Treue geloben mußten, und hatten im Ganzen gegen vierhundert Mann zuſammengebracht, als unſer Plan plötzlich jenem gefährlichen Feinde aller ähnlichen Verſchwörungen — der Verrätherei — erlag, welche, wie wir vermutheten, von einem Menſchen aus unſerer Mitte verübt worden war.

Wäre unſer Plan gelungen, ſo würden wir uns vor Allem der die Inſel beherrſchenden Anhöhe, ſowie der daſelbſt aufgepflanzten Geſchütze bemächtigt und dann mit leichter Mühe auch die Wache überwältigt haben; von dort aus wären wir gegen die über Halifax thronende Citadelle Hill vorgerückt, und hätten wir auch dieſe erobert, ſo wäre John Bull wohl nicht wenig geängſtigt worden, obwohl keiner von uns zu ſagen vermochte, wie eigentlich der Schluß des Ganzen ausgefallen ſeyn würde. Selbſt wenn der große Plan fehlgeſchlagen hätte, wäre es doch ganz gewiß Hunderten von Gefangenen gelungen, auf den verſchiedenen Fahrzeugen, welche am Hafen lagen, das Weite zu ſuchen.

Wir ſollten aber den ſchönen Plan nicht in Ausführung bringen, denn eines Morgens wurden wir ſammt und ſonders in's Freie geführt: ein Haufe engliſcher Land- und Seeoffiziere betrat das Gefängniß und ließ den Speiſeſchrank wegräumen, um unſern Minengang mit voller Muße zu unterſuchen. Eine Abtheilung von ſechs-

hundert Gefangenen wurde noch an demſelben Tage aus dem Gefängniſſe abgeführt und nach Dartmoor eingeſchifft; ſo hatte ſich gegen Ende der Woche unſere ganze Anzahl auf drei bis vierhundert Köpfe vermindert. Einer von den Matroſen der Julia wurde auch nach Dartmoor verſetzt, die übrigen blieben aber in Halifax beiſammen und es ſchien faſt, als ob die Engländer aus irgend einem Grunde ihr beſonderes Augenmerk auf uns gerichtet hätten.

Ich wollte niemals der Hoffnung auf ein Entkommen entſagen, eine Hoffnung, welche fortwährend eine für Geiſt und Körper gleich wohlthätige Aufregung bei mir unterhielt; allein wir wurden ſehr ſcharf bewacht und jede Unterhaltung bei Nacht war ſtreng verboten. Die meiſten Offiziere waren zudem von uns getrennt und ſo blieb ich ſo ziemlich auf meine eigenen Hülfsmittel beſchränkt.

Ich habe zu erwähnen vergeſſen, daß Lemuel Bryant, der zu Little-York auf das Bodenſtück meiner Kanone ſtürzte und ſpäter von mir in das Boot des Scourge aufgenommen wurde, bald nach unſerer Ankunft zu Halifax glücklich entkam, ſo daß er mit dem ſchon erwähnten Deſerteur der zweite Glückliche war, der dem Gefängniſſe auf die Dauer Lebewohl geſagt hatte. Seine Flucht war ſo klug vorbereitet und mit ſolchem Geſchick ausgeführt, daß ſie wohl eine Erwähnung verdienen dürfte.

Man hatte eines Tags in Folge einer Kapitulation eine Abtheilung von etlichen dreißig Soldaten zur Auswechslung aufgerufen, worunter ſich auch einer, mit Namen Lemuel Bryant befand, der aber inzwiſchen geſtorben war. Unſer Bryant hatte dieſen Umſtand ſchon zum Voraus ausfindig gemacht und ſich nach Soldatenweiſe aufgetakelt; als nun ſein Name abgeleſen wurde, gab er ſich für den Bezeichneten aus und es gelang ihm wahrſcheinlich mittelſt dieſer Namensverwandtſchaft, welche ihn ſchon vor dem Tode des Soldaten mit dieſem in Berührung gebracht hatte, ſeine Angabe zu bekräftigen — kurz er wurde ohne Schwierigkeit frei gelaſſen und ich habe ihn ſeither nie wieder geſehen. Wie ich ſpäter hörte, ſoll

er noch am Leben ſeyn und für die zu York empfangene Wunde eine Penſion beziehen, welche er auch mit vollem Rechte verdient hat, da nicht leicht ein Mann in ſolcher Todesgefahr wie er geſchwebt haben mag.

Von jetzt an verſtrichen mehrere Monate ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß, bis wir eines Abends — es war anno 1815 im Monat März — von Halifax herüber ein großes Jubelgeſchrei vernahmen und bald darauf einen Aufſeher auf den Wällen gewahrten, der die frohe Kunde mittheilte, daß England und Amerika Frieden mit einander geſchloſſen hätten!

Dieſe Freudenbotſchaft wurde mit drei donnernden Cheers beantwortet und die ganze Nacht im höchſten Triumphe verlebt, wobei es noch mit den Thürſchließern einen kleinen Zank abſetzte, weil ſie uns noch einmal einſchloßen, während wir eiferſüchtig auf unſere Freiheit waren; wir mußten uns aber dennoch auch in der nächſten Nacht noch einmal einſperren laſſen.

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen wurden acht von den Gefangenen, deren Namen zu oberſt auf der Gefangenenliſte ſtanden — darunter auch ich mit Barnet und Jack Mallet — aufgerufen und befragt, ob wir eine freigegebene ſchwediſche Brigg nach New-York bringen helfen wollten. Unter meinen Kameraden von der Julia war Wilcox, der mit uns nach Bermuda übergeſetzt hatte, während der Gefangenſchaft geſtorben; die vier übrigen blieben auf der Inſel zurück. Von Leonard Lewis, von Littlefield und den anderen Burſchen habe ich ſeit meiner Entlaſſung aus dem Gefängniſſe nichts mehr geſehen; Lewis kann meines Erachtens nicht lange gelebt haben und von Littlefield habe ich erfahren, daß er ſpäter auf dem Waſhington, einem Linienſchiffe von vierundſiebenzig Kanonen, diente.

Der Schwede, der den Namen „Venus“ führte, lag am äußerſten Ende von Marchinton's Werfte, mit der ich von meinen Knabenjahren her ſo wohl vertraut war. Wir ſtiegen alle an Bord und ich gewahrte mit Freuden, daß es ſogleich in den Fluß unter Segel gehen ſollte; ich hegte nämlich gegen Halifax eine außerordentliche Abneigung, welche meine neuliche Haft nicht vermindert hatte, und mochte aus dem ganzen Neſte keine lebendige Seele vor Augen bekommen. Jack Mallet nahm dagegen die Pflicht auf ſich, meiner Schweſter einen Beſuch abzuſtatten und ihr zu erzählen, wo ich fortan zu finden ſey — Alles gegen meinen Wunſch und ganz ohne mein Wiſſen, wiewohl ich überzeugt bin, daß er mir einen Dienſt damit zu erweiſen dachte. Noch an demſelben Tag, an welchem wir in den Strom einliefen, kam ein Boot gegen unſer Schiff hergerudert, worin ich auf den erſten Blick meine Schweſter Harriet erkannte: ich bat ſie mit wenigen Worten, nicht an Bord zu kommen und verſprach ihr dagegen, ſie noch am nämlichen Abend in ihrer Wohnung zu beſuchen.

Dies that ich denn auch und blieb mehrere Stunden lang bei Harriet, die ich mit ihrem Manne angetroffen hatte; während dieſer ganzen Zeit hörte ich ſie niemals den Namen meines Vaters erwähnen und auch von meinen anderen Freunden, wenn ich jemals welche beſaß, ſowie von meiner ſonſtigen Familie konnte ich durch ſie nichts in Erfahrung bringen. Ihr Gatte war ein Schneider, der mich mit einem guten Anzuge verſah, wie ſich denn beide äußerſt liebreich und freundlich gegen mich erwieſen. Es that mir weh, meine Schweſter durch das unerklärliche Stillſchweigen, welches mein Vater gegen uns Kinder beobachtete, in ihrer geſellſchaftlichen Stellung etwas heruntergekommen zu ſehen; doch war dies nicht meine Schuld, ging mich überhaupt gar nichts an und was mich ſelbſt betraf, ſo bekümmerte ich mich um keines Menſchen Meinung.

Nachdem ich den Abend in dem Familienkreiſe meiner Schweſter zugebracht hatte, kehrte ich wieder an Bord zurück, ohne mich rechts

oder links nach einer anderen Seele umzuſehen, ja ſelbſt ohne die Fraſer'ſche Familie zu beſuchen — ſo heftig ſträubte ich mich gegen den Gedanken, mit Halifax und deſſen Bewohnern noch ferner in Berührung zu kommen.

Die „Venus" nahm verſchiedene Paſſagiere an Bord, worunter ſich auch drei bis vier Marineoffiziere, namentlich ein Lieutenant Rapp, ein Midſhipman mit Namen Randolph, ſowie mehrere Eigenthümer von Kauffahrteiſchiffen befanden. Zwei Tage, nachdem ich die Brigg betreten hatte, gingen wir unter Segel und erreichten nach einer zehn= bis zwölftägigen Ueberfahrt den Ort unſerer Beſtimmung.

Sobald die Venus neben der Werfte von New=York angelegt hatte, ſtiegen wir aus und jetzt erſt hatte ich abermals meine Freiheit gefunden, nachdem ich neunzehn Monate lang in der Gefangenſchaft geſchmachtet und für mein ganzes Leben genug daran bekommen hatte.

Wir andern, die wir in Dienſten der Marine der Vereinigten Staaten ſtanden, meldeten uns am andern Tag bei Kapitän Evans, dem Kommandanten des Brooklyn Yard, welcher uns nach Verzeichnung unſerer Namen an Bord des „Epervier" ſchickte, der eben damals unter Kapitän Downes' Kommando nach dem mittelländiſchen Meere ausgerüſtet wurde. Wir weigerten uns jedoch dieſen Vorſchlag einzugehen, da wir uns vorher, ehe wir abermals in die See gingen, ein wenig am Lande umſehen wollten. Von unſerem Standpunkte aus betrachtet, war dieſer Entſchluß kaum zu rechtfertigen und dennoch durften wir uns Glück dazu wünſchen, da der Epervier wenige Monate ſpäter auf der Rückfahrt von der Meerenge von Gibraltar mit Mann und Maus zu Grunde ging.

Kapitän Evans wies uns ſofort an, uns jeden Tag bei ihm zu melden; dies thaten wir denn auch, ohne daß bei der Geſchäftsüberhäufung, welche damals zu Waſhington herrſchte, für uns geſorgt werden konnte, ſo daß wir endlich bei unſerer Geldentblößung

und dem hohen Stande des Häuergeldes* mit Kapitän Evans' Genehmigung beſchloßen, zunächſt in kaufmänniſchen Dienſten eine Reiſe zu machen und erſt bei unſerer Rückkehr unſere Rechnung mit dem Marineamt in Ordnung zu bringen. So verdingte ich mich denn nebſt Barnet und Jack Mallet auf einer Brigg, welche ebenfalls den Namen „Venus“ führte; ſie war, wie es hieß, zum Seehundsfange beſtimmt und ſollte nach dem Welttheile abſegeln, wo dieſe Thiere im Ueberfluſſe vorhanden waren. Wir verſtanden nichts von der Sache, ſonſt hätten wir ſchon aus der Ausrüſtung des Schiffs entnehmen müſſen, daß man es auf eine Täuſchung abgeſehen hatte; die Brigg führte nämlich nicht einmal Salz mit ſich, wogegen ſie mit Kerbſägen, eiſernen Klammern, Ketten u. ſ. w. im Ueberfluß verſehen war.

Gleichwohl liefen wir aus und durchkreuzten den atlantiſchen Ocean, als ob wir alles Ernſtes blos die Seehundsbeute im Auge hätten. Erſt in der Nähe des Kaps Verd ließ uns der Kapitän zuſammenrufen und eröffnete uns, daß er die Jahreszeit zum Seehundsfang bereits für zu weit vorgerückt halte und daher, falls wir damit einverſtanden wären, nach St. Domingo ſteuern und dort mit einigen Wälderbeſitzern einen Kontrakt zur Fällung von Mahagoni-, Gelb-** und Guajakholz*** abſchließen wolle; an dem Gewinn ſollten auch wir unſern Antheil genießen.

Nun war das Geheimniß auf einmal verrathen — was ſollten wir armen Matroſen aber anfangen? Das Geſchäft, zu welchem man unſere Hülfe verlangte, erwies ſich ſpäter als ungeheuer anſtrengend und eben deßhalb glaube ich auch, daß man uns anfangs getäuſcht hatte, da ſonſt der Unternehmer gerade damals keine Mannſchaft zu dieſer Reiſe aufgetrieben haben würde. Jetzt freilich waren wir mitten auf dem Ocean und mußten, wohl oder übel, den Vorſchlag annehmen, da uns durchaus nichts anderes übrig blieb.

* Der den Matroſen bewilligte Lohn. D. U.
** Morus tinctoria. *** Lignum vitae. D. U.

Die Brigg ſteuerte nunmehr nach St. Domingo und lief zuerſt in der Stadt gleiches Namens ein, wo die nöthigen Vorkehrungen getroffen und noch einige Spanier zum Fällen des Holzes gedungen wurden, worauf wir nach einer Bai abſegelten, deren Namen ich vergeſſen habe, wo wir nahe am Ufer vor Anker gingen. Die Bäume mußten zehn Meilen aufwärts am Fluſſe abgeſägt und bis zu der vor der Mündung gelegenen Sandbank herabgeflößt werden, über welche ſie mittelſt Leeſegeltauen herübergehalt und durch die Brandung gezogen wurden, indem einer je zwei Stämme, zu einer Art von Floß mit einander verbunden, zu gleicher Zeit fortzuſchaffen hatte.

Hayfiſche gab's im Ueberfluß und wir mußten uns ſcharf umſehen, um nicht ein Bein zu verlieren, während wir mit den Baumflötzen beſchäftigt waren; auch ich konnte nur mit genauer Noth zweien dieſer Beſtien entrinnen, während wir vor St. Domingo vor Anker lagen. Es war nämlich Einer in's Waſſer gefallen und ich hatte den armen Teufel glücklich herausgezogen; von der Brigg war am Spiegel ein Boot zu unſerer Aufnahme herabgelaſſen worden und eben als wir den Mann hereinhalten, kamen zwei Hayfiſche dicht bis zu uns herangeſchwommen.

Dieſer Vorfall veranlaßte uns zum Trinken, wobei ich veranlaßt wurde, eine ſtarke Portion Punſch zu mir zu nehmen. Der Gedanke, auf der Brigg ausharren zu müſſen, hatte mir ſchon lange nicht gefallen und ich war ſeit mehreren Tagen darauf bedacht geweſen, wie ich ſie verlaſſen könnte. In unſerer Nähe lag ein kleiner, nach Amerika beſtimmter Schooner, welchem es an Mannſchaft gebrach und deſſen Kapitän ich verſprochen hatte, noch in dieſer Nacht zu ihm ſtoßen zu wollen. Jack Mallet und die übrigen Kameraden ſuchten mich zwar von dieſem Entſchluſſe abzubringen, aber ich hatte zu viel Punſch und Grog zu mir genommen, um noch auf Vernunftgründe zu hören. Als die Mannſchaft ihre Hängematten aufgeſucht hatte, ließ ich mich in's Waſſer hinab und ſchwamm eine

Kabellänge nach dem Schooner hinüber, wo einer mit einem Tau meiner wartete und mir, ſobald ich in die Nähe des Schooners gelangt war, das eine Ende zuwarf, um mir an Bord heraufzuhelfen. Kaum hatte ich das Deck erreicht, ſo wies er mich an, ein wenig hinter mich zu ſchauen und was ſah ich? — ein Ungethüm von einem Hayfiſch von ſechzehn bis achtzehn Fuß Länge, das immer um den Schooner herumſchwamm und mir, wie der Andere erzählte, ſo lange ich vom Schooner aus geſehen werden konnte, fortwährend Geſellſchaft geleiſtet hatte.

Die Wirkung, welche dieſe Entdeckung auf mich äußerte, läßt ſich unmöglich beſchreiben. Als ich in's Waſſer ſprang, hatte ich noch den genoſſenen Punſch im Kopfe: die Gefahr aber, der ich ſo eben entronnen, war ganz dazu geeignet, mich in einer Minute und zwar dermaßen nüchtern zu machen, daß ich darauf beſtand, unverzüglich in einem Boote nach meiner Brigg zurückgebracht zu werden, was auch geſchah. Uebrigens hatte auch der Umſtand einigen Einfluß auf meinen Entſchluß, daß man mich nicht ganz ohne Widerwillen am Bord des Schooners behalten zu wollen ſchien. Unentdeckt gelangte ich wieder auf die Venus zurück und faßte nun den Entſchluß, bis zur Beendigung der Reiſe meiner ſeitherigen Brigg treu zu bleiben.

Unſer Aufenthalt dauerte vier Monate, während der wir unſer Schiff unter zahlloſen Mühſeligkeiten mit Mahagoni vollluden und ſogar noch eine ſchwere Decfladung von dieſem Material einnahmen. Sobald wir damit fertig waren, ging die Brigg nach New-York unter Segel.

Kaum waren wir eine Woche unterwegs, als wir von einem heftigen Sturme überfallen wurden, der unſere Decfladung nebſt Bollwerk und Alles mit ſich fortriß. Der Kapitän, der Supercargo,* der Steuermann, der Koch und drei von den Matroſen lagen eben

* So heißt auf Kauffahrteiſchiffen derjenige Beamte, welcher den Verkauf und Umtauſch der Waaren an anderen Orten beſorgt. D. U.

damals am Fieber darnieder, ſo daß wir drei, Mallet, Barnet und ich, ganz allein zur Beſorgung des Schiffes übrig blieben; wir brachten daſſelbe wenigſtens bis Barnegat, wo wir uns weitere Mannſchaft verſchafften, mit deren Hülfe die Brigg endlich wohlbehalten auf dem Quarantänegrund von New-York vor Anker ging.

Sobald wir unſers Dienſtes entledigt waren, verließ ich in Mallets und Barnets Geſellſchaft die Brigg und verfügte mich in die Stadt, um meine Angelegenheiten zu beſorgen. Die Schiffseigenthümer hatten jedem von uns dreißig Thaler als einſtweilige Abſchlagszahlung gegeben; ebenſo erfuhren wir, daß unſer Wirth von der Regierung den uns gebührenden Sold empfangen und nach Matroſenſitte für uns bereit gelegt habe; meinen Antheil an dem Gewinne der Venusexpedition verkaufte ich gleichfalls für hundertundzwanzig Dollars, ſo daß ich im Ganzen gegen fünfhundert Thaler beiſammen hatte — eine Summe, mit der ich gerade fünf bis ſechs Wochen ausreichte! Wie wahr iſt doch das Sprüchwort, daß „die Matroſen Geld wie Pferde verdienen und wie Eſel verſchleudern!“

Ich kann nicht einmal ſagen, daß dieſe übermäßige Verſchwendung meiner Geldmittel mir einen weſentlichen Genuß gewährte. Ein einziger Tag, mit deſſen Verbringung mein Gewiſſen zufrieden ſeyn konnte, machte mir mehr wahre, innerliche Freude, als alle die ausſchweifenden, unbeſonnenen Thorheiten eines ganzen Lebens, denen ich damals, ſo oft ich am Lande war, nachzuhängen pflegte. Schon die Art und Weiſe, wie dieſes ſchwerverdiente Gold zum Fenſter hinausgeworfen wurde, könnte manchen unter meinen Kameraden von den Gefahren zurückſchrecken, von denen ich umlagert war und den Leſer die wahren Bedürfniſſe einer ſo zahlreichen Klaſſe von Nebenmenſchen erkennen laſſen.

Morgens beim Aufſtehen hatte ich jedesmal ein Gefühl, welches ſich jenem Zuſtande näherte, den die Seeleute mit dem Namen „Schauer“ * bezeichnen, und das dauerte ſo lange fort, bis ich wieder

* **Delirium tremens potatorum.** D. U.

einige Gläſer Rum hinabgeſtürzt hatte; ich verſpürte keinen Appetit beim Frühſtück und friſtete mein Leben faſt ausſchließlich mit Getränken; ſehr häufig kam's bei mir nicht einmal zum Mittageſſen, und wenn es auch geſchah, ſo wurden die Speiſen in Grog beinahe erſäuft. Gelegentlich fuhr ich in einer Kutſche oder Gig ſpazieren und hatte in der Regel noch extra für angerichteten Schaden zu bezahlen; ja eine dieſer Parthien koſtete mich ſogar vierzig Thaler und ich möchte beinahe glauben, daß man mir abſichtlich ein Pferd gegeben hatte, das nach Art der Krebſe zu ſegeln gewohnt ſchien, um mich deſto ſchneller um mein Geld zu bringen. Abends ging ich gewöhnlich in's Theater und hielt mich jedesmal für verpflichtet, den Gaſtwirth und ſeine Familie mit Billets und Erfriſchungen zu regaliren; wir gingen nicht zu Fuß — ei bewahre, wir fuhren in der Kutſche und das mußte ſchon eine ſehr vernünftige Nacht ſeyn, wenn ſie mich blos zehn Dollar koſten ſollte.

Anfangs war ich eine Art von „König unter Bettlern;“ nach und nach aber, mit dem Schwinden des Gelds ſchwand auch Ned's Einfluß, bis mein tugendſamer Wirth eines Tags äußerte: da ich gerade nüchtern ſey, ſo möchte es wohl gerathen ſeyn, auch einmal die Rechnung durchzugehen. Und nun begann er mir aus ſeinen Büchern vorzuleſen — zehn Thaler für dieſen — zwanzig für jenen — dreißig gar für einen anderen Poſten, bis ich der Sache müde wurde und ihn fragte, wie viel mir nach Abzug ſeines Guthabens noch übrig bleibe — fünfzig Thaler hieß es, ſogar mit ſeiner Kreide gerechnet und da dieſe Summe bei einiger Sparſamkeit noch für eine Woche ausreichte, ſo wollte ich von ſeinem „item und item“ nichts weiter hören.

Dieſe ganze Zeit über war ich von meinen alten Schiffskameraden getrennt und befand mich vergleichungsweiſe unter lauter Fremden; Jack Mallet hatte zu Philadelphia einige Freunde beſucht und Barnet ſich ſüdwärts gewendet, ohne daß ich genau wußte, wohin er gegangen war. Keinen von Beiden habe ich

jemals wieder geſehen und auch dies gehört zu dem Looſe eines Seemannes, daß man heute die größten Mühen und Gefahren mit einander theilt, um morgen ohne viele Umſtände getrennt zu werden und ſich nie wieder zu begegnen. Ich war noch jung, zählte kaum zwei und zwanzig Jahre und hätte ſelbſt damals noch mein Ruder einſtreichen — endlich einmal Offizier und damit ein gemachter Mann werden können.

Da ich wußte, daß ich ſogleich nach dem Abſchluß meiner Rechnung in See gehen mußte, ſo fing ich an, meine Ausſichten etwas ernſtlich in's Auge zu faſſen. Mein bisheriges verſchwenderiſches Leben hatte ich nun herzlich ſatt und wollte deßhalb eine lange Seereiſe machen, um nicht abermals auf denſelben Weg der Thorheit und des Laſters gerathen zu können. Ich machte mir oft bittere Vorwürfe über meine Aufführung und auch das Eigenthümliche meiner Lage beſchäftigte öfter meine Gedanken. Ich konnte wohl ſagen, daß ich auf der ganzen weiten Welt weder Freunde noch Verwandte beſaß: „hatte ich den Hut auf dem Kopf, ſo war mein Haus gedeckt.“ Von meinem Vater wußte ich nichts und habe ſpäter erfahren, daß er damals ſchon geſtorben ſeyn mußte; meine Schweſter galt mir wenig und ich erwartete nicht mehr, ſie wieder zu ſehen. Die Trennung von allen meinen früheren Ontariogenoſſen that mir freilich leid, denn mit Ausnahme von Tom Goldſmith und Jack Reilly habe ich ſpäter, nachdem ich mich von Barnet und Mallet verabſchiedet, keinen einzigen mehr zu Geſicht bekommen. Tom begegnete ich nach meiner Rückkehr von Domingo in den Straßen von New-York und ſprach zwei Stunden lang mit ihm von unſeren alten Zeiten; er hatte in der engliſchen Gefangenſchaft viel durchzumachen gehabt und war bis zum Frieden zu Kingston in Oberkanada feſtgehalten und ſodann mit den übrigen entlaſſen worden — dies war das einzige und letzte Mal, daß ich mit Tom Goldſmith zuſammentraf. Mit Reilly hatte ich früher in einem Hafen gelebt und werde ſpäter noch auf ihn zurück kommen.

Von den ſchon erwähnten Empfindungen getrieben, ſchiffte ich mich, ſobald ich den Blicken meines Gaſtwirths anmerkte, daß ſich keine Patrone mehr im Protzkaſten befinde, auf einem Wallfiſchfänger mit Namen „Edward,“ einem kleinen Schiff mit drei Booten ein, das zwei bis drei Jahre in der Südſee zu kreuzen beſtimmt war. Von meinem Gaſtwirth erhielt ich noch eine ziemlich gute Ausſtattung, wiewohl die meiſten Artikel ſchon aus zweiter Hand kamen; wir ſchieden indeß als gute Freunde und ich kehrte mehr als einmal zu ihm zurück, um daſſelbe thörichte Spiel wieder von vorne anzufangen. Im Ganzen gehörte er unter unſeren Gaſtwirthen gewiß nicht zu den ſchlechteſten und ich zweifle keinen Augenblick, daß er für meine Baarſchaft weit beſſer Sorge trug, als ich ſelbſt gethan haben würde. Ueberhaupt iſt dieſe Menſchenklaſſe, einige gewaltige Schurken ausgenommen, bei weitem nicht ſo ſchlimm, als ſie zu ſeyn ſcheint und der ehrbare Matroſenwirth iſt in ſeiner Art gerade ſo gut, als man nach Erwägung aller Verhältniſſe von ihm erwarten kann.

Die Reiſe, welche ich auf dem Edward mitmachte, war ganz ohne Intereſſe, obwohl das Schiff mit ſeinem Auftrage ausnehmendes Glück hatte; Behandlung und Lebensweiſe gefielen mir wohl und der Wallfiſchfang mußte ebenfalls gut ausgefallen ſeyn, da wir ſonſt nicht ſo frühzeitig zurückgekehrt wären. Wir fuhren um das Kap Horn und fingen unſern erſten Wallfiſch zwiſchen der Küſte von Südamerika und der von Neuholland. Im ganzen zählte ich gegen dreißig Wallfiſche, deren Erlegung ich anwohnte, ohne daß mir ein Unfall begegnet wäre; als Neuling in dieſem Geſchäft führte ich nämlich ein Mittelruder und hatte faſt nichts zu thun, als das Boot von der Leine klar zu erhalten und auf mein Ruder Acht zu geben.

Die Reiſe, die ich damals machte, iſt jetzt ſo etwas Gewöhnliches geworden, die Art und Weiſe des Wallfiſchfangs iſt dermaßen bekannt, daß ich nicht lange dabei verweilen will. Wir kamen bis

an die Küſte von Japan, wie man's nennt, blieben aber eine gute Strecke vom Lande entfernt und ſegelten an Neuholland vorüber, ohne es zu berühren. Die Rückreiſe wurde ſodann über das Kap der guten Hoffnung und über St. Helena angetreten. Vor Anker gingen wir während der ganzen Reiſe nur einmal und zwar zu Puna bei der Mündung des Guayaquilfluſſes an der Küſte von Chili, wo wir eine Woche lang verweilten; dieſen einzigen Fall ausgenommen, war der Edward während der ganzen Reiſe unausgeſetzt, alſo achtzehn Monate unter Segel geweſen.

Eigentlich hatten wir zu St. Helena vor Anker gehen wollen; der Zutritt war uns aber verſagt worden, weil Bonaparte damals als Gefangener die Inſel bewohnte. Wie wir uns nämlich der Inſel näherten, ſtießen wir auf eine Kriegsbrigg, welche uns wieder ſo weit in die See hinausbegleitete, bis die Höhen der Inſel unſern Augen entſchwanden, ohne daß uns erlaubt wurde, auch nur ein Boot um friſche Vorräthe in den Hafen zu ſchicken.

Meinen Reiſelohn verkaufte ich für zweihundert und fünfzig Dollars, mit denen ich ſogleich meinen Gaſtwirth in der Waterſtreet* aufſuchte. Natürlich wurde ich von allen herzlich bewillkommt, denn an ſolchen Orten wird das Anſehen eines Matroſen nach der Länge ſeiner Reiſe bemeſſen; wie man in der Wallſtreet** von „Hunderttauſendthalermännern" ſpricht, ſo hört man in der Waterſtreet von „anderthalb- oder zweijährigen Seefahrern" reden. Da außer Wallfiſchfängern, Oſtindienfahrern und Marinematroſen ſonſt Niemand ſo lange aushalten konnte, bildeten wir insgeſammt zwei bis drei Wochen lang die Kategorie A. Nr. 1, worunter der Kriegsſchiffmatroſe, der gewöhnlich drei Jahre ausbleibt, die erſte, der glückliche Wallfiſchfänger die zweite und der Kantonſchiffer die dritte Stelle einnimmt.

Der „Edward" war ein glückliches Schiff und in ſofern war

* Die Waſſerſtraße. D. U.

** Die Mauerſtraße, das Kaufmannsviertel von New-York. D. U.

auch ich ein glücklicher Burſche geweſen; übrigens benahm ich mich diesmal weit beſſer, als bei meiner Rückkehr von St. Domingo, blieb öfter nüchtern, verſchleuderte mein Geld nicht mehr auf ſo thörichte Weiſe wie früher und wartete auch nicht, bis man mich zur Thüre hinaus wies, um mich nach einer neuen Anſtellung umzuſehen. Als ich mich abermals einſchiffte, konnte ich ſogar hundert Dollars in dem Hauſe meines Gaſtwirths zurücklaſſen — für einen Matroſen in ſeiner Art ein eben ſo bemerkenswerthes Ereigniß als der Umſtand, daß ich dieſe Summe bei meiner nächſten Heimkehr vollſtändig ausbezahlt erhielt.

Die Standhaftigkeit, welche ich dießmal bewies, war größtentheils folgenden Umſtänden zuzuſchreiben. Ich war nach meiner Rückkehr vom Wallfiſchfang mit zwei alten Bekannten, die mil mir in der Gefangenſchaft geweſen waren, zuſammen getroffen; ihr Name war Wilſon und Tibbets — Letzterer nicht jener Tibbets, der zugleich mit mir nach Bermuda geſchickt worden war, ſondern nur ein Namensvetter deſſelben. Dieſe beiden hatten auf dem Kaperſchiffe „Governor Tompkins“ gedient, wofür ſie eine beträchtliche Summe Priſengeld nach Haus gebracht hatten; mit ihrer Baarſchaft waren ſie bedachtſam umgegangen und hatten eine engliſche Priſenbrigg um geringen Preis angekauft und ausgerüſtet. Auf dem Tompkins waren ſie als Fockmaſtmatroſen angeſtellt — während der Gefangenſchaft waren ſie meine Tiſchgenoſſen und wohlgelittenen Kameraden geweſen, und da ſie mich jetzt nach ihrer erſten Weſtindienfahrt zu einer zweiten Reiſe nach Irland auf ihre Brigg einluden und mir manchen guten Rath über die vorſichtige Verwendung meines Geldes ertheilten, ſo wollte ich mir ihre Ermahnungen auch zu Nutze machen, was die oben erwähnte Wirkung bei mir hervorbrachte.

Die Priſenbrigg, Namens „Suſanne,“ ſtammte aus einem der kleineren brittiſchen Häfen, doch weiß ich nicht mehr aus welchem; ſie mochte ungefähr zweihundert und fünfzig Tonnen Ladung faſſen,

muß aber ſchon damals alt und morſch geweſen ſeyn. Tibbets war der Schiffsherr und Wilſon der oberſte Steuermann; ich verſah gewiſſermaßen den Dienſt eines Unterſteuermanns und befehligte einen Theil der Wachmannſchaft, wohnte aber meinem Wunſche gemäß unter den übrigen Matroſen.

Es war, glaube ich, im Januar 1818, als wir nach Belfaſt unter Segel gingen; wir zählten im Ganzen unſerer vierzehn am Bord, wovon die meiſten an der Oſtküſte der vereinigten Staaten zu Haus waren. Unſere Abfahrt geſchah bei einem heftigen Nordweſtſturm, der uns beizudrehen nöthigte, da die See zum Lenſen zu hoch ging; da aber unſer Schiff ſo ſchwerfällig arbeitete und überdies einen ziemlich ſtarken Leck bekam, ſo mußten wir uns wieder zum Abhalten entſchließen und das Lenſen während des ganzen Sturmes fortſetzen. Im Ganzen zogen wir uns diesmal noch ziemlich gut aus der Affaire und brauchten während der ganzen Reiſe blos zweimal Höhenmeſſungen vorzunehmen, bis wir am drei und zwanzigſten Tage während der Nachmittagsſtunden bei dichtem Nebel die Küſte von Irland, auf welche wir von dem Weſtſturme in gerader Linie hingetrieben wurden — ganz nahe vor uns auftauchen ſahen.

Die Brigg ſtand unter doppelt gerefften Vormarsſegeln und jagte ganz frei vor dem Winde dahin, ſo daß wir ein Aufhalen der Segel für nöthig erachteten. Erſt jetzt konnten wir den weſentlichen Nachtheil alter Segel und abgenutzter Tackelagen einſehen lernen, denn das Vormars-, das Fock-, ſowie das Vorſtengenſtagſegel zerſplißte im Wind, die Schooten riſſen entzwei und nur mit großer Mühe gelang es uns, das Fockſegel aufzugeien, indem ich ſelbſt auf die Raa hinaufſtieg und es ſo gut als möglich ausbeſſerte.

Es war mittlerweile Nacht geworden und der Wind tobte mit einer Heftigkeit, daß man beinahe „zwei Mann nöthig hatte, um einem das Haar auf dem Kopfe feſtzuhalten;“ gleichwohl kann ich nicht ſagen, daß ich viel an unſere Lage dachte, denn meine Haupt-

ſorge ging dahin, in meine Back hinabgehen und warme, trockene Kleider anlegen zu können. Vom Lande war nach der erſten halben Stunde nichts mehr zu ſehen; erſt gegen Mitternacht vierte unſer Schiff und kam jetzt auf die Backbordſeite zu ſtehen; kaum war dies geſchehen, als die Focktalje losſprang und das Fockſegel in Fetzen zerriſſen wurde, ohne daß wir für den Augenblick ein anderes einſetzen konnten.

Von jetzt an begannen ſich die Umſtände ſehr bedenklich zu geſtalten, obwohl ich aus mancherlei Gründen keine große Unruhe verſpürte. Anders war der Fall mit Tibbets und Wilſon, welche vor dem Kap Klear Beſorgniſſe hegten und mit denen ich kaum vorher beim Halſen einen kleinen Streit gehabt hatte, da ich ſelbſt der Anſicht war, wir hätten auf der Steuerbordſeite an dem Kap vorbeiklariren ſollen. Dieſer Umſtand war ſchuld, daß Beide in jener Nacht ſelten mit uns ſprachen und wir überhaupt nur wenig mit einander verkehrten. In der That, ich bereute es jetzt, daß ich mich auf einem Fahrzeuge hatte einſchreiben laſſen, deſſen Eigenthümer zu arm waren, um ein Schiff gehörig für die See ausrüſten zu können und deren Stellung meiner eigenen zu nahe verwandt war, als daß ich beſondere Achtung vor ihnen hätte haben können.

Man hatte das Vormars- wie auch das Fockſegel, ſo gut es anging, ausgebeſſert und friſch eingeſetzt; allein gegen zwei Uhr Morgens riſſen die Schooten von neuem entzwei und das Segel flatterte am Reefband wie ein Stück Muſſelin, das von dem Ladenjungen abgeriſſen wird. Die Brigg führte jetzt blos noch das große Marsſegel, dicht gerefft, und auch dieſes erwartete ich jeden Augenblick ſeinen andern Kameraden nachfolgen zu ſehen. Es regnete und ſtürmte fürchterlich und die See brauste beſtändig in Stürzwogen über uns her. Die Mannſchaft war großentheils ermüdet, einige gingen unter's Deck, während auch diejenigen, welche oben blieben, unthätig waren oder auch nichts thun konnten;

dabei herrſchte eine ſolche Finſterniß, daß wir nicht einmal vom Spiegel bis zum Gallion zu ſehen vermochten.

In dieſer Lage ging ich nach dem Hintertheil, um Tibbets mitzutheilen, daß ich unſer Schiff für verloren hielte; er hatte immer noch Hoffnung, da die Bai ſehr tief war, und meinte, das Tageslicht könne hereinbrechen, noch ehe wir bis an die Felſen am Ufer getrieben würden. Ich war ganz anderer Meinung und glaubte, die Brigg werde ſchon von den Grundwellen hin und her geworfen, wenn ſie ſich auch noch nicht ganz im Bereiche der Klippen befinde.

Dieſe ganze Zeit über blieb das Schiffsvolk ruhig; niemand verſuchte zu trinken, und faſt keiner rührte ſich von der Stelle. Ungefähr eine Stunde nach jener Unterredung mit Tibbets, als ich mich eben am Wetterbord befand und die Luvgeitaue des großen Segels in der Hand hielt, gewahrte ich plötzlich dicht unter unſerem Lee eine Reihe von Klippen.

„Riffe — Riffe!“ ſchrie ich laut; „jeder mag nun für ſich ſelber ſorgen!“

Einen Augenblick ſpäter wurde die Brigg von einer Woge emporgetragen, im nächſten in die Schlucht hinabgeſchleudert und dann blieb ſie feſt auf den Klippen ſitzen. Der Stoß, mit dem dies geſchah, war ſo heftig, daß ich das Gleichgewicht verlor, trotzdem daß ich mich nach innen an das Geitau anklammerte; gleich darauf hörte ich das Krachen des Fockmaſtes, welcher leewärts in die See hinausſtürzte. Die Brigg legte ſich auf die Balkenköpfe über, richtete ſich aber mit der nächſten Woge wieder auf, ſchoß eine Strecke gerade vorwärts und ſtürzte dann wieder mit einer Heftigkeit zu Boden, welche ſie gänzlich zu zertrümmern drohte.

Mit einemmal fiel mir der Hauptmaſt ein und um ihm bei ſeinem Einſturze aus dem Weg zu gehen, eilte ich vorwärts bis zu den Bätingshölzern und durfte froh ſeyn, daß ich dies gethan hatte, denn gleich darauf verſpürte ich eine Bewegung, als ob die Obertheile des Schiffs ſich von dem unteren Raume ablöſen wollten.

Ich hatte Niemand in der Nähe und der Letzte, den ich an Bord ſah und ſprach, war Tibbets, der auf der Hüttenleiter ſtand, als ich ihm eine Stunde vor dem Scheitern der Brigg meine Anſicht mittheilte.

Von dem Augenblicke, da ich die Winde erreichte, bis zu dem, wo ich eine furchtbar ſchäumende Sturmfluth über das Schiff hereinbrechen ſah, mochte kaum eine halbe Minute verſtrichen ſeyn und jetzt klammerte ich mich bei jenem unglückverkündenden Anblick inſtinktartig an die Bätingshölzer feſt. Ich kann mich noch erinnern, wie das Waſſer über mich herſtürzte, auch das ſchwebt mir noch dunkel vor Augen, daß ich durch eine Maſſe von Tackelwerk hindurchkam — damit iſt aber mein Gedächtniß zu Ende.

Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in einer iriſchen Lehmhütte, wo ich von einer alten Frau und ihrer Tochter gepflegt wurde; mein Kopf war verbunden, das Haar auf der Stirne größtentheils abgeſchnitten, ich fühlte mich am ganzen Leibe wund und wie gelähmt, und ein Glück war's noch, daß ich kein Glied gebrochen hatte.

Von dem, was mit mir vorgegangen war, hörte ich ſpäter folgende Schilderung entwerfen: der Mann meiner Pflegerin, ein alter Fiſcher, der dieſe Hütte bewohnte, hatte mich nebſt einigen andern Perſonen zwiſchen zwei Felsſpalten auf dem Geſichte liegend angetroffen; in meiner Nähe war nirgends weder Stenge noch Tau zu bemerken. Nicht weit von mir hatte man zwei Schiffsjungen, welche zur Brigg gehörten, beide noch lebend, aber ſchwer verletzt, den einen gar mit gebrochenem Schenkel, aufgefunden; von der übrigen Mannſchaft der Suſanna war nirgends eine Spur zu entdecken und nicht einmal ihre Leichen ſcheint man ſpäter aufgefiſcht zu haben. Tibbets und Wilſon waren beide mit ihrer alten Priſe zu Grunde gegangen, welche ihren Namen auf dieſe Art ſehr ſchlecht bewährte. Ich verlor eine gute Ausſtattung und befand mich jetzt

nach dreiwöchentlicher Dienſtleiſtung nackt und entblößt an der Küſte von Irland.

Zu meinem Leidweſen muß ich geſtehen, daß mein Herz mehr Reue und Verdruß, als Dankbarkeit für meine Rettung empfand; von Religion hatte ich kaum einen Begriff, denn von alledem, was man mir während meiner Kindheit mühſam beigebracht hatte, war faſt keine Spur mehr vorhanden. In dieſer Gemüthsſtimmung hatte ich freilich weit mehr Sinn für die Drangſale, die ich erduldet, als für die göttliche Barmherzigkeit, die ſich mir in meiner Rettung dargethan hatte. Ich blicke mit Beſchämung auf die Hartherzigkeit zurück, die mich gegen die mannigfachen Beweiſe von Gnade unempfindlich machte, welche mich ſo oft ſchon den Gefahren meines Berufs entriſſen hatte.

Noch volle drei Tage gingen nach dem Schiffbruche vorüber, bis ich endlich das Bett verlaſſen konnte. Man kann nirgends eine freundlichere Behandlung erfahren, als ſie mir von dieſen iriſchen Fiſchersleuten erwieſen wurde; ſie hatten doch wahrlich keinen andern Lohn vor Augen, als den der Himmel barmherzigen Seelen gewährt und dennoch hätte ich nicht beſſer verpflegt werden können, auch wenn ich ihr eigener Sohn geweſen wäre; ſie nährten, pflegten und wärmten mich, ohne eine andere Belohnung als den Dank eines armen Schiffbrüchigen davonzutragen.

Ich mußte drei Wochen bei ihnen bleiben und konnte wegen meiner Quetſchungen nicht einmal etwas für ſie arbeiten. Die Suſanna war vollkommen zerſchellt und von ihren Trümmern ließ ſich auch nicht ſoviel zuſammenleſen, daß man ein Boot davon hätte bauen können; ihre Ladung war eben ſo ſpurlos wie ihr Rumpf verſchwunden, und ehrlich geſtanden, wäre es kaum der Mühe werth geweſen, die Letztere anzubrechen.

Die beiden Schiffsjungen waren zwei bis drei Meilen aufwärts an der Küſte in einer andern Hütte untergebracht worden; da ich aber keine Schuhe hatte und überdies zu kraftlos war, ſo konnte ich

auf den ſcharfen Steinen nicht ſo weit gehen, um ſie zu beſuchen. Wir ſchickten uns mehrere Mal Grüße hin und her; ſonſt habe ich ſeit dem letzten Blick, den ich damals nach Tibbets und ſeiner Hüttenleiter geworfen, von der ganzen übrigen Mannſchaft der Brigg keine einzige lebende Seele mehr zu Geſicht bekommen.

Als endlich mit dem Eintritt ruhigerer Witterung ein Küſtenſchiff dicht an unſerer Hütte vorüberkam, ruderte mein alter Fiſcher darauf los, erzählte ihnen meine Geſchichte und erhielt für mich einen Platz nach Liverpool. Ich verabſchiedete mich ſodann von dieſen gutherzigen Leuten und gab ihnen Alles was ich hatte — nämlich meinen aufrichtigen Dank, worauf ich mich an Bord der Schaluppe verfügte.

Ich fand hier die beſte Behandlung, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, mir eine Arbeit zumuthen zu wollen. Am zweiten Tage erreichten wir Liverpool, wo ich unverzüglich an's Land ſtieg und Molly Hutſon aufſuchte; ſo hieß nämlich die Wirthin, bei welcher die Mannſchaft des Sterling eingekehrt war, zu der Zeit, da Kapitän B — — jenes Schiff befehligt hatte. Die alte Frau nahm mich freundlich auf, verhalf mir zu einigen Kleidern und ſchien mich wegen meines Unglücks ſehr zu bedauern. Da ich aber um keinen Preis länger müßig bleiben wollte, ſo verdingte ich mich an Bord des „Robert Burns“ und ſegelte noch in derſelben Woche nach New-York ab. Ich erhielt zwar kein Handgeld, erfreute mich aber einer trefflichen Behandlung und hatte nur eine ſehr kurze Winterfahrt zu beſtehen.

Kaum drei Monate, nachdem ich meinen alten Gaſtwirth verlaſſen hatte, kehrte ich wieder zu ihm zurück und ließ mir meine hundert Thaler auszahlen, was auch ohne alle Schwierigkeiten geſchah. Wir hatten zuſammen auf dem Sterling gedient und er ſchien von jeher eine beſſere Meinung von mir zu haben, als Gaſtwirthe in der Regel von Matroſen zu hegen pflegen.

Unter meinen Standesgenoſſen wurde damals viel von den

Vortheilen geſprochen, welche eine Reiſe an die irländiſche Küſte zum Behufe des Tabakſchmuggelns haben ſollte und ich ließ mich dadurch zu dem Entſchluſſe beſtimmen, mein Glück auf eigene Rechnung zu verſuchen. Ueber die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des Schmuggelns habe ich hier nichts zu ſagen; ich würde jetzt, ſo weit ich mich ſelber kenne, keine ſolche Reiſe mehr machen: allein arme Matroſen, wie meines gleichen, verſtehen in ſolchen Dingen nicht immer den rechten Unterſchied zu machen und die Kaufleute dürfen mit vollem Recht einen Theil dieſer Schande auf ihre eigenen Schultern nehmen, denn ſelten wird man einen Kaufherrn und noch ſeltener einen Seemann treffen, der ſich nicht des Schmuggelns ſchuldig gemacht hätte * — Marineoffiziere ſind natürlich hievon ausgenommen.

Ich verwendete den größten Theil meiner hundert Dollars auf meine neue Ausſtattung und ſchiffte mich dann auf dem M'Donough, einem kleinen, nach Art eines Lootſenboots gebauten Schooner, nach Irland ein, um ehrſame Leute, wie meinen alten Fiſchermann, mit wohlfeilem Taback zu verſehen. Unſere Ladung, aus dem rohen Material beſtehend, war in kleine Ballen verpackt, welche man in der Hand mit ſich forttragen konnte. Wir waren unſerer ſiebzehn Matroſen auf dem Schiff und führten kein Geſchütz, wohl aber Piſtolen und dergleichen; unſer Schooner ſegelte mit ſeinen paar Gaffmarsſegeln trotz einer Meernixe, und vierzehn Tage, nachdem wir Kap Hook verlaſſen, hatten wir den Ort unſerer Beſtimmung,

* „Selten eine Herzogin," hätte Ned recht wohl beifügen dürfen. Die europäiſchen Geſandtſchaftspaquete könnten wohl manches Geſchichtchen von Foulard's u. ſ. w. auftiſchen, die von einem Hof an den andern befördert werden. Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß das Schmuggeln unter den höheren Ständen Amerika's weit weniger, als unter denen Europa's kultivirt wird; auch ſollte man nicht vergeſſen, daß ein Matroſe nicht leicht auf ein Schmuggelſchiff gehen wird, das nicht von Handelsleuten des Feſtlandes ausgeſendet wäre. D. Herausg.

den Hafen auf der Toryinſel vor Augen, welche ſeewärts von der nordweſtlichen Küſte Irland's gelegen iſt.

Es war noch Tag, als wir anlangten und wir gaben deßhalb ein Signal, das ſpäter durch eine Rauchſäule, die ſich auf einem der Felſen erhob, beantwortet wurde; dann kam ein großes Boot zu uns heraus, das wir noch am ſelbigen Abend mit Taback voll= luden. Die Nacht über hatten wir bald noch vier bis fünf weitere Boote mit derſelben Ladung entſendet; mit Anbruch des Tags mußte aber unſer Schooner den Wind anholen und ſich wieder vom Lande entfernen.

In der nächſten Nacht kehrten wir zurück und trafen wieder mehrere Boote, worauf wir am andern Morgen wieder wie zuvor in die See zogen und auf dieſe Art eine volle Woche hindurch Ladung auf Ladung an's Land beförderten, indem einmal blos ein Boot, ein anderes Mal aber deren drei oder vier, wie's gerade der Zufall gab, bei unſerem Schooner anſprachen. So oft wir ein Boot erblickten, wurde es angerufen und befragt: „ob es aus= wärts beſtimmt ſey;" gab es dann eine befriedigende Antwort, ſo geiten wir unſer Fockſegel und ließen das Boot neben unſerem Schiffe anlegen.

So hatten wir am Morgen des ſechsten oder ſiebenten Tages etwa zwei Drittheile unſerer Tabackladung ausgeſchifft und eben war wieder ein Boot nach dem Lande abgegangen, als wir plötzlich eine Kriegsbrigg um die Toryinſel herumkommen und Jagd auf uns machen ſahen. Wir hatten nichts Eiligeres zu thun, als unſern Schooner ſcharf an den Wind zu halen, der eben friſch drauf los= zublaſen anfing.

Die Engländer laſſen in der Regel nur die beſten Schnellſegler auf dieſer Station kreuzen und ſo hatten wir wahrlich keine Zeit zu verlieren, denn die Brigg ſegelte ſehr raſch und war uns weit überlegen. Unſer kleiner Schooner hielt ſich aber gleichwohl vor= trefflich und lief eine Nacht und zwei Tage mit ſeinem Gegner in

die Weite, bis er endlich, trotz dem, daß ſein großes Segel unten gerefft, das einmal gereffte Fock=, ſowie das Klüverſegel mit einem Bannet * verſehen und der fliegende Klüver bordeinwärts gehalt war — mit dem Engländer nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermochte.

Am zweiten Abend bei Sonnenuntergang ſtand uns die Brigg ſo nahe, daß wir die Mannſchaft an deren Bord unterſcheiden konnten; dazu kam noch, daß der Wind friſcher als jemals wehte und ſo den Gegner begünſtigte, während wir bei gemäßigterem Wetter den Vortheil über ihn davongetragen hätten. Unſer Patron fing an unruhig zu werden und beſchloß eine Kriegsliſt zu verſuchen.

Die Nacht ſchien finſter und regneriſch zu werden und wir hatten nicht ſobald die Brigg aus den Augen verloren, als unſer Schooner durch den Wind wendete, eine kurze Strecke weiter fuhr, dann alle Segel einhißte und ſämmtliche Lichter auslöſchte. In dieſer Lage blieben wir drei Stunden ſtehen; dann ſteuerten wir mit unſerem Fahrzeug wieder ſchnurſtracks auf die Toryinſel los. — Was aus der Brigg geworden iſt, weiß ich nicht; vielleicht daß ſie ihre Jagd noch immer fortſetzt, denn ich habe nie wieder etwas von ihr zu Geſicht bekommen.

Am andern Tag ſteckten wir wieder unſer Signal auf und wie zuvor, ſahen wir auch dießmal auf demſelben Felſen eine Rauchwolke emporſteigen. Wir brauchten noch volle drei Tage, um unſern Taback vollends an's Land zu ſchaffen, wo es unterdeſſen einige Störungen gegeben hatte, wiewohl der ganze Vorrath, wie ich mir ſpäter ſagen ließ, mit Ausnahme einiger Bootsladungen ganz ſicher untergebracht wurde.

Kaum war die Ladung ausgeſchifft, als wir uns wieder nach New=York auf den Weg machten, wo wir nach kurzer Ueberfahrt und einer Abweſenheit von kaum zwei Monaten glücklich wieder anlangten. Meinen Lohn und die erhaltenen Geſchenke zuſammen=

* Bannets ſind Streifen Segeltuch, welche zur Verlängerung der Segel unten angeſetzt werden, um letztere mehr Wind faſſen zu laſſen. D. U.

gerechnet hatte mir dieſe Fahrt gegen hundert Dollars eingetragen; trotzdem mochte ich mich ſpäter nie wieder auf den Tabackhandel einlaſſen.

Elftes Kapitel.

Diesmal blieb ich zwei Monate lang am Lande liegen. Ich hatte beſchloſſen, die Steuermannskunſt zu ſtudiren und zu verſuchen, ob ich nicht eine höhere Stellung als die des Vorkaſtellmatroſen gewinnen könnte — ein weiſer Vorſatz, in dem ich durch einige verſtändige Freunde beſtärkt wurde. Ich hatte ein junges Mädchen von achtungswerthem Charakter und angenehmem Aeußeren getroffen, in das ich mich, offen geſtanden, ſterblich verliebt hatte.

Ich glaube, eine Mutter pflegt in ſolchen Dingen weit mehr als der Vater auf der Hut zu ſeyn, denn es dauerte nicht lange, bis mir die alte Frau über den Hals kam und mich über meine Abſichten hinſichtlich Sarah's ausholte, während der Vater ſich hierin viel geduldiger zeigte. Ich geſtand ihr geradezu, daß ich ihre Tochter zu heirathen wünſche; die alte Frau aber meinte, ich ſey noch zu wild, — eine Anſicht, welche Sarah keineswegs zu theilen ſchien. Hätte man uns Beide uns ſelbſt überlaſſen, ich glaube, wir hätten einander geheirathet, trotz dem, daß ich eigentlich zuvor Offizier werden wollte, ehe ich mich zu einem ſo wichtigen Schritte entſchlöſſe.

Ich habe ſeither oft gedacht, daß Sarah's Eltern bei meiner abermaligen Anwerbung betheiligt geweſen ſeyn mußten, denn ſie hatten mit dem Kapitän, der mir nunmehr die Stelle eines Unterſteuermanns antrug, von jeher auf ſehr vertrautem Fuß geſtanden. Es koſtete mich keine geringe Ueberwindung, den genannten Vorſchlag anzunehmen, wiewohl ich im Ganzen einſah, daß es das Beſte war, was ich thun konnte; als nämlich die Zeit der Abreiſe herankam, wäre ich gar zu gerne bei Sarah geblieben, obgleich ich mir bei

kaltblütiger Ueberlegung nichts Vortheilhafteres wünſchen konnte, als eben die Stelle, welche ich erhalten hatte.

So kam ich denn als Unterſteuermann auf eines der Coſter'ſchen Schiffe mit Namen „William und Jane,“ das nach Holland und Canton beſtimmt war. Mein Abſchied von Sarah war äußerſt zärtlich und die Nothwendigkeit des Scheidens ging uns Beiden, glaub ich', ſehr nahe.

Auf der Hinfahrt ereignete ſich nichts, was Erwähnung verdiente; ich widmete mich mit vollem Eifer meinem Amte, in welches ich ſchon auf dem Sterling und ſpäter noch mehrere Male hineingepfuſcht hatte. Wir erreichten den Texel, konnten aber hier mit aller Mühe nicht die erforderliche Summe Dollars auftreiben, und mußten deßhalb mit einer Abſchlagszahlung von zwanzig Tauſenden und mit einer kleinen Portion Wachholderbranntwein als einziger Rückfracht nach New-York zurückkehren.

Nach einer Abweſenheit von fünf Monaten fand ich meine Sarah noch ebenſo hübſch und ebenſo treu wie zuvor. Ich blieb übrigens auf meinem ſeitherigen Schiffe, mußte aber, da meine aſtronomiſchen Kenntniſſe gar zu beſchränkt befunden wurden, um eine Rangſtufe herabſteigen, d. h. dritter Steuermann werden.

Wir hielten uns einen Monat zu New-York auf und es fiel mir äußerſt ſchwer, mit Sarah nicht geradezu auf und davon zu gehen, doch ſuchte ich mein Schifflein ſo gut wie möglich von den Klippen entfernt zu halten. Ich ſchenkte ihr einen ſilbernen Fingerhut und ſagte ihr, ſie ſolle durch einen Silberarbeiter unſere beiden Namen verſchlungen hineingraviren laſſen: dies geſchah und der Leſer wird ſpäter erfahren, welche Folgen dieſer Schritt für uns Beide herbeiführte.

Ehe wir unter Segel gingen, war auf unſerem Schiffe ein kleiner Aufſtand ausgebrochen: die Leute hatten ſich nämlich geweigert, noch ferner unter dem erſt neulich geworbenen Hochbootsmann zu dienen, und gaben ſich nicht eher zufrieden, als bis man

vor der Abfahrt einen andern Bootsmann herbeigeſchafft hatte. Ich glaube überhaupt, daß noch nie ein Schiff mit ſolchen Kontraktsbedingungen vom Lande ſtieß, wie unſere Mannſchaft ſie ſich ertrotzt hatte — drei Quart Waſſer täglich, ſowie die Erlaubniß, die Vormittagswache unter Deck zuzubringen. Alles dieß Schwarz auf Weiß und trotz dem noch allerhand Unruhen, bevor wir unſern Beſtimmungsort erreichten!

Unſere Ueberfahrt war ſehr langwierig und dauerte im Ganzen zweihundertundzehn Tage. Als wir in die Linie der Paſſatwinde gelangten, wurde ein Maſt nach dem andern bis zum Jolltau abgetakelt, worauf man Alles überfuhr und neue Takelagenwände über die unteren Marſen ſpannte; wir brauchten zwar ziemlich lange Zeit dazu, verloren aber wenig oder nichts an Geſchwindigkeit, da das Schiff die ganze Zeit über vor dem Winde herſegelte und diejenigen Maſten, welche noch aufgetakelt blieben, von oben bis unten in Leinwand gehüllt wurden.

Ehe wir zur Muſterung unſeres Takelwerkes übergingen, waren wir mit einem engliſchen Schiffe, dem „General Blücher,“ zuſammengetroffen, in deſſen Geſellſchaft wir volle vierzehn Tage weiter ſegelten. Während beide Schiffe beiſammen waren, kam uns eine fremde Brigg zu Geſicht, welche uns drei bis vier Tage ſorgfältig bewachte und von beiden Fahrzeugen für ein Räuberſchiff angeſehen wurde. Da wir ſechs Kanonen nebſt einunddreißig kampffähigen Matroſen an Bord hatten und der Blücher zum wenigſten ebenſo ſtark war, ſo glaubten die beiden Kapitäne, wenn ſie zuſammen hielten, ſo würde es ihnen wohl gelingen, den Burſchen im Falle eines Angriffes zurückzuſchlagen. Die Brigg kam uns häufig ſo nahe, daß ſie uns ganz genau beobachten konnte, ſegelte dann jedesmal wieder zurück und trieb dieſes Spiel mehrere Tage lang fort, bis ſie plötzlich den Wind faßte und aus unſern Blicken verſchwand. Unſer Schiff hätte freilich keine üble Priſe abgegeben, da es, wie

man ſagte, nicht weniger als zweimalhundertundfünfzigtauſend ſpaniſche Thaler an Bord führte.

In einem heftigen Sturm wurden wir von dem Blücher getrennt, worauf unſer Schiff gegen Rio ſteuerte, wo wir uns theilweiſe unſeres Ballaſts entledigten und unſere Bleiladung umtauſchten, ſo daß unſer Schiff leichter wurde und nicht mehr ſo tief im Waſſer ging.

Von hier an bis Vandiemens-Land erlebten wir keinerlei bemerkenswerthe Vorfälle. Wir hatten das Land ſchon zwei Tage im Geſicht, als einer der Schiffsjungen beim Reffen der Leeſegelfallen von der Vorbramraa herabſtürzte. Ich hatte mich eben nach Beendigung des Mittageſſens hinunter verfügt, um meine Wache zu beſorgen, als ich den Ruf vernahm:

„Ein Mann über Bord!"

Ich rannte augenblicklich, wie ich ging und ſtand, auf's Verdeck, ſprang mit vier Anderen in ein Quarterboot, das ſogleich hinabgelaſſen wurde und als wir um das Schiff herumruderten, hörte ich den armen Jungen mich bei'm Namen zu ſeiner Rettung aufrufen. Während ich auf dem Hinterdeck des Schiffes geſtanden, hatte ich ihn ganz deutlich hinter dem Spiegel wahrgenommen; ſobald aber das Boot im Waſſer war, kam er mir gänzlich aus dem Geſicht. Man hatte den Hüttendeckel über Bord geworfen, der nun in unſerem Kielwaſſer nachſchwamm, und auf den wir zuſteuerten, ohne etwas Weiteres von dem armen Teufel zu ſehen noch zu hören. Seinen Hut fanden wir wohl, fiſchten auch den Hüttendeckel auf, er ſelbſt aber war nirgends zu entdecken: ohne Zweifel war er ſchon früher untergeſunken, noch ehe wir die Stelle erreichten, welche ſein Hut als diejenige bezeichnete, wo er umhergeſchwommen ſeyn mußte. Letzteren hatten wir zuerſt aufgefangen und da der Junge ſich nirgends blicken ließ, ſo waren wir zu dem ziemlich umfangreichen Hüttendeckel zurückgerudert.

Während wir mit Einfiſchen deſſelben beſchäftigt waren, kam ein Windſtoß über unſer Boot hergefahren, der uns den Deckel

beinahe aus den Händen geriſſen hätte: wir hielten unſere ganze Aufmerkſamkeit auf deſſen Sicherſtellung gerichtet, ſo daß wir keine Zeit zum Umſchauen fanden; kaum aber war dieſes Geſchäft beendigt, als einer unſerer Leute ausrief, das Schiff ſey nirgends zu ſehen!

Er hatte wahr geſprochen — unſer reicher Kauffahrer war verſchwunden und wir ſaßen in einer ſechsrudrigen Pinaſſe mitten im weiten Ozean, ohne einen Biſſen Mundvorrath, ich ſelbſt ohne Hut, Schuhe, ohne Jacke und Hoſen, blos mit einem Paar Unterbeinkleidern und einem flanellenen Hemde bekleidet! Das einzige Glück war noch, daß der Kapitän in jedem Boot ein Tönnchen Waſſer aufbewahrt hatte; ſo fanden wir wenigſtens einen kleinen Vorrath von dieſem Hauptbedürfniſſe, der für uns fünf vielleicht auf zwei bis drei Tage ausreichen mochte.

Alle unſere Boote waren mit Segeln verſehen, die der Pinaſſe aber hatte man kurz zuvor des Trocknens halber über das Quarterdeck geſpannt, ſo daß wir einzig und allein auf unſere Riemen beſchränkt blieben. Anfänglich ruderten wir leewärts, bald aber überfiel uns ein ſo dichter Nebel, daß wir die Gegenſtände kaum auf Kabellänge unterſcheiden konnten und unſer Nachſuchen nach dem Schiffe in dieſer Richtung gänzlich erfolglos blieb.

Nach ein paar Stunden ſtellten wir das Rudern ein, um nunmehr gemeinſchaftliche Berathung zu halten. Ich ſchlug vor, in der Richtung des Landes, d. h. windwärts zu rudern; ſollte das Schiff uns aufſuchen, ſo mußten wir's jedenfalls in jener Region finden, und war es ganz für uns verloren, ſo beſtand unſere einzige Hoffnung darin, die Küſte zu erreichen, wo wir doch vielleicht etwas zu eſſen vorfinden mochten, während hier auf dem Ocean wenig Ausſicht dazu vorhanden war. Meinen Kameraden wollte anfangs der Gedanke, den Ort zu verlaſſen, nicht recht einleuchten, nach einigem Hin- und Herreden entſchieden ſie ſich aber dennoch für meinen Plan.

Der Nebel dauerte den Nachmittag, die ganze Nacht und den

andern Tag bis zur Mittagsſtunde fort; wir waren ohne Kompaß und mußten unſern Kurs nach Wind und Wogen einrichten. Von Zeit zu Zeit hellte ſich der Himmel wohl etwas auf, ſo daß wir ein paar Sterne gewahren und den Tag über auch einige Meilen in der Umgebung des Boots überblicken konnten: von unſerem Schiffe aber war nirgends etwas zu ſehen. Der Wind wehte ſo heftig, daß wir meiner Beurtheilung nach nur eine kleine Strecke weiter rückten, da unſere ganze Anſtrengung ſich darauf beſchränkte, das Boot in ſeinem Querlaufe durch die See zu erhalten. Hätten wir freilich mit vier Rudern arbeiten können, dann wäre der Fall weit günſtiger geweſen; ſo aber durften von einer Wache bis zur andern nur zwei Männer beſchäftigt werden, damit die beiden andern unterdeſſen, von dem Hüttendeckel beſchützt, ſich wieder etwas erholen konnten.

Ich ſteuerte ſo lang ich es vermochte, mußte aber von Zeit zu Zeit zum Ruder greifen, um mich nur einigermaßen warm zu erhalten. Auf dieſe Weiſe verſtrichen ſechsundzwanzig der unangenehmſten Stunden meines Lebens, als plötzlich einige von uns den fernen Donner einer Kanone zu hören meinten. Ich wollte es nicht glauben, und mochte in geſpannter Erwartung wohl zehn bis fünfzehn Minuten lang gehorcht haben, als ſich ohne allen Zweifel auf unſerer Leeſeite ein zweiter Schuß vernehmen ließ.

Dieſes Signal äußerte einen merkwürdigen Einfluß auf uns alle: augenblicklich wurden die vier Ruder bemannt und fort ging's nun vor Wind und Wogen, ſo ſchnell wir nur immer zu rudern vermochten, während ich ſelbſt nach der Richtung der Kanonenſchüſſe hinſteuerte, die ſich luvwärts von uns von Viertelſtunde zu Viertelſtunde mit ſchwerem Donner wiederholten.

So hörten wir drei oder vier dieſer Schüſſe, den einen immer näher wie den andern, was keine kleine Freude bei uns verurſachte, bis ich endlich das Schiff ungefähr auf zwei Meilen vor uns ſtehen ſah. Es war auf der Steuerbordſeite dicht angehalt, zum Zeichen,

daß man uns ſuchte; nur die Marsſegel waren einfach gerefft und die Bramſegel darüber geſetzt. Es lief übrigens raſch an uns vorüber und hätten wir es nicht ſo zeitig wahrgenommen, ſo wären wir quer durch ſein Kielwaſſer, d. h. zu weit leewärts von ihm gekommen und hätten ſomit jede Hoffnung auf Rettung verloren.

Sobald wir den „William und Jane“ erblickten, änderten wir unſern Kurs; doch wie war es möglich, daß unſer Boot bei ſolcher See ein ſchnellſegelndes Schiff, das mit einer dichten Segelmaſſe dahin jagte, noch einholen ſollte? Unſere Angſt war auch von dem Augenblicke an, da wir das Schiff vor uns ſahen, vielleicht weit größer als zuvor, denn jetzt erſt erkannten wir die Gefahr, welche uns bevorſtand. Nie werde ich das Gefühl vergeſſen, mit dem ich das Schiff ſeine große Halſe ausgapen und das große Marsſegel einholen ſah! Fock- und Bramſegel folgte, worauf die große Raa ſich rund umſchwenkte und das große Marsſegel backlegte; Alles am ganzen Schiff ſchien zu fliegen, und wir wußten nun, daß wir gerettet waren.

Wenige Minuten ſpäter ſtanden wir an Bord unſeres Schiffs; das Boot kam an den Penterbalken, das Steuer wurde aufgenommen und fort ging's mit der alten Barke, China entgegen.

Wir hatten auf unſerer Bootsexcurſion vom Hunger, von der Anſtrengung und dem Wetter viel auszuſtehen gehabt und mir beſonders war's unter allen am ſchlimmſten ergangen, da ich trotz der kühlen Witterung faſt kein Kleidungsſtück auf dem Leibe trug; hätten wir noch einen Tag länger auf dieſe Art zubringen müſſen, ich glaube, wir wären alle zu Grunde gegangen, wenn wir anders nicht zu der unter Seeleuten ſo wohl bekannten Alternative unſere Zuflucht genommen hätten.

Der Kapitän ſowie die ganze Mannſchaft waren hoch erfreut, uns wieder in ihrer Mitte zu ſehen; ſie hatten beſchloſſen, unter kurzen Halſen luvwärts zu wenden, bis ſie das Land erreichen würden,

was unter dieſen Umſtänden allerdings das Beſte war und uns auch wirklich vom Untergange rettete.

Als wir in die Breite von Port Jackſon gelangten, beſchloß der Kapitän, ſtatt der im Vertrag ſtipulirten drei — nur noch zwei Quart Waſſer per Mann austheilen zu laſſen. Dies verurſachte eine Meuterei: die Leute wollten keinen Dienſt mehr thun, was in dieſen entfernten Theilen der See allerdings höchſt fatal war. Der Kapitän wollte aber ſeinen Willen durchſetzen und ſobald daher die Meuterer ſich auf das Unterdeck verfügt hatten, nahm Jener ſeinen Vortheil wahr und ſchloß die Springlucke, ſo daß ſie ſich ſammt und ſonders eingeſperrt ſahen; dann rief er die Mannſchaft des Hinterdecks — im Ganzen ſechs Matroſen und drei Schiffsjungen — zuſammen und legte uns die Frage vor: ob wir das Schiff lieber geradezu nach Canton führen oder in Port Jackſon landen und Waſſer daſelbſt einnehmen wollten? Er gab ſelbſt zu, daß wir noch fünfundſiebenzig Tagreiſen von Canton entfernt ſeyen, beſtand aber gleichwohl auf ſeinem Vorhaben, die Reiſe dahin ohne Unterbrechung fortzuſetzen.

Wir ſahen alle Schwierigkeiten, welche daraus entſtehen mußten, und ſtellten ſie ihm unverhüllt vor Augen. Unten waren zwanzig Mann eingeſperrt, welche acht- bis zehntauſend Meilen in dieſer Lage forttransportirt werden ſollten, was im günſtigſten Falle höchſt läſtig war, ja ſogar dem einen oder andern von ihnen den Tod zuziehen konnte. Wir waren zwar bewaffnet und hatten durchaus keine Furcht vor den Leuten, mochten uns aber auch nicht dazu hergeben, mit einer ſo geringen Mannſchaft, welche überdies noch zum dritten Theil aus Schiffsjungen beſtand, ein Schiff von fünfhundert Tonnen Laſt eine ſo weite Strecke allein zu führen. Zu all' dem hatten die Leute das Recht eigentlich auf ihrer Seite, da ihnen im Kontrakt die obige Portion Waſſer verwilligt und dieſes Waſſer eine kurze Strecke windwärts in Fülle zu haben war.

Der Kapitän gab unſeren Vorſtellungen nach und wir ſteuerten

nach Port Jackſon, wo wir in drei bis vier Tagen ankamen. Während wir ſelbſt das Schiff mit Waſſer verſorgten, wurden die Leute als Meuterer in's Gefängniß gebracht, wo ſie ſo lange blieben, bis wir die erforderliche Portion Waſſer am Bord hatten, was etwa vierzehn Tage dauerte.

Nun entſtand aber die Frage, ob wir unſerer alten Mannſchaft noch länger vertrauen könnten; andere Matroſen waren nicht zu bekommen und ſo blieb uns keine andere Wahl, als unſere Arreſtanten wieder an Bord zu nehmen und ſie auf's Neue zum Dienſt zu verwenden, ſobald das Schiff zur Abfahrt bereit war. Die Burſche machten uns übrigens keine weitere Unruhe, ſondern hielten ſich vortrefflich, wie dies gewöhnlich bei Leuten der Fall iſt, ſobald ſie nur einmal tüchtig zur Strafe gezogen worden ſind.* Eine Meuterei iſt nie gefährlich, ſobald die Offiziere von deren Exiſtenz unterrichtet und in gehöriger Bereitſchaft ſind, ihr muthig und entſchloſſen entgegen zu treten, denn des „Königs Name iſt eine feſte Burg.“**

Wir erreichten Canton zu gehöriger Zeit und fanden die neue Ladung ſchon für uns vorbereitet; wir nahmen dieſe ein und gingen nach drei Wochen abermals nach dem Texel unter Segel. Unſere Rückfahrt nach Europa war durch keinen Unfall unterbrochen, dauerte aber zweihundert und eilf Tage.

Im Texel fand ich zwei Briefe aus New-York, den einen von Sarah, den andern von einer ihrer Freundinnen. Sarah hatte denſelben Silberarbeiter geheirathet, welcher unſere Namen auf

* Edler Grundſatz für einen „Sohn der Freiheit“ und Diener der nordamerikaniſchen Republik. D. U.

** Wie dieſer Spruch auf den vorliegenden Fall Anwendung finden ſoll, iſt ſchwer zu begreifen. Wie in aller Welt kann hier von Meuterei die Rede ſeyn? Bei der ganzen Sache iſt Niemand zu tadeln, als der wortbrüchige Kapitän, der einen feierlich ſtipulirten Vertrag verletzen wollte — die Mannſchaft höchſtens darum, daß ſie ſich die erlittene Mißhandlung ſo gutwillig gefallen ließ. D. U.

jenen Fingerhut gravirt hatte! Damals, als ſie ihm den unglückſeligen Fingerhut überbrachte, hatte er ſie zum Erſtenmal geſehen, hatte ſich ſogleich in ſie verliebt und da er ſich in guten Umſtänden befand, ſo waren ihre Freunde in ſie gedrungen, ſeine Bewerbung anzunehmen. In ihrem Briefe geſtand ſie mir, daß ſie ihren Fehler bereue und ſich höchſt unglücklich fühle — die Sache war aber jetzt nicht mehr zu ändern.

Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, unter dieſen Umſtänden nach New-York zurückzukehren, und beſchloß deßhalb, mein Schiff zu verlaſſen. Ich erbat mir alſo meinen Abſchied und habe den „William und Jane“ nie wieder geſehen.

Im Texel lag ein kleines Schiff aus Baltimore, der „Wabaſh“ genannt, das ſich zur Abfahrt nach Canton vorbereitete, und auf dem ich mich, diesmal aber wieder als Fockmaſtmatroſe, anwerben ließ. Mein Plan ging dahin, den Wabaſh zu Canton zu verlaſſen und nie wieder dieſſeits des Kaps zurückzukehren; das Fehlſchlagen meiner Heirathsabſichten hatte mich dermaßen erbittert, daß ich ſo weit wie möglich von Amerika getrennt ſeyn wollte.

Dies war der Wendepunkt meines ganzen Lebens; er ſollte die Stellung beſtimmen, welche ich in meinem Berufe einzunehmen hatte. Ich war jetzt ſieben und zwanzig Jahre alt und wenn es bei einem Manne in dieſem Alter bereits den Krebsgang nimmt, ſo muß er wahrlich in einem guten Fahrzeuge ſegeln, wenn er ſich wieder zu ſeiner eigentlichen Back hindurcharbeiten will.

Der Wabaſh wurde auf der Hinfahrt von Wind und Wetter begünſtigt und durch keinerlei Unfall aufgehalten; bei ſeiner Ankunft in Canton theilte ich dem Kapitän meine Abſicht mit und er entließ mich ohne Widerrede.

So ſtand ich denn, mit ein paar hundert Thalern in der Taſche, einige gute Kleider in der Kiſte, im weiten kaiſerlichen Reiche frei und ledig! So weit war Alles gut und ich fing auch alsbald an, mich nach einer paſſenden Unterkunft umzuſehen. Wir

hatten zu Whampoa ein Schiff der engliſchoſtindiſchen Kompagnie getroffen, welches Opium einſchmuggelte, und einige Tage nachdem ich den Wabaſh verlaſſen hatte, ließ ich mich als dritter Steuermann an Bord deſſelben anwerben.

Dies war das erſte und einzige Mal, daß ich unter engliſcher Flagge ſegelte, denn bei meinen übrigen Fahrten auf engliſchen Schiffen läßt ſich nicht wohl behaupten, daß ich mich unter ihrer Flagge befand, wenn dieſe gleich über meinem Haupte wehte.

Mein neues Schiff hieß „die Hoffnung," gehörte nach Calcutta und ſtand unter Kapitän Kid oder Kyd — das weiß ich nicht mehr ſo genau; es war aus Thekaholz gebaut, hatte früher als Fregatte in portugieſiſchen Dienſten geſtanden, war aber nun ſo alt, daß Niemand mehr wußte, wo es gezimmert worden war, obwohl es trotzdem mit der Geſchwindigkeit einer Waſſerhexe ſegelte. Die Bemannung beſtand größtentheils aus Lascaren, nebſt einigen Europäern und Negern, wie dies auf ſolchen Fahrzeugen gebräuchlich iſt. Der Betrag meiner Löhnung an Thalern war zwar nicht ſonderlich bedeutend, dagegen aber Alles ſo wohlfeil, daß die Rechnung dadurch ausgeglichen wurde; auch hatte ich verſchiedene Nebeneinkünfte zu erwarten, welche ſich gleichfalls auf eine hübſche Summe beliefen und der Tiſch auf unſerem Schiffe war ganz vortrefflich.

Als ich an Bord der „Hoffnung" angeſtellt wurde, führte ſie einen ziemlichen Vorrath von Opium mit ſich, welcher vor unſerer Abfahrt noch vollſtändig eingeſchmuggelt werden mußte. Da dieſer Handel in neuerer Zeit ſo großen Lärm veranlaßt hat, ſo will ich hier erzählen, wie wir unſere Waaren gewöhnlich an den Mann brachten. Zur Vertheidigung der moraliſchen Seite dieſes Handelszweigs weiß ich ebenſo wenig anzuführen, als dieß bei meiner Tabackreiſe der Fall war; allerhöchſtens könnte ich etwa verſichern, daß ich, falls man mich nämlich zu einer von beiden Schmuggelarten zwingen wollte, jedenfalls weit lieber die Landsleute

meines ehrlichen Fiſchers mit wohlfeilem Taback verſorgen, als die Chineſen in Opium betrunken machen möchte.

Unſer Opium war in hölzernen Kiſten verpackt, welche je vierzig Cylinder à zehn Pfund Gewicht enthielten, ſo daß alſo jede Kiſte gegen vierhundert Pfund ſchwer war. Die ſonſtige Ladung beſtand dem Hauptinhalte nach aus Baumwolle, Salpeter und Ebenholz, nebenbei aber führten wir auch vierhundert dieſer Opiumkiſten an Bord.

Den Verkauf des Opiums pflegte der Kapitän in eigener Perſon auf der Faktorei zu beſorgen: ſelten wurden über ſechs bis acht, öfter blos zwei bis drei Kiſten auf einmal verhandelt. Der Käufer brachte oder ſchickte ſodann die Anweiſung zur Ueberlieferung des Opiums auf unſer Schiff und ſorgte auch für die nöthige Anzahl von Säcken.

Die Mauthbeamten blieben hier nicht wie in anderen Ländern auf dem Schiff ſelbſt, ſondern befanden ſich auf einem großen bewaffneten Boot, das unter dem Namen „Hoppooboot“ an unſerem Spiegel befeſtigt war. Dieſe Einrichtung ließ uns ziemlich freies Spiel auf unſerem Schiffe, und kam je einmal einer der Beamten an Bord, ſo erfuhren wir's natürlich ſchon einige Zeit vorher.

Als drittem Steuermann lag es mir ob, die Kiſten aus dem Kielraum heraufzuſchaffen und das Opium zu überliefern; die Kiſte wurde jedesmal geöffnet, die Cylinder abgezählt und in die Säcke verpackt, welche abſichtlich von ſolcher Größe waren, daß man ſie noch mit Bequemlichkeit handhaben konnte. Dies Alles geſchah auf dem Kanonendecke; der Käufer hatte ſein Opium auf unſerem Schiffe in Empfang zu nehmen und ein etwaiges Mißlingen ſeines Schmuggelns als eigenen Verluſt zu tragen. Sobald der Verkäufer ſein Opium in den Säcken hatte, ſtellte er letztere in die Nähe der mittleren Stückpforten, welche geöffnet wurden; dann gab er ſeinen Leuten am Ufer ein Signal, welche dieſes ſogleich beantworteten und nun mußte man die Ankunft der Schmuggelboote abwarten.

Dieſe Boote beſtehen meiſtens aus langen, äußerſt behenden Fahrzeugen, welche mit einer doppelten Reihe von Ruderbänken verſehen ſind und öfters bis zu ſechzig Mann an Bord führen; dazu ſind ſie bewaffnet und haben eine pfeilſchnelle Bewegung.

So wie Alles fertig iſt, zeigen ſie ſich plötzlich auf dem Waſſer, ſchießen auf das zum Voraus bezeichnete Schiff los, wo ſie bereits die Taglöhner des Käufers mit ihren Cylinderſäcken an den Stückpforten in Bereitſchaft finden. Die Säcke werden in's Boot geworfen, der Schmuggler mit ſeinen Leuten folgt ihnen mit einem Sprunge, und nachdem die ganze Operation kaum ein paar Minuten gedauert hat, ſieht man die Boote Wettrennern gleich davon eilen.

Kaum hat das Hoppooboot den Vorgang bemerkt, ſo hört man auch alsbald die Muſcheln ertönen, welche einen allgemeinen Allarm erwecken und jetzt ſieht man eines der bewaffneten Mauthamtsboote, welche immer in großer Anzahl herumſchwärmen, auf den Schmuggler Jagd machen. Wenn ich eine ſolche Jagd mit anſah, kam es mir jedesmal vor, als ob die Mauthbeamten vor den Schmugglern Angſt hätten und für die Nichtbefolgung ihrer Pflicht von ihnen bezahlt wären. Nie habe ich zwiſchen Beiden ein Gefecht und noch viel weniger die Wegnahme eines Schmugglers erlebt, was übrigens zuweilen dennoch vorkommen ſoll. Vermuthlich geht's in China wie in andern Theilen der Welt, daß nämlich die Staatsdiener ihre Pflicht manchmal ganz, öfter aber nur halb oder auch gar nicht erfüllen und ſo gut die Nachſicht der Mauthbeamten das Schmuggeln in China rechtfertigt, kann ſie auch in London und New-York dem Schmuggelhandel zur Entſchuldigung dienen.

Wir beſchränkten uns aber nicht darauf, unſere Ladung nur auszuſchmuggeln, ſondern geſtatteten auch umgekehrt anderen Schmuggelwaaren den Zutritt auf unſerem Schiff. Den Hauptartikel in dieſer Beziehung bildete ein gewiſſes Metall, das in zinn- oder kupferähnlichen Platten verarbeitet war und in großen Maſſen von

uns eingeladen wurde. Es kam mit den Schmugglerbooten herüber und wurde faſt eben ſo zu uns herauf, wie das Opium von uns hinab geworfen, worauf wir es dann im Kielraume über einander ſtauten.

Dies Alles geſchah am hellen Tag, ohne daß ich jemals von einem Diener des Zollamtes gehört hätte, der dem verbotenen Gut bis auf unſer Schiff gefolgt wäre, ſo daß die Platten, ſobald ſie nur erſt bei uns an Bord waren, als völlig geſichert betrachtet werden konnten. Ebenſo und auf dieſelbe Weiſe wußten wir uns auch von ihrem Syceeſilber zu verſchaffen, deſſen Ausfuhr gleichfalls verboten war.

Für jede Kiſte Opium, die wir verkauften, erhielten die drei Steuermänner zuſammen einen chineſiſchen Dollar als Nebenbelohnung, was meinen Antheil an den vierhundert Kiſten auf hundert und drei und dreißig chineſiſche oder gegen hundert und ſechzehn unſerer eignen Thaler brachte. Zu meiner Schande muß ich noch ſagen, daß bei alldem noch vielerlei Betrug mit unterlief, da jeder Theil den andern als Spitzbuben betrachtete und ſtatt ſo zu handeln, wie er ſich ſelbſt behandelt zu ſehen wünſchte, lieber ſo verfuhr, wie er glaubte, daß mit ihm verfahren werde.

Sobald das Opium bezahlt war, ſegelte die „Hoffnung“ nach einmonatlichem Aufenthalte von Canton ab und hatte Calcutta nach kurzer Ueberfahrt erreicht. Ich fing jetzt an, etwas bengaliſch zu lernen und ehe ich noch dieſes Gewerbe aufgab, konnte ich ein Schiff ganz gut in dieſer Sprache kommandiren. Die Lascaren ſah ich oft gleich Affen auf den Marſen herumklettern, dagegen fehlte es ihnen an unſerer Körperſtärke: denn an einem Marsſegel, welches wir zu Sechſen ganz leicht beſchlagen hätten, brauchte man beinahe zwanzig von dieſen Burſchen, was eines Theils der Gewohnheit, andern Theils aber auch ihrer phyſiſchen Konſtitution zugeſchrieben werden mußte; wie ſie denn von Geſtalt ſehr ſchmächtig waren und beinahe nichts als Reis genoßen.

Wir hatten eine ſonderbare Art ſie zu beſtrafen, wenn ſie ſich auf den Maſten etwas läſſig zeigten. Unſere ſtehende Takelage war von Gras und rauh genug, um ſogar Hände, die daran gewöhnt waren, zu verletzen. Die Webelien griffen hier nicht wie auf unſern Schiffen mittelſt Augen in die vorderen und hinteren Wanten, ſondern waren durch einen Rundſtich und Rückſtopper an die Enden befeſtigt; wollten wir nun den braunen Teufeln eine Strafe anthun, ſo nahmen wir alle Webeleinen weg und ließen ſie ohne dieſelben hinaufklettern. Statt dann das Tauwerk, wie wir Chriſten zwiſchen Waden und Ferſe zu bringen, pflegten ſie es jedesmal zwiſchen der großen und der zweiten Zehe zu faſſen, was ihnen bald wunde Füße machte, ſo daß ſie demüthig darum baten, die Webeleinen doch wieder an ihre Stelle bringen zu dürfen.

Wir zählten auf dem Schiff gegen hundert von dieſen Burſchen, welche uns übrigen in der Regel alle mögliche Ehrerbietung und Dienſtfertigkeit bewieſen und durch einen Hochbootsmann und vier Gehülfen — lauter Landsleuten von ihnen — zur Arbeit angehalten wurden. Außer ihnen hatten wir mit Einſchluß der Europäer oder Chriſten — wie ſie uns nannten — etwa noch dreißig weitere Matroſen an Bord.

Zu Calcutta wurde eine Ladung Baumwolle eingenommen und abermals nach Canton abgeſegelt, das wir nach kurzer Ueberfahrt erreichten. Diesmal hatten wir kein Opium bei uns, da es eben außer der Zeit war; dagegen wurden wieder wie früher chineſiſche Waaren eingeſchmuggelt, worauf wir nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte zu Whampoa wieder nach Calcutta zurückkehrten.

Die „Hoffnung“ war mittlerweile dermaßen altersſchwach geworden, daß Kapitän Kyd anfing zu glauben, wenn er ſie nicht begrabe, könnte ſie ihn am Ende ſelbſt noch zu Grabe bringen. Als wir zu Canton unſere Baumwolle ausluden, hatten ſich ihre Deckbalken bedeutend geſenkt, und ließ ſich auch noch kein Leck an

dem Schiffe bemerken, ſo wäre es immerhin höchſt gefährlich geweſen, mit demſelben bei ſtürmiſchem Wetter die offene See halten zu wollen.

Ein neues Schiff, the **Hopping Castle** (das hüpfende Schloß) genannt, war von Kapitän Kyd's Schwiegervater ausdrücklich für ihn gebaut worden; es war ein großes ſtattliches Fahrzeug, und verſprach ein guter Segler zu werden. Die Offiziere wurden alle auf das neue Schiff verſetzt; von den alten Lascaren verſagten uns aber die meiſten ihre Dienſte wegen eines Streits, welchen ſie mit dem Hochbootsmann gehabt hatten, ſo daß wir eine friſche Truppe dieſer Leute anwerben mußten, welche uns großentheils gänzlich fremd waren.

In Calcutta beſteht ein Geſetz, wonach die Mannſchaft eines jeden Schiff's, dem vor dem Auslaufen in See ein Unglück begegnet, den zweimonatlichen Sold, der gewöhnlich vorausbezahlt wird, behalten darf. Dieſe Einrichtung brachte uns in nicht geringe Verlegenheit.

Das „hüpfende Schloß" ging mit einer leichten Fracht nach Bombay unter Segel; ſchon waren wir den Fluß hinabgefahren, hatten unſern Lootſen entlaſſen und wollten eben in die offene See hinauslaufen, als wir plötzlich aus der Unterlucke Feuer hervorbrechen ſahen. Eine Anzahl Grastaue und zwei oder drei Kabel vom ſelben Material befanden ſich eben in jenem Theile des Schiffs und brannten wie Zunder lichterloh zuſammen. Ich beeilte mich mit den Offizieren den Pulvervorrath über Bord zu werfen, wogegen wir uns vergeblich bemühten, dem Brand ſelber Einhalt zu thun. Zum Glück befanden ſich noch zwei Lootſenbriggs in unſerer Nähe, welche alsbald herbeifuhren und unſere Mannſchaft aufnahmen.

Das hüpfende Schloß brannte bis auf den Waſſerrand nieder und bald darauf ſahen wir ſein Wrack verſinken. Für ein ſo ſchönes Schiff war dies freilich eine ſehr kurze Laufbahn und ſein Untergang wurde — mit Ausnahme der Lascaren — von allen

auf's tiefſte bedauert. Außer einigen Kleidungsſtücken, die ich in einem Koffer rettete, hatte ich Alles, was ich auf der Welt mein nannte, mit dieſem Schiffe verloren, denn Geld beſaß ich wenig oder gar nicht, da Calcutta kein Ort zum Sparen iſt und ich in einem Lande, wo es für eine Auszeichnung gilt, ein Chriſt zu heißen und zu den Weißen zu gehören, die Würde meines Stammes offenbar durch einige Verſchwendung aufrecht erhalten mußte.

Kapitän Kyd war feſt überzeugt, daß die Lascaren ſein Schiff in Brand geſteckt hatten; er ließ uns auf der Tigerinſel an's Land ſetzen, wo der Serang oder Hochbootsmann es übernahm, der Sache auf die Spur zu kommen. Ich war bei der Procedur gegenwärtig und habe das ganze Verfahren mitangeſehen, das ſeiner Merkwürdigkeit halber hier wohl Erwähnung verdienen dürfte.

Die Leute wurden in Haufen zu zwanzig und dreißig in Kreiſe aufgeſtellt; der Hochbootsmann trat in die Mitte, legte jedem etwas weißes Pulver auf die Hand und befahl ihm dann darauf zu ſpucken. Er ging dabei von der Vorausſetzung aus, der Unſchuldige werde die Weiſung ohne alle Schwierigkeiten vollziehen, der Schuldige dagegen aus lauter Gewiſſensangſt einen ſo trockenen, hülſigen, Mund bekommen, daß er dies nicht zu thun vermöge.

Auf alle Fälle wurden zehn Mann durch den Serang als die Schuldigen ausgeleſen, und ſpäter zu Calcutta einem gerichtlichen Verhör unterworfen, wobei ſich auch wirklich ergeben haben ſoll, daß dieſe zehn ſämmtlich ihre Schuld eingeſtanden und noch zwei ihrer Kameraden als Mitverbrecher angaben, worauf alle zwölf zur Strafe beim Fort William in Ketten aufgehängt wurden.

Das gerichtliche Verfahren, ſo wie die Exekution, ſind mir blos vom Hörenſagen bekannt; die Speichelprobe habe ich aber mit eigenen Augen geſehen und aus dem ganzen Benehmen der Lascaren ging deutlich hervor, daß ſie die Sache ſehr ernſthaft nahmen, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch niemals einen Ver=

brecher größere Angſt vor Gericht verrathen ſehen, als dieſe Burſche an den Tag legten, ſo lange der Serang mit ihnen beſchäftigt war.

Jetzt war ich wieder ohne Beſchäftigung; Kapitän Kyd bot mir zwar unter Zuſicherung großen Lohnes eine Stelle auf einer Indigopflanzung an: denn da ich mich zur See ſtets vor dem Trunk hütete und mich ſonſt geordnet benahm, ſo hatte ich mir, glaub' ich, ſein Vertrauen erworben, ſo daß er ſehr in mich drang, ſein Anerbieten anzunehmen; ich wollte aber nichts davon wiſſen, da ich mich vor dem dort einheimiſchen, tödtlichen Fieber fürchtete.

Es lag eben ein Schiff aus Philadelphia zu Calcutta vor Anker, und dort beſchloß ich Dienſte zu nehmen. Der Schmerz über die erlittene Täuſchung war allmählig milder geworden und hatte dem lebhaften Wunſche Platz gemacht, die Heimath nach ſo langer Abweſenheit wieder zu ſehen. So ließ ich mich denn auf dem „Benjamin Ruſh," dem obenerwähnten Schiffe, als Vorkaſtellmatroſe anwerben und ſegelte bald darauf nach Amerika ab. Nach einer angenehmen Reiſe erreichten wir die Vorgebirge am Delaware und zum Erſtenmal ſeit der Zeit, da ich von meiner Jungfernreiſe auf dem Sterling zurückgekehrt war, durfte ich wieder in dieſen Fluß einlaufen.

Sobald ich meine Bezahlung erhalten hatte, machte ich mich nach New-York auf den Weg. Da ich ſehr ſchlecht bei Kaſſe und mein ehemaliger Gaſtwirth überdies geſtorben war, ſo mußte ich mich alsbald nach einem neuen Schiffe umſehen. Diesmal kam ich auf eine Brigg, der „Boxer" genannt, ein Klipperſchiff, welches John Jakob Aſtor gehörte und nach Canton beſtimmt war. Unſere Fahrt war ſehr glücklich und angenehm, ſo weit es wenigſtens das Schiff betraf; ich diente auch hier als Fockmaſtmatroſe und acht Monate, nachdem wir unter Segel gegangen waren, kehrte unſere Brigg nach New-York zurück.

Mein Geld war bald aufgebraucht und ich ſah mich abermals genöthigt, mich auf ein Schiff zu verdingen. Ich wurde nun Unter-

ſteuermann auf dem „Trio,“ einem alten engliſchen Priſenſchiff, welches David Dunham gehörte; wir waren nach Batavia beſtimmt und gingen im Januar unter Segel.

Wir mochten nur wenige Tage unterwegs ſeyn, als wir unſern ganzen Vorrath an Waſſer, mit Ausnahme eines einzigen Faſſes, ausgelaufen fanden; an den übrigen waren nämlich alle Reiſe geſprungen, da das Waſſer in der Kälte gefroren war. Dadurch wurde es nöthig, die täglichen Rationen ſehr zu vermindern — eine Entbehrung, welche uns ſehr hart ankam und unſerem Supercargo, einem jungen Mann aus guter Familie, Namens Croes, beinahe das Leben gekoſtet hätte. Die Reiſe wurde gleichwohl fortgeſetzt und wir beabſichtigten in der nächſten Bucht des grünen Vorgebirgs einzulaufen; mittlerweile wurden die Fäſſer auf's Deck geſchafft und wieder ausgebeſſert.

An der Feuerinſel legten wir zwar an, fanden aber, daß hier kein Waſſer zu haben war; einige Ziegen und etwas Früchte waren Alles, was wir bekommen konnten und unverrichteter Dinge mußten wir wieder abziehen. Zum größten Glück kam ein heftiger Regen; wir verſtopften alle Speigaten und füllten auf dieſe leichte Manier alle unſere Fäſſer; um acht Uhr Abends hatten wir damit angefangen und waren ſo gegen Morgen vollkommen fertig. Zu Allem hin zeigte ſich noch, daß wir treffliches Waſſer erhalten hatten, es ſtand zwar um, verſüßte ſich aber von ſelber wieder. Dieſer Vorrath reichte aus bis Batavia und hatte ſogar dort noch den Preis davon getragen, da es vor jedem anderen Waſſer, wie jener Hafen es darbot, den Vorzug verdiente.

Wir liefen zuerſt in Batavia ein und löſchten das Schiff, dann ſegelten wir nach einer Rhede ab, welche den Namen Terragall führte und wo eine Ladung Reis eingenommen wurde; das Schiff war nämlich blos mit Ballaſt hergekommen und hatte das nöthige Geld mitgebracht, um ſeine Einkäufe damit zu beſorgen. Wir ſchafften unſern Cargo in Booten herbei und ſegelten dann nach

Batavia, um ihn dort zu deklariren, was Alles in wenigen Wochen abgemacht war.

Die zweite Nacht nach unſerer Abfahrt von Batavia lief das Schiff beim ſchönſten Wetter und ganz ruhiger See auf eine Sandbank, auf welcher es unbeweglich ſitzen blieb. Wir ſuchten es anfänglich über die Bank wegzubugſiren, doch dies blieb ohne Erfolg, und als die Ebbe eintrat, ſenkte ſich das Schiff auf ſein Flach, ſo daß ſogar das Schanddeck unter Waſſer kam. Zu allem Glück blieb es ruhig liegen, obwohl es ziemlich eingeſtaut war.

Der Kapitän nahm nun ein Boot mit vier Mann und ruderte an's Land zurück, um Prowen* herbeizuholen, welche das Schiff erleichtern ſollten; wir hatten auf dem Vordertheil blos acht, hinten gar nur ſechs Matroſen, ſo daß wir nur unſer neun an Bord zurückblieben. Die Nacht über ereignete ſich nichts Bemerkenswerthes: des Morgens in der Früh aber näherten ſich zwei Piratenprowen und zeigten nicht übel Luſt, uns anzugreifen.

Diesmal war es Mr. Croes, welcher das Schiff vom Verderben rettete. Er ſteckte nämlich Brechſtangen und andere dergleichen Werkzeuge in den Boden des Verdecks und ſetzte ihnen Hüte und Mützen auf, ſo daß unſer Schiff ſehr ſtark bemannt ſchien; zu gleicher Zeit ließen wir ein paar Sechspfünder gegen die Prowen ſpielen, was dieſe in ehrerbietiger Entfernung hielt. Sie umſchwärmten uns bis Sonnenuntergang, worauf ſie uns verließen und dem Lande zuruderten.

Eben als ſie ſich von uns entfernten, ſahen wir ſieben und zwanzig Boote am Horizont heraufkommen. Da das Signal, welches wir ihnen gaben, nicht beantwortet wurde, mußten wir ſie gleichfalls für Feinde halten; als ſie aber näher kamen, konnten wir unſer eigenes Boot unter ihnen erkennen und waren nun überzeugt, daß der Kapitän ſich unter ihnen befand.

Wir ſchafften noch in dieſer Nacht die ganze Ladung der

* So nennt man eine beſondere Art malayiſcher Segelboote. D. U.

Zwiſchendecks in die Boote, ſo daß unſer Schiff noch vor Anbruch des Morgens flott wurde, worauf wir es vollends von der Sandbank klar machten, den Cargo wieder einluden und abermals nach Batavia unter Segel gingen, weil das „Trio“ einen ſtarken Leck hatte und unſere Pumpen tüchtig in Bewegung ſetzte. Da aber zu Batavia die nöthigen Mittel zur Ausbeſſerung des Schiffes nicht vorhanden waren, ſo wurde beſchloſſen, Extramannſchaft anzuwerben, zwei Handjungen einzuſchiffen, und unſer Fahrzeug nach Isle de France zu bringen, um es daſelbſt kalfatern zu laſſen.

Die Ausſicht auf eine ſolche Reiſe wollte mir gar nicht behagen und um mich davon loszumachen, ſpielte ich den Invaliden und wußte mir ein Krankheitszeugniß zu verſchaffen, das mich ins Spital brachte; das Schiff mußte ſomit ohne mich abgehen und wurde ſofort zu Isle de France für ſeeuntüchtig erklärt, da ſein Rumpf in der That weit ſchlimmer daran war als der meinige, ſo ſchwer ich auch „in den Docken lag.“

Dreizehntes Kapitel.

Kaum war das „Trio“ fort, als ich mich wieder geneſen fühlte. Ich hatte keine Ahnung von der großen Gefahr, der ich mich am Lande ausſetzte, ſofern nämlich jeder, auch der kürzeſte Aufenthalt an der Küſte dem Europäer zu dieſer Jahreszeit faſt den gewiſſen Tod zuzieht. Noch weit weniger konnte ich vorausſehen, was mir ein paar Jahre ſpäter in demſelben Hoſpital begegnen und auf wie lange ich einer ſeiner ernſtlich kranken und, ſo hoffe ich, reumüthigen Bewohner werden ſollte.

Der Conſul erklärte mir rund heraus, ich hätte ein falſches Spiel getrieben, und ich ahmte ſeine Aufrichtigkeit wenigſtens inſofern nach, daß ich ihm hierin vollkommen Recht gab. Ich war der Anſicht, man hätte das alte Trio auf der Sandbank laſſen

ſollen, wohin die Vorſehung es geführt hatte, und wenn auch der Kapitän und der Supercargo eine Freude daran fanden, ſeine Gebeine zur Beerdigung nach Isle de France zu ſchleppen, ſo war ich keineswegs gemeint, ihn ſo weit zu begleiten und zur würdigen Begehung ſeines Leichenbegängniſſes die Pumpen ſtatt meiner weinen zu laſſen.

Da der Conſul meinen Lohn zurückhielt und mir keinen Heller auszahlen wollte, ſo mußte ich mich wohl ſobald wie möglich auf irgend einem Fahrzeuge einſchreiben laſſen. Batavia ſchien mir kein Ort, der für eine amerikaniſche Konſtitution paſſen mochte und ich war ſomit herzlich froh, als ich es wieder verlaſſen konnte.

Ich trat auf dem „Clyde", einem kleinen trefflichen Schiffe aus Salem, als Vorkaſtellmatroſe in Dienſte und fand daſelbſt vortreffliche Koſt und ſehr freundliche Behandlung. Wir ſegelten unverzüglich, doch immer noch nicht früh genug, ab, um dem Bataviafieber zu entrinnen; zwei von der Mannſchaft ſtarben nach Verlauf einer Woche und wurden in der Meerenge von Banca begraben.

An demſelben Tage, an welchem wir das Vorgebirge von Java aus dem Geſicht verloren, brach ein heftiger Sturm los, ſo daß wir den Klüver einnehmen und die Marsſegel doppelt einreffen mußten. Ein Mann, Namens Day, war auf die Bugſprietwanten hinabgeklettert, um die Klüverſchoten loszumachen, als das Schiff plötzlich in eine Wellenſchlucht hinabſank und den Armen von ſeinem Platze wegriß.

Der Unterſteuermann und ich beſtiegen ſogleich ein Boot und wurden darin hinabgelaſſen, ſobald das Schiff beigedreht hatte. Die Wogen gingen ſehr hoch, aber dennoch gelang es uns, den armen Teufel aufzufinden, der anſcheinend mit großer Kraft gegen die Wellen kämpfte. Sein Geſicht war nach dem Boot gewendet und als wir näher kamen, ſtand ich auf und ſtreckte ihm das Blatt meines Ruders entgegen, indem ich ihm mit lauter Stimme Muth einſprach.

In dieſem Augenblick ſahen wir Day faſt ſeiner ganzen Länge nach aus dem Waſſer aufſpringen und dann ſogleich in die Tiefe verſinken. Die Urſache, welche eine ſo außergewöhnliche Anſtrengung und dann dieſes plötzliche Nachlaſſen der Kräfte herbeiführte, konnte niemals aufgeklärt werden. Ich habe manchmal gedacht, ein Hayfiſch müſſe ihn gepackt haben, obwohl ich weder Fiſch noch Blutſpuren bemerkte. Der Mann war jedenfalls hoffnungslos verloren und wir kehrten in einer Stimmung an Bord zurück, wie ſie für Seeleute bei ſolchen Veranlaſſungen wohl ſehr natürlich iſt.

Ein paar Tage ſpäter ſtarb ein anderer Matroſe am Fieber, ſo daß blos noch fünf Mann auf dem Vorkaſtell übrig blieben, während das Schiff noch eine weite Strecke oſtwärts vom Kap der guten Hoffnung entfernt war. Noch ehe wir dieſes erreichten, wurde ein zweiter Fockmaſtmatroſe verrückt und machte uns während der ganzen Reiſe, ſtatt uns hülfreiche Hand zu leiſten, nur um ſo mehr zu ſchaffen, bis er endlich im Wahnſinn ſtarb. So kam es denn, daß auch mit Einſchluß der Offiziere nur noch drei Mann auf eine Wache gerechnet werden konnten und das Steuer natürlich von Hand zu Hand ging.

Trotzdem ging Alles ganz gut von Statten. Die Fahrt war äußerſt günſtig, bis wir noch im Januar die Küſte erreichten. Hier wurden wir von einem heftigen Nordweſtſturme wieder in die See hinausgetrieben und hatten eine ganze Woche mühſam zu kämpfen, um das Schiff endlich ſicher gegen das Hook zu bringen und im Eaſt-River * vor Anker zu legen. Der „Clyde“ muß ein Schiff von ungefähr dreihundert Tonnen geweſen ſein und wir hatten ihn zu neun (hiebei iſt jede lebende Seele am Bord mitgerechnet) ſage zu neun von jenſeits des Kaps ohne ſonderliche Schwierigkeit bis in den Hafen gebracht.

Ich blieb nicht lange am Land, denn mein Geld ging wie in Rauch auf, ſondern ſchiffte mich abermals auf einer nach Belfaſt

* Oſt-Fluß. D. U.

beſtimmten Brigg, Namens „Margaret“, ein. Auch dieſes Schiff lief im iriſchen Kanal auf eine Klippe, wurde aber ohne viele Mühe wieder flott gemacht und erreichte wohlbehalten den Hafen. Die Rückreiſe war angenehm und ohne allen Unfall.

Eine ſolche Fahrt warf nur geringen Lohn ab und ich mußte mich deßhalb bald nach einem neuen Boot umſehen. Diesmal kam ich als Unterſteuermann auf eine Brigg Namens „William Henry“, welche zum Schmuggelhandel an die ſpaniſche Küſte abgehen ſollte. Wir nahmen eine Ladung Taback, Cigarren u. dergl. ein und fuhren dann gegen die Staaten-Inſel hinab. Hier gerieth ich mit dem Kapitän um eines baumwollenen Dochtes willen in Streit und kündigte ihm meine Dienſte auf: wußte ich ja doch, daß es mehr Schiffe als Pfarrkirchen gebe und brauchte keineswegs um eine neue Stelle verlegen zu ſein, ſobald ich nur erſt in der Stadt oben war. Der Betrag meines Vorſchuſſes wurde zurückbezahlt, ich ſchied als ein ehrlicher Mann aus dieſem Schmuggelhandel und hätte nur wünſchen mögen, daß dieſe Willensänderung aus beſſeren Beweggründen hervorgegangen wäre.

Meine nächſte Stelle fand ich als gemeiner Matroſe am Bord eines kleinen, gar hübſchen Schooners, der auf den Namen „Ida“ getauft war und nach Curaçoa ſegeln ſollte, in der Hoffnung, von dem Gouverneur jener Inſel als Yacht angekauft zu werden. Für dieſen letzteren Fall hoffte ich, meinen Weg nach dem ſpaniſchen Feſtlande ſchon für mich ſelbſt auffinden zu können. Wir gingen glücklich unter Segel und liefen an einem Sonntagmorgen in dem beſtimmten Hafen ein.

Am ſelben Morgen ging auch eine engliſche Fregatte und eine Kriegsſchaluppe in dem nämlichen Hafen vor Anker und beide gaben Nachmitttags faſt ihrer ganzen Mannſchaft einen mehrſtündigen Urlaub in die Stadt. Wir lagen neben der Werfte und gegen Abend machten unſere Leute einen Abſtecher in einige Gärten der Vor-

ſtädte, wo ſich ein Vorfall ereignete, der wohl einer Erwähnung werth ſeyn dürfte.

Ich ſaß allein im Garten, in meinen Gedanken mit der Vergangenheit beſchäftigt, und mochte wohl ziemlich trübſelig dem Treiben der Uebrigen zuſehen, als ich bemerkte, wie ich von einem Matroſen des engliſchen Kriegsſchiffes ſehr ſcharf beobachtet wurde. Nach einer Weile kam er näher und knüpfte ein Geſpräch mit mir an, das ich nur mit großer Vorſicht fortſetzte, weil mir das ganze Weſen des Mannes gleich von Anfang an Mißtrauen einflößte. Nachdem er mich eine Zeit lang ſondirt hatte, fragte er mich endlich, ob ich auf einem Schiffe angeſtellt ſey, was ich verneinte. Jetzt ging er allmählig immer weiter, bis er Antworten von mir erhielt, welche ihm Vertrauen einflößten, worauf er mir endlich das ganze Geheimniß ſeines Planes mittheilte.

Er ſagte mir, er gehöre zur Fregatte und habe Urlaub bis zum nächſten Morgen; er und vier ſeiner Kameraden befänden ſich am Land und hätten beſchloſſen, den kleinen hübſchen Yankeeſchooner, der neben dem „Telegraph“ an der Werfte vor Anker liege, in Beſitz zu nehmen und nach Laguayra hinabzuführen: dies Alles ſollte heute Nacht geſchehen und er wünſchte, daß ich gleichfalls daran Theil nähme. Nach dem, was ich aus ſeinen Reden abnehmen konnte, durfte ich keinen Augenblick zweifeln, daß er auf unſerer Ida das Seeräuberhandwerk zu treiben beabſichtige, ſobald er ihren jetzigen Mehlvorrath zu Geld gemacht hätte.

Ich ermuthigte ihn, weiter fortzufahren; wir tranken zuſammen, bis er mich in ſeinen ganzen Plan eingeweiht hatte. Nachdem die Mannſchaft zur Ruhe gegangen wäre, wollte er nämlich an Bord des Schooners kommen, unſere Matroſen im Kielraum einſperren, Fock- und Klüverſegel einſetzen und mit der Landbriſe von dannen gehen — ein Plan, der nur allzu leicht ausführbar war, da auf Kauffahrteiſchiffen, welche an der Werfte liegen, keinerlei Nachtwachen üblich ſind.

Nachdem wir Alles des Langen und Breiten beſprochen, willigte ich ein, ſeinen Plan ausführen zu helfen, und verſprach um neun Uhr am Bord des Telegraphen mit ihm zuſammenzutreffen. Letzterer lag außerhalb unſers Schooners und war ein Schiff aus Philadelphia, das ganz mit Schwarzen bemannt war und gegen Abend vorausſichtlich ziemlich einſam ſeyn mußte, da ſich der größere Theil ſeiner Mannſchaft am Lande befand und über Nacht nicht zurückkehren ſollte.

„Die Yankees, welche zum Schooner gehören,“ bemerkte der Anſtifter des Complotts, „befinden ſich dort drüben im Garten und werden wohl halb betrunken zurückkehren, ſo daß ſie feſt genug ſchlafen und uns wenig Mühe machen werden.“

Ich kann mich noch erinnern, wie er verſicherte, er wolle uns nichts zu Leide thun, ſondern blos mit unſerem Schiffe auslaufen und uns das Fahrzeug gleichſam unter den Füßen verkaufen. Wir ſchieden endlich im beſten Einverſtändniß über die zu treffenden Maßregeln, welche wir bis ins kleinſte Detail mit einander berathen hatten.

Ich konnte mir keinen andern Grund denken, warum dieſer Mann gerade mich zum Genoſſen ſeines Abenteuers erwählte, als weil ich gerade allein war und vielleicht etwas „unter dem Wetter“ ausgeſehen haben mochte. Kaum war er aber fort, als ich meinen Schiffsgenoſſen nahe zu kommen ſuchte und einen nach dem andern aus dem Garten abrief. Im Weggehen erzählte ich ihnen Alles, was mir begegnet war und wir beſchloſſen, den Verſchwörern eine Contremine zu legen.

Es war beinahe Nacht, als wir den Telegraphen erreichten, wo wir nur zwei von den Schwarzen an Bord trafen, welche in unſer Geheimniß eingeweiht wurden und uns mit Herz und Hand beizuſtehen verſprachen. Wir ſuchten natürlich etwas zu trinken herbeizuſchaffen, um uns die Zeit ſo gut wir konnten zu vertreiben, bis die Stunde zur Sprengung unſerer Mine herangekommen wäre.

Pünktlich auf die Minute ließen ſich Fußtritte auf dem Quai

vernehmen und bald darauf ſahen wir einen Trupp Menſchen neben dem Schiffe ſtehen; wir verſteckten uns hinter die Bollwerke und einen Augenblick ſpäter kamen die feinen Herrn einer nach dem andern an Bord heraufgeſtiegen. Unſere Neger waren indeſſen zu ungeduldig und ſtürzten ſich etwas zu früh auf ihre Beute, ſo daß wir blos dreier von den Schuften habhaft werden konnten, während die beiden andern auf den Quai zurückſprangen und entkamen. Jedenfalls war uns der Streich nicht übel gelungen, wenn man bedenkt, daß wir hier ganz an der Stelle unſerer Kapitäne handelten.

Unſere drei Burſche waren Engländer, welche ohne Zweifel ſämmtlich zur Fregatte gehörten. Wir banden ſie ſo feſt wir konnten: als ſie aber bemerkten, daß ſich kein Offizier unter uns befand, fingen ſie an um Schonung zu bitten; ſie ſagten, wenn wir ſie auslieferten, ſo ſey ihr Leben verwirkt und baten uns inſtändig, ihnen die Freiheit zu ſchenken. Wir behielten ſie ungefähr eine halbe Stunde bei uns, gaben dann aber ihren Bitten nach und ließen ſie laufen, wofür ſie ſich ſehr dankbar bezeugten, beſonders als ich ihnen ſagte, was zwiſchen mir und dem Manne im Garten verhandelt worden war. Letzterer gehörte zu den beiden Flüchtlingen und hatte ganz das Anſehen eines Menſchen, der ſich recht wohl zum Anführer von Seeräubern aufwerfen konnte.

Am andern Tag gingen die beiden Kriegsſchiffe wieder unter Segel und führten ohne Zweifel die Seeräuber in spe mit ſich. Wir andern Matroſen erzählten unſern Offizieren nie eine Sylbe von dieſer Geſchichte, denn ich war nicht recht mit mir ſelbſt zufrieden, ſeit ich die Schufte hatte entlaufen laſſen. Man weiß in ſolchen Fällen nie recht, was man thun ſoll: man mag nicht gerade die Schuld auf ſich laden, einen ſeiner Nebenmenſchen an den Galgen gebracht zu haben und doch will man einem Spitzbuben auch nicht ohne Weiteres durchhelfen. Zwar verdient ein Seeräuber unter allen Schurken am wenigſten Gnade, und doch kann unſer Einer den Gedanken nicht ertragen, in einer ſolchen Geſchichte die Rolle des

Henkerknechts zu übernehmen. Käme ich wieder in einen ähnlichen Fall, ſo würde ich meine Gefangenen wahrſcheinlich hübſch bei der Hand behalten.

Wir ſchafften nun unſere Mehlladung ans Land, da aber unſer Plan, den Schooner zu verkaufen, ſcheiterte, ſo nahmen wir trockenes Holz ein und kehrten nach New-York zurück.

Ich machte jetzt einen ernſtlichen Verſuch, meine Lebensweiſe zu ändern und an der großen Lebensleiter einige Sproſſen höher hinanzuklimmen. Bis daher war mirs ziemlich gleichgültig geweſen, ob ich als Offizier oder als Fockmaſtmatroſe in See ſtach; nur die Zeit, wo meine Heirathsplane mit Sarah mich beſchäftigten, hatte hierin eine Ausnahme gemacht. Jetzt aber näherte ich mich ſtark den Dreißigen und wenn überhaupt noch etwas für mich geſchehen ſollte, ſo mußte es nunmehr gethan werden.

So ſah ich mich denn im Hafen um und fand eine Brigg, „Hippomenes“ genannt, welche den Weg nach Gibraltar hin und zurück machen ſollte. Ich trat als Vormarsgaſt ein, führte aber die Giſſing* und that überhaupt Alles was ich konnte, um mich ſo gut wie möglich zum Offizier zu qualificiren. Unſere Hinfahrt war eine ächte Winterreiſe, der Herweg dagegen ein ſehr angenehmer, ohne daß ſich irgend ein bemerkenswerther Vorfall ergeben hätte.

Ich fuhr fort, mich eines ziemlich geordneten Betragens zu befleißigen und ſchiffte mich nach kurzem Aufenthalt am Lande auf der „Belle Sauvage“** wieder ein, welche einer jener Gefangenen aus Halifax kommandirte, die zu gleicher Zeit mit mir in Freiheit geſetzt wurden und auf dem ſchwediſchen Schiffe in die Heimath zurückgekehrt waren. Er entſchloß ſich, mich als erſten Steuermann auf ſeinem Schiffe anzuſtellen und ſo trat ich endlich als Schiffsoffizier in ſeine Dienſte.

* So nennt man die ungefähre Schätzung des Wegs, den ein Schiff zurückgelegt hat; ſie wird gewöhnlich mittelſt des Logs und *ohne* Beiziehung der Geſtirne angeſtellt. D. U.

** Der „hübſchen Wilden.“ D. U.

Die „Belle Sauvage“ gehörte unter die regelmäßig nach Curaçoa ſegelnden Kauffahrer, und zehn bis zwölf Tage, nachdem ich auf dem Hippomenes in New=York eingelaufen, war ich ſchon nach meinem neuen Beſtimmungsorte unter Segel. Unſere Hin= und Herfahrt waren beide gleich ſicher und angenehm; ich blieb diesmal auf demſelben Schiffe und ſuchte nach und nach mein leichtſinniges, gedankenloſes Leben aufzugeben; doch kann ich nicht ſagen, daß ich jetzt ſchon ernſtlich geſonnen war, ein Scherflein für meine alten Tage zurückzulegen — ſo etwas kam mir noch nicht in den Sinn, da es förmlich zum Grundſatz bei mir geworden war, ſtets ſorglos in den Tag hineinzuleben.

Unſere zweite Fahrt nach Curaçoa war angenehm, ohne daß der Belle Sauvage ein ungewöhnliches Ereigniß aufgeſtoßen wäre. Zu Curaçoa hatten wir eine Ladung Mahagony einzunehmen, wobei es geſchah, daß ein beſonders großer Baumſtamm den Händen der Einladenden entglitt und mit dem untern Ende an der Seite des Schiffes anſtieß. Wir glaubten damals, der Unfall ſey ohne Folgen geblieben und fuhren fort, unſer Schiff mit verſchiedenen Artikeln, namentlich Farbhölzern, Caffee, Cacao u. dergl. vollzuladen; auch einige Paſſagiere nahmen wir ein, worunter einen jüdiſchen Handelsmann, der eine beträchtliche Summe Geldes mit ſich führte, ſo daß wir bei der Abfahrt, Paſſagiere und Mannſchaft zuſammengerechnet, im Ganzen unſerer dreißig Köpfe zählten.

Die Belle Sauvage war am erſten Tage bereits an den Inſeln vorüber gekommen und verfolgte ihren Curs bei günſtigem Wind mit fünf bis ſechs Knoten Geſchwindigkeit unter einem einzigen Vormarsſegel; Alles ſchien gut und glücklich ablaufen zu wollen und die Brigg mochte etwa eine Tagreiſe ſüdwärts von Bermuda ſtehen. Ich hatte gerade die Wache unten: da ich aber eben erſt gefrühſtückt hatte, ſo befand ich mich noch auf dem Verdeck, und wie ich mich denn ſo ganz unbekümmert umſchaute, fiel mir auf, daß das Schiff viel tiefer als gewöhnlich im Waſſer ging. Ich wechſelte darüber

ein paar Worte mit einem Matroſen, welcher auf den Vorderruſten ſtand und welchem die Sache eben ſo vorkam; er lehnte ſich etwas vorwärts, um beſſer nachzuſehen und rief plötzlich, er könne deutlich wahrnehmen, daß an einer Bohle das eine Ende losgeſprungen ſey!

Ich ſprang unverzüglich zu ihm hinüber, um ſelbſt dieſen bedenklichen Schaden zu beſichtigen und fand in der That, daß gerade unter den Puttingen eine Planke, und zwar ſo tief nach dem Kiele zu losgeſprungen war, daß wir dem Leck nirgends beizukommen vermochten. Die Oeffnung war zwar blos einen Zoll groß, aber die Planke hatte ſich faſt auf zwei Fuß Länge von vorn nach hinten abgelöst; wir ſondirten ſobald als möglich die Pumpen und ſiehe — die Brigg ſtand ſchon bis zur Hälfte voll Waſſer.

Die ganze Mannſchaft wurde jetzt aufgerufen, um beide Boote flott zu machen, wobei wir allerdings keine Zeit mehr zu verlieren hatten, da das Waſſer, noch während wir damit beſchäftigt waren, ſchon über den Cajütenboden heraufgeſtiegen kam. Wir konnten nicht ſo lange warten, bis die Taljen aufgemacht waren, ſondern hieben die Regeling um und zogen das Langboot mit der Hand ins Waſſer. Alle Paſſagiere, Männer, Weiber, Kinder und Dienſtboten wurden ſo ſchnell als möglich hineingeſchafft, worauf wir ſelbſt nachfolgten.

Zum Glück hatte eine andere Brigg uns eine Zeit lang Geſellſchaft geleiſtet und befand ſich jetzt nicht ganz zwei Meilen voraus, da ſie der Belle Sauvage im Segeln etwas überlegen war; wir hatten zum Zeichen unſeres Unglücks die Seehülfsflagge mit der Unionswimpel nach unten aufgehißt und wußten wohl, daß die Brigg, auch wenn ſie unſer Zeichen nicht gewahrte, uns doch jedenfalls bemerken mußte, wenn das Schiff erſt untergeſunken war. Unſer Signal war ihr aber nicht entgangen, auch mußte es ihr ſogleich auffallen, wie die Brigg ſo vollkommen triftig dahinging, ſobald wir ihr Steuer aus der Hand gelaſſen hatten; aus dieſem Grunde hatte ſie bereits aufgeholt, noch ehe unſer Langboot

in die See geſchafft war. Dadurch wurde uns alle weitere Mühe des Einnehmens von Waſſer und Lebensmitteln erſpart und wir waren bald zum Abſtoßen bereit.

Ich ſelbſt mit drei Mann befand mich auf dem kleinen Boot; wir entfernten uns eine Strecke weit von unſerem Schiffe, deſſen allmähliges Unterſinken wir mit traurigen Blicken beobachteten. Sogar das Gold, dieſer koſtbare Staub, der ſo manche Seele in das ewige Verderben hinabzieht, war in der Haſt, mit welcher Alle ihr Bischen Leben zu retten ſich beeilt hatten, zurückgelaſſen worden.

Die Belle Sauvage verſank ganz langſam in den Ocean, indem ein Segel nach dem andern unſichtbar wurde; das große Oberbramſegel war das Letzte, das den Everleinen eines Kriegsbootes ähnlich unter dem Waſſer verſchwand, und ich muß geſtehen, es gewährt in der That einen feierlichen Anblick, ein Fahrzeug auf dieſe Art von dem unermeßlichen Schlunde des Weltmeers verſchlungen werden zu ſehen!

Die Brigg, welche auf uns zukam, hieß die „Mary" von New York, und war eben von St. Thomas her auf der Heimfahrt begriffen: ſie nahm uns freundlich auf und ſetzte uns ſechs Tage ſpäter nicht weit von Fulton-Markt ans Land. Als mein Fuß die Werfte betrat, konnte ich abermals von mir rühmen, daß mein ganzes Beſitzthum unter meinem Hute ſteckte, denn meine Taſchen waren ſo leer, wie ein Schiff mit friſchgekehrtem Kielraume.

Auf der Werfte ſelbſt bemerkte ich einen Mann, der auf jenem kleinen Schiffe, der „Tontine", mit welcher ich nach meiner erſten Flucht vom Sterling abgeſegelt war, als Unterſteuermann gedient hatte. Er war jetzt im Beſitze einer Brigg, mit Namen „Mechanic", welche nicht weit von uns eine Ladung nach Trinidad auf Cuba einnahm, und er erbot ſich ſogleich, nachdem er meine Geſchichte vernommen, mich mit neun Thalern Monatsgehalt als Vorkaſtellmatroſen an Bord zu nehmen.

Ich fing jetzt an zu glauben, daß ich nur zum Unglück gebo-

ren ſey; nackt und hülflos wie ich war, kümmerte ich mich gar wenig darum, was ferner aus mir werden ſollte. Ich beſaß nicht die Mittel, um mir eine Steuermannsausrüſtung anzuſchaffen, und wenn man mir vielleicht auch Kredit gegeben hätte, ſo benützte ich ihn nicht, da ich mich in meinem ganzen Leben noch nie mit Schuldenmachen abgegeben hatte. So war demnach mein Fahrzeug zum zweiten Male auf dem Krebsgange begriffen, und ich mußte eine lange, ſtürmiſche Strecke zurücklegen, um wieder in einen andern Kurs zu gelangen.

Der „Mechanic" ging vier oder fünf Tage nach Ankunft der Mary unter Segel; ich hatte nun die alte Straße abermals zu durchwandern und ſtieß während meiner Fahrt nirgends auf ein außergewöhnliches Ereigniß, bis wir eine Strecke ſüdlich vor Cuba gelangten. Hier aber erkannte ich erſt recht, daß mein Unſtern mich gerade in dem Augenblicke in den weſtindiſchen Handel einführen mußte, da die Seeräuberei, ohne daß ich daran dachte, in dieſen Gewäſſern ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht hatte.

So kam uns nämlich eines Morgens jenſeits der Inſel Pinos mit einem Male ein Schooner und eine Schaluppe zu Geſicht, welche ſich beide zwiſchen uns und dem Lande befanden und ſogleich auf uns Jagd machten; wir erkannten ſie als Seeräuber und hißten alle Segel todt vor den Wind, um ihnen zu entkommen. Der Kapitän beſchloß ſogar, im Nothfalle bis gegen Jamaica hinabzuſegeln, wo er einen oder den andern der engliſchen Kreuzer anzutreffen hoffte.

Der Schooner war ein trefflicher Segler und ſtand ſchon nahe daran uns einzuholen, als er den Fehler beging, ein fliegendes Marsſegel aufzuhiſſen. Von dieſem Augenblicke an befanden wir uns im Vortheil, denn auf dieſe Art wurde das kleine Fahrzeug, nach der auf unſerer Brigg allgemein herrſchenden Anſicht, unter der Laſt ſeiner Segel beinahe erdrückt. Die Jagd dauerte den ganzen Tag, welcher gerade ein Sonntag war und noch während eines

Theiles der Nacht; am Morgen aber war von beiden Verfolgern nichts mehr zu ſehen.

Unſer Kapitän — ſein Name war Ray — glaubte in dem Kommandanten des Schooners einen ſeiner Todtfeinde zu erkennen, was uns auf den Glauben brachte, daß die Seeräuber unſere Brigg, welche zu den regelmäßigen Trinidader Kauffahrern gehörte, wohl gekannt hätten. Gerade dies aber machte unſern Kapitän ſo bedenklich und war auch der Grund, warum wir uns ſo ſchnell von ihnen hinweg machten.

Sobald wir die Küſte ſauber fanden, nahmen wir unſeren früheren Kurs wieder auf und erreichten ohne weitere Beläſtigung unſern Hafen. Solche Piratenjagden waren etwas ſo Gewöhnliches, daß im Hafen nicht viel über die Sache geſprochen wurde; wir ſchafften unſere Ladung ans Land, nahmen neue Fracht dafür ein und ſtachen bei guter Zeit wieder in See. Wir hatten Sorge getragen, in früher Morgenſtunde abzuſegeln und überdies ein Boot als Avantgarde vorausgeſchickt, um nachzuſehen, ob die Küſte klar war, ehe wir uns in See begaben: ſo erreichten wir New-York zu gehöriger Zeit und ohne weitere Unterbrechung.

Kapitän Ray wünſchte ſehr, daß ich auf ſeiner Brigg bleiben möchte; allein ich fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Gedanken, abermals nach Trinidad zurückzukehren, ohne daß ich mir übrigens einen Grund dafür anzugeben wußte: das Schiff wie auch den Kapitän hatte ich ſehr lieb, an die Seeräuber dachte ich faſt gar nicht und dennoch empfand ich ein unerklärliches Widerſtreben gegen Ray's Vorſchlag, mich aufs Neue auf ſeinem Fahrzeuge einzuſchiffen.

Dieſes räthſelhafte Gefühl betrog mich nicht, denn ich habe ſeitdem erfahren, daß es jenem räuberiſchen Schooner auf der nächſten Ueberfahrt dennoch gelang, die Brigg zu kapern, wobei die geſammte Mannſchaft niedergemacht und das Schiff im Angeſichte des Hafens verbrannt wurde! Ich rechne ſeither dieſes Entrinnen

aus unerbittlicher Todesgefahr unter die vielen unverdienten Gnadenbezeugungen, deren ich von der Vorſehung gewürdigt wurde.

Meine nächſte Anſtellung fand ich als Unterſteuermann an Bord eines neuerbauten Schiffes, mit Namen „Franklin“, das unter die Handelsflotte von Charleston gehörte. Die Reiſe dahin ging glücklich von Statten und was als etwas Nagelneues auffiel, war der Umſtand, daß ich nicht in den ſüdlichen Hafen einlief, was an jenem Platze zu den größten Seltenheiten gehörte.

Die Fahrt auf dem Franklin trug mir blos zwölf Thaler Steuerlohn ein und ich verließ deshalb das Schiff, um mir auf einem andern Kauffahrer, Namens „Foſter“, der von demſelben Kapitän befehligt wurde, welcher auf meiner früheren Reiſe nach Irland die Jane kommandirt hatte — in derſelben Stellung deren zwanzig zu verdienen. Der Foſter war nach Belfaſt beſtimmt, welchen Hafen wir auch ohne irgend einen Unfall erreichten. Wir nahmen Salz und ein paar Kiſten Leinwand ein, welche zu Norfolk pünktlich abgeſetzt wurden, worauf wir den James-River hinaufſegelten, um zu City Point eine Tabakfracht einzuladen. Von dort fuhren wir nach Rotterdam, wo unſer Schiff eine Ladung Wachholderbranntwein nach New-York lud, welche mich in keine kleine Verlegenheit verſetzte.

Wir hatten nämlich eine ſchauerliche Heimfahrt — eine der ſchlimmſten, welche ich jemals zur See erlebt habe. So ging z. B. das Steuerruder los und konnte nur mit Mühe wieder befeſtigt werden; eben ſo mußte man zur Rettung der Spieren alle drei Bramſtengen einziehen, ſo daß wir nur noch mit doppelt gerefften Marsſegeln ſteuern konnten. Es war gerade mitten im Winter, wo die Briſen für lange Zeit aus Weſten zu wehen pflegen.

Der Koch, ein ſauertöpfiſcher Neger, war in ſeinem Dienſte ſehr nachläſſig und ſträubte ſich ſtets, Kartoffelbrei für uns zu machen, obgleich wir Erdäpfel in Fülle an Bord hatten. Die ganze Mannſchaft bis auf fünf war dienſtuntüchtig, ſo daß die Uebrigen

bei den Wachen um ſo ſtärker in Anſpruch genommen werden mußten. Wir beſchloſſen endlich, den verteufelten Schwarzen zur Vernunft zu bringen und ich ließ ihn ſofort an die Winde anbinden; dann kam jeder von uns mit Ausnahme des Kapitäns, herzu und verſetzte ihm mit einer Latte ſeine wohlgerathenen drei Streiche, ſo daß der Schlingel nach altem Schiffsgebrauch in aller Ordnung „gekobbt“ war — was für einen Koch offenbar als eine durchaus geſetzliche Strafe gelten konnte.

Wir erhielten jetzt unſern gewünſchten Kartoffelbrei, aber der Koch ſchrieb ſich Alles, wie man leicht denken kann, wohl hinter die Ohren und war beſonders gegen mich aufgebracht, den er für den Rädelsführer bei ſeiner Exekution anſah. Das Wetter wurde immer ſchlimmer, die Dienſtmannſchaft war aufs Höchſte erſchöpft und wir hatten auf dem Schiffe keinen Grog anzuſprechen: endlich konnte ichs nicht länger aushalten, ich glaubte wenigſtens, es nicht mehr ſo aushalten zu können, führte alſo meine Leute aufs Zwiſchendeck, wo ich ein Fäßchen Wachholder erwiſchte, die Röhre einer unangerauchten Pfeife in den Spunden ſteckte, und ganz behaglich an dem Inhalte zu ſchlürfen anfing. Meine ganze Wachmannſchaft rauchte jetzt ganz regelmäßig erſt an dieſem, ſpäter an einem andern Faſſe, und dies dauerte ſo lange, bis wir den Hafen erreicht hatten. Die Backbordwache that daſſelbe und ich glaube in der That, daß dieſes ſtarke Getränk uns einzig und allein während der Ueberfahrt auf den Beinen erhielt.

Das Unglück aber wollte, daß der Koch ſein Holz gerade unter dieſen Fäſſern aufgeſtaut hatte; ſo kam es, daß wir eines Morgens, als eben der Letzte von uns ſein Pfeifchen ausgeklopft hatte, den Wollenkopf dieſes Schlingels durch dieſelbe Lucke herabgucken ſahen, durch welche wir niedergeſtiegen waren. Doch wurde kein Wort über die Sache geſprochen, bis es endlich ans Auszahlen ging, wo denn der ſchwarze Teufel als Ankläger gegen uns auftrat. Ich geſtand Alles ein und ſtellte dagegen vor, daß wir das Schiff gar

nicht in den Hafen gebracht haben würden, wenn der Wachholderbranntwein uns nicht die Kraft dazu verliehen hätte. Ich glaube, daß es dem Kapitän wie dem Schiffseigenthümer ſehr leid that, uns verklagt zu ſehen; da dies nun aber einmal geſchehen war, ſo konnten ſie die Sache nicht überſehen und ſo wurden mir fünf und zwanzig Thaler abgezogen, worauf ich ſogleich das Schiff verließ.

Ich weiß, daß ich Unrecht that und weiß ebenſo gut, daß die Eigenthümer vollkommen in ihrem Rechte waren; gleichwohl kann ich nicht umhin zu glauben, daß der Wachholder, ſo ſchädlich er auch bei übermäßigem Genuſſe ſeyn mag, auf eine Art wie wir ihn uns zu Gemüth führten, uns weſentliche Dienſte leiſtete. Man hatte mich übrigens von dem Schiffe nicht weggejagt — im Gegentheil, Kapitän wie Kaufherr wünſchten ſehr, daß ich in ihren Dienſten bleiben möchte; allein ich war nun einmal ärgerlich und wollte nichts mehr mit ihnen zu ſchaffen haben.

Daß ich kein ſchlechtes Zeugniß von jenem Schiffe mitnahm, dafür ſpricht der Umſtand, daß ich noch am ſelben Tage in der nämlichen Eigenſchaft wie auf dem vorigen Kauffahrer, nur mit der Zuſicherung beſſeren Lohns auf dem „Waſhington“ angeſtellt wurde; derſelbe war nach London beſtimmt und lag gerade neben dem Foſter vor Anker. Ich erlangte hier noch den weiteren Vortheil, daß ich einige Einſicht in das Geſchäft des Paſſagiertransportes gewann, da das Schiff auf jeder Fahrt mehr oder weniger Reiſende an Bord führte.

Dieſe Fahrt brachte mich wieder nach London, das ich ſeit meinem erſten Beſuche auf dem Sterling nicht mehr geſehen hatte; doch waren ſeit der Zeit zu viele Jahre verſtrichen, als daß ich noch alte Bekannte hätte auffinden können, da ich inzwiſchen vom Knaben zum Manne herangewachſen war.

Auf dem Waſhington blieb ich ein volles Jahr, während welcher Zeit ich nicht weniger als drei Reiſen, die letzte als erſter Steuermann machte. Auf den vier erſten Fahrten durch den atlan-

tiſchen Ocean hatte ſich nichts von Bedeutung ereignet; die fünfte aber ſollte uns mehr Abwechslung darbieten.

Der Waſhington hatte noch auf jeder meiner Fahrten eine ſehr fatale Geneigtheit zum Leckwerden an den Tag gelegt; wir hatten ihn deßhalb zweimal in eines der Londoner Docks gebracht, was ihm ſehr gut bekommen war. Auch in der erſten Woche unſerer fünften Ueberfahrt hielt ſich das Schiff ganz waſſerdicht, ſo lange nämlich noch günſtige Witterung herrſchte; kaum ſtanden wir aber öſtlich von den Banks, als ſich ein heftiger Wind erhob und das Schiff, das unter dichtgerefftem großem Mars= und Fockſegel lenſen mußte, ſo ſchwerfällig zu arbeiten anfing, daß mir in der That gar nicht wohl zu Muthe wurde; ich wußte, daß es überladen war und fürchtete die Folgen eines etwaigen Sturmes.

Ich hatte von jeher die Gewohnheit, immer eine Pumpe zum Sondiren des Pumpenſods in Bereitſchaft zu halten und vergaß während meiner Wache niemals, fleißig zu ſondiren. Eben als der Sturm ſeine höchſte Höhe erreichte, während ich unten die Vormittags=wache zu beſorgen hatte, fühlte ich mich plötzlich ſo unbehaglich, daß ich in den bloßen Unterbeinkleidern auf's Verdeck ſtieg und abermals zu ſondiren anfing, obgleich ich kaum vor zwei Stunden nachgeſehen und das Waſſer auf dem Saugpunkt gefunden hatte. Aber — o Wunder — diesmal war es bis zu drei Fuß Höhe angeſtiegen!

Dieſe Aenderung war ſo bedeutend und unerwartet, daß wir alle glaubten, der Angabe müſſe ein Irrthum zum Grunde liegen. Ich ließ alſo die Meßruthe wieder hinab, nachdem ich ſie zuvor getrocknet und mit Aſche beſtreut hatte, was im Ganzen nicht mehr als zehn bis fünfzehn Minuten Zeit erforderte — aber auch in dieſem kurzen Zwiſchenraum war das Waſſer ſchon wieder um mehrere Zoll an Höhe geſtiegen!

Jetzt ſah die Sache ſehr bedenklich aus und ich fing an zu glauben, daß auch noch ein drittes Segel unter meinen Füßen ver=

ſinken ſollte. Nach kurzer Berathung wurde beſchloſſen, das Schiff zu erleichtern; das Fockſegel wurde gebraßt, die Mannſchaft ſtieg in die Takelage, um ſich vor den hereinſtürzenden Wogen zu retten und ich ließ unterdeſſen das Schiff beidrehen. Dann räumten wir die Satzborde hinter den beiden Lucken weg und begannen die Terpentinfäſſer auf das Verdeck zu rollen.

In meinem ganzen Leben hatte ich mich niemals ſo kräftig gefühlt und in ſo kurzer Zeit ſo viel gearbeitet. Während des ärgſten Treibens ging ich einmal unter's Deck, um ein klein wenig auszuruhen; hier goß ich mir ein Unterſteuermannsſchlückchen Branntwein in mein Glas, füllte es, wie ich glaubte, mit Waſſer auf und trank es in einem Athemzuge hinunter. Da zeigte ſich aber, daß ich nicht Waſſer, ſondern den ſtärkſten Wachholderbranntwein und zwar in einem Maaße dazu getrunken hatte, welches mich unter anderen Umſtänden beſinnungslos niedergeworfen haben würde, jetzt aber nicht anders auf mich wirkte, als ob ich pures Waſſer zu mir genommen hätte.

Wir hatten ſchon die ganze Ladung des Zwiſchendecks auf's Verdeck herauf geſchafft, wo ſie von ſelbſt in die See hinabrollte und waren eben im Begriff, auch den tieferen Kielraum zu dieſem Zwecke zu öffnen, als der Kapitän uns einzuhalten befahl, da die Pumpen allmählig zu wirken anfingen, wie ſie denn auch ſchon eine halbe Stunde ſpäter ganz tüchtig darauf losſaugten.

Das war in der That eine ganz erfreuliche Botſchaft, denn ich hatte eben angefangen, mich dem Glauben hinzugeben, daß wir auf unſere Boote vertrieben werden würden.

Unter unſerer Ladung befanden ſich auch etliche eingepöckelte Kalbsfelle. Als die Gefahr den höchſten Grad erreicht hatte, ſah ich den Koch an einem Faß den Boden ausſchlagen und einige dieſer Häute in einer Tonne verbergen; ich fragte ihn ſpäter, warum er dies gethan habe und erhielt zur Antwort, er müſſe von dieſen

ſchönen Häuten noch einige nach Haus bringen! Das wäre wohl ein großer Schaden geweſen, wenn ſie verloren gegangen wären!

Sobald die Pumpen wieder angeſetzt hatten, wurde das Schiff in den alten Kurs zurückgeſteuert und bewies ſich auch bald wieder ſo waſſerdicht wie eine Flaſche.

Acht bis zehn Tage ſpäter, als wir eben unter aufgehißten Leeſegeln in unſerem Kurſe fortſteuerten, gewahrten wir vor uns ein großes Schiff, welches gleich uns, aber mit gerefften Mars- und Bramſegeln vor dem Winde daherging und ſeine Flagge gewippt* hatte. Wir näherten uns natürlich ſo raſch wir konnten, und als wir neben ihm ſtanden, bemerkten wir, daß das Schiff von Menſchen wimmelte und ſeine ganze Mannſchaft mit Pumpen und Ausſchöpfen beſchäftigt war. Wir wußten ihre Lage am beſten zu würdigen und legten uns augenblicklich neben ſie, um uns nach ihrem Zuſtande zu erkundigen; ſie antworteten uns zuerſt mit drei Cheers, worauf ſie uns ihre Geſchichte erzählten.

Es war ein engliſches Transportſchiff, das eine Anzahl Soldaten nach Neu-Braunſchweig bringen ſollte, und, wie das unſere, einen Leck bekommen hatte, ſo daß ſie ſich nur durch fortwährendes Pumpen und Ausſchöpfen flott zu erhalten vermochten und wegen des anhaltenden Weſtwinds und der großen Entfernung den Rückweg nach England angetreten hatten. Sie baten unſern Kapitän, in ihrer Nähe zu bleiben, weßhalb wir unſere Segel verhältnißmäßig verkürzen mußten.

So ſteuerten die beiden Schiffe drei Tage und Nächte auf Anrufweite neben einander und unſere Offiziere wurden mit den Paſſagieren öfter bei ihnen zu Tiſch geladen und umgekehrt. Als ſich am vierten Tag Wind und Wetter günſtig anließen und wir unſerer Rechnung nach nicht mehr weit vom Kanal entfernt ſeyn konnten, ſagten wir den Engländern, wir wollten vorausſegeln und ſobald wir das Land entdeckt hätten, wieder zurückkehren. Wir

* Abwärts geſtellt, um als Nothſignal zu gelten. D. U.

hielten uns dabei ſo lange auf, daß die armen Burſche hintendrein geſtanden, ſie hätten die Hoffnung auf unſere Rückkehr bereits aufgegeben gehabt; dies lag jedoch keineswegs in unſerer Abſicht, denn kaum hatten wir das Land vor Augen, als wir auch ſogleich beidrehten und ihnen dieſe Freudenbotſchaft überbrachten, welche mit lauten Cheers empfangen wurde, worauf beide Schiffe in Gemeinſchaft mit einander weiter ſegelten.

Als wir am nächſten Morgen das Land vor uns ſahen und viele Fahrzeuge in der Nähe erblickten, drangen die Engländer in uns, daß wir ſie jetzt verlaſſen ſollten, da ſie ihr leckes Schiff ganz gut bis Falmouth zu bringen hofften, was wir denn auch thaten und London bei guter Zeit erreichten.

Sobald wir nach New-York zurückgekehrt waren, wurde der Waſhington verkauft und ich verlor meinen angenehmen Poſten, den ich übrigens in Folge meiner vortheilhaften Zeugniſſe mit der gleichen Anſtellung auf einem anderem Schiffe vertauſchte.

Vierzehntes Kapitel.

Mein nächſtes Fahrzeug war der „Camillus“, der über Charleston nach Greenock ſegeln ſollte, welchen Hafen wir ohne Unfall erreichten und eine Ladung Baumwolle daſelbſt einnahmen. Das Schiff war bereits ſegelfertig, als der Kapitän an einem Samſtag Abend an's Land ging und mir ſagte, er werde am nächſten Morgen zurück ſeyn und falls wir günſtigen Wind bekämen, unverzüglich mit uns in See ſtechen. Ich bewilligte den Leuten ihre gewöhnliche ſonnabendliche Freinacht und begab mich ſelbſt in die Kajüte, um ein Schlückchen zu mir zu nehmen. Ich leerte ein oder zwei Gläſer und bekam auf dieſe Art allerdings mehr als einem Mann gut iſt, obwohl ich nichts weniger als betrunken war — kurz ich hatte zu viel, wiewohl ich im Nothfall noch eine ſtärkere

Ladung hätte führen können. Der Proviantmeiſter war an's Land gegangen und da kein Unterſteuermann vorhanden war, ſo befand ich mich ganz allein an Bord.

Unter dieſen Umſtänden vernahm ich plötzlich ein Geräuſch und ging auf's Verdeck, um zu erfahren, was es gebe. Mein ehmaliges Schiff, der Franklin, hatte ſeinen Ankerplatz geändert und dabei ſeinen Klüverbaum an unſern Hackbord angerannt. Ich rief ſogleich zu ihnen hinüber und ſtieg dann auf den Hackbord, um unſern Nachbar wegzuſchieben, als ich aus Unachtſamkeit häuptlings hinabſtürzte, unterwegs noch an dem Schanddeck unſeres Boots, das in der Mitte von dem Penterbalken hing, vorbeiſtreifte und in's Waſſer fiel.

Die Fluth trieb mich fort und trug mich zwiſchen die Werfte und das hinter uns liegende Schiff, welches zufällig der „William Thompſon," Kapitän Thompſon, Schiffsherr Thompſon, Steuermann Thompſon, kurz Thompſon und nichts als Thompſon war, wie Mathews oft zu ſagen pflegte.

Kapitän Thompſon war eben am Kajütenfenſter mit Leſen beſchäftigt und hörte zufällig mein Stöhnen; er machte plötzlich Lärm, ein Boot wurde ausgeſetzt und ich — eingenommen. Es war ſtockfinſter, ich hatte überdies bei dem Falle alles Bewußtſein verloren, und meine Rettung aus dieſer abermaligen Gefahr war darum kaum minder merkwürdig, als die aus den Zähnen des Hayfiſches in Weſtindien, oder vor Trant's Kanonen in jener Nacht, da der Scourge zu Grunde ging.

Erſt nach einigen Stunden kam ich wieder zum Bewußtſeyn, und daran war nicht ſowohl der Branntwein, als vielmehr jener Fall ſchuldig, da ich Alles, was vor dieſem Sturze vorfiel, noch ganz deutlich im Gedächtniß habe. Gleichwohl muß ich bemerken, daß nichts als das Getränk all' das Unheil angerichtet hatte, denn ich hatte gerade ſoviel zu mir genommen, daß ich ſorglos und unachtſam werden mußte.

Am nächſten Morgen fand ich, daß ich meinen linken Arm nicht rühren konnte und ging alſo zu einem Doktor. Dieſer Ehrenmann erklärte mir ſogleich, einem Burſchen wie mir, ſage er nie was ihm fehle, wenn er nicht vorher ſein Honorar in Händen habe. Ich gab ihm einen Dollar und nun erſt erfuhr ich ſein Geheimniß — ich hatte das Schlüſſelbein gebrochen.

„Und nun noch einen weiteren Thaler,“ meinte er, „dann will ich Euch zuſammenflicken.“

So mußte ich auch noch den zweiten Spanier ſpringen laſſen; dafür hielt er aber auch wirklich Wort und legte mir den Verband an.

Auf's Schiff zurückzukehren, davon war jetzt nicht mehr die Rede; ich war genöthigt, einen jungen Mann, den ich noch aufgetrieben hatte, an meiner Statt auf den Camillus zu ſchicken, während ich ſelbſt zwei bis drei Monate unthätig am Lande liegen blieb und mit der Reiſe auch meine Steuermannsſtelle einbüßte.

Von der Zeit an, da ich auf dem Waſhington gedient hatte, nahmen meine Angelegenheiten einen erfreulichen Fortgang und hätte ich auf dem Camillus bleiben können, ſo glaube ich, daß ich's noch zum Schiffskapitän gebracht haben würde. Ich hatte mir einiges Geld zurückgelegt, und da ich in meiner neuen Stellung auch im Hafen Beſchäftigung fand, ſo hatte ich nach und nach allen Geſchmack an den gewöhnlichen Matroſenluſtbarkeiten verloren und größere Achtung vor mir ſelbſt bekommen. Jener Sturz vom Hackbord aber wurde nun für mich ein trauriger Rückſchritt und mein Lebensſchiffchen konnte ſich nie wieder von der Abtrift erholen, in welche es dadurch gerathen war.

Ich war länger als zwei Monate am Land und mußte ſchon meines Armes halber ein vorſichtiges und vernünftiges Benehmen beobachten. Nach Ablauf dieſer Zeit ging ich als zweiter Steuermann auf den „Sally,“ der zwar nach Charleston gehörte, aber gleichfalls nach Greenock beſtimmt war und von dort wieder in ſeinen

eigenen Hafen zurückkehren ſollte. Die Reiſe ging ganz glücklich von Statten und mein Arm wurde wieder ſo ſtark wie zuvor.

Zu Charleston verließ ich dieſes Fahrzeug, welches abgetackelt werden ſollte, und ſchiffte mich als erſter Steuermann auf einem Schooner gleiches Namens ein, welcher freilich kein ſonderlich großes Schiff vorſtellte, gleichwohl aber ein feſtes geſundes Seeboot zu ſeyn ſchien und nach St. Domingo beſtimmt war.

Wir liefen ohne Unfall aus und kamen glücklich zu Kap Henry an, wo wir unſere Fracht ausſchifften und dafür ein Quantum Dublonen — vierhundert und achtzig Stück, wie man ſagte — einſchmuggelten, worauf wir nach der Inſel Cuba abſegelten. Dort wollten wir zu Matanzas einlaufen, weßhalb wir uns an der Küſte hielten und nachdem wir die Luvſtraße * paſſirt hatten, die Inſel Cuba auch wirklich erreichten.

Während wir bei eingeſetzter Brefock ** weiter ſteuerten, gewahrten wir am Morgen des dritten Tages nach unſerer Abfahrt ein großes Boot mit zwei Segeln, das vom Lande abſteuerte und offenbar auf den Schooner Jagd machte.

Wir waren unſer acht an Bord, nämlich der Schiffseigenthümer, ein Franzoſe, der ſeinem Vaterlande einſt als Dragoner gedient hatte, jetzt aber zwiſchen ſiebzig und achtzig Jahren ſtand, außer ihm der Kapitän, ich, der Schiffsjunge, der Koch und vier weitere Matroſen. *** In dem feindlichen Boot konnten wir neun Mann aufzählen, welche mit Musketen bewaffnet waren, (was wir zwar erſt ſpäter bemerkten) während wir keine Waffen, nicht einmal Piſtolen auf unſerem Schooner hatten. Ich hielt die Fremden gleich anfangs für Seeräuber, ſo wie ich ſie unter dem Lande her-

* So nennen die Engländer die Straße zwiſchen Cuba und St. Domingo. D. U.

** Heißt das Raaſegel der Bagienraa auf kleinen Fahrzeugen. D. U.

*** Macht bei gehöriger Zählung nicht acht, ſondern neun. D. U.

vorkommen ſah, allein der Kapitän beharrte darauf, ſie für Schildkrötenfänger anzuſehen.

Das Boot ruderte mittlerweile immer näher, bis es „Hand über Hand“ in gleiche Höhe mit uns kam, worauf die Burſche ein hitziges Feuer gegen uns eröffneten, wodurch ſie unſere Mannſchaft vom Verdeck verjagen wollten. Dieſen Zweck erreichten ſie wirklich, denn ſämmtliche Matroſen rannten in das Vorkaſtell hinab, der Schiffsjunge ſtellte ſich auf die Kajütentreppe, ſo daß außer dem Kapitän, dem alten Franzoſen und mir ſelbſt keine Seele auf dem Verdeck zurückblieb.

Was die Andern am Bord des Schooners thaten, während die Seeräuber neben uns anlegten und zur Beluſtigung ihr heftiges Feuer gegen uns fortſetzten — weiß ich nicht; ich ſelbſt hielt es für das Gerathenſte, mich hinter dem Fockmaſte niederzuducken. Es dauerte übrigens nicht lange, bis die Schurken auf unſer Verdeck hereinſprangen und den Schooner in Beſitz nahmen. Einige von ihnen kamen auf's Vorkaſtell und verſchloſſen die dortige Lucke, um die Leute unten einzuſperren; erſt jetzt mochten ſie ſich als die unbeſtrittenen Gebieter des Schiffes betrachten. Einer der Burſche zog darauf ein furchtbar ausſehendes Inſtrument, ein langes, ſchmales, ſcharfes, glänzendes Meſſer, mit dem er die Fallen der Brefock entzwei ſchnitt.

Die Leute alle, die ich jetzt an Bord des Schooners erblickte, kamen mir vor wie Engländer oder Amerikamer, welche ſich für Spanier auszugeben wünſchten. Ganz abgeſehen von der Ausſprache herrſcht übrigens in Größe, Farbe, ſowie in der ganzen Erſcheinung des Spaniers, gegenüber von den Bewohnern der beiden andern Länder, ein ſo gewaltiger Unterſchied, daß ich mich wohl ſchwerlich täuſchen konnte. Ich gewahrte nur einen einzigen unter dieſen Piraten, der mir ein wirklicher Spanier zu ſeyn ſchien, obgleich ihre Geſichter der Unkenntlichkeit halber ſämmtlich geſchwärzt waren, was übrigens nicht hinderte, daß man von dem, was

hie und da von ihrer Haut zu bemerken war, auf ihre wahre Farbe ſchließen konnte — ſo fand ſich denn auch, daß kein einziger Neger unter ihnen war.

Der Burſche, welcher die Brefockfallen durchſchnitt, konnte unmöglich ein Spanier ſeyn; das Segel war nämlich nicht ſobald herabgefallen, als er das Meſſer am oberen Raume unterhalb des Leicks* anſetzte, wie wenn er die Leinwand mit möglichſt geringer Mühe abſchneiden wollte. Ich ſtand in der Nähe und fragte ihn deßhalb, warum er das Segel zerſtöre? Wenn er es brauche, warum er es nicht lieber ganz mitnehme?

Auf dieſes drehte er ſich raſch nach mir um, ſchwang ſeinen Arm und verſetzte mir einen heftigen Stoß mit ſeinem furchtbaren Meſſer. Die Spitze der tödtlichen Waffe ſtreifte quer an meinem Bruſtbeine vorüber.

Ich fiel, theils in Folge des heftigen Stoßes, theils aus Liſt, da ich es für das Sicherſte hielt, mich geradezu auf den Rücken zu legen. Um ſeinen wüthenden Angriff zu vollenden, traktirte mich der Wütherich auch noch mit einigen derben Fußtritten und verſchiedenen Flüchen in gebrochenem Spaniſch. Ich hatte natürlich Engliſch geſprochen und daß er mich verſtand, war an dem Ausdruck ſeiner Mienen, ſowie an ſeiner Handlungsweiſe deutlich genug wahrzunehmen.

Meine Wunde war nicht gefährlich, blutete aber ſo ſtark, daß Hemd und Beinkleider ganz mit Blut bedeckt wurden, nicht anders, als ob ich gerade in's Herz getroffen worden wäre; ein oder zwei Zoll tiefer in der Richtung des Meſſers würden mich auch ſicherlich um's Leben gebracht haben.

Wie dieſer Auftritt für mich geendet haben möchte, weiß ich nicht, wenn nicht einer der Seeräuber in dieſem entſcheidenden Augenblicke herbeigekommen wäre und der Wuth meines Feindes durch

* So nennt man das obere Tau, welches ein Segel umſpannt und an dem die Kanten des letzteren befeſtigt ſind. D. U.

eine drohende Gebärde mit dem Finger Einhalt gethan hätte. Dieſer mein Retter war mir von früher bekannt, darauf will ich ſchwören; ich kann zwar kaum annehmen, daß ich mich irre, werde aber dennoch, da ich meiner Sache nicht über jeden Zweifel gewiß bin, ſeinen Namen nicht nennen. Habe ich Recht, ſo war er ein junger Mann aus Connecticut, welcher auf dem Sterling mit mir eine Reiſe nach Liverpool machte; ich hatte mit dieſem jungen Manne auf ſehr vertrautem Fuße geſtanden und war öfter als mit jedem Andern unter unſerer Mannſchaft mit ihm an's Land gegangen. Sein Geſicht war zwar geſchwärzt wie die aller ſeiner Kameraden: doch konnte dies ſeine Züge und Augen, ſeine Haltung, Größe und Stimme nicht unkenntlich machen; dabei ſprach er ein Rothwälſch von gebrochenem Engliſch und gebrochenem Spaniſch, wie keiner, der mit einer von beiden Sprachen von Kindheit an vertraut iſt, es gebraucht haben würde. Daſſelbe galt von Allem, was ich unter den Burſchen reden hörte, einen einzigen betagten Matroſen ausgenommen, deſſen ich ſogleich zu erwähnen Gelegenheit finden werde.

Der Mann, den ich für meinen ehmaligen Schiffskameraden hielt, ſchien auch mich zu erkennen. Ich war zwar noch ein Knabe, als ich den Sterling verließ, doch will man behaupten, daß ich mich im Aeußern nicht weſentlich verändert habe; mein Haar iſt noch immer ſchwarz und damals als ich noch in der Blüthe der Jahre ſtand, muß ich ſehr leicht zu erkennen geweſen ſeyn. Ich war in jenem Augenblick ſo feſt überzeugt, einen alten Bekannten vor mir zu ſehen, daß ich ſchon im Begriffe ſtand, ihm beim Namen zu rufen, als mir zum Glück noch einfiel, daß dieſes mir gefährlich werden könnte; die Piraten wünſchten nämlich Allem nach unerkannt zu bleiben und ſo war es wohl am Geſcheuteſten, ſie auf dieſem Glauben zu laſſen.

Mein muthmaßlicher Schiffsgenoſſe erwies ſich mir übrigens als Freund und ich war keiner perſönlichen Mißhandlung mehr aus=

geſetzt, ſeitdem ſein Gefährte ein paar Worte mit ihm gewechſelt. Ich glaube ſogar, daß wir alle ihm die Rettung unſeres Lebens verdankten. Er fragte mich, ob wir Geld an Bord führten und als ich dies in Abrede zog, behauptete er, „das wüßten ſie beſſer; der Schooner führe jetzt blos Ballaſt, müſſe alſo für die Herfahrt den Preis in Baarem bei ſich haben.“ Ich weigerte mich indeſſen, mehr anzugeben, worauf er befahl, mich auf ihr Boot zu ſchaffen, wohin der Kapitän ſchon vorher gebracht worden war. In ſeiner ganzen Verfahrungsweiſe glaubte ich einen Anſtrich erzwungener Härte zu erkennen.

Dem armen franzöſiſchen Greiſe erging es weit ſchlimmer. Die Räuber ſchienen zu wiſſen, daß er der Schiffseigenthümer war und mochten wohl glauben, er vermöge die beſte Auskunft über das geſuchte Geld zu ertheilen. So wurde er denn auf alle Fälle unbarmherzig durchgepeitſcht, hielt aber die Strafe bis auf's Aeußerſte aus, ohne den Aufbewahrungsort ſeiner Dublonen zu verrathen. Zunächſt nach ihm wurde der Schiffsjunge durch die Drohung geängſtigt, er werde über Bord geworfen, wenn er das Geheimniß nicht verrathe; der Junge plauderte und die Dublonen waren bald aufgefunden.

Der Kapitän und ich waren unter einem der Halbdecke des Boots in Verwahrung gebracht worden, wo wir von dem alten Spanier bewacht wurden; ſobald aber die Burſche das Geld aufgefunden hatten, riefen ſie der über uns ſtehenden Schildwache zu, ſie ſolle uns nur frei laſſen, damit wir ihren Spaß auch mitanſehen könnten. Da ſtanden denn die acht Spitzbuben um die Truhe des Schooners aufmarſchirt und theilten ſich in die Dublonen; ſobald dies geſchehen war, hieß man uns mit unſerem Boote, auf welchem wir nach dem Piratenſchiff gerudert worden waren, an den Schooner herankommen.

Der Kapitän ſtieg an Bord des Sally und ich wurde befehligt, die Schufte alle zumal nach ihrem Fahrzeuge zurückzurudern.

Die Schelme waren ausnehmend vergnügt und ſchienen mit ihrem Fange ſehr zufrieden zu ſeyn; ſie machten allerlei ſchlechte Witze auf unſere Koſten, waren jedoch durch das Gold ſo befriedigt, daß ſie unſere Brefock zurückließen. Dafür hatten ſie indeſſen die Kajüte ausgeplündert und mir einen Quadranten, eine Uhr und den größten Theil meiner Kleider mitgenommen, ohne übrigens auf dem Vorkaſtell einzudringen, obgleich unſere Leute daſelbſt ein Sümmchen von vierhundert Thalern unter einem Haufen Kehricht und alter Tauſtücke verſteckt hatten.

Mein muthmaßlicher Schiffsgenoſſe gedachte übrigens meiner bis zum letzten Augenblicke. Als wir ſein Fahrzeug erreichten, ſchenkte er mir ein Glas Branntwein ein und forderte mich auf, es auszutrinken; ich hielt es aber für vergiftet und wollte nichts davon genießen. Er ſchien mich zu begreifen und trank es ſelbſt mit bedeutungsvollem Blicke hinunter; dies machte mir Muth und ohne Zögern nahm ich das nächſte Glas, worauf er mir abzuſtoßen befahl, was ich auch alsbald that, ohne einen zweiten Befehl hiezu abzuwarten, worauf die Piraten in demſelben Augenblicke von dannen ruderten.

Wir bildeten ein höchſt betrübtes Häuflein, ſobald wir uns wieder ſelbſt überlaſſen waren. Der alte Franzoſe war in tiefe Trauer verſunken, ſo daß wir alle Mitleid mit ihm hatten; er beklagte ſich jedoch nicht über den Schiffsjungen und überhaupt wurde nicht weiter über den geſchehenen Raub geſprochen. Meine Wunde war nur unbedeutend; der alte Mann dagegen war dermaßen zerſchlagen und übel zugerichtet, daß er kaum mehr aufrecht zu gehen vermochte.

Sobald die Briſe eintrat, liefen wir in Charleston ein, da wir nicht mehr die Mittel beſaßen, um die Ladung einzukaufen, die wir zu Matanzas einzunehmen beabſichtigt hatten.

Dieß war das Erſtemal, daß ich in Wirklichkeit den Seeräubern in die Hände fallen mußte, wiewohl ich mehreremale nur

mit genauer Noth einem ſolchen Schickſale entronnen war. Gleich zu Anfang meiner Laufbahn hatte mich auf dem Sterling dieſelbe Gefahr an der portugieſiſchen Küſte bedroht; ſpäter war ich ihr auf dem William und Jane während meiner Fahrt nach Canton gegenüber geſtanden; ein drittes Mal auf dem Trio bei jener Sandbank dieſſeits der Küſte von Java, und ein viertes Mal auf dem Mechanic auf der andern Seite von Cuba. Und gleichwohl war es nicht die letzte Affaire, die ich mit ihnen zu beſtehen hatte, wie aus dem Verlaufe meiner Geſchichte hervorgehen wird.

Ich machte auf dem Sally eine zweite Reiſe nach Matanzas hin und zurück, ohne daß ſich irgendwo ein bemerkenswerther Un- oder Zwiſchenfall zugetragen hätte. Sehr gerne wäre ich noch länger auf dieſem Schooner geblieben, da ich mich mit dem Kapitän vortrefflich vertrug, hätte mich nicht einer jener unglücklichen Zufälle weiter getrieben, welche mich ſchon ſo oft „dwars ab von den Klüſen“ gebracht hatten.

Es war nämlich eben um die Zeit der Fluth, als wir zu Charleston eine Ladung Zucker, die in ſehr ſchweren Fäſſern verpackt war, an's Land zu ſchaffen hatten; da die Regeling höher ſtand als die Werfte, ſo brauchten wir die Zuckerfäſſer blos auf die Regeling zu bringen und von da auf einigen Planken an den Strand hinabrollen zu laſſen, wo ſchon zwei Neger zur Aufnahme und Beförderung derſelben bereit ſtanden. Einer dieſer Burſche hatte es in der Gewohnheit, den Fäſſern auf den Planken entgegen zu ſpringen, ſtatt ſich zur Seite zu ſtellen und dieſelben blos an einer Seite anzufaſſen; ich machte ihn mehreremale auf die Gefahr aufmerkſam, welcher er ſich ausſetzte, ohne daß er meine Worte beachten zu wollen ſchien. Endlich ſah ich leider meine Warnung gerechtfertigt; eines der Fäſſer glitt unſern Leuten aus den Händen und rollte gerade über den Neger weg, der wie ein Stückchen Teig breit gedrückt wurde.

Das war offenbar ein Zufall und Niemand dachte daran, mir

deßhalb eine Schuld beimeſſen zu wollen. Allein der Eigenthümer des Schwarzen betrachtete dieſen, wie man etwa einen Miethgaul betrachten würde, welchen Einer lahm oder gar todt geritten hat — er kam auf unſern Schooner und als er hörte, daß es um ſeinen Sklaven geſchehen ſey, ſchwor er hoch und theuer, ich ſollte denſelben bezahlen!

Den Kaufpreis eines athletiſchen „Niggers" zu entrichten, war aber für mich noch weit unmöglicher, als dieß bei dem großen Staate Pennſylvanien mit Heimzahlung der Intereſſen ſeiner Schuld der Fall zu ſeyn ſcheint und da ich nichts mit einem Prozeſſe zu ſchaffen haben mochte, ſo brachte ich noch am ſelben Nachmittag mein bischen Eigenthum an Bord eines anderen Schiffes, auf welchem ich mich für meine Ueberfahrt nach New-York als Unterſteuermann verdingte.

Das Fahrzeug, an deſſen Bord ich nun gerieth, war der „Commodore Rodgers," welcher regelmäßig zwiſchen beiden Häfen hin- und herging. Am nächſten Morgen fuhren wir ab und das Vormarsſegel mußte dem Niggerbeſitzer meine Antwort geben.

Der Beſtehder * des Schiffs — ein Menſch, der die Steuermänner ſehr grob zu behandeln gewohnt war — befand ſich eben an Bord und benahm ſich bei dieſer Veranlaſſung ſo impertinent gegen unſern Hochbootsmann, daß ich dieſen laut darob tadelte, weil er ſich die Grobheit gefallen ließ. Dies hatte jedoch keine weiteren Folgen, obwohl ich den Charakter eines Mannes, der ſich eine ſolche Sprache erlaubte, unmöglich vergeſſen konnte.

Nach unſerer Ankunft zu New-York nahm unſer erſter Steuermann den Abſchied, worauf ſeine Stelle mir angeboten wurde. Es war zwar ziemlich gewagt, nach Charleston zurückzukehren, aber der Lohn war gering, die Geſchäfte ſtanden ſchlecht, zu New-York herrſchte überdies noch das gelbe Fieber, und ich dachte, mit einiger Vorſicht könnte ich meinem „Niggereigenthümer" ſchon aus den Augen bleiben, ſo daß ich mich endlich entſchloß, das Anerbieten anzunehmen.

* Derjenige, der ein Schiff bauen läßt. D. U.

Sobald wir nach Charleston zurückgekehrt waren, legten wir unſer Schiff an ſeine eigene Werfte, weßhalb ich von meinem Feinde, der ſich oben in der Stadt herumtrieb, während wir hier weit unten vor Anker waren, nichts zu ſehen bekam. Dafür traf mich aber ein anderes Unglück, welches weit ſchlimmere Folgen für mich herbeiführte.

Unſer Schiffsbeſtehder mit ſeinem böſen Maul war nämlich wieder geſchäftig wie immer, ſchimpfte und tobte bald da und bald dort und Alles, was wir thaten, war ihm nicht recht. Unſere Ladung war beinahe ſchon ganz ausgeſchifft, als ich wegen einiger Fäßchen Bleiweiß mit dem Grobian in einen Wortwechſel gerieth, wobei er ſich im Verlaufe des Streites nicht entblödete, mich „einen frechen H—enſohn" zu nennen. Das war mehr, als ich ertragen konnte; ich faßte den Kerl beim Kragen und warf ihn den Luckengang hinunter.

Der Fall war nicht bedeutend, denn in der unteren Lucke lag ein Haufen Hanf, auf welchen der Burſche ſtürzte; gleichwohl hatte er ſein Schlüſſelbein gebrochen und fing trotz einem Kantor an zu ſingen.* Ich hatte aber keine Luſt in ſeine Melodie einzuſtimmen, ſondern warf meine Schiefertafel im höchſten Zorne auf's Verdeck und verließ das Schiff, um mich an's Land zu begeben. Ich traf den Kapitän auf der Werfte, erzählte ihm meine Geſchichte, ließ mir von ihm das Verſprechen geben, daß er mir meine Kleider nachſchicken wolle, und verſchwand. Ein paar Stunden ſpäter machten faſt alle Konſtabels von Charleston Jagd auf mich, ohne mich aber zu finden, da ich mich gut verſteckt hatte und einige Tage lang „wohlgeborgen" im Hafen lag.

Dieſer Zuſtand konnte jedoch nicht ewig dauern: die Konſtabels waren nicht halb ſo ingrimmig als ſie ausſahen, denn einer von ihnen ſuchte mich ſelbſt fort zu ſchaffen und mich an Bord des

* Die engliſchen Matroſen nennen es nämlich „geſungen," wenn ſie ſich ihre Kommando's auf eine Weiſe zuſchreien, daß anderen Leuten die Ohren zerſpringen möchten. D. U.

„Governor Ruſſel“, eines Küſtenfahrers, zu bringen, wo ich den erſten Steuermann und die geſammte Mannſchaft — Alles in einer Perſon vorſtellte.

Der „Governor Ruſſel“ war ein Handelsſchiff aus Buford, das mit ſeinen Frachten nicht weiter als fünfzehn bis zwanzig Meilen ging: es war die kürzeſte Reiſe und das winzigſte Fahrzeug, mit welchem ich jemals — Kanonenboote ausgenommen — in meinem ganzen Leben zu thun gehabt hatte. Die Mannſchaft beſtand aus zwei Negern, den Sklaven des Eigenthümers, während der Kapitän und ich uns hinten befanden. Ob das Fahrzeug überhaupt ſo viele Perſonen gefaßt hätte, weiß ich nicht, denn ſo lange ich an deſſen Bord diente, kam mir der Kapitän niemals zu Geſicht. Der Schooner lag drei Meilen unterhalb der Stadt und war inſofern ſehr gut für mich geeignet, da wohl ſchwerlich Jemand auf den Gedanken kommen mochte, einen alten Cantonfahrer auf einer ſolchen Küſtenſchale aufſuchen zu wollen. Wir waren damit beſchäftigt, ihn anzuſtreichen und ſeine Takelage auszubeſſern, während ſich der Schiffsbeſtehder mit ſeinen Myrmidonen daran ergötzte, in der ganzen Stadt nach mir umherzuſpüren.

So hatte ich drei Tage auf dem Governor Ruſſel verlebt, als plötzlich in ächt ſüdlicher Weiſe eine Bö aus Süden und Weſten zugleich über uns hereinbrach: der Sturm kam mit furchtbarer Gewalt daher gerast und man wollte ſeit vielen Jahren kein ſolches Unwetter mehr im Hafen erlebt haben. Die meiſten Schiffe wurden von den Werften losgeriſſen und Alles, was vor Anker lag — ein Kriegsſchiff und einen Revenuekutter* ausgenommen — ſchleppte ſeinen Anker oder wurde triftig.

Wir ſelbſt lagen nur an einem einzigen Anker und fingen bald an gegen die Barre hinunterzuſchwimmen; ich warf den Nothanker aus, welcher aber die Kabeltaue wie Bindfäden auseinander riß und unſer Schiffchen leewärts führte. Ein Segel aufzuhiſſen war

* Ein dem Zollamte gehöriges Fahrzeug. D. U.

rein unmöglich, auch wenn dieſe — was bei den unſrigen nicht der Fall war — angeſchlagen geweſen wären; ſo mußte ich das Ding ſeinen eigenen Weg gehen laſſen.

Dies Alles geſchah bei Nacht während einer ſo dichten Finſterniß, daß man in all' dem Wellengiſcht und Sturm und bei der ſpäten Stunde nicht auf Schiffslänge vor ſich hinzuſehen vermochte. Ich wußte wohl, daß es mit uns dem Oceane zuging und den Hauptgegenſtand meiner Beſorgniß bildete jetzt die Barre oder Mündung des Fluſſes; den dort befindlichen Kanal herauszufinden — daran war nämlich nicht zu denken, da ich erſtens einmal ſeine Stelle nicht kannte und ihn — auch wenn ich ein patentirter Lootſe geweſen wäre — in der Finſterniß doch nicht gefunden haben würde. In meinem ganzen Leben, weder zu Waſſer noch zu Land war ich jemals ſo vollkommen rathlos geweſen, als während der beiden angſtvollen Stunden, da der Schooner, die Breitſeite der Strömung zugekehrt, auf dem Fluſſe dahintrieb, ohne daß ich wußte, wohin — oder wie überhaupt das Ganze enden würde. Die beiden Schwarzen hatten vor lauter Angſt den Verſtand verloren und waren außer Stand, mir Beiſtand zu leiſten.

Endlich ſpürte ich wie der Kiel an der Sandbank anſtreifte und jetzt wußte ich, daß wir uns an der Barre befanden. Im ſelben Augenblicke waren wir auch von einem wahren Wirbelwinde von Flugwaſſer umgeben; rings um uns her war nichts zu ſehen als der weiße Schaum der empörten Wogen und die Klippen, die uns entgegenſtarrten.

Das erſte Anprallen auf dem Sand ſchleuderte beide Maſten aus ihren Widerlagen und riß die Decks in beträchtlicher Ausdehnung auseinander; in der nächſten Minute ſtanden wir auf unſern Balkenenden, und die See brauste in mächtigen Wogen über uns. Alles, was wir thun konnten, war — uns feſtzuhalten und dies thaten wir denn auch mit großer Mühe und Noth; ich eilte mit den beiden Schwarzen nach dem Luvbord des Schooners, wo wir

uns mit den Schooten des großen Segels feſtbanden und nur bei einer völligen Zertrümmerung des Decks weggeſchwemmt werden konnten, da das Tau ſehr ſtark und zäh war. — Unſer Fahrzeug polterte nur zweimal gegen die Barre und trieb dann frei und ungehemmt dem Ocean entgegen.

Ich wußte nunmehr, daß wir uns auf der See befanden und geraden Wegs von der Küſte abſteuerten. Sobald wir in tiefes Waſſer gelangten, brachen die Wogen nicht mehr mit ſo furchtbarem Ungeſtüm über uns her, obwohl ſie noch immer unſer Hintertheil überſpülten. Die Maſten wurden endlich auch abgeriſſen, was mich aber weit weniger bekümmerte, als der hohe Waſſerſtand unſeres Kielraums, der ſchon jetzt beinahe ganz angefüllt war. Sinken konnten wir nicht, da das Schiff einen geſiſchten Kielraum hatte und größtentheils aus Fichtenholz gebaut war, ſo daß das Quarterdeck des Schooners immer noch gegen fünf Fuß über'm Waſſer blieb, während beide Buge faſt ganz überſchwemmt wurden, was uns hinten durchaus nicht unlieb war.

Zum Glück hatte der Sturm bei'm erſten Ausbruche ſeine Wuth beinahe ganz erſchöpft, denn bald nachdem wir die Barre hinter uns hatten, begann der Wind an Heftigkeit nachzulaſſen, und gegen Morgen war nur noch eine ſteife Briſe zu verſpüren. Nirgends ließ ſich ein Fleckchen Lands gewahren, obgleich ich an der Farbe des Waſſers erkannte, daß wir von der Küſte nicht ſehr entfernt ſeyn konnten. Wir waren zur Ebbezeit ausgelaufen und dies hatte uns ſo weit in die See hinausgeführt: doch kannte ich auch die ganze Südküſte als ſehr niedrig, weßhalb ſie von der Oberfläche des Meeres aus auf bedeutende Entfernung nur ſelten zu ſehen iſt.

Der Tag, welcher dieſer Schreckensnacht folgte, war in hohem Grade traurig und troſtlos: das Wetter war ſchön, die Sonne brannte ſogar glühend auf uns herab, aber der Wind wehte immer noch ſtark vom Lande und trieb uns mit jedem Augenblicke weiter dem Schooße des Weltmeers entgegen.

Unſere einzige Hoffnung beruhte auf der Ausſicht, einem Küſtenſchiffe in die Hände zu fallen, allein ich fing bereits an zu fürchten, daß wir längſt über deren Bereich hinausgetrieben hätten. Wir waren ohne Lebensmittel, ohne Waſſer, halb auf den Regelingen, halb in den Windungen der großen Schoote gelagert und keiner von uns wagte an jenem Tage ſeine Stellung im Geringſten zu verändern; nur hie und da wurde ein Wörtchen geſprochen, wobei ich mir alle Mühe gab, die Neger zum Ausharren zu ermuthigen, indem ich ihnen immer noch die Hoffnung vorhielt, daß uns noch irgend ein Fahrzeug aufſtoßen würde. Ich hatte in dieſem Punkte ein Gefühl der Sicherheit, das vielleicht unvernünftig ſeyn mochte, aber ganz einfach aus meinem ſanguiniſchen Temperamente hervorging, welches mich von je her etwas zu gleichgültig gegen die Zukunft zu machen pflegte.

Die Nacht brachte nur inſofern eine Aenderung unſerer Lage, als der Wind immer mehr an Stärke nachließ. Kurze Zeit vor Sonnenuntergang hörte ich einen der Neger rufen;

„Maſter Ned — John fort.“

Ich war eben vor den beiden Schwarzen geſtanden, ohne gerade auf ſie Acht zu haben, mochte wohl auch ein wenig geſchlummert haben und als ich nun wirklich emporſchaute, fand ich in der That, daß einer von den Negern verſchwunden war.

Wie dies zugegangen, vermag ich nicht anzugeben, denn er ſchien mir früher gehörig feſtgebunden zu ſeyn; vermuthlich hatte er ſich ſelbſt losgemacht, war in ſeiner Erſchöpfung in’s Waſſer gefallen und untergeſunken, noch ehe ich ihn mit einem Blicke bemerkte. Doch war jetzt nichts mehr für den armen Burſchen zu thun und ſein Verluſt brachte mich erſt auf den Gedanken, daß unſere Lage doch ſchlimmer ſeyn möchte, als ſie mir früher erſchienen war.

Manche meiner Leſer — wie ich vermuthe insgeſammt lauter gute Chriſten — werden wohl begierig ſeyn zu hören, ob ein

Mann in meiner Lage ſich nicht zu religiöſen Betrachtungen aufgefordert fühlte und ob ſein Gewiſſen ihn nicht an die Möglichkeit der Verdammniß mahnte, da das Verderben ihm ſo zu ſagen in's Geſicht ſtarrte. Ich muß leider hierauf erwiedern, daß keine ſolche Gedanken in mir aufſtiegen, wie ich mich denn überhaupt nicht erinnern kann, daß ich in irgend einer Noth und Gefahr auch nur ein einziges Mal meines Schöpfers gedacht hätte. Ich fühlte wohl etwas wie Angſt oder Todesfurcht und den inſtinktartigen Drang mein Leben zu retten, hatte aber niemals einen Begriff von der Nothwendigkeit, ein höheres Weſen um Rettung meiner Seele anzurufen. Trotz der Belehrung, die ich in meiner Jugend empfangen hatte, befand ich mich doch ſo ziemlich in der Lage eines Menſchen, der den Namen ſeines Erlöſers niemals ausſprechen gehört hatte. Bei allem Nachdenken über derlei Gegenſtände vermochte ich dennoch niemals über den ſelbſttrügeriſchen Glauben hinauszukommen, daß meine Rettung allein von mir ſelbſt abhänge. Großes Unrecht hatte ich — nach unſern Seemannsbegriffen wenigſtens — nicht begangen: ich hatte weder Raub noch Mord verübt, den Coder der ſeemänniſchen Sittengeſetze — ſoweit ich ihn verſtand — von jeher ſtreng beobachtet und darum glaubte ich ſogar gewiſſermaßen einen Anſpruch auf Gottes Gnade zu beſitzen, ohne mich über den künftigen Zuſtand meiner Seele im Geringſten zu bekümmern.

Meine beiden Unglücksgefährten auf dem kleinen Wrack theilten meine Gleichgültigkeit in dieſer Beziehung in vollem Maaße: denn kein Gebet, kein Flehen um Gottes Erbarmen ward von einem von uns dreien vernommen, und nichts bewies, daß wir überhaupt nur an ſo Etwas dachten. Der Hunger peinigte mich wohl ein wenig und während der zweiten Nacht verfiel ich in einen Schlummer und erwachte an dem Traume, daß ich eben einige meiner Lieblingsſpeiſen verzehre, — ein Traum, der mich auch bei andern Veranlaſſungen, beſonders ſobald ich auf kleine Rationen geſetzt war, ſchon öfter verfolgt hatte. Von den beiden Schwarzen klagte keiner

mit einer Sylbe über körperliches Leiden, und der Eine, welcher ertrank, war gleichſam wie eine Kerze erloſchen.

Am Morgen des zweiten Tags ſahen wir die Sonne hell und glänzend am Himmel heraufſteigen; der Wind ſprang um dieſe Zeit zu einer gelinden Südoſtbriſe um, was uns wenigſtens einigermaßen ermuthigte, da unſer Schooner dadurch wieder in der Richtung des Landes hingetrieben wurde. Doch ließ ſich ringsum noch nirgends etwas bemerken, denn die See ging immer noch ziemlich hoch und da unſer Schooner ſehr tief im Waſſer lief, ſo war unſer Geſichtskreis natürlich ſehr beſchränkt.

Es war ſchon ziemlich ſpät Vormittags, als der Neger plötzllich ausrief:

„Maſſer Ned — dort ein Schiff!“

Faſt in demſelben Augenblick vernahm ich einige Stimmen, welche uns zuriefen, und als ich mich umſah, gewahrte ich einen kleinen Küſtenſchooner ganz in unſerer Nähe. Er kam gerade vor dem Winde hergegangen, hatte uns offenbar einige Zeit früher entdeckt als wir ſeiner anſichtig geworden waren und ſtand nun unter unſerem Lee, wo er augenblicklich beiholte.

Der Schooner ſetzte unverzüglich ein Boot aus, in welchem er uns nach ſeinem Borde abholte; wir konnten uns aber kaum von der Stelle bewegen und ich fand meine Glieder ſo ſteif, daß ſie mir faſt jeden Dienſt verſagten. Der Schwarze war noch weit ſchlimmer daran, als ich, und zwölf Stunden ſpäter würde man uns wahrſcheinlich als Leichen angetroffen haben.

Der Schooner, welcher uns aufnahm, war nach Charleston beſtimmt und ſeine Bemannung beſtand aus lauter Schwarzen. In dem Augenblicke, da er uns begegnete, mußten wir gegen zwanzig Meilen von der Barre entfernt geweſen ſeyn, da wir bei günſtigem Wind den ganzen Nachmittag dazu brauchten, um letztere wieder zu erreichen.

Wir beiden Geretteten wurden in die Kajüte hinabgeſchickt,

wo ich ſogleich einen Keſſel mit gekochtem Reis entdeckte, über den ich mich mit der Gier eines Geiers herſtürzte. Die Neger glaubten, ich könnte mir dadurch ſchaden und wollten mir die Speiſe aus der Hand nehmen; ich ließ ſie aber nicht mehr los und in meinem ganzen Leben genoß ich nie ein köſtlicheres Mahl als dieſes Reisgericht, von dem ich meinem Gefährten gleichfalls eine hübſche Portion abtrat, ohne daß dieſer Genuß üble Folgen für uns gehabt hätte, da wir noch nicht ſo lange gefaſtet hatten, daß unſer Magen bedeutend geſchwächt worden wäre. — Nach dieſem herzhaften Mahle legten wir uns beide auf den Kajütenboden nieder und überließen uns dem Schlummer.

Gegen acht Uhr Abends erreichten wir die Werfte. Schon bei der Barre war der Schooner von einem Fahrzeuge angerufen worden, das den „Governor Ruſſel“ aufzuſuchen beſtimmt war; die Schwarzen beſchrieben der Mannſchaft die Stelle, wo das Wrack zu finden ſey und jene liefen ſofort in die See hinaus.

Ich fühlte mich kräftig genug, um allein nach meiner Herberge zu gehen, wo ich mich abermals „unter Quarantäne“ legte. Der „Governor Ruſſel“ wurde aufgefunden und am Schlepptau in den Hafen bugſirt, worauf er ausgebeſſert ward und wie früher den Handel nach Buford fortſetzte, ohne daß ich weder ihn noch ſeinen Kapitän wieder zu Geſicht bekommen hätte. Auch von dem Neger, der mit mir gerettet worden war, trennte ich mich auf der Werfte und habe ſpäter nie mehr etwas von ihm gehört — das iſt das Leben eines Seemannes.

Ich fürchtete mich noch immer vor den Konſtabels, beruhigte mich aber wieder durch den Gedanken, daß in dem letzten Sturme ſo manche weit wichtigere Schiffe beſchädigt und ſo viele Menſchenleben zu Grunde gegangen waren, daß von der Rettung des „Governor Ruſſel“ nur wenig geſprochen wurde. Ueberdies kannte man mich auf jenem Schooner nicht bei meinem Taufnamen, und

damals, als ich den Schiffsbeſtehder die Treppe hinunterwarf, war ich noch Mr. Myers, während ich jetzt, ſeitdem ich auf dem Küſtenboote Schiffbruch gelitten hatte, ganz einfach Ned genannt wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

So unbedeutend auch vergleichungsweiſe die Rolle war, welche ich in Charleston ſpielte, ſo erlaubte meine Sicherheit doch nicht, mich allzu lange an dieſem Orte aufzuhalten, und mein ſehnlichſter Wunſch ging dahin, den Hafen bald verlaſſen zu dürfen. Nach dem Sprüchwort „ein Bettler hat nicht lange zu wählen“ war ich daher herzlich froh, mich auf dem „Carpenter“,* einem mit Schiffsholz beladenen Schooner, der nach St. Mary und Philadelphia beſtimmt war, als Vormarsmatroſe einſchiffen zu können; ich gelangte auch wirklich unentdeckt an Bord und ging noch an demſelben Tage unter Segel.

Bis nach St. Mary ging die Fahrt ganz gut und ohne Unfall von Statten; erſt als wir dieſen Hafen verließen, wurden wir von einem ſonderbaren Unſtern befallen. Wir waren kaum einige Tage unter Segel, als ſich ein ſtarker Wind erhob und zu gleicher Zeit die Oberladung ſo ſtark auf die Deckbalken drückte, daß dieſe nachgaben und der Schooner ſich, ſo weit ſeine aus Rothtannen beſtehende Fracht dies erlaubte, mit Waſſer füllte.

Das Unglück kam einzig und allein daher, daß die Neger, welche die Ladung einſchifften, die Deckbalken gehörig feſtzukeilen unterlaſſen hatten — eine Vorſicht, welche niemals verſäumt werden ſollte, ſobald das Verdeck mit einer ſolchen Laſt beſchwert wird. Die Nachläßigkeit hatte jedoch keine ſehr bedenklichen Folgen, denn es gelang uns dennoch, das Fahrzeug weiter zu bringen und mit der vollen Ladung zu Philadelphia einzulaufen, ohne daß wir ein

* „Zimmermann.“ D. U.

einziges Stück verloren hätten — ein Beweis, daß unſer Kapitän ſich auf die Sache verſtand und, was er einmal eingeladen hatte, nicht gerne wieder von ſich laſſen mochte.

Dieſer Mann war ein ächter Küſtenfahrer und ſchien mit den Johnſton's und mit der Stadt Wiscaſſet überhaupt genau bekannt zu ſeyn. Er gab ſich viele Mühe, mich zu überreden, daß ich als Steuermann auf dem Schooner bleiben ſollte, indem er mir die Ausſicht eröffnete, mich zu meinen alten Freunden zurückbringen zu wollen — ich hatte aber für alle ſeine Rathſchläge nur taube Ohren, denn, die Wahrheit zu ſagen, mochte ich nicht mehr nach Wiscaſſet zurückkehren. Meine frühere Deſertion von da war nicht wohl zu entſchuldigen und dann fürchtete ich noch überdies, die Familie möchte mir auch Bill Swetts Flucht und Tod als meine Schuld beimeſſen. Letzterer zählte zwar mehr Jahre als ich und wäre ebenſogut im Stande geweſen, einen Einfluß auf mich auszuüben, als mir dies bei ihm gelungen war, allein das Gewiſſen iſt ein ſo empfindliches Ding, daß es bei jedem Fehltritte, den wir begehen, die ganze Schuld nur zu leicht auf unſere eigenen Schultern wälzt.

So ſagte ich denn dem Carpenter zu Philadelphia Lebewohl, quartierte mich in einer anſtändigen Herberge ein und verdingte mich auf einer Brigg Namens „Margaret,“ an deren Bord ich bis zu dem Augenblicke, da ſie ſegelfertig war, als Pack- und Takelmeiſter arbeitete. Der Eigenthümer der Brigg war, wie ich mir hatte erzählen laſſen, in ſeiner Art ebenſo übel berüchtigt wie jener Schiffsbeſtehder zu Charleston und ich war entſchloſſen, falls er verſuchen würde, ebenſo, wie er's der Sage nach bei ſeinen Steuermännern und ſogar bei manchen Kapitäns gemacht hatte, auch auf mir „reiten“ zu wollen — ihn wenigſtens ein harttrabendes Roß an mir finden zu laſſen.

Eines Tags kam die Sache wirklich zum Ausbruch. Der Eigenthümer befand ſich zu gleicher Zeit mit mir auf der Werfte und ſolch ein Strom von Schimpfwörtern, wie er ihn über mich

ausgoß, war mir in meinem Leben noch niemals vorgekommen. Bald hatte ſich ein Haufen von Zuſchauern um uns verſammelt, was mir das Blut vollends zu Kopf jagte: ich packte den Mann und ſtieß ihn von der Werfte in's Waſſer, doch ſo, daß er durch die Nähe einiger Randpfähle vor jedem ernſtlichen Unglücke beſchützt war, denn in dieſem Punkte war ich ſehr vorſichtig und wollte überhaupt nur, daß er tüchtig genetzt werde, was ihm auch wirklich in vollem Maaße zu Theil wurde.

Die Zuſchauer brachen in lauten Jubel aus, was ich als einen Beweis betrachtete, daß ich nicht ſo ganz Unrecht haben mochte. Von einer gerichtlichen Klage war diesmal nicht die Rede; ich ging vielmehr von der Werfte gerades Wegs auf den „Coromandel,“ ein Schiff, das ich ſchon ſeit mehreren Tagen als meinen Zufluchtsort im Auge behalten hatte. Hier wurde ich als Unterſteuermann angenommen, denn die Lektion, die ich jenem berüchtigten Grobian ertheilt hatte, ſchien mir förmlich als Empfehlung zu dienen.

Der Coromandel war nach Cadix beſtimmt und ſollte von dort um das Kap Horn ſegeln. Für die Hinreiſe beſtand unſere Fracht in Mehl; welche Häfen wir aber in Südamerika berühren ſollten, das blieb mir noch ein Geheimniß; mit Ausnahme der Offiziere war unſere Mannſchaft ausſchließlich aus Schwarzen gebildet.

Bis herwärts vom Kap Trafalgar hatten wir eine glückliche Fahrt; hier aber erhob ſich ein ſolcher Sturm aus Oſten, daß wir zwei Tage lang jenſeits des Kaps beilegen und dann im Hafen von Gibraltar vor Anker gehen mußten, wo wir etwa vierzehn Tage liegen blieben. Jetzt aber brach ein zweiter Orkan aus Südweſten daher, der eine furchtbare Stürzſee vom atlantiſchen Meere hereinjagte; er hatte Nachmittags begonnen, mit gleicher Heftigkeit die ganze Nacht über fortgedauert, und ſeine Wuth ſteigerte ſich nach und nach immer mehr, bis er endlich ganz ernſtlich mit den Schiffen zu „reden“ begann, welche in großer Anzahl an dem Felſen vor Anker lagen.

Am zweiten Tage des Sturmes ſtampfte der Coromandel mit den Bugen unter, daß das Waſſer hinten über den Hackbord ſtrömte, während viele andere Schiffe die Anker ſchleppten oder auch bereits völlig triftig zu werden anfingen. Unſer Anker hing an einem eiſernen Kabeltau, dem einzigen, das wir in den erſten vierundzwanzig Stunden gebraucht hatten; als der Sturm immer mehr zunahm, hielt man für nöthig, auch den Pflichtanker auszuwerfen, der an einem Hanftaue befeſtigt wurde.

Unſere Ankerkette war, wie man ſagte, die erſte, deren ein Philadelphiſches Handelsſchiff ſich bediente, befand ſich aber ſchon ziemlich lang an unſerem Bord und hatte ſich auf der vorigen Reiſe als äußerſt zweckmäßig bewährt. Unglücklicherweiſe war der größere Theil der Kette im Waſſer, ehe wir den Pflichtanker „gehen“ ließen, ſo daß das hanfene Tau unmöglich den nöthigen Spielraum finden konnte: an's Ufer zu laufen — daran war kaum zu denken, da der Meeresgrund ſich auswärts ſenkte, ſo daß der Anker hätte bergan laufen müſſen, um endlich wieder an Bord zu kommen.*

Auf dieſe Weiſe lag der Coromandel zwei Tage und zwei Nächte vor Anker, während die See mit jeder Stunde ſtürmiſcher und der Orkan wo möglich noch heftiger wurde. Die Wuth des Letzteren verſpürten wir in einigen Windſtößen, welche in der That fürchterlich waren.

Die Bai wurde indeſſen immer leerer an Schiffen, da faſt alle untergeſunken oder an's Ufer geſchleudert waren. Ein engliſches

* Von einem meiner Freunde, einem alten Marineoffizier, der damals als amerikaniſcher Konſul zu Gibraltar war, erfuhr ich, daß Ned in Betreff des Ankergrundes ſich doch einigermaßen täuſchte, indem der Coromandel etwas zu weit auswärts und alſo nicht auf dem beſten Platze lag. Der Charakter des Sturmes aber iſt, wie derſelbe Freund hinzufügt, nichts weniger als übertrieben geſchildert, inſofern die Zahl der geſcheiterten Schiffe mit Einſchluß der kleineren Fahrzeuge jeder Gattung die immerhin außerordentliche Summe von dreihundertfünfundſechzig Segeln erreichte. D. Herausg.

Paketboot lag etwas mehr als eine Kabellänge vor uns und hatte gleich unſerem Schiffe bis jetzt noch immer ausgehalten; der „Governor Brooks“ von Boſton hatte weiter oben bei Algeſiras geankert, wo ſich Wind und Wetter etwas brachen, ſo daß jenes Schiff weniger als wir vom Sturme zu leiden hatte.

In der dritten Nacht, gegen acht Uhr Abends, als ich mich eben in der Kajüte befand, hörte ich die Leute auf dem Verdecke rufen, die Ankerkette ſey abgeriſſen; das Schiff hatte ſeine Sprietſegelraa noch nicht lange unter Waſſer geſtampft und der Orkan war mit erneuter Wuth über uns hereingebrochen.

In einem Augenblick waren wir alle auf dem Verdeck und ließen ſämmtliche Schooten ſchießen, ſo daß wir endlich das Schiff mit ſeinem Kabel aufbrachten, was uns übrigens nicht eher gelang, als bis wir beinahe ſenkrecht über denſelben zu ſtehen kamen. Unglücklicherweiſe ſtießen wir aber auf Untiefen und ſolche Stellen, welche durch das Aushöhlen der Wogen zu Untiefen geworden waren. Es hieß zwar ſpäter, wir hätten damals noch fünf Faden Waſſertiefe gehabt, eine Behauptung, welche ich nicht verbürgen möchte, da mir dieſe Waſſertiefe für das, was ſpäter erfolgte, noch zu bedeutend vorkommt — unſer Anker aber lag in Wirklichkeit ſechzehn Faden tief im Waſſer.

Wir hatten kaum das Kabel laufen laſſen, als das Schiff mit einer Gewalt, welche die auf dem Verdeck Befindlichen beinahe zu Boden ſtürzte, mit plattem Kiel auf den Grund rannte. Dieſe Stöße wiederholten ſich von Zeit zu Zeit in Zwiſchenräumen von mehreren Minuten und wechſelten an Stärke, indem ſie bald mehr bald minder heftig wurden. Das engliſche Paketboot mußte zu gleicher Zeit mit uns triftig geworden ſeyn, denn es kam jetzt auf uns zu und ließ ſeinen Anker in ſolcher Richtung fallen, daß er unſer Kabeltau gerade durchkreuzte.

Dieſes Zerren, verbunden mit dem felſigen Grunde, mochte wohl unſer Hanfband aus einander geriſſen haben, denn jetzt ſteuerte

auch unſer Schiff mit dwars gekehrter Breitſeite dem Strande entgegen, indem es noch fortwährend gegen den Boden ſtieß, ohne daß jedoch die See in Stürzwogen darüber hereinbrach.

Der alte Coromandel war ein ſehr ſtarkes Schiff und fuhr deßhalb fort, ſich kräftig nach der Küſte durchzuarbeiten, bis er endlich regungslos auf einem guten, feſten Lager aufſaß. Wir bemannten unſre Pumpen und ſo gelang es uns, das Schiff, trotzdem daß ſich daſſelbe beträchtlich auf die Seite gelegt hatte, ſo ziemlich frei von Waſſer zu erhalten.

Das engliſche Paketboot folgte uns bald und ſtrandete mehr in der Nähe der ſpaniſchen Linien, nachdem es im Boden einen ſtarken Leck erhalten und mehrere ſeiner Matroſen eingebüßt hatte. Wir ſelbſt befanden uns auf einem ganz behaglichen Plätzchen, wenn man anders die Art und Weiſe, wie wir hereingekommen waren, in's Auge faßte; für unſere perſönliche Sicherheit hatten wir nichts zu fürchten, weßhalb auch die größte Ordnung an Bord herrſchte, indem die Leute ſogar ohne Verwilligung eines Extratrunks ganz wie gewöhnlich ihre Geſchäfte beſorgten.

In dieſer Nacht brach ſich der Sturm und hatte ſchon vor Tagesanbruch bedeutend nachgelaſſen, worauf alsbald Lichterſchiffe herbeikamen und unſre Mehlfracht auszuladen anfingen. Der Cargo wurde auch in der beſten Ordnung ausgeſchifft, was nämlich eine Beſchädigung durch's Waſſer anlangt, denn ſonſt waren mehrere Kolſchwienbolzen * in den Boden der Fäſſer eingedrungen. Ich ſcheue mich beinahe, etwas der Art zu erzählen, kann aber die Wahrheit des Geſagten verbürgen, da ich die Fäſſer mit eigenen Händen wieder losmachte.

Kaum war das Schiff geleert, als es von einer hohen Woge emporgehoben und in das tiefe Waſſer hinausgetragen wurde, wo ſich aber bald ergab, daß es einen ſo ſtarken Leck hatte, daß wir noch Matroſen von der Küſte an unſere Pumpen ſtellen mußten, um den

* Der Kolſchwien (Kielſchwein) bildet einen Theil der Kielbalken. D. U.

Coromandel flott zu erhalten. Er wurde natürlich zum Beſten ſeiner Aſſekuranten verkauft, ſpäter aber im Docke gründlich ausgebeſſert, ſo daß er abermals die See zu halten vermochte.

Unſere Reiſe hatte natürlich hiedurch eine Unterbrechung erlitten: der Kapitän gab mir den Rath, auf dem „Governor Brooks," dem einzigen amerikaniſchen Segel, das dem Sturme entronnen war, die Stelle eines Unterſteuermannes anzunehmen, was ich auch that. Meine neue Brigg war ein erſt kürzlich gebautes, großes Fahrzeug, das ebenfalls um das Kap Horn zu ſegeln beſtimmt war.

Ich kenne kein zweites Schiff, das damals gleich dieſer Brigg vor dem Felſen von Gibraltar gelegen und troß des Sturmes vor Anker geblieben wäre, und dies alles mittelſt zweier hanfenen Kabeltaue, wobei übrigens die wohlgeſchützte Lage auch in Rechnung kam. Ein Schwede ſollte durch irgend ein Taſchenſpielerſtückchen hinter den Felſen gelangt und gleichfalls dem Verderben entgangen ſeyn; ich ſah ihn am andern Tage ſelbſt auf ſeinen Ankerplatz zurückkommen. Wie viele Menſchen bei jener Veranlaſſung das Leben verloren, habe ich nicht erfahren: der Verluſt an Eigenthum muß aber jedenfalls ſehr groß geweſen ſeyn.

Drei Wochen nach dem Sturm ging der Governor Brooks unter Segel. Die Fahrt um's Kap war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und wir wurden vierzehn Tage lang zwiſchen der Falklandinſel und dem Feſtlande hin- und hergeworfen. Wir waren hundertundvierundvierzig Tage unter Wegs, ohne irgendwo anzulegen, bis wir vor Callao vor Anker gingen. Das Mehl, das unſere Ladung ausmachte, ſtand damals im Preiſe von ſieben Dollars für das Faß, wobei noch ebenſoviel Dollar Zoll hinzukamen. Der Franklin von vierundſiebzig Kanonen und die engliſche Fregatte Aurora befanden ſich damals am gleichen Orte, da das Kaſtell mit der Bevölkerung des Inlandes im Kriege begriffen war. Unſer Mehl wurde an's Land geſchafft; was aber daraus geworden — iſt mehr, als ich zu erzählen wüßte.

Wir nahmen nun Ballaſt ein und fuhren nach Guayaquil hinab, wo mir etwas zuſtieß, was mir von Allem, was ich jemals erlebte, die ernſtlichſte Reue hätte verurſachen können.

Unſer Proviantmeiſter war nämlich ein portugieſiſcher Neger von dem boshafteſten, laſterhafteſten Charakter, ſo daß die meiſten Matroſen und ſogar die Offiziere förmlich Angſt vor ihm hatten. Eines Abends waren der Kapitän und der Hochbootsmann beide am Land, ich ſelbſt ſaß müßig auf dem Deck und bekam plötzlich Luſt zu einem Glas Grog, weßhalb ich dem Proviantmeiſter befahl, mir ein ſolches zu füllen und heraufzubringen.

Der Burſche behauptete aber, der Kapitän habe die Schlüſſel mitgenommen und es ſey alſo kein Punſch zu haben, — ein Fall, der mir ſehr ſonderbar vorkam und mich — was wohl ſehr natürlich war — nicht wenig ärgerte. Ich war auf dem Fahrzeug niemals betrunken geweſen, gehörte überhaupt — in einem Sinne wenigſtens — durchaus nicht zu den Trunkenbolden, da ich nur ſelten zuviel trank, wenn ich nicht etwa am Lande an einer Luſtbarkeit Theil nahm.

Während ich ſo daſaß und über den eingebildeten Schimpf nachbrütete, ſtieg mir plötzlich der Geruch von Rum in die Naſe und als ich durch die Lucke hinabſchaute, ſah ich den Proviantmeiſter gerade ein Gefäß vorübertragen, das mit dieſem Getränke angefüllt war.

Da übernahm mich der Zorn, ich lief hinunter, packte den Burſchen wie er eben aus der Kajüte heraustrat und ſtellte ihn ſogleich über ſeine Frechheit zur Rede. Der Teufelskerl führte ein Meſſer in der Seitentaſche; — eine höchſt gefährliche Waffe, welche auf der Brigg ſchon manche Unbehaglichkeit veranlaßt hatte; ſobald ich ſah, daß er danach griff, hob ich ihn raſch in die Höhe, ohne einen Augenblick mit Streiten zu verlieren und warf ihn mit aller Gewalt zu Boden, wobei er gerade auf den Kopf ſtürzte.

Da lag nun der Schlingel wie ein Stück Holz, alle meine

Verſuche mit Eſſig und Waſſer blieben ohne Wirkung und ich mußte ihn für todt halten, da er gar kein Lebenszeichen von ſich gab.

Erſt jetzt überkam mich die Furcht vor den Folgen; der Satan raunte mir in's Ohr, ich ſollte den Leichnam über Bord werfen: dies ſey das ſicherſte Mittel, das Geſchehene verborgen zu halten. Der Hofmeiſter hatte mehr als einmal gedroht, durch Schwimmen vom Bord zu entweichen und war, wenn ich recht weiß, bereits auf einem ſolchen Verſuche ertappt worden; ich dachte mir alſo, wenn ich die Leiche durch eines der Kajütenfenſter hinauswerfen könnte, würde es den Anſchein haben, als ob er bei Ausführung ſeines Entwurfes ertrunken wäre.

Ich verſuchte zuvörderſt alle Mittel, welche mir zu Gebot ſtanden, um den Proviantmeiſter wieder in's Leben zu bringen; da aber alle Mühe vergeblich war, entſchloß ich mich in der That, ihn nach dem Hintertheil zu ſchleppen, um den Körper zu einem der Kajütenfenſter hinauszuwerfen.

Der Heckbalken war hoch und der Todte ſehr ſchwer, ſo daß ich ziemlich lange brauchte, bis ich ihn in die gehörige Höhe hinauf geſchoben hatte. Eben als ich das Fenſter öffnete, ſtieß der Burſche einen Seufzer aus und ich fühlte eine Erleichterung, wie ich ſie noch nie verſpürt hatte, denn mir war gerade, als ob ich noch unter dem Galgen begnadigt worden wäre.

Ich nahm nun den Proviantmeiſter wieder herein, ſetzte ihn auf einen der niederen Heckbalken, wo er ſich einige Minuten lang am Kopfe kratzte, während ich ihn die ganze Zeit über aufmerkſam beobachtete. Endlich ſtand er auf und wankte aus der Kajüte; ſpäter kam er wieder und legte ſich in ſeine Hängematte, worauf ich bis zum nächſten Tage nichts mehr von ihm zu ſehen bekam.

So wie die Sache ſich geſtaltete, hatte ſie ſpäter nicht allein keine ſchlimmen, ſondern ſogar gute Früchte getragen, inſofern der Schwarze von der Zeit an gewaltigen Reſpekt vor mir zeigte. Hatte ich ihm auch nicht den Hals, ſo hatte ich ihm wenigſtens

den Eigenſinn gebrochen und ſo oft er ſich nicht ganz in der Ordnung benahm, pflegte der Kapitän ihn damit zu bedrohen, daß er mich hinter ihn ſchicken werde. Letzterem, ſowie dem Steuermann hatte ich die ganze Geſchichte eingeſtanden und Beide hatten herzlich über den Vorfall gelacht, obwohl ich mir im innerſten Herzen Glück dazu wünſchte, daß die Sache nicht ſchlimmer abgelaufen war.

Die Brigg nahm zu Guayaquil eine Ladung Kakao ein und ging dann nach Cadix unter Segel. Die Hinfahrt war ſehr ſchön, da wir in der Mitte des Sommers um das Kap Horn herumkamen und daſſelbe ſogar mit eingeſetzten Bramſegeln umſchiffen konnten. Das Wetter blieb ſo ausnehmend günſtig, daß wir uns nahe am Lande hielten, um die dortigen Strömungen zu benützen, nachdem wir, wie mir ſchien, nur auf eine Meile Entfernung vom Lande gewendet hatten. Uebrigens dauerte auch die Rückfahrt nach Cadix gegen hundert und ein bis zweiundvierzig Tage, im Ganzen alſo faſt eben ſo lang wie die Hinreiſe, von welcher ſie ſich nur durch die weit günſtigere Witterung unterſchied.

Die Franzoſen hatten Cadix eben in Beſitz genommen, als wir daſelbſt einliefen, ſo daß wir die weiße Flagge von den Thürmen wehen ſahen. Wir blieben hier einen Monat liegen, und gingen dann nach Gibraltar, wo wir etwa eine Woche verweilten, um daſelbſt einige Thaler einzuziehen und ſodann mit Ballaſt nach New-Orleans zurückzuſegeln.

Da ich mich auf zwei und zwanzig Thaler des Monats geſtanden hatte, ſo bekam ich ein hübſches Sümmchen zuſammen, ſobald wir unſern Hafen erreicht hatten, und ich fühlte jetzt eine unwiderſtehliche Sehnſucht, dieſes Geld erſt zu verſchwenden, ehe ich wieder zur See ginge. Man wollte mich zwar auf der Brigg behalten, welche dieſelbe Reiſe von Neuem antreten ſollte, ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen, mit einer Taſche voll Geld denſelben langen Weg abermals zurückzulegen. Ich hatte nun ſo viele

Jahre zur See zugebracht, daß mir eine kurze Kreuzfahrt am Lande als Abwechslung höchſt willkommen war.

Das einzige Fahrzeug, das nach meiner eigenen Breite abging, wo ich mir's nach meiner früheren Weiſe wieder einmal recht wohl ſeyn laſſen wollte, war ein Schooner von der Oſtküſte, Namens „James“, auf welchem ich mich nun als Steuermann nach Philadelphia einſchiffte.

In Allem was Ausrüſtung betrifft, war dies das elendeſte Fahrzeug, das ich in meinem ganzen Leben betreten hatte; das Boot war gar nicht ſeetüchtig und nicht einmal eine Reſervespiere auf dem ganzen Schiffe aufzutreiben. Auf dieſe Weiſe ſchoben wir uns nach Norden, bis wir zwiſchen Bermuda und Kap Hatteras von einem Nordweſtſturme überfallen wurden, der uns beizuwenden nöthigte.

In dieſem Sturme bekam ich einen deutlichen Beweis von der Wahrheit des Sprüchworts: „wo dein Schatz iſt, da wird auch dein Herz ſeyn.“ Ich hatte mich nämlich eben über die Regeling gelehnt und ſchaute über des Schooners Quarterdeck, als ich einen Gegenſtand auf uns zukommen ſah, den ich anfangs für eine Planke hielt.

Der Gedanke, mich auf einem Fahrzeuge zu befinden, deſſen Boden im eigentlichen Sinne auseinander fiel, war nichts weniger als erfreulich und ſchon gab ich Alles verloren. Ich kann mir das Thörichte meines Benehmens nur dadurch erklären, daß das Glück, mit welchem ich ſchon ſo manchem Schiffbruche entronnen war, mir den Gedanken in den Kopf geſetzt haben mußte, ich werde, was auch den Andern an Bord begegnen möge, für meine Perſon auch diesmal mit dem Leben davon kommen. Ohne mir irgend Zeit zum Nachdenken zu gönnen, rannte ich eilends hinab, um mich meiner Thaler zu verſichern. Aus einer Bettdecke, die ich zerriß, machte ich mir einen Gürtel, in welchem ich nun mein theures Silber, das gegen fünf und zwanzig Pfund wog, um den Leib ſchnürte, mit der Ausſicht vor Augen, zwei bis dreihundert Meilen

ſchwimmen zu müſſen, um nur die Küſte zu erreichen! Von Booten und Spieren war keine Rede, denn erſteres war unbrauchbar und von letzteren gar nichts vorhanden.

Ich kann jetzt nicht anders als mit Verwunderung auf meine damalige Handlungsweiſe zurückblicken, welche mich in dem blinden Drange, meine elenden Thaler zu retten, meiner ganzen Erfahrung und Schiffskenntniß vergeſſen ließ. Damals zum erſten und einzigen Mal in meinem Leben war ich ein Geizhals, der über ſeinem Schatze Alles um ſich her aus den Augen verlor.

Als Steuermann wäre mir eigentlich obgelegen, die Pumpen zu ſondiren, doch hielt ich dies nicht länger für nöthig. Sobald die Thaler geſichert oder vielmehr ſo aufbewahrt waren, daß ſie mich unfehlbar auf dem Grunde des Meeres vor Anker bringen mußten, gedachte ich plötzlich meines Kapitäns, welcher oben ſchlief und dem ich alsbald, nachdem ich ihn geweckt hatte, unſere ganze Lage unverhüllt vor Augen ſtellte.

Der alte Mann, ein trockener, bedächtiger, kaltblütiger Amerikaner, lachte mir wegen meiner Beſorgniſſe in's Geſicht und ſagte: ich hätte eines der Schirmbretter geſehen, mit denen er den Kiel ſeines Schooners zum Schutze gegen die Würmer zu Campeachy habe verkleiden laſſen, ſo daß ich alſo wegen des Schiffsbodens durchaus nicht in Angſt zu ſeyn brauche.

Dies war die einfache Wahrheit und mit dem beſchämenden Bewußtſeyn, meine Pflicht diesmal gänzlich verſäumt zu haben, mußte ich die verdammten Thaler wieder von mir werfen.

Vermuthlich haben alle Menſchen ſolche Augenblicke, wo ſie nicht ganz „bei ſich ſelber" ſind und gegen ihre ſonſtige Handlungsweiſe auftreten. Ich hatte mich bei dieſer Veranlaſſung nicht um meinetwillen geängſtigt, ſondern einzig und allein daran gedacht, daß ich auf dieſe Weiſe handeln müſſe, um jenen unnützen Plunder zu retten, der ſo manchen Menſchen in's Verderben lockt —

der Geiz hatte mich für die ernſten Erfahrungen meines Berufes blind gemacht.

Den ganzen Weg von New-Orleans bis Philadelphia hatte ich mich mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ich meine vierhundert Dollars zu meiner wahren Befriedigung verwenden wollte. Ich lebte denn auch zwei Monate lang ganz anſtändig, nicht in einer Herberge, ſondern im Kreiſe einer Familie, und hatte ſogar angefangen, in die Kirche zu gehen, da meine Hausfrau ein ſehr frommes Mitglied der deutſch-reformirten Kirche war, während ihr Mann zu den Univerſaliſten gehörte. Ich muß ſagen, daß mir des Letzteren Lehre am Beſten gefiel, da ſie „für die ganze Kreuzfahrt ruhiges Waſſer" gewährte. Ich ging gewöhnlich des Morgens mit dem Manne in die Kirche, was mir freilich jetzt nicht anders vorkommt, als ob ein armer Teufel mit aller Mühe in den Hafen zu ſteuern ſuchte und ſtatt deſſen zwiſchen Untiefen geriethe. Von meiner Hausfrau erhielt ich dann noch außerdem manchen guten Rath, was auch in ſoweit Eindruck auf mich machte, daß ich meine Aufführung in etwas änderte, obgleich ich nicht ſagen kann, daß mein Herz wirklich davon berührt ward; ich wurde bedächtlicher in meinem Weſen, erwarb mir beſſere Manieren, ohne übrigens meine Sünden übermäßig zu bereuen, und verlebte auf dieſe Art die beiden Monate, welche ich am Lande zubrachte, weit geſetzter und vernünftiger, als ich dies von der Stunde an, da ich auf dem Sterling davon lief, mir noch jemals nachzurühmen vermochte.

Der „James" lag noch immer einiger Ausbeſſerungen halber zu Philadelphia vor Anker, wo er eine Fracht Mehl erwartete, und als er endlich zum Auslaufen bereit war, ſchiffte ich mich abermals auf ihm zu einer Reiſe nach St. Thomas ein. Bei meiner Abfahrt konnte ich neben dem Gelde, das ich zur See mit mir nahm, noch nahe an hundert Thalern am Lande zurücklaſſen und dies Alles dankte ich der guten Geſellſchaft, welche ich diesmal bei meinem Landaufenthalte gewählt hatte. — Zu St. Thomas luden wir aus

und nahmen Ballaſt nach Turk's Island ein, wo wir eine Ladung Salz bekamen und damit nach Philadelphia zurückkehrten.

Mein Benehmen an Bord dieſes Schooners war der Art geweſen, daß der Kommandant, der zugleich Eigenthümer des Schiffes war und Altershalber das Seefahren aufzugeben beſchloſſen hatte, mich zu überreden ſuchte, auf dem Fahrzeuge zu bleiben, indem er mir verſprach, mich, ſobald wir in den Hafen, wohin wir gehörten, eingelaufen wären, zum Kapitän ſeines Schiffes zu ernennen.

Daß ich dieſes Anerbieten nicht annahm, halte ich jetzt für einen großen Mißgriff, obgleich ich es blos aus dem Grunde that, weil ich als ehrlicher Burſche meinen Schifffahrtskenntniſſen nicht hinlänglich traute. Ich hatte mich nämlich nie ſo recht auf Aſtronomie verſtanden, ſo viele Mühe ich mir auch gab, mich darin zu vervollkommnen. Zwar kamen ſchon damals auf größeren Schiffen die Chronometer in Gebrauch, wonach ich die Zeit berechnen konnte: allein ein Chronometer war ein Inſtrument, von welchem man auf dem James noch nie etwas gehört hatte. Ferner blieb meine Anhänglichkeit an größere Städte, ſowie meine Abneigung gegen kleine Seereiſen nicht ohne Einfluß auf dieſen meinen Entſchluß, wie ich denn auch ziemlich geringſchätzend auf Schiffe von ſolcher Ausrüſtung und Takelage herabſah, während ich eine Vorliebe für reiche Eigenthümer hegte, was wahrſcheinlich auch ein wenig bei mir in Berechnung kam; kurz und gut — ich lehnte das einzige offene Anerbieten, das mir jemals zur Führung eines Schiffes gemacht wurde, ab, um in meiner bisherigen Stellung zu verbleiben.

Bei meiner Rückkehr nach Philadelphia fand ich die Familie, bei welcher ich das Letztemal gewohnt hatte, durch Krankheit ſehr herabgekommen; ich bekam zwar mein Geld, mußte mich aber nach einer andern Wohnung umſehen. Die ehrſamen Leute, mit welchen ich früher verkehrt hatte, und bei denen ich der einzige Koſtgänger geweſen war, pflegten keine Miethsleute zu ſich zu nehmen, weßhalb ich mich in einem gewöhnlichen Seemannskoſthauſe einquartierte.

In meiner neuen Wohnung herrſchte zwar ein ziemlich ariſtokratiſcher Anſtrich, da blos Steuermänner, Unterbeamte und ächte Theerjacken daſelbſt Zutritt fanden; in ſittlicher Hinſicht hieß dies aber gerade in „Orkan-Breiten“ ſegeln, denn ich kehrte zu allen meinen früheren Gewohnheiten zurück, warf rechts und links mit Thalern um mich und vergaß ſogar Alles das, was ich in der Kirche der Univerſaliſten gelernt hatte.

Ein Monat in ſolcher Geſellſchaft war wohl geeignet, in meiner Börſe gänzlich aufzuräumen: bis auf fünfzehn Thaler, die ich als Neſteier zurücklegte, hatte ich bald jeden Heller von meinem Gelde aufgebraucht und ließ mich ſodann auf der „Rebekka Sims“, einem nach St. Jago de Cuba mit einer Mehlfracht beſtimmten Schiffe als Unterſteuermann anſtellen.

Unſere Reiſe dauerte vier Monate und hatte außer einer kleinen Affaire, die mich nur perſönlich betraf — und mich beinahe meine ganze Löhnung koſtete, — nichts ſonderlich Bemerkenswerthes. Der Proviantmeiſter war nämlich abermals ein ſchäbiger Neger, der mir eines Tags bei ſehr ſchlechtem Wetter gar nichts Warmes zum Frühſtück gab, wofür ich die nächſte Gelegenheit benutzte und ihm als Ermahnung für künftige Fälle das Ende der großen Geitaue zu koſten gab. Damit hatte die Sache ein Ende, ſo lange ich auf dem Schiffe war, denn außer dem Proviantmeiſter ſchien die Sache von Allen am Borde gebilligt zu werden; der aber behielt das Ding wohl im Gedächtniß, und kaum waren wir eingelaufen, als er mir ein ganzes Rudel Rechtsverdreher über den Hals ſchickte und mir einen Prozeß anhängte, der mich ſiebzig Thaler Schadenerſatz und nebenbei noch eine hübſche Summe für Gerichtsſporteln koſtete.

Ich muß geſtehen: dem Geſetz und Thatbeſtande gemäß geſchah mir allerdings vollkommen Recht; eben ſo feſt bin ich aber auch überzeugt, daß es für den genannten Proviantmeiſter äußerſt heilſam geweſen wäre, wenn man ihn jede Woche einmal, meinem Vorgange folgend, tüchtig durchgewalkt hätte, denn wohlmeinende

Leute vermögen oft eben ſo viel Unheil in der Welt anzurichten, wie übelgeſinnte Schurken. Die Philanthropen aus dieſer Schule ſollten ja nicht vergeſſen, daß wenn die Farbe auch kein Grund iſt, um einen Menſchen zu verdammen, ſie ebenſo wenig die Urſache ſeyn darf, dem, der ſie trägt, jedesmal Recht zu geben.

Der Prozeß trieb mich in ſehr kurzer Zeit abermals in See, und da ich keinen beſſeren Poſten fand und über die Blindheit der Rechtspflege höchlichſt erbittert war, ſo ließ ich mich auf dem „Superior", einem Oſtindienfahrer von vollen achthundert Tonnen Gehalt, als Vormarsmatroſe nach Canton einſchreiben.

Was Wetter und wohl auch Lebensweiſe anbelangte, war dies die vergnügteſte Seefahrt, die ich jemals auf einem Kauffahrteiſchiffe mitgemacht hatte; auf der Heimreiſe verloren wir zwar unſere Oberbramſtengen, dies war aber auch der einzige Unfall, der uns begegnete. Das Schiff war neun Monate unter Wegs; die Ueberfahrt von Whampoa nach dem Kap hatte ein und neunzig Tage gedauert.

Bei unſerer Rückkehr fand ſich, daß die Eigenthümer des Schiffes fallirt hatten, ſo daß für den Augenblick kein Geld ausbezahlt werden konnte. Im Hafen zu bleiben und den Prozeß abzuwarten, war langweilig, weßhalb ich einem Anwalte meine Vollmacht zurückließ und mich an Bord eines Schooners, Namens „Sophia", der nach Vera Cruz beſtimmt war, aber nur als Vormarsgaſt einſchiffte.

Die „Sophia" war ein Klipperſchiff und ging in wenig Tagen unter Segel. Bei unſerer Ankunft zu Vera Cruz fanden wir die Stadt beinahe ganz verlaſſen; unſere Ladung wurde, da ſie für alle Klaſſen von Käufern eingerichtet war, ſehr unregelmäßig, einmal bei Tag, ein andermal bei Nacht an's Land geſchafft und ſobald wir damit fertig waren, ſegelten wir nach Philadelphia zurück, wo wir nach einer Abweſenheit von nur zwei Monaten wieder anlangten.

Jetzt erhielt ich auch meinen Lohn für die Cantoner Reiſe,

welcher aber blos auf vierzehn Tage ausreichte, ſo daß ich mich ſehr bald wieder in See begeben und mich diesmal auf der „Caledonia“, abermals nach Canton, einſchiffen mußte. Die Reiſe dauerte eilf Monate, hatte aber, wie die meiſten Reiſen nach China, nichts Erhebliches in ihrem Gefolge; auch diesmal verloren wir unſere Bramſegel, was übrigens jenſeits des Kaps keineswegs unter die Seltenheiten gehört. Ueber das Schiff oder die darauf übliche Behandlung wüßte ich eben nicht viel Rühmliches zu ſagen.

Kaum war ich nach Philadelphia zurückgekehrt, als mein Geld wieder auf dem früheren Wege verloren ging; meinen guten religiöſen Freunden, bei denen ich früher gewohnt hatte, machte ich wohl noch gelegentlich einen Beſuch, aber ihre Lehren hatten jeden Einfluß auf meine Lebensweiſe verloren.

Sobald ich dazu genöthigt war, nahm ich Dienſte auf dem „Delaware“, der nach Savannah und Liverpool abgehen ſollte. Nach der in den ſüdlichen Ländern herrſchenden Weiſe verließ ich dieſes Schiff plötzlich zu Savannah, ohne ihm übrigens etwas ſchuldig zu ſeyn, mußte aber dabei meinen Paß in den Händen des Kapitäns zurücklaſſen. Ich hatte hiezu keinen anderen Grund als meine Laune, denn die Behandlung war vortrefflich, der Lohn ſehr bedeutend — aber ich wollte nun einmal davon laufen. So lange der Delaware im Hafen verweilte, blieb ich hübſch in meinem Verſteck; ſobald er aber abgeſegelt war, zeigte ich mich in „der Welt“ und ſpazierte mit dem Hochmuthe eines Schiffseigenthümers auf den Werften umher.

Ich kam nun an Bord der „Tobacco Plant“,* eines nach Liverpool und Philadelphia beſtimmten Schiffes; mein Monatsſold war hier um zwei Thaler geringer, die Behandlung ſchlechter und Grog bekamen wir gar nicht — das hatte mir alſo dieſe ſüdländiſche Mode eingetragen! Die Reiſe verlief übrigens ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß.

* Tabackpflanze. D. U.

Nach meiner Ankunft zu Philadelphia beſchloß ich „den Anker-grund zu wechſeln und einen neuen Kurs zu verfolgen.“ Ich war jetzt vier und dreißig Jahre alt, und fing an, jeden Gedanken an Beförderung in meinem Stande aufzugeben; ſo oft ich auch vorwärts geſtrebt hatte, war ich doch jedesmal wieder rückwärts geſteuert: ich fand mich jetzt ſo verlaſſen in der Welt, daß ich gegen Alles gleichgültig geworden war und mich ganz darauf gefaßt gemacht hatte, die Dinge ſo zu nehmen, wie ſie kamen. Was das Geld anbelangt, ſo hatte ich mir zum Grundſatze gemacht, es aus-zugeben wie ich es bekam und mir zur See wieder neues zu er-werben. „Fall' ich einmal über Bord,“ ſo pflegte ich oft zu mir zu ſagen, „ſo habe ich doch Niemand, der um mich weinte, drum laße ich die Dinge lieber gehen, wie ſie gerade gehen wollen.“ Alle Luſt an einem frommen, geregelten Leben, wie ſie zu Philadelphia einmal bei mir erwachte, war gänzlich dahin und ich dachte ſo wenig an Religion und Kirche, als ich nur jemals gethan hatte. Zwar hatte ich mir am Bord des Superior eine Bibel gekauft und pflegte auch zuweilen drin zu leſen; doch waren es vornehmlich die Erzählungen — wie die von Simſon und Goliath oder die Ge-ſchichte von Jonas und dem Wallfiſch, welche mein Intereſſe erreg-ten und die ich öfter — das Geſchichtchen mit Jonas ſogar über zwanzig Mal — wieder leſen mochte. Ich kann mich nicht erinnern, daß unter all' den Stellen eine einzige durch fromme Geſinnung, Andacht oder zweckmäßige Belehrung irgend einen Eindruck auf mich ge-macht hätte — mit einem Wort, ich las das heilige Buch nicht zur Erleuchtung, ſondern zum Zeitvertreib.

Ich ſehnte mich nach Veränderung und dachte wohl auch daran, der Neuheit halber wieder in die Marine einzutreten. Ich war bis jetzt einmal um die Welt geſegelt, hatte Canton fünfmal ge-ſehen, das Kap der guten Hoffnung eben ſo oft, das Kap Horn zweimal umſchifft, war einmal zu Batavia — in Weſtindien und auf dem ſpaniſchen Feſtlande zu öfteren Malen geweſen und hatte

den atlantiſchen Ocean ſo unzählig oft durchfurcht, daß ich gleichſam jeden Meilenſtein darauf zu kennen glaubte. Vom mittelländiſchen Meere aber hatte ich noch wenig geſehen und dachte mir, eine Kreuzfahrt auf einem Kriegsſchiffe könnte mich auch mit jenen Gewäſſern bekannt machen. Von der Mannſchaft des Tobacco Plant hatte ſich der größere Theil zu Philadelphia anwerben laſſen: ich beſchloß ihrem Beiſpiel zu folgen und gleichfalls in die Marine zu treten. Beruht ja doch faſt Alles auf der Mode und damals beſtand ſie gerade darin, daß man den Dienſt der Marine aufſuchte.

Ich ließ mich von dem jetzigen Commander * und damaligen Schiffslieutenant M'Kean, — einem Enkel des ehmaligen Statthalters von Pennſilvanien, wie man mir ſagte — für den Seedienſt anwerben. Wir kamen ſammt und ſonders an Bord der „Cyane“, eines engliſchen Priſenſchiffs von zwanzig Kanonen, wo wir ungefähr ſechs Wochen lang blieben; dann mußten wir looſen und mehr als hundert von uns wurden auf einer Schaluppe nach Norfolk — auf den „Delaware“ von achtzig Kanonen geſchickt, der eben damals für das Mittelmeer ausgerüſtet wurde.

Wir fanden das Schiff neben der Werfte des Marinearſenals liegen und kamen am andern Tage an Bord des Zweideckers, nachdem wir die Nacht auf dem „Aufnahmeſchiff“ zugebracht hatten. Der Delaware lief bald aus und wurde Kapitän Downes übergeben; Letzteren kannte ich ſchon von früher, denn er war es geweſen, der mich überredet hatte, an Bord jener unglückſeligen Brigg, des Epervier, zu gehen.

Auf dem Delaware kam ich auf das Vorkaſtell und wurde bald zum Dienſte des zweiten „Vorſchanzenkapitäns“ beordert. Von Lieutenants hatten wir am Bord Mr. Ramage — dieſer war erſter Lieutenant — dann die HH. Williamſon, Ten Eick, Shubrick Byrne, Chauncey, Harris und mehrere Andere, deren Namen ich

* Schiffsbefehlshaber. D. U.

vergeſſen habe. Mr. Ramage wurde ſpäter kaſſirt, wie ich mir habe ſagen laſſen, während die HH. Ten Eick, Shubrick, Chauncey, Harris und Byrne ſämmtlich zu Commanders vorgerückt ſind.

Das Schiff ſegelte im Winter 1828, im Januar glaub' ich, mit dem Prinzen von Muſignano und deſſen Familie, welche nach Italien gingen, an den Ort ſeiner Beſtimmung ab. Dieſer Prinz iſt, wie ich mir ſagen ließ, Niemand anders als Charles Bonaparte, älteſter Sohn des Fürſten Lucian von Canino — der jetzt ſelbſt dieſen Titel führt; er hatte eine Zeit lang in Amerika gelebt und wollte die Ueberfahrt auf unſerem Schiffe machen, weil das Reiſen auf europäiſchen Schiffen für einen Mann von ſeinem Namen und Urſprung mit vielen Schwierigkeiten verknüpft blieb. Er war der erſte und einzige Fürſt, welchen ich jemals zum Schiffsgenoſſen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Unſere Hinfahrt auf dem Delaware war höchſt beſchwerlich, da das Schiff ſehr ſtark ſchlingerte; es war nämlich zum Erſtenmal in See und brauchte ziemlich lange, bis Maſten und Segel die für das Steuern vortheilhafteſte Lage erhalten hatten, erwies ſich dann aber auch als ein treffliches Fahrzeug, das im Segeln behend, im Steuern ſehr lenkſam war und ausgezeichnet gut See zu halten vermochte.

Endlich liefen wir im Hafen von Algeſiras ein, wo wir uns vier und zwanzig Stunden aufhielten, um von da nach Mahon abzugehen; bald nachdem wir wieder ausgelaufen waren, erhielten wir aber Befehl nach Livorno weiter zu ſegeln und unſere Paſſagiere dort an's Land zu ſetzen. Man ſagte mir ſpäter, daß Letzteres der Fürſtin von Muſignano wegen geſchah, weil dieſe eine Tochter des Exkönigs von Spanien war, und man es nicht für zartſinnig hielt, ſie auf dem Gebiete des jetzt regierenden Königs an's Land zu

ſetzen. Es ſoll unſerem Commodore ſogar für das bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegte Zartgefühl ein Orden angeboten worden ſeyn, deſſen Annahme er aber natürlich ablehnte.

Von der Höhe von Mahon bis nach Livorno hatten wir eine ſehr glückliche Fahrt; wir gingen auf der äußeren Rhede des Hafens vor Anker und landeten unſere Paſſagiere noch an demſelben Nachmittag, an welchem wir eingelaufen waren. In der nämlichen Nacht begann ein heftiger Wind aus Nordoſt, oder — ſo viel ich mich erinnere, etwas vom Lande her — auf uns einzuſtürmen, wobei ich zum Erſtenmal Vorkehrungen zum Herablaſſen der unteren Raaen und zur Sicherſtellung der Stengen treffen ſah, was ich auf meinen ſeitherigen Kauffahrteiſchiffen niemals erlebt hatte, da dieſe für ſolche „Luftſprünge“ viel zu ſchwach bemannt waren. Wir hatten vorne drei, wenn nicht gar vier Anker ausgeworfen, da das Schiff ſehr heftig arbeitete, und verloren auf den Steuerbordruſten einen Mann, der ſich beim Auswerfen eines Nothankers in dem Bojereep fing und wegen der hochgehenden Wogen und in der tiefen Finſterniß, trotz eines angeſtellten Rettungsverſuches, nicht mehr eingeholt werden konnte.

Am nächſten Tage hellte ſich das Wetter etwas auf und wir gingen nach Mahon unter Segel, das wir nach einer höchſt angenehmen Fahrt erreichten. In dem dortigen Hafen eingelaufen, verließ uns Kapitän Downes und ſtatt ſeiner ließ Commodore Crane ſeine breite Wimpel an unſerem Borde aufhiſſen, worauf das Schiff lange Zeit daſelbſt vor Anker blieb.

Der Commodore ſegelte in einer unſerer Schaluppen ab und war mehrere Monate abweſend; es hieß, er ſey mit Entwerfung eines Vertrags mit der Türkei beſchäftigt, wiewohl wir armen Theerjacken gar wenig von derlei Dingen verſtanden. Bei ſeiner Rückkehr ſetzte es einen tüchtigen Sturm mit dem erſten Lieutenant, welcher das Schiff verließ, ohne — ſo viel ich weiß — von irgend Jemand bedauert zu werden; ſeine Stelle erhielt ein Schwager

Mr. Osgoods, mit Namen Mr. Mix, der uns Matroſen einſt an den Ontarioſee geführt und bei allen dortigen Expeditionen mit mir gedient hatte. Ich ſelbſt war unterdeſſen zum erſten Vorſchanzenkapitän vorgerückt und bekleidete dieſen Poſten bis zum Schluſſe unſerer Kreuzfahrt.

Die Behandlung auf dieſem Schiffe war vortrefflich und die glücklichſte Zeit, die ich jemals zur See zubrachte, habe ich auf dem Delaware verlebt. Sobald Mr. Ramage's Stelle durch Mr. Mix erſetzt war, ſchien Jedermann zufrieden und noch nie iſt mir eine Schiffsmannſchaft vorgekommen, die ſich mit ihren Offizieren und unter ſich ſo gut vertragen hätte.

Im dritten Jahre unſerer Abweſenheit von Haus kreuzten wir lange dem Kap de Gatta gegenüber und blieben drei volle Monate unter Segel; ſogar unſere Vorräthe wurden zur See eingenommen, denn der Zweck war, uns nicht „roſtig" werden zu laſſen. Den vierten Juli feierten wir als wirklichen Feſttag; um vier Uhr Morgens ſtand das Schiff dicht unter dem nördlichen Ufer und wir ſteuerten vom Lande ab. Dann wurden die Segel verkürzt, Muſik ertönte, die Salutirſchüſſe donnerten und der Mannſchaft wurde Grog verabreicht. Wir brachten den Tag ſehr heiter zu, ohne daß ich mich eines Handgemenges oder blauer Augen erinnern könnte.

Ich meldete mich freiwillig zu einer Kreuzfahrt auf dem „Warren" unter Mr. Byrnes Kommando; der jetzige Commodore Kearny befehligte das Schiff und führte uns nach dem Felſen von Gibraltar. Der Grund, warum man Freiwillige zu dieſem Dienſte aufgerufen hatte, war folgender:

Außer unſerer eigenen Flotille hatten ſich auch die holländiſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffe im Hafen von Mahon verſammelt; zwiſchen den Franzoſen und unſeren Leuten war es mehrere Mal zu Schlägereien gekommen, ohne daß ich wüßte, wer dabei Recht oder Unrecht hatte, da nicht die Mannſchaft vom Delaware, ſondern

die des „Java“ von unſerer Seite dabei betheiligt war. Einem der Letzteren war ein Meſſer durch den Leib gerannt und auch ein franzöſiſcher Offizier getödtet worden. Es hieß, die Franzoſen hätten uns im Verdacht, als ob wir Denjenigen, der ihren Offizier getödtet hatte, wegſchicken wollten, weßhalb ſie den Warren, der Dienſtes halber nach Gibraltar beordert war, anzuhalten beabſichtigten. Mir iſt von all dem nur ſo viel bekannt, daß zwei franzöſiſche Briggs vor der Mündung des Hafens vor Anker lagen und einige von uns zum freiwilligen Eintreten aufgefordert worden waren, welchem Rufe unſer fünf und vierzig zu folgen bereit ſtanden und auch augenblicklich an Bord der Schaluppe übergeſchifft wurden.

Sobald der Warren unter Wegs war, mußten wir uns auf unſere Poſten verfügen und beide Batterien wurden bemannt: auf dieſe Weiſe näherten wir uns den beiden franzöſiſchen Briggs mit beſchlagenem Bram- und aufgegeiten großen Segeln, und fuhren geraden Weges zwiſchen beiden Fahrzeugen durch, während wir auf jedes derſelben eine unſerer Batterien gerichtet hatten, ohne daß übrigens ein Zeichen von Feindſeligkeit von ihrer Seite bemerkt worden wäre.

Wir gingen zuerſt vor dem Felſen vor Anker, liefen aber am andern Tage nach der ſpaniſchen Küſte hinüber und kehrten nach kurzem Aufenthalte nach Mahon zurück, wo ſämmtliche Freiwillige wieder auf den Delaware verſetzt wurden. Die beiden Briggs hatten ſich entfernt, doch lag noch immer eine beträchtliche franzöſiſche Flotte im Hafen, wiewohl jenes Zerwürfniß, ſoviel ich wenigſtens ſehen oder hören konnte, keine weiteren Folgen nach ſich zog.

Im Sommer 1830 lief die „Conſtellation,“ Commodore Biddle, in den Hafen ein und unſer Schiff mit deſſen Commodore wurde abgelöst. Bevor es aber hiezu kam, kreuzten wir noch bis gegen Sicilien und kamen ſogar bis in die Höhe von Tripoli, wo ich quer über der Bai ein Wrack bemerkte, welches mir als das Gerippe der Fregatte Philadelphia geſchildert wurde; auch zu Livorno verweilten

wir mehrere Wochen, da unſer Commodore ſeiner Geſundheit halber die benachbarten Bäder gebrauchte.

Unter anderen Häfen beſuchte der Delaware die von Carthagena, von Malta und Syrakus: an letzterem Orte lag unſer Schiff, wie ich glaube, volle ſechs Wochen. Es war zur Zeit unſerer Ankunft im mittelländiſchen Meere und wir hatten hier einen ſtrengen Lehrkurſus im Seeexercitium durchzumachen, der unſerer Mannſchaft einen hohen Grad von Disciplin beibrachte. Um vier Uhr Morgens ſtanden wir auf und dann ging's ſogleich an die Arbeit: alle die verſchiedenen Manöver des Ankerlichtens, des Einſetzens, des Reefens, des Beſchlagens und wieder Einhiſſens der Segel wurden durchgemacht, bis unſere Leute an das Ineinandergreifen der Arbeit — dieſes große Geheimniß der Wirkſamkeit eines Kriegsſchiffes — dermaßen gewöhnt waren, daß der Offizier auf dem Verdeck öfter ſein: „feſtgemacht!“ herauskommandiren mußte, noch ehe die Raaen um einen Fuß gelüftet waren, wenn unſere Leute nicht die Spieren ſprengen ſollten. Nachdem wir dieſes Exercitium durchgemacht hatten, bezeigte uns der Commodore ſeine Zufriedenheit und meinte, auf dieſe Art brauche er ſich nicht zu ſchämen, uns neben irgend einem andern Schiffe ſehen zu laſſen.

Ich will nicht behaupten, daß ich unſere Hin- und Herzüge in der Reihenfolge, wie ſie ſtattfanden, wieder gebe, und bin auch nicht ganz ſicher, in welchem Jahr der Commodore nach Smyrna abging: wenn ich mich recht beſinne, ſo mag's wohl ſpäter geweſen ſeyn, als ich eben angegeben habe.

Unſer Kreuzen jenſeits des Kaps de Gatta war eines unſerer letzten Manöver, denn als wir von dort nach Mahon zurückkehrten, wurde alsbald Proviant zur Rückfahrt nach Amerika eingenommen. Wir traten unſern Heimweg auf der ſüdlichen Straße an und gingen im Winter 1831 auf der Rhede von Hampton vor Anker.

Ich glaube wahrhaftig, es that der Mannſchaft des Delaware leid, daß die Kreuzfahrt zu Ende war. Es gibt freilich auf jedem

Kriegsſchiffe eine gewiſſe Anzahl Küſtenmatroſen, welche mit der Disciplin und dem heilſamen Zwange eines ſolchen Schiffes unzufrieden ſind; von alten Theerjacken, wie ich und noch andere, habe ich aber noch nie gehört, daß einer dem Delaware etwas Uebles nachgeſagt hätte. Man hatte den Commodore als einen heftigen „Koller“ gräulich bei uns verſchrieen, ſo daß wir ſcharfen Zeiten unter ſeinem Kommando entgegen geſehen hatten; auch war die Art, wie er das Schiff überahm, durchaus nicht geeignet, uns etwas Gutes erwarten zu laſſen.

Zu ſeinem Empfange war nämlich die ganze Mannſchaft auf dem Verdeck aufgeſtellt; die erſten Worte aber, die wir von ihm zu hören bekamen, waren:

„Ruft alle Matroſen auf, damit ſie ſehen, wie ich Nachläſſigkeit beſtrafe!“

Es herrſchte eine Stille, daß man eine Nadel hätte auf den Boden fallen hören, denn dieſer Anfang klang gar zu unheilverkündend. Es handelte ſich indeſſen nur darum, die Brigg zu ſäubern, denn Kapitän Downes hatte drei Mann daſelbſt zurückgelaſſen, denen er bei ſeinem Abgange vom Schiffe ihren Arreſt nicht ſchenken wollte, da ihre Vergehen ſehr ernſter Art waren und nicht überſehen werden konnten. Die drei Burſche erhielten ihre Strafe, aber außer ihnen weiß ich während meiner ganzen Dienſtzeit auf dem Delaware nur einen einzigen Matroſen von der Bemannung des Warren, der ſpäter auf die Latten kam, und auch dieſe Strafe war durch ein Kriegsgericht verhängt worden.

Sobald die Brigg geräumt war, erklärte uns der Commodore, wir ſollten nach demſelben Maaße behandelt werden, nach welchem wir Andere behandeln würden: dann drehte er ſich um und begab ſich zu den Offizieren.

Gleich am andern Tage fanden wir, daß wir unter einem gerechten Regimente ſtanden und waren damit auch vollkommen zufrieden. Die methodiſch regelmäßige Zeiteintheilung war einer

der Hauptgründe für die allgemeine Befriedigung, welche auf dem Schiffe herrſchte. Jeder wußte, worauf er in gewöhnlichen Zeiten zählen konnte, ſo daß er über beſtimmte Stunden des Tages frei verfügen durfte. Wie geſagt, die Zeit, die ich auf dieſem Schiffe diente, war die glücklichſte Periode meines Lebens, wie wohl ich über die Behandlung in der Marine überhaupt durchaus nicht zu klagen habe.

Sollte ich überhaupt mein Leben ohne die Hoffnung auf ein ſelbſtſtändiges Kommando noch einmal von vorn beginnen, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen verſichern, daß ich den Dienſt der Marine dem auf Kauffahrteiſchiffen unbedingt vorziehen würde. Die Koſt iſt gut, der Dienſt iſt leichter und die Behandlung beſſer; ſofern ſich einer überhaupt gut aufführt, wird weit beſſer für ihn geſorgt, in Unglücksfällen ſteht ihm ein Zufluchtshafen offen, er erhält anſtändige, regelmäßige und — was beſonders zu ſchätzen iſt — ſtets ſichere Bezahlung; geht ſein Schiff verloren, ſo verbleibt ihm gleichwohl ſein Lohn und wird er invalid, ſo hat er Penſionirung zu gewarten. Dann darf er auch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, ächte Gentlemen zu Kommandanten zu haben, was für einen ehrliebenden Menſchen ſchon viel heißen will, während er im unteren Raum ſeine gute Back und auf Schiffen von der Größe einer Fregatte, wenigſtens bei ſchlechtem Wetter, eine Decke über den Kopf erhält.

Dies iſt die ehrliche Meinung eines Mannes, der auf Fahrzeugen jeder Art und Größe, auf Poſtſchiffen, Oſtindienfahrern, Küſtenſeglern, Schmuggelſchiffen, Packet- und Wallfiſchbooten herumgekommen iſt, auf einem Linienſchiff, zwei Fregatten, drei Kriegsſchaluppen und verſchiedenen kleinern Fahrzeuge gedient und als Reſultat der geſammten Erfahrung, die er ſich in „Onkel Sam's" Marine erworben, die oben ausgeſprochene Ueberzeugung gewonnen hat.

Wer auf die See geht, kann nicht immer das ſchönſte Wetter erwarten; ſo bald ſich aber Einer zu benehmen weiß, wird er auf

keinem Fahrzeuge der Welt ein beſſeres Leben als auf unſeren Kriegsſchiffen antreffen. Ich glaube, die amerikaniſchen Kauffahrer geben beſſeren Lohn, als man in anderen Dienſten zu finden gewöhnt iſt und ein amerikaniſches Kriegsſchiff wird, glaub' ich, in der Regel eine noch beſſere Behandlung gewähren, als die amerikaniſchen Kauffahrteiſegler. Gott ſegne die Flagge, ſag' ich, und dies ganz ohne alle Furcht, gehängt zu werden!

Der Delaware blieb noch zwei bis drei Wochen auf der Rhede liegen, ehe er in's Arſenal hinaufſegelte, wo wir das Schiff abzutakeln anfingen. Während wir damit beſchäftigt waren, wurde uns mitgetheilt, daß fünf und ſiebzig Mann von uns, deren Dienſtzeit noch nicht völlig abgelaufen war, für den „Brandywine" von vier und vierzig Kanonen gezogen werden würden, der damals zu New-York für eine kleine Kreuzfahrt im Golfe ausgerüſtet wurde.

Dies waren ſchlimme Nachrichten, da wir uns als ächte Theerjacken nach einem ſo langen Seedienſte auch gerne wieder eine Zeit lang am Lande erholt hätten: doch mußten wir nun einmal gehorchen und thaten es auch. Wir wurden auf einem Schooner nach New-York geſchickt, wo wir die Fregatte noch im Arſenale liegen ſahen und ſo lange am Bord des Hudſon untergebracht wurden, bis unſer neues Schiff zu unſerer Aufnahme bereit war und wir auch wirklich darauf verſetzt wurden.

Kapitän Bollard kommandirte den Brandywine, und unter ihm ſtand Mr. M'Kenny als erſter Lieutenant. Es war ein ſchönes Schiff, unſere Fregatte; ihren Namen hatte ſie von jener Schlacht erhalten, in welcher Lafayette im Dienſte unſeres Vaterlandes verwundet wurde, und war auch urſprünglich zu dem Zwecke ausgerüſtet worden, dieſen Helden nach ſeinem letzten Beſuche in Amerika nach Frankreich überzuführen. Sie gehört unter die Fregatten erſten Rangs und führt dreißig lange Zweiunddreißigpfünder; auf einem ſolchen Schiffe darf ſich ein Seemann ſchon etwas darauf einbilden, wenn er ſich rühmen kann, den Poſten

eines Vorderſchanzenkapitäns begleitet zu haben; ich wurde nemlich auf dieſer Fregatte zu demſelben Dienſt wie auf dem Delaware verwendet, mit dem einzigen Unterſchied, daß ich auf dem Brandywine regelmäßig meine Unteroffizierslöhnung von achtzehn Dollar monatlich erhielt, wogegen ich auf dem Delaware, trotzdem daß ich zwei volle Jahre lang auf dem Vorkaſtell als erſter und die ganze übrige Zeit als zweiter Kapitän gedient, nie mehr als Matroſengehalt, d. h. zwölf Thaler monatlich empfangen hatte. Wie das zuging, weiß ich nicht, ſchrieb es aber einem Mißverſtändniſſe zu, das ſich vielleicht in Folge meiner Verſetzung ergeben hatte, da ich für meine auf dem Delaware geleiſteten Dienſte durch den Zahlmeiſter der Fregatte ausbezahlt worden war.

Der Brandywine ſegelte im März nach dem Golfe von Mexico ab und kreuzte daſelbſt etwa fünf Monate lang, indem er Vera Cruz, Penſacola und die Havannah berührte. Es ſchien mir, als ob wir allein ausgeſchickt worden wären, da wir nie mit einem Geſchwader ſegelten und auch keine Admiralsflagge zu Geſicht bekamen; doch lief die Kreuzfahrt glücklich ab und wurde durch keinen Unfall geſtört.

Wir kehrten nach Norfolk zurück und fünf und zwanzig von uns, meiſtens von der früheren Mannſchaft des Delaware, wurden entlaſſen, da unſere Dienſtzeit abgelaufen war; wir hatten aber alle im Sinn, nachdem wir uns eine Erholungsfriſt gegönnt hätten, ſammt und ſonders auf die Fregatte zurückzukehren, weßhalb wir auch gemeinſchaftlich einen Schooner mietheten, der uns nach Philadelphia bringen ſollte, da wir feſt entſchloſſen waren, uns nicht mehr von einander zu trennen.

Während unſere Geſellſchaft an dem Morgen, da der Schooner unter Segel ging, durch eine von den Straßen Norfolks wanderte und ich voraus ging, ſah ich etwas Weißes in der Mitte des Fahrwegs liegen. Es zeigte ſich, daß es unſer alter Tiſchkamerad Jack Dove war, welcher drei Tage früher ſeine Entlaſſung erhalten und uns verlaſſen hatte, um ſich gen Philadelphia aufzumachen, nun

aber hier auf der Straße durch König Grog ſo ſchmählich vor Anker gelegt worden war.

Während wir den armen Burſchen, welcher kein Wort herausbrachte, aufrichteten, kam ſeine Wirthin, um uns zu erzählen, daß er drei Tage lang keinen Biſſen gegeſſen, dagegen aber unaufhörlich getrunken habe; ſie bat uns, wir möchten uns ſeiner annehmen, weil er ihr Zureden durchaus nicht beachten wolle. Die ehrliche Frau übergab uns Jacks Löhnung bis auf den letzten Heller, denn ich wußte genau, wie viel jene betragen hatte und wir ſchoſſen alsbald zehn Thaler zuſammen, um die Wirthin zu befriedigen, da wir berechneten, daß er in drei Tagen wohl ſo viel vertrunken haben mochte.

Wir nahmen ſodann den Betrunkenen mit Sack und Pack auf unſern Schooner: allein während der ganzen Ueberfahrt wollte er nichts vom Eſſen hören und ſchrie immer nur, man ſolle ihm zu trinken geben. Wir reichten ihm auch einigen Grog in der Meinung, dieſer könnte ihn erquicken, aber es wurde im Gegentheil immer ſchlimmer mit ihm und als wir Philadelphia erreichten, mußte er in's Spital gebracht werden, wo er nach Verfluß von mehreren Tagen den Geiſt aufgab.

So viele Exceſſe und Thorheiten ich auch in meinem Leben ſchon begangen hatte, — nie hatte ich's ſo arg getrieben, nie ſo im Uebermaaß getrunken, als während meines diesmaligen Aufenthalts zu Philadelphia. Ich war nicht gerade ſo ſchlimm daran, wie Jack Dove; doch hatte ich auch bald den Appetit verloren und friſtete mein Daſeyn ausſchließlich durch Trinken.

Sobald wir die Nachricht von Jack's Tode vernahmen, beſchloſſen wir ihm ein Leichenbegängniß zu bereiten, das eines Seemannes würdig ſeyn ſollte, und verſammelten uns deßhalb zu hundert oder d'rüber in blauen Jacken und weißen Beinkleidern, um alle zuſammen nach dem Hoſpitale abzumarſchiren. Ich war einer der Führer des Zugs und nahm überhaupt großen Antheil

an der Sache, weil Jack einer meiner Tiſchgenoſſen geweſen war; allein in dem Augenblicke, da ich ſeinen Sarg erblickte, überkam mich ein Anfall jener wohlbekannten „Schauer“, ſo daß ich den Ort augenblicklich verlaſſen mußte und die Straße ſchnurſtracks und mit einer Eile hinabrannte, als ob ich von lauter hölliſchen Geiſtern gejagt würde.

Zu allem Glück fühlte ich mich genöthigt, an einem Apothekerladen auszuruhen, deſſen Beſitzer mich in ſein Gewölbe führte, mir etwas Sodawaſſer zu trinken gab und mir noch obendrein manchen guten Rath ertheilte. Sobald ich wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, machte ich mich auf den Heimweg, ſank aber an der Hausthüre beſinnungslos nieder und verfiel dann in eine ſchwere Krankheit, welche mich vierzehn Tage an's Bett feſſelte — eine Zeit, während welcher ich die Qualen der Verdammten auszuſtehen hatte.

Ich bin im Verlaufe meines Lebens zwei= bis dreimal von den „Schauern“ heimgeſucht worden, noch nie hatte ich aber einen ſolchen Anfall ausgeſtanden, denn ich war nahe daran, Jack Dove in die Grube nachzufolgen, doch Gott in ſeiner Barmherzigkeit wollte mich vor einem ſolchem Ende bewahren.

Wer niemals die Folgen ſolcher Exceſſe in dieſer eigenthümlichen Form an ſich ſelbſt kennen gelernt hat, kann ſich unmöglich einen richtigen Begriff davon machen, welche Leiden ich zu ertragen hatte. Unter anderen Fieberphantaſieen bildete ich mir plötzlich ein, die Farbe, welche der Theer in der Regel auf den Nägeln gedienter Matroſen zurückläßt, ſey ein ſicheres Zeichen, daß ich das gelbe Fieber habe — ein Gedanke, der mich Tage lang verfolgte und mich in hohem Grade beunruhigte. Kurz — ich glich einem Menſchen, der über einem gähnenden Abgrunde ſchwebt uud jeden Augenblick hinabzuſtürzen und in Stücke zerſchmettert zu werden erwartet, bei all' dem aber dennoch nicht ſterben kann.

Noch längere Zeit nach meiner Geneſung konnte ich den Geruch des Grogs nicht ertragen; aber ſchlechte Geſellſchaft lockte

mich gleichwohl wieder zu meinen alten Gewohnheiten zurück. Ich befand mich bald wieder auf ſchlimmem Wege und wenn ich nicht abermals in jene fürchterliche Krankheit verfiel, ſo dankte ich dies einzig und allein dem Umſtande, daß ich zur See zurückkehren mußte.

Als ich an Bord des Delaware gegangen war, hatte ich meine Uhr, einen Quadranten und gute Kleider, im Werth von nahe an zweihundert Thalern, in den Händen meines nunmehrigen Gaſtwirths zurückgelaſſen, welche er mir nun ſicher und wohlbehalten wieder einhändigte. Ich ſorgte dafür, meinen Kleidervorrath anſehnlich zu vermehren, ſo daß ich bei meinem Abgange zur See das Ganze mit einigem Zuwachs demſelben Wirthe zur Verwahrung übergeben konnte.

Unſer Plan, auf den Brandywine zurückzukehren, hatte ſich durch die Umſtände einigermaßen geändert und ein Theil von uns trat auf den „Monongahela“, ein Liverpooler Schiff, das eben von Philadelphia abſegeln wollte. Die Kajüte dieſes Kauffahrers war von Mr. Hare Powell und Mr. Edward Burd in Beſitz genommen, welche beide mit ihrer Familie nach Europa reisten; ſobald der Liverpooler dieſe Paſſagiere an Bord hatte, ging er auch ſogleich unter Segel.

Ich hatte unterdeſſen die Hoffnung auf Beförderung ſo ziemlich aufgegeben und kümmerte mich nur noch wenig darum, ob ich auf dem Vorderdeck als Matroſe oder auf dem Hinterdeck als Offizier eintrat; ſo ließ ich mich nun alſo auf dem „Monongahela“ als Vormaſtsgaſte anwerben und war damit eben ſo zufrieden, wie wenn ich als erſter Steuermann eingetreten wäre.

Wir verließen den Delawarefluß im Monat Auguſt und wurden kurze Zeit darauf von einem der heftigſten Orkane überfallen, welche ich jemals zur See erlebt hatte: der Sturm kam aus Oſten und würde uns unfehlbar an die Küſte getrieben haben, wenn er nicht plötzlich nach Südweſten umgeſprungen wäre. Das Schiff mußte mit entblößten Maſten beilegen und wurde vom Winde ſo feſt auf's

Waſſer herabgedrückt, daß es faſt eben ſo ruhig wie in einem Fluſſe dalag; aus demſelben Grunde konnte auch das Meer keine hohen Wogen treiben und wir ſtanden ſo tief, daß unſere unteren Raaen auf der Leeſeite das Waſſer beinahe berührten. Wir hatten alle Segel eingehißt, denn dieſe herabzulaſſen, war rein unmöglich, da kein einziger Matroſe es wagen durfte, nach den oberen Stengen hinaufzuklimmen. Ich ſelbſt hatte einen Verſuch dazu gemacht, vermochte aber nur mit Mühe den Fuß in den Webelien zu halten und wäre wohl ohne Zweifel vom Mars herabgeſchleudert worden, — falls ich nämlich ſo weit gelangt wäre — wenn ich dort die Handhabe verlaſſen und mich an irgend eine Arbeit gemacht hätte.

Wir waren in Geſellſchaft des „Kenſington", einer dem Kaiſer von Rußland gehörenden Corvette abgeſegelt und entdeckten auch während des Sturmes in der Ferne ein Schiff, welches der Kenſington ſeyn mußte; er war völlig entmaſtet und mußte zur Ausbeſſerung nach Philadelphia zurückkehren, während wir nicht ein einziges Tau verloren hatten.

Nachdem der Wind umgeſprungen war, vermochten wir wiederum den Grund zu ſondiren und hielten, da der Sturm noch immer fortdauerte, mit enggerefftem großem und Fockſegel vom Lande ab, an welchem wir mit der Schnelligkeit eines Dampfbootes vorüberflogen. Später wurden wir vom Winde begünſtigt und konnten den übrigen Theil unſerer Fahrt in ſehr kurzer Zeit zurücklegen.

Wir hielten uns nur wenige Tage zu Liverpool auf und ſegelten, nachdem wir mehrere Paſſagiere eingenommen hatten, nach Philadelphia zurück, wo wir nach einer Anweſenheit von nicht ganz zwei Monaten wieder anlangten. Der Bericht, welchen der Kenſington über den Sturm, ſowie über unſere Lage erſtattet hatte, mußte in Philadelphia viele Unruhe erregt haben; unſere Hin- und Herfahrt war aber ſo kurz, daß wir die Nachricht von unſerer Rettung in eigener Perſon überbringen konnten.

Ich erkundigte mich nun nach dem Brandywine, weil ich wieder

an deſſen Bord Dienſte nehmen wollte; als ich aber erfuhr, daß er nach dem Mittelmeere abgegangen war und ich demnach doch nicht unter ſeinen Offizieren, die ich nun einmal kannte, ſegeln konnte, ſo ſah ich mich nach einem andern Kauffahrteiſchiffe um und fand eine Brigg, Namens „Amalia", welche nach Bordeaux beſtimmt war und auf der ich mich als Vorkaſtell-Jack einſchiffte.

Wir waren noch im Herbſt, allein die Amalia hatte gleichwohl eine ſchlimme Ausfahrt, da ſie einen ſtarken Leck bekam, der uns faſt immer an die Pumpen ſpannte — eine Beſchäftigung, welche dem Matroſen nichts weniger als lieb iſt, ja, ich glaube ſogar, daß es auf der ganzen Welt kein abſcheulicheres Geſchäft gibt, als ein ſolches leckes Schiff durch Pumpen flott zu erhalten. Nichts als die Furcht vor dem Ertrinken ſollte einen Mann ſo weit bringen können, doch gibt es auch Manche, die ſich zur Rettung ihres Eigenthums dazu entſchließen. Ich meinestheils weiß kaum, ob ich es der Mühe werth hielte, zur Erhaltung aller Summen, die ich jemals beſaß oder ſpäter vorausſichtlich beſitzen werde, auch nur auf vier und zwanzig Stunden eine harte Pumparbeit zu übernehmen.

Nach einer langen Ueberfahrt bekamen wir endlich den Cordouan* zu Geſicht, konnten aber bei dem heftigen Landwind, der gar nicht aufhören wollte, faſt vierzehn Tage lang nicht einlaufen; kein Lootſe mochte ſich heraus wagen, und wenn er's auch gethan hätte, ſo würde es uns nichts genützt haben.

Endlich ſprang der Wind um, ſo daß wir in den Fluß einlaufen und den Hafen von Bordeaux erreichen konnten, wo wir eine Retourfracht von Branntwein einnahmen und dann den Rückweg nach Philadelphia antraten. Auch dieſer war ſtürmiſch und langwierig, und als wir endlich die beiden Kap's erreichten, traf uns ein Lootſe mit der Nachricht, daß wir zu ſpät daran ſeyen,

* **La tour de Courduan** — ein Leuchtthurm auf einer kleinen Inſel am Ausfluß der Garonne. D. U.

indem der Delaware zugefroren ſey und wir mit dem eben eintretenden Südoſtwinde nach New-York weiter ſegeln müßten.

Dies war ſchon ſchlimm genug — es ſollte uns aber noch ſchlimmer ergehen, ſobald erſt die Nacht hereingebrochen war. Der Sturm nahm immer mehr überhand und blies uns gerade in die Segelbüge, ſo daß wir unter enggerefften Mars- und einfach gerefftem Fockſegel aufholen mußten, um uns vom Lande fern zu halten. Es herrſchte ein dichter Nebel, die Nacht war ſtockfinſter und wir konnten nichts weiter thun als luven, ſo oft ein Vorſprung am Lande dies nothwendig machte. Wir hatten übrigens faſt immer noch fünf Faden Waſſertiefe und mußten endlich gerade im Winde wenden, da die Brigg unter ſo ſtark verkürzten Segeln nicht vieren wollte und dadurch natürlich viel Grund verlor.

Gegen drei Uhr Morgens ließ ſich kaum mehr verhehlen, daß es mit uns ſo ziemlich zu Ende war; ſchon der Lothgrund mochte ein ſolches Schickſal andeuten und die Amalia ſchien wirklich auf ihren letzten Beinen zu ſpazieren: da trat aber die Vorſehung ein und erbarmte ſich unſer, als wir uns nicht mehr ſelbſt herauszuhelfen vermochten. Wie auf Kommandowort blies der Wind plötzlich aus Nordweſten, der Nebel hellte ſich auf und wir gewahrten zum Erſtenmale die Lichter des Leuchtthurms dicht an unſerem Bord. Die Brigg wurde zwar bei dieſer neuen Richtung des Windes rückwärts getrieben, allein es gelang uns dennoch, ſie herumzubringen und nachdem wir die Segel verkürzt hatten, mit dichtgerefftem großem Marsſegel beizuwenden.

Der Sturm tobte jetzt aus Nordweſten und war vom ſchlimmſten Wetter begleitet; wir müſſen dadurch ſehr weit leewärts verſchlagen worden ſeyn, da wir vierzehn Tage lang nicht einlaufen konnten. Die See ging ſehr hoch und ſchleuderte unſer Boot mit einer Heftigkeit umher, welche uns beinahe die Decks weggefegt hätte; Rind- und Schweinefleiſch waren uns bereits ausgegangen, auch an Brennholz fing es an zu mangeln und das Kompaßhäuschen

war gleichfalls in den Wind gegangen. Zum guten Glück hatten wir kurz nach dem Umdrehen des Windes ein Meerſchwein gefangen, ein Thier, das wir nun bald gekocht, weit öfter aber blos roh verzehrten und unſer Leben faſt ausſchließlich auf dieſe Art über eine Woche lang friſteten.

Endlich bekamen wir anderen Wind, der uns das Einlaufen in den Hafen erlaubte.

Kaum war ich dieſer Noth entronnen, als mich mein hitziges Temperament in eine andere Klemme führte. Während wir nämlich noch im Strome lagen, kam ein iriſcher Bootsmann, welcher mich den „Yankeeſohn einer — —“ nannte, wofür ich ihn ſchüttelte, wie er's verdiente. Der Burſche ließ mich gerichtlich verfolgen und es gelang ihm, mich abzufangen, noch ehe ich das Schiff verlaſſen hatte, worauf ich zum erſten und einzigen Mal in meinem Leben eingeſperrt wurde.

So hatte ich denn eine neue und höchſt empörende Schule der Erfahrung durchzumachen; denn ich wurde gleich Anfangs unter eine Bande von Schurken geſteckt, wie ſie nur New-York in dieſer koſtbaren Auswahl aufzuweiſen hat. Ihre Unterhaltung namentlich war ſehr erbaulich: der Eine erzählte, wie er mit Raſirmeſſerklingen, die er an ſeine Schuhe feſtband, die Schläuche an den Feuerſpritzen abgeſchnitten, der Andere, wie viele Brieftaſchen er mit ſeinem Kameraden bei dieſem und jenem Brande entwendet habe, ein Dritter hielt Vorleſung über die beſte Art, in Waarengewölben einzubrechen und die geſtohlenen Güter hernach wieder an den Mann zu bringen. Die kaltblütige, ſchamloſe und unverſtellte Weiſe, mit welcher ſich dieſe Burſche über ihre Schandthaten unterhielten, machte mich anfangs ganz verblüfft; ſie mußten wohl glauben, ich ſitze wegen eines ähnlichen Verbrechens im Gefängniß, ſonſt würden ſie ſich wohl vor einem Fremden nicht ſo freimüthig ausgeſprochen haben, denn ſie ſchienen einen Mann ganz nach der Größe und Anzahl ſeiner Frevelthaten zu taxiren.

Endlich gelang es dem Kapitän, ſowie meinem Gaſtwirth, meinen ſeitherigen Aufenthaltsort aufzuſpüren, worauf ich ſogleich gegen Bürgſchaft frei gelaſſen wurde; ich war herzlich froh, dem Gefängniſſe zu entrinnen, noch mehr aber, der Geſellſchaft los zu werden, die ich daſelbſt angetroffen hatte, und die ſicher ganz dazu geeignet geweſen wäre, in wenigen Wochen ſogar die Frömmigkeit eines Heiligen zu untergraben. Und zu dem Allem hin waren dieſe Schufte wohlgenährt, wohlgekleidet, und hätten vor unerfahrenen Leuten recht wohl für ächte Gentlemen gelten können.

Ich hatte von der Juſtiz bereits ſo viel geſehen, daß ich die Sache nicht weiter zu treiben wünſchte, ſondern den Irländer rufen ließ und mich auf der Stelle mit ihm verglich. Die Geſchichte koſtete mich meinen ganzen Reiſelohn und ich mußte überdies noch verſprechen, ich weiß nicht auf wie lange — Friede halten zu wollen.

Dieſer Handel nöthigte mich, alsbald wieder den Anker zu lichten, da man zu New-York ohne Geld nicht wohl auskommen kann, und ſo kam ich denn auf den „Sully", ein nach Havre beſtimmtes Poſtſchiff, nachdem ich kaum zwei Tage zuvor die Atmoſphäre der City Hall verlaſſen hatte. Meinethalben kann man viel von dem verderblichen Klima Batavia's ſprechen — ich meines Theils werde letzterem Orte immer noch den Vorzug vor jenem verdammten Polizeigefängniſſe geben.

Unſere Hin- und Herfahrt verlief ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß; ich verließ das Schiff zu New-York, vergeudete meinen Lohn wie früher und ſchiffte mich dann auf einem Schooner ein, welcher ſich in der Hoffnung, vortheilhaft verkauft zu werden, zur Abfahrt nach Buenos Ayres anſchickte. Er führte den Namen „Suſanna und Maria" und war trotzdem, daß unſere Hinreiſe ſehr lange dauerte, ein recht braves Fahrzeug; nach unſerer Ankunft im Hafen nahm ich meinen Abſchied in der Erwartung, daß unſer Schooner verkauft werden würde.

Ich verfiel nun auf den Gedanken, in die Marine von Buenos

Ayres einzutreten, um zu ſehen, wie der Dienſt alldort beſchaffen ſey. Ich wußte, daß halb die amerikaniſche und halb die engliſche Sitte daſelbſt vorherrſchte; mein eigenes Loos war mir ziemlich gleichgültig geworden und wenn ich mich auch ſcheute, ein großes Unrecht zu begehen, ſo war ich doch auch unfähig, dem Rechte mit allen meinen Kräften zu dienen.

Mein Schickſal führte mich an Bord des Surabaha, eines Schooners von acht bis zehn Kanonen: doch ließ ich mich noch nicht feſt anwerben, ſondern wußte es ſo einzurichten, daß es mir ſelbſt überlaſſen blieb, mich nach Ablauf einer gewiſſen Zeit zum Bleiben oder Gehen zu entſcheiden.

Der Schooner ſchien zwar ein ziemlich gutes Fahrzeug, allein der Dienſt an ſeinem Bord war mir ſchon nach Verfluß einer Woche völlig entleidet, ſo daß ich ihn alsbald wieder verließ. Ich hatte ſehr wohl daran gethan, denn wenige Tage ſpäter kam auf demſelben eine Revolution zum Ausbruch, wofür er den Fluß hinaufgeführt und wie es hieß zur Strafe verſenkt wurde — mit ihm waren alle meine Lorbeeren, welche ich mir in dem dortigen Dienſte hätte erwerben können, zu Grabe gegangen.

Die „Suſanna und Maria“ fand keinen Käufer, ſondern nahm eine Ladung Felle nach New-York an Bord und nachdem ich wieder auf dieſelbe zurückgekehrt war, ſegelten wir bei guter Zeit nach der Heimat hab. Die Reiſe war zwar vom Wetter begünſtigt, dauerte aber dennoch ſehr lange, ſo daß wir genöthigt waren in Pointe à Pitre auf der Inſel Guadeloupe einzulaufen, um daſelbſt friſchen Proviant einzunehmen, worauf wir endlich New-York ohne weiteren Unfall erreichten.

Ich hielt nun für gut, den Namen meines Fahrzeugs umzudrehen und auf einer halbaufgetakelten Brigg, mit Namen „Maria und Suſanna“ Dienſte zu nehmen. Ich gewann aber wenig bei dieſem Tauſch, denn dieſes Schiff war das elendeſte, unſcheinbarſte Fahrzeug, das ich in meinem ganzen Leben zu Geſicht bekommen

hatte; indeſſen war es wenigſtens waſſerdicht, auch ziemlich ſtark und gar kein ſchlimmer Segler, nur hatte man — aus welchem Grunde weiß ich nicht — ſein Aeußeres gänzlich vernachläßigt, ſo daß wir auf dem Waſſer keineswegs eine glänzende Erſcheinung darboten. Es hatte eine Zeit in meinem Leben gegeben, wo ich mich geſchämt haben würde, als Hochbootsmann auf einem ſolchen Fahrzeuge einzutreten und jetzt ließ ich mich als gemeiner Matroſe darauf anwerben!

Wir ſegelten mit einer Ladung Schießpulver, trockenen Gütern u. ſ. w. nach dem Hafen Para in Braſilien, der beinahe ganz unter der Linie liegt. Bis in die Nähe der ſüdamerikaniſchen Küſte ging unſere Fahrt gut und ohne beſonderen Vorfall von Statten; unter der Linie aber ſtießen wir auf einen Schooner von verdächtigem Ausſehen, der mit ausgebreiteten Marsſegeln auf uns zuſteuerte, alsbald eine ſpaniſche Flagge aufhißte und uns zum Beilegen nöthigte. Wir machten keinen Verſuch zur Flucht, da wir wußten, daß er jedenfalls fruchtlos geweſen wäre, erhielten vielmehr den Befehl, ein Boot auszuſetzen und an Bord des Schooners zu ſchicken — was auch alsbald geſchah.

Ich ſtand gerade am Steuer und blieb an Bord unſeres Schiffes zurück. Die Fremdlinge ließen unſere Leute aus dem Boote ſteigen und bemannten daſſelbe mit einer bewaffneten Abtheilung, welche nunmehr unſer Schiff heimſuchte. Die Burſche ſtöberten eine Zeit lang auf unſerer Brigg umher und wurden dann von ihrem Schiffe aus befragt, ob wir eine gute Beute verſprächen. Unſer elendes Ausſehen täuſchte den Anführer der Enterer und er erwiederte, wir ſeyen ſehr arm. Auf dieſe Nachricht ertheilte der Kapitän des Schooners ſeinen Enterern den Befehl, unſer Schiff zu verlaſſen.

Unſer Boot kam zurück, wurde aber wieder zum Umkehren befehligt und brachte abermals einen Haufen der Fremdlinge her über. Diesmal wurden wir nach Leinwand befragt, waren aber ſo

glücklich durchzukommen, indem wir ihnen die Wahrheit verhehlten. Wir hatten dreißig Ballen an Bord, brachten aber nur eine zum Vorſchein, welche den Piraten ſo wenig behagte, daß ſie uns abermals mit dem Befehle verließen, nicht eher abzuſegeln, als bis wir durch ein Signal die Erlaubniß dazu erhalten hätten.

Der Schooner holte dann in den Wind, ſegelte eine Strecke weit gerade aus, ſchien aber immer noch nicht geneigt uns frei zu geben, denn er kehrte zum Drittenmale zurück und begab ſich auf unſere Luvſeite. Man fragte uns nun nach unſerer Länge und ob wir einen Chronometer beſäßen; erſtere gaben wir ihnen an, von letzterem aber war nichts an unſerem Borde zu finden. Sie wiederholten nun die Weiſung, daß wir nicht ohne ein vorheriges Signal von dannen ſegeln ſollten; worauf uns der Schooner verließ und davon ſteuerte, bis er uns ganz aus den Augen kam. Wir warteten, bis ſeine Marsſegel unſeren Blicken entſchwunden waren, um ſodann unſeren Kurs weiter fortzuſetzen.

Keiner von uns war im Geringſten darüber in Zweifel, daß dieſe Leute Seeräuber waren; diejenigen, die zu uns an Bord gekommen waren, glichen einer aus allen Ecken und Enden zuſammengewürfelten Bande von höchſt verdächtigen Spitzbubengeſichtern; ſie ſprachen zwar Spaniſch, wir konnten ſie aber gleichwohl nur für ein vielfach gemiſchtes Geſindel halten. Unſere Rettung verdankten wir wahrſcheinlich blos unſerer ärmlichen Außenſeite, welche nichts weniger als reiche Beute zu verſprechen ſchien, denn unſer Schießpulver war nebſt den trockenen Gütern in Fäſſern unter den Ballaſt geſtaut und die Schiffspapiere mochten wohl auch nicht ſonderlich genau ſeyn.

Als wir indeſſen zu Para anlangten, durfte gleichwohl der größere Theil unſerer Fracht nur insgeheim an's Land geſchafft werden, was mittelſt kleiner Lichterſchiffe ausgeführt wurde. Auch hatten wir einen Paſſagier an Bord gehabt, der für einen Revolutionsmann galt und gleichfalls im Dunkeln gelandet werden mußte;

er war durch die Seeräuber in nicht geringe Verlegenheit gerathen und hatte ſich fortwährend verſteckt gehalten, ſo lange ſie in unſerer Nähe geweſen waren.

Sechszehntes Kapitel.

Unſere Heimfahrt von Para war ganz günſtig zu nennen, bis unſere Brigg in die Breite von Bermuda gelangte. Hier geſchah es eines Morgens, daß unſere Vormittagswache — mit Ausnahme der Sonntage zum erſten Male, ſeitdem ich auf dem Schiffe diente — die Erlaubniß erhielt, unter's Deck gehen zu dürfen. Ich benützte dieſe Gelegenheit, um etwas für mich ſelbſt zu arbeiten, als plötzlich der Unterſteuermann, ein unerfahrener junger Mann, der mit dem Eigenthümer verwandt war, zu uns herabkam und uns befahl, das Gieksegel durchkaien zu helfen: zwar war's noch Zeit genug, dies während der Wache zu beſorgen, indeſſen war der Steuermann hierin anderer Anſicht.

Als ein alter Seemann nehme ich keinen Anſtand zu behaupten, daß der Befehl nicht nur unüberlegt, ſondern auch unnöthig war, will mir übrigens keineswegs den Anſchein geben, als ob ich mein Benehmen bei dieſer Veranlaſſung hiedurch rechtfertigen wollte; ein hitziges Temperament iſt nun einmal leider eine meiner eingefleiſchten Schwächen und ich wurde zu jener Zeit in meinen Aeußerungen durch keinerlei moraliſche Rückſichten zurückgehalten. Ich fühlte mich durch dieſe Unterbrechung unſerer Ruhe höchlichſt empört und zögerte auch nicht, dem Steuermann über ſeinen Befehl meine Meinung zu ſagen; durch meine eigenen Beſchwerden mich immer mehr erhitzend, wurde ich bald unmäßig unverſchämt und herausfordernd, verfluchte die Brigg nebſt Allem, was dazu gehörte, und wünſchte ſogar, daß die See ſie verſchlingen und uns Alle auf dem Grunde des Oceans vor Anker legen möchte — mit einem Wort, ich ließ meiner ohnedies loſen Läſterzunge den Zügel ſchießen, wie

dies bei Leuten, die ſich keinen Zwang auferlegen, wenn ſie von ihrer Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen werden — nur gar zu häufig vorkommt.

Ich glaube das Uebermaaß meiner Flüche und Verwünſchungen hatte die Offiziere für diesmal erſchreckt, denn ſie ſprachen kein Wort, ſondern ließen mich nach Herzensluſt fortfluchen und austoben. Eine ſo zweckloſe Aufgabe bekommt man aber bald ſatt und der Sturm endigte gleich einem Gewitter am Himmel mit ſchwachem Gemurmel. Ich kümmerte mich ſpäter nicht mehr viel um die Geſchichte und bis zum Mittag ging Alles ſeinen gewöhnlichen Gang.

Als aber die Leute beim Eſſen ſaßen, kam der Steuermann abermals herbei und forderte alle Matroſen auf, die Segel zu kürzen. Sobald ich auf's Verdeck heraufkam, gewahrte ich hinten im Spiegel eine höchſt bedrohliche ſchwarze Wolke und machte mich augenblicklich freiwillig an die Arbeit, um eine Pflicht zu erfüllen, deren Nothwendigkeit Jedermann einſehen mußte.

Die Leinwand wurde ſo raſch als möglich eingenommen; noch ehe wir aber ganz damit fertig werden konnten und während ich eben mit dem Beſchlagen des Fockſegels beſchäftigt war, kam ein Windſtoß über die Brigg hereingebrochen, welchen ich eigentlich richtiger den Schweif eines Orkans nennen dürfte. Unſer Segelwerk wurde großentheils von den Beſchlagſeiſingen losgeriſſen und zerfetzt; nur das Fock- und Vormarsſegel vermochten wir zu retten, die leichteren gingen alle zu Grund.

Ich ſtand noch auf einer der oberen Spieren, als die Brigg endlich beidrehte; ſo wie ſie in den Wind kam, ſtürzte die Vormarsſtenge, am Eſelshaupte abgeknickt, leewärts über Bord; das Tauwerk folgte und begann gegen die Backbordſeite der unteren Takelage anzuſchlagen. In dieſem Augenblicke ſchien eine Woge die Brigg gerade unter ihrem Flach zu treffen und ſie auf ihre Balkenenden zurückzuwerfen.

Dies Alles däuchte mir das Werk einer einzigen Minute. Ich

war leewärts geklettert, um dem niederſtürzenden Tauwerke aus dem Wege zu kommen und ſtand mit einem Fuß auf dem oberen Rande der Bätingen, indem ich mich zur Sicherung meiner Stellung an einem Stück der laufenden Takelage feſthielt.

Wie ganz anders war nun meine Lage — auf demſelben Flecke, wo ich nur wenige Stunden früher den Allmächtigen angerufen hatte, den Kelch ſeines Zorns über das Schiff, über mich ſelbſt und alle ſeine Bewohner auszugießen! Mein Gewiſſen peinigte mich in dieſem fürchterlichen Augenblicke und meine Läſterworte erfüllten mich mit Schaam und Entſetzen. Mir ſchien es als ob der Himmel mich gehört hätte, als ob er meine gottloſen Wünſche in Erfüllung gehen laſſen wollte und ich gelobte ſogar in der Bitterkeit meines Herzens, wenn ich diesmal mit dem Leben davon käme, mich nie wieder einer ſolchen Ruchloſigkeit ſchuldig zu machen.

Dieſe Gefühle beſchäftigten mich übrigens blos eine Minute, denn ich war ein zu eingefleiſchter Seehund, um in einem ſolchen Momente noch lange unthätig dazuſtehen.

Ich kannte auf dem Vordertheil blos einen Mann, auf welchen ich mich in ſolcher Bedrängniß einigermaßen verlaſſen konnte und der war aus New-York mit Namen Jack Neal. Er ſtand in meiner Nähe und ich ſchlug ihm vor, trotz dem Einſturze des Fockmaſtes das Vormarsſtegſegel loszumachen, da es ſich vielleicht aufblähen und den Bügen der Brigg das Herumkommen erleichtern würde. Jack war raſch bei der Hand und es gelang ihm wirklich, das Segel loszubinden, das uns auch alsbald, wie ich glaube, ſehr weſentlichen Beiſtand leiſtete.

Ich machte jetzt den Vorſchlag, nach dem Hintertheil zu klettern, um zu verſuchen, ob wir nicht das Steuer aufrichten könnten. Auch dies geſchah, obwohl ich ſehr in Frage ſtellen muß, ob das Ruder in der Lage, in welcher ſich die Brigg befand, noch vieles auszurichten vermochte.

Wem es nun auch zuzuſchreiben ſeyn mochte — ob der Ein-

wirkung des Vormarsſegels oder einer von der Vorſehung herbeigeſchickten Woge — kurz und gut, die Brigg fiel plötzlich ab, richtete ſich auf und wußte ſich unter einem ſchweren Rollen nach der Luvſeite mit großer Kraft aufrecht zu erhalten. Das Stagſegel war hiebei gewiß nicht ohne Nutzen, denn das Stag war in dem Wrack ſteif geworden und der Wind hatte den Holzring herausgeriſſen. Das Steuerruder wurde hart aufgerichtet und ſobald die Brigg demnach wieder Spielraum fand, flog ſie wie ein Kreiſel herum, kam gegen unſern Willen auf die andere Seite und hätte uns faſt zum zweiten Male auf den Leebord geworfen; ſie legte ſich jedoch nicht ganz auf eine Seite, obgleich ich einen Augenblick lang Alles verloren gegeben hatte.

Sobald ich ſah, daß das Schiff ſich bewegen konnte, eilte ich nach vorn und es gelang mir endlich, das Wrack in die Takelage und die Bätingen hereinzuzwängen, ſo daß die Brigg bald darauf dem Steuer gehorchte, ganz regelmäßig abfiel und ſich wieder nach unſerem Willen lenken ließ.

Um uns noch weiter aufzuhelfen, löste ſich auch noch der Kopf des Rocken an dem oberen Brohk* und wehte gegen das Wrack, ſo daß das Ganze eine Taumaſſe bildete, welche beinahe die Stelle eines Segels vertrat und der Brigg von den Sturzwellen klar zu werden half. Durch fortgeſetzte Achtſamkeit auf das Steuer wurden wir in den Stand geſetzt, das Schiff am abermaligen Beidrehen zu verhindern und ſomit wieder in den regelmäßigen Kurs zu bringen.

Mit Untergang der Sonne ließ der Wind etwas nach und am andern Morgen hatten wir wieder das ſchönſte Wetter. Alsbald ging's nun an die Arbeit und Nothmaſten wurden aufgetakelt, bis wir wenige Tage ſpäter New-York erreichten.

Hätte uns dieſer Unfall bei Nacht betroffen, wie dies früher

* Brohk iſt ein kleines Tau, an deſſen beiden Enden ſich Blöcke befinden.
D. U.

beim Scourge der Fall war, ſo würde unſer Schickſal wahrſcheinlich in wenigen Minuten entſchieden geweſen ſein, denn bei dem damaligen Zuſtande der See wäre es in einer halben Stunde mit unſerer Brigg zu Ende gegangen.

Was meine Reue betrifft — wenn ich dieſes Wort bei einer ſolchen Veranlaſſung und für ein derartiges Gefühl gebrauchen darf — ſo kann ich verſichern, daß ſie weit dauernder war, als ſonſt bei mir der Fall zu ſeyn pflegte. Ich bin ſeit der Zeit nie wieder ſo abſcheulich ruchlos geweſen und oft, wenn ich im Begriffe ſtand, meiner Leidenſchaft auf ſo empörende Weiſe den Lauf zu laſſen, kam mir jener Augenblick wieder in's Gedächtniß, wo ich voll peinigender Zerknirſchung auf den Bätingen geſtanden — mein Gelübde trat mir wieder vor Augen und ich hoffe, beides vereint iſt nicht ohne Nutzen für mich geweſen, bis ich endlich dazu gelangte, die Irrthümer meines Lebens zu erkennen und einzuſehen, wie nöthig ich hatte, alle meine Sünden der barmherzigen Vermittlung meines Erlöſers anheimzugeben.

Diesmal fröhnte ich im Hafen nicht mehr derſelben Sorgloſigkeit und Zügelloſigkeit, wie ich dies während der letzten Jahre in der Gewohnheit gehabt hatte. So trat ich denn auch, noch ehe all mein Geld verbraucht war, an Bord des „Henry Kneeland“ in Dienſte, welcher über New-Orleans nach Liverpool abgehen ſollte.

In erſterem Hafen angekommen, ſahen wir uns plötzlich von einer ganzen Schaar von Landhaifiſchen, in der Geſtalt von Matroſenwirthen umlagert, welche uns vorſtellten, wie ſehr wir unſere Lage verbeſſern würden, wenn wir von unſerem Schiffe entliefen, ſtatt auf demſelben weiter zu ſegeln.

Wir ſchenkten dieſen Mährchen Gehör und folgten einſtimmig ihrem Rathe. Was die Sache aber weit ſchlimmer und unſere Aufführung noch unverantwortlicher machte, war, daß wir auf dem Henry Kneeland guten Lohn und gute Behandlung genoſſen hatten. Unſere Verführer kamen in der Nacht mit zwei Booten heran,

welche wir mit unſeren Habſeligkeiten bepackten und, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, welcher an Bord blieb, das Schiff verließen,

Gleich am andern Tag wurden wir an Bord des „Marion“, eines Zollamtskutters der Regierung, eingeſchifft, wo ich als Quartiermeiſter mit fünfzehn Thalern monatlich angeſtellt wurde, und deren ſiebzehn zurücklaſſen mußte, um in dieſe Stelle vorzurücken.

Wir erhielten übrigens für unſer Geld ein ganz gutes Fahrzeug: der Schooner war groß und bequem, führte einige leichte Kanonen und unſer Dienſt war nichts weniger als beſchwerlich; auch die Behandlung erwies ſich als gut, ſo daß wir uns doch einigermaßen über unſere Thorheit tröſten konnten. Ehe wir in See ſtachen, ſtarb einer von den Matroſen des Henry Kneeland an den „Schauern“ und wir begruben ihn in der Nähe der unteren Barren auf dem Platze, wo die Schiffe ihr Waſſer einzunehmen pflegen.

Ich muß etwa vier Monate auf dem „Marion“ gedient haben, während welcher Zeit wir die verſchiedenen Landungsplätze beſuchten und auch in Key-Weſt einliefen, wo unſere Mannſchaft krank wurde, ſo daß auch ich unter andern an's Land geſchafft und in einem Gaſthauſe untergebracht werden mußte. Es dauerte beinahe einen Monat, bis wir die Mannſchaft wieder zuſammenbrachten und dann nach Norfolk abſegelten; dort aber wurden ſechs von uns rückfällig und mußten in's Spital gebracht werden: der Kutter ſegelte ohne uns weiter und ich habe ihn ſpäter nie mehr geſehen.

Ich blieb nur vierzehn Tage im Spital, denn meine Krankheit beſtand blos aus Fieber und Kopfweh. In dem Augenblicke, da ich das Spital verließ, lief der New-Yorker Kutter, der „Alert“ * ein, an deſſen Bord ich geſchickt und dadurch von der früheren Mannſchaft des Henry Kneeland bis auf einen einzigen alten Mann — ganz getrennt wurde.

Der Alert war ſüdwärts beſtimmt und ſein Auftrag ſtand mit

* Der Flinke. D. U.

den „Nullifikationsunruhen“ * in Verbindung; bald nachdem ich auf ihm in Dienſte getreten war, ging er nach Charleston in Südkarolina unter Segel. Hier verſammelte ſich in Kurzem eine kleine Flotille von Kuttern, denn nicht weniger als ſieben lagen in den Gewäſſern von Südkarolina vor Anker, um jede Verletzung der Tarifgeſetze zu verhindern.

Ich war kaum einen Monat am Bord des Alert geweſen, als ein neuer Kutter, der „Jackſon“ aus New-York eintraf, auf welchen, als auf das ſchönſte Fahrzeug der ganzen Station, Offiziere und Mannſchaft des Alert verſetzt wurden, da unſer Kapitän unter den anweſenden Zollſchiffskapitänen der älteſte war.

So mag ich wohl mindeſtens ein halbes Jahr in den Gewäſſern von Südkarolina gedient haben, ohne daß wir jemals in See ſtachen, indem wir gelegentlich blos bis zu der Rebellionsrhede hinabfuhren. An's Land durften wir nur ſehr ſelten und ausnahmsweiſe, da die Verhältniſſe, beſonders gegen den Schluß dieſer Periode, eine ſo drohende Geſtalt annahmen, daß wir uns beinahe wie in Feindesland befindlich betrachteten.

Commodore Elliott langte auf dem „Natchez,“ einer Kriegsſchaluppe, auf unſerer Station an und der Kriegsſchooner „Experiment“ lief gleichfalls in den Hafen, um längere Zeit daſelbſt zu verbleiben. Nach der Ankunft des Natchez übernahm der Commodore das Kommando der ganzen Flotille; wir mußten uns fortwährend in höchſter Schlagfertigkeit erhalten und Nachts ſogar einige Male auf den Poſten bleiben, ohne daß ich den Grund dieſer Maaßregel erfahren hätte; es hieß aber, man habe einen Angriff gegen uns vorbereitet: General Scott befand ſich im Fort und einige Wochen lang hatte Alles ein höchſt kriegeriſches Anſehen.

* Die „Nullifikation“ beſtand in der Nichtigerklärung der vom Kongreß im Jahr 1832 feſtgeſetzten neuen Zölle von Seiten der ſüdlichen Staaten, was beinahe eine Auflöſung der Konföderation herbeigeführt hätte.

D. U.

Endlich traf die Freudenbotſchaft ein, daß die Nullifikation über Bord geworfen und darum nichts mehr zu befürchten ſey. Es ſcheint, daß die Bemannung der verſchiedenen Kutter gerade dieſes Dienſtes halber vermehrt worden war, und jetzt, da die Sache vorübergegangen, hatte man mehr Leute verfügbar, als die Regierung eigentlich brauchte, weßhalb man uns mittheilte, daß diejenigen, welche ihre Entlaſſung wünſchten, ſich nur zu melden hätten, um dieſelbe ſogleich zu erhalten.

Ich war dieſes Küſtendienſtes ſchon lange müde und meldete mich alſo ſogleich auf dieſe Mittheilung hin; meine Zeit war beinahe abgelaufen, ſo daß ich auch außerdem bald ausgetreten wäre.

Ich ſtieg nun zu Charleston an's Land und lebte herrlich und in Freuden, ſo lange mein Geld ausreichte. Um jenen Schiffsbeſtehder, dem ich einſt das Schlüſſelbein gebrochen hatte, bekümmerte ich mich jetzt nichts mehr und weiß auch nicht, ob er damals überhaupt noch am Leben war oder nicht. Kurz ich hatte blos die Gegenwart im Auge, und Vergangenheit wie Zukunft waren mir beide völlig gleichgültig. Mein ehemaliger Herbergsvater war todt und ich fiel wieder ganz und gar einer neuen Harpye dieſer Art in die Hände. Ich hatte in meinem ganzen Leben niemals die Vorſicht gebraucht, meinen Namen abzuändern, nur daß ich bei'm Unterzeichnen der Schiffsartikel meinen zweiten Taufnamen Robert wegließ; auch ſchrieb ich mich Myers und nicht Meyers, wie nach meiner Schweſter Behauptung buchſtabirt werden mußte: doch geſchah dies blos aus Unwiſſenheit und nicht mit Abſicht, und ſo bin ich denn zu allen Jahres- und Tageszeiten, bei jedem Wetter, und in jedem Dienſte als Ned Myers und als nichts Anderes geſegelt.

Bald ſah ich mich genöthigt, von Neuem Dienſte zu nehmen und kam denn auch an Bord der „Harriet und Jeſſe", welche nach Havre-de-Grace beſtimmt war. Die Reiſe dahin war leicht und angenehm und wir brachten auf dem Rückweg das ganze Schiff voll Paſſagiere mit, welche durchgängig Schweizer genannt wurden,

zum größten Theile aber, ſo viel ich weiß, aus Würtemberg, dem Elſaß und den Rheinlanden herſtammten.

Nach meiner Ankunft zu New-York begab ich mich nach Philadelphia, um mein Bischen Habſeligkeiten, die ich bei meinem Abgang mit der Amalia daſelbſt zurückgelaſſen hatte, wieder einzufordern — aber mein Gaſtwirth war todt, ſeine Familie zerſtreut und mein Eigenthum verſchwunden. Wer es an ſich gezogen, konnte ich nie erfahren, aber ein Quadrant, eine Uhr und mehrere nagelneue Kleidungsſtücke, im Ganzen wenigſtens zweihundert Thaler im Werth, gingen mir durch dieſen Schiffbruch verloren. — Doch was konnte mir dies im Ganzen verſchlagen? Wäre es nicht auf dieſe Art zum Teufel gegangen, ſo würde ich es ja doch für lauter Grog aufgebraucht haben.

Ich blieb nur kurze Zeit in Philadelphia und ſegelte mit einer Brigg, mit Namen der „Topaz," nach der Havannah ab. Wir erreichten den Hafen nach kurzer Ueberfahrt und hier war es, wo ich mich einer ſo ſtarken Verſuchung zum Verbrechen ausgeſetzt ſah, wie ſie einem armen Teufel wie mir nur jemals aufſtoßen mag.

Im Hafen lag nämlich eine ſchöne Sklavenbrigg, welche in Amerika erbaut und nach Afrika beſtimmt war — das netteſte, lieblichſte Ding, das meine Augen jemals geſchaut hatten und deſſen bloßer Anblick die Sehnſucht in mir erweckte, an ihrem Borde aufgenommen zu werden. Sie bot mir vierzig Thaler monatlich und außerdem noch den Erlös von anderthalb Sklaven. Ich ging ſo weit, daß ich ſogar einen Verſuch machte, zu ihr an Bord zu kommen, ſtieß aber auf einige Schwierigkeiten, da meine Habſeligkeiten mit Beſchlag belegt worden waren: der Kapitän merkte meine Abſicht, machte mich auf die Gefahr aufmerkſam, der ich mich ausſetzte und brachte mich glücklicher Weiſe wieder auf beſſere Gedanken.

Ich will nicht läugnen, daß mir das Unmenſchliche dieſes Handels wohl bekannt war; aber mit dem Schmuggeln iſt's ja daſſelbe, wie ich denn beide Arten von Geſetzübertretung in jenem Sinne

als ziemlich gleichbedeutend betrachtete. Ich habe ſeitdem erfahren, daß unſere vaterländiſchen Geſetze jeden amerikaniſchen Bürger, der auf ein Sklavenſchiff geht, für einen Seeräuber erklären und als ſolchen behandeln, was mir höchſt ſonderbar vorkommt, da ich nicht zu begreifen vermag, wie ein Spanier etwas thun kann, ohne Seeräuber zu werden, was den Amerikaner, ſobald er's thut, zu einem ſolchen Verbrecher ſtempelt. Ich bin feſt überzeugt, daß äußerſt wenige Matroſen wiſſen, in welchem Lichte die Geſetze den Sklavenhandel betrachten. Seeräuberei iſt nichts anderes als Raub, auf hoher See begangen und war zu allen Zeiten vom Geſetze verpönt; der Sklavenhandel dagegen wurde noch vor Kurzem von allen Nationen begünſtigt und wir armen Theerjacken vermögen die ganze Veränderung nicht anders, denn als einen bloßen Wechſel der Politik zu betrachten. — Was mich betrifft, ich wäre auf jene Brigg gegangen, ohne die geringſte Ahnung von den Gefahren zu haben, welchen ich mich blosſtellte und hätte mich in moraliſcher Beziehung keinen Falls für ſchuldiger geachtet, als ich mich zu jener Zeit fühlte, da ich an der iriſchen Küſte Taback und zu Canton Opium eingeſchmuggelt hatte. *

* So lautet Ned's Anſicht von der Sache und auch ich habe dieſes amerikaniſche Geſetz von jeher im Grundſatze für unrichtig und in der Strafbeſtimmung für allzu ſtreng gehalten. Im Grundſatze unrichtig, weil Seeräuberei ein Verbrechen gegen das Völkerrecht iſt, und es demnach einem einzelnen Staate geſetzlich nicht zuſteht, den Bereich der internationalen Juſtiz willkührlich zu verengern oder zu erweitern. So gehört es namentlich zu der amerikaniſchen Politik — ſeitdem ſich ſo viele ihrer Intereſſen auf das Beſtehen des fraglichen Grundſatzes gründen — mit aller Strenge auf Beobachtung deſſelben zu halten. Die Todesſtrafe iſt zu ſtreng, denn es iſt wohl zu erwägen, daß wir manche Nabobs unter uns haben, welche damals, als jener Handel geſetzlich erlaubt war, als Sklavenhändler den Grund zu ihrem Reichthume gelegt haben. Plötzliche Aenderungen der ſittlichen Maaßſtäbe laſſen ſich nicht nur ſo mit einem Federſtriche bewerkſtelligen, und ſelbſt die öffentliche Meinung wird in einem ſklavenhaltenden Staate ſchwerlich dazu zu bringen ſeyn, den Sklavenhandel als ein großes Verbrechen zu betrachten. Aber ſelbſt die Todesſtrafe möchte

Während der Topaz aus dem Hafen der Havannah nach der Heimath zurückkehrte, mußte er ungeſchickterweiſe in der Höhe von Moro ſein Waſſerſtag verlieren; ich machte mich ſogleich daran, das Stag auszuwerfen, als ich von heftigen Krämpfen ergriffen wurde. Es war ein Anfall von Cholera, der mir beinahe das Leben gekoſtet hätte: der Kapitän ließ mich nach dem Hintertheil bringen, wo ich mit der größten Sorgfalt gepflegt wurde, ſo daß ich, Gott ſey Dank, bald wieder genas, aber vor dem Einlaufen in den Hafen nur wenig zum Dienſt verwendet werden konnte.

verhängt werden, wenn ſich nur der Kongreß nicht die Gewalt anmaßen wollte, die Frage, was Seeräuberei ſei und was nicht, aus eigener Machtvollkommenheit beſtimmen zu wollen.

Man wird vielleicht entgegenhalten, der ganze Irrthum beruhe auf einem Sprachfehler und die Gerichtsbarkeit, wie ſie hier ausgeübt werde, ſey darum nicht minder geſetzmäßig. Iſt dies aber auch richtig? Kann der Kongreß unter Autorität der Geſetze oder der Konſtitution amerikaniſchen Bürgern Geſetze vorſchreiben, während dieſe unläugbar unter der Gerichtsbarkeit auswärtiger Staaten ſtehen? Wird dieſes Prinzip zugeſtanden, was ſoll dann den Kongreß davon abhalten, Handlungen zu beſtrafen, welche die Politik fremder Staaten bei nur zeitweiligem Aufenthalte vielleicht ſogar von uns verlangt? Kann der Kongreß mich als Seeräuber verurtheilen, wenn ich in fremden Ländern und unter fremder Flagge Sklavenhandel treibe, ſo kann er mich gleichermaßen verurtheilen, wenn ich gegen einen oder den andern ſeiner Bundesgenoſſen die Waffen trage und doch können von einem amerikaniſchen Bürger in auswärtigen Staaten unter beſondern Umſtänden ſogar Kriegsdienſte verlangt werden. Dieſelbe Schwierigkeit läßt ſich dem Grundſatze nach auf die ganze Reihe geſetzlicher Verbrechen ausdehnen.

Der Kongreß beſteht überhaupt nur zu beſonderen Zwecken. Er kann Seeräuberei beſtrafen, kann aber für ſeine Perſon nicht beſtimmen, was Seeräuberei iſt oder nicht, da dies ein Eingriff in die Rechte der Völkergeſetzgebung wäre. Daß er im Allgemeinen die Macht beſitzt, die zur Aufrechthaltung ſeines Regierungsſyſtems erforderlichen Geſetze zu erlaſſen, kann in dieſer Beziehung kein Recht für ihn begründen, denn die Rückſichten, welche die Nationen ihrem Verkehre unter ſich ſchuldig ſind, werden eine wirkliche Nothwendigkeit zu einer ſolchen doppelten Geſetzgebung nie und nimmermehr zugeben. Man ſetze z. B. den Fall, England würde

„Kurze Reiſen geben ſchmalen Lohn“ und ich war bald genöthigt, mich nach einem andern Fahrzeuge umzuſehen. Diesmal traf ich den „Erie,“ Kapitän Funk, ein Poſtſchiff, mit welchem ich bald darauf nach Havre abſegelte. Es war ein nobles Schiff und die Behandlung konnte man ſich gar nicht beſſer wünſchen; unſere Hin- und Herfahrt war gleichmäßig angenehm, ohne irgend weiteren Stoff für meine Erzählung darzubieten. Im Hafen von Havre aber geſchah es, daß eine arme Frau, welche als Paſſagier an Bord war und ſich etwas auf dem Schiffe umſehen wollte, durch eine der Lucken herabfiel, während ich eben im Kielraume beſchäftigt war, wobei ſie ſich ſo ſtark verletzte, daß ſie zurückgelaſſen werden mußte.

Ich erwähne dieſes Umſtandes, blos um zu zeigen, wie ich damals meinem ehemaligen Schiffsgenoſſen, der nunmehr dieſe Blätter für mich niederſchreibt, ſo nahe war, ohne gleichwohl mit ihm zuſammenzutreffen. Aus der Vergleichung unſerer Notizen ergibt ſich nämlich, daß er ſich eben damals auf unſerem Decke befand, wohin er einiger Effekten halber gekommen war, welche er nach New-York einſchiffen ließ. Ich erinnere mich noch, wie dieſe nämlichen Effekten mir unter die Hand kamen und wie ich ſie als das Eigenthum eines nach dem Vaterlande zurückkehrenden Paſſagiers betrachtete, ohne daraus auf ihren eigentlichen Herrn rathen zu können, da ſie auf einen anderen Namen adreſſirt waren. Mr. Cooper ſegelte aber damals nicht auf dem Erie zurück, ſondern fuhr nach England, um

den Sklavenhandel wieder erlauben: könnten da wohl die vereinigten Staaten einen amerikaniſchen Bürger, der ſich unter engliſcher Flagge und von einem brittiſchen Hafen aus am Sklavenhandel betheiligte, dem berüchtigten Aſhburton'ſchen Vertrage zufolge zur Auslieferung verlangen? Würde England einen ſolchen Mann ausliefern? Gewiß ebenſowenig, als es die Sklaven herausgibt, welche von einem amerikaniſchen Schiffe entlaufen, das durch ungünſtige Witterung in einen engliſchen Hafen getrieben wird.

Es gehört offenbar zu den Fehlern der Philanthropie, daß ſie häufig ihre eigene Politik überſchreitet, indem ſie alle gleichberechtigten Intereſſen und Grundſätze aus den Augen verliert. D. Herausg.

ſich zu London einzuſchiffen, und dies iſt der Grund, warum ich ihn damals verfehlt habe.

Auf Poſtſchiffen wie der Erie ſuchen die Kapitäne in der Regel die Brauchbaren unter ihren Matroſen ſo lange wie möglich in ihren Dienſten zu behalten. Der Erie wie ſein Kapitän war uns auf dieſer Fahrt ſo lieb geworden, daß acht oder zehn von uns ſich zum Bleiben entſchloßen und auch bald wieder nach Havre ausliefen.

Dießmal war uns aber das Glück nicht ſo günſtig; die Hinfahrt ging zwar ziemlich gut von Statten, aber die Rückreiſe war deſto ſtürmiſcher und unangenehmer. Schon im Hafen von Havre hatte uns eine große Gefahr gedroht: in der Chriſtnacht war nämlich Feuer in der Kajüte ausgebrochen und hätte uns vorn beinahe alle erſtickt, ehe wir nur ein Wort davon wußten. Unſer Hochbootsmann — er hieß Everby * — rettete das Schiff durch ſeine Umſicht und Energie, denn der Kapitän kam erſt an Bord, als der Brand ſeinen Höhepunkt erreicht hatte. Wir verſtopften alle Ritzen, bis eine Feuerſpritze bei der Hand war, riſſen dann eine der Lucken auf und ſteckten den Schlauch hinunter: das Waſſer wurde nicht geſpart und ſo das Schiff endlich gerettet. Wie das Feuer entſtand, iſt nicht bekannt geworden, der Schaden aber, den es anrichtete, war ziemlich bedeutend, und auch einige Güter hatten ſtark Noth gelitten.

Trotz dieſes Unfalls war unſer Schiff ſchon zu Anfang Januars 1834 wieder ſegelfertig. In der erſten Woche unſerer Heimfahrt hatten wir mit heftigen Weſtwinden und ſchlimmer Witterung zu kämpfen, ſo daß wir uns kaum entſchließen konnten, unſern Lootſen zu entlaſſen, und ihn den Kanal hinunter bis zum Leuchtthurm von Eddyſtone mitnehmen mußten. Hier ſahen wir den „Sully“ auf der Herfahrt begriffen vor dem Winde daher und den Kanal hinauffſegeln: Signale wurden zwiſchen beiden Schiffen gewechſelt und unſere Brigg, welche ziemlich weit vom Lande entfernt war, näherte ſich dem Sully,

* So lautet der Name nach Ned's Ausſprache. D. Herausg.

um mit ihm zu ſprechen. Wir brachten unſeren Lootſen an Bord dieſes Schiffs, wodurch den beiderſeitigen Wünſchen entſprochen wurde.

Gegen Nachmittag hellte ſich der Himmel auf und der Wind ließ nach; Kapitän Funk ließ die Segel füllen und das Schiff den für uns vortheilhafteſten Kurs in der Nähe der Küſte einſchlagen. Am Abend wurde aber die Bö wieder heftiger und blies ſchwer und anhaltend zwiſchen den Vorgebirgen Start und Lizard gerade in die Bai hinein.

Das Erſte, was wir vorzunehmen hatten, war, vom Ufer abzuvieren; dann mußten wir alsbald faſt alle Segel einhiſſen, da die Bö fortwährend im Zunehmen begriffen war und die Nacht ſehr finſter zu werden drohte. Auf unſerer Leeſeite befanden ſich zwar Häfen genug; es war aber ein gar zu kitzliches Unternehmen, auch nur einen Fuß breit Boden zu verlieren, wenn man nicht genau voraus wußte, wohin man gelangte, und da wir keinen Lootſen hatten, ſo entſchloß ſich der Kapitän, die hohe See zu halten.

Ich habe noch ſelten einen heftigeren Sturm erlebt, als er in dieſer Nacht in dem Kanale wüthete, und Stunden lang hing Alles davon ab, ob unſer großes Marsſegel, das wir dichtgerefft eingeſetzt hatten, aushalten würde. Außer dem Compaß konnte ich nirgends ein Zeichen gewahren, das uns hätte als Führer dienen können; erſt gegen zehn Uhr fiel mir ein Licht in's Auge, welches dicht an unſerm Leebug ſichtbar wurde.

Es war der Leuchtthurm von Eddyſtone, der zwiſchen den Vorgebirgen Start und Lizard ſo ziemlich in gerader Linie und über drei Meilen vom Lande entfernt liegt. Hielt unſer Marsſegel Stand, ſo konnten wir bei unſerer jetzigen Richtung wohl daran vorbeikommen, wurde es aber vom Sturme entführt, ſo durften wir mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, auf jene berüchtigten Felſen geſchleudert zu werden, wo ein Dreidecker innerhalb einer Stunde bei ſolchem Sturm in Stücke gehen konnte.

Ich muß wohl glauben, daß wir in ſicherer Entfernung an

Eddyſtone vorüberfuhren, da der Kapitän ſonſt nicht windwärts davon zu gelangen verſucht haben würde; mir aber kam es vor, als ob wir dem Rieſenfelſen furchtbar nahe wären. Die See brach ſich an dem Leuchtthurm mit ſchrecklichem Ungeſtüm und man konnte ganz deutlich ſehen, wie die Wogen an der Laterne vorbeiſchoßen. Endlich kamen wir aber glücklich vorüber, indem wir ſtets langſam weiter ſchritten, wiewohl unſere Abtrift ſehr bedeutend geweſen ſeyn muß.

Die Gefahr war aber noch nicht vorüber, denn wir hatten noch immer Start Point und die weſtwärts davon gelegene Landſpitze zu klariren, welche beide eine ziemliche Strecke ſeewärts und nur ein wenig nach der Leeſeite zu lagen. Bei ruhiger See und einer kräftigen Vollſegelbriſe wäre es ein Leichtes geweſen, von Eddyſtone aus mit Südweſtwind um Start Point herum zu kommen; bei ſolcher Bö aber, und beſonders zur Fluthzeit, war es immerhin eine höchſt bedenkliche Aufgabe; auch weiß ich gewiß, daß alle Matroſen, vorn und hinten, unſere Lage als äußerſt gefährlich betrachteten.

Wir verbrachten ein paar höchſt unbehagliche Stunden, nachdem wir das Feuer von Eddyſtone aus den Augen verloren hatten, bis wir endlich das Land in der Nähe von Start Point zu Geſicht bekamen: die Anhöhen glichen einer finſteren Wolke, welche über uns hereinhing, und das erſtemal, als mich dieſer Anblick überraſchte, gab ich das Schiff völlig verloren.

Der Kapitän und der Steuermann berathſchlagten jetzt zuſammen, und Letzterer kam mit ruhiger, feſter Miene auf uns zu.

„Kommt, Jungen,“ ſprach er, „wir können eben ſo gut mit als ohne Maſten an's Land geworfen werden, und unſere einzige Hoffnung ruht nun darin, daß wir mehr Segel als bisher einſetzen. Wir müſſen beidrehen und das Schiff in Leinwand hüllen.“

Es bedurfte nur dieſes Winks, um Alles in Bewegung zu bringen und das Borden des Fockſegels war das Erſte, was wir unternahmen; die Hörner deſſelben wurden mit einer Kraftanſtrengung herabgezogen, als wenn Segel und Schooten von lauter Rieſen gehand-

habt würden. Endlich gelang es uns, daſſelbe doppelt gerefft einzuſetzen, wodurch es freilich das Anſehen eines Leinwandfetzens erhielt, gleichwohl aber unverzüglich ſeine Wirkung auf das Schiff zu äußern anfing.

Zunächſt verſuchten wirs nun mit dem Vormarsſegel: auch dieſes ſtand bald enggerefft an ſeiner Raa und wir hatten ſehr wohl daran gethan, denn ich bin überzeugt, daß das Schiff bereits auf den Grundwogen hintrieb, während der ſchwarze Berg jeden Augenblick über unſere Häupter hereinzufallen ſchien. Auch mit dem Kreuzſegel machten wir einen Verſuch, fanden jedoch bald, daß es uns mit dieſem nicht gelingen würde, worauf es nicht ohne große Mühe wieder beſchlagen werden mußte.

Die Dinge ſahen noch immer ſehr bedenklich aus und das Land kam mit jedem Augenblicke näher und näher; jetzt gings auch hinter das große Segel, welches ebenfalls doppelt gerefft in den Wind kommen ſollte. Alles ſtand an den Schooten und Taljen verſammelt und wir zogen dieſes mächtige Stück Leinwand mit einer Leichtigkeit nieder, als ob es bloßer Mouſſelin geweſen wäre.

Das treffliche Schiff zitterte jetzt wie ein überhetztes Roß; allein dieſe Poſtſchiffe ſind in der Regel ſtark gebaut und alle Segel hielten Stand. Noch nie habe ich den Schaum ſo heftig von den Bügen eines Schiffes abprallen ſehen, als dieß in jener Nacht bei dem Erie geſchah.

Eine athemloſe Viertelſtunde verſtrich, nachdem das große Segel eingeſetzt war, denn Jeder erwartete voll Spannung, welches von unſern Segeln zuerſt losreißen würde; jeder Bolzen, jedes Tau war bis aufs Aeußerſte angeſpannt, aber Alles hielt feſt.

Im entſcheidendſten Moment erblickten wir das Licht eines Hauſes, das ſich, wie wir wußten, in der Nähe von Start Point befand; der Steuermann trat wieder zu uns, deutete darauf und ſagte, wenn wir daran vorüber wären, dann ſeyen wir gerettet.

Kaum hatte ich dieß vernommen, als meine Augen ſich ſtarr

auf jenes Licht hefteten, und man wird ſich meine Freude denken, als ich es allmählig immer weiter rückwärts und auf unſerer Leeſeite erblickte. Endlich hatten wir's ganz im Rücken und jetzt, wußte ich, waren wir außer Gefahr; das Land verſchwand mit ſeinen düſteren Umriſſen nach leewärts in einer tiefen breiten Bai und gab uns Seeraum in Fülle für unſere Reiſe.

Die Segel mußten nunmehr zur Erleichterung des Schiffes wieder eingehißt werden: das große wie das Vormarsſegel wurde beſchlagen und nur das große Mars-, das Fock- und Vormarsſtagſegel dem Schiffe zur Weiterfahrt gegeben.

Ich betrachte dieſe Nacht als eine der ſchauerlichſten meines Lebens, da ich dem Schiffbruch gewiß noch ſelten näher geſtanden war; unſere Rettung glaube ich nächſt Gottes Barmherzigkeit der Standhaftigkeit unſerer Offiziere, ſowie der Tüchtigkeit des Schiffes und ſeiner Ausrüſtung zu verdanken. Es war, wie wenn man ein Roß zur Anſpannung jeder Nerve und Sehne anfeuert und endlich mit Hülfe des Sporns und der Peitſche den Sieg im Wettlaufe davon trägt, denn Holz, Eiſen, Leinwand und Tauwerk vermögen offenbar nicht mehr zu leiſten, als in jener Nacht von dem Erie geleiſtet wurde.

Am nächſten Morgen wurde die Sache beim Frühſtück von der Mannſchaft beſprochen. Wir hatten einen harten Menſchenſchlag an Bord, denn die meiſten waren langgediente Matroſen von ſorgloſem Charakter und leichtſinnigen Sitten. Einige der Gedankenloſeſten geſtanden, daß ſie innerlich gebetet und den Himmel um Hülfe angefleht hätten, und ich meines Theils bin höchſt dankbar dafür, daß auch ich es that. Dieſe Geſtändniſſe wurden halb im Scherz gemacht, doch muß ich ſie gleichwohl für wahr halten, wenn ich mich in meine eigene Lage zurückdenke. Gedankenloſen, thörichten Menſchen mag es wohl recht tapfer vorkommen, wenn man bei ſolchen Veranlaſſungen mit Gleichgültigkeit prahlt, und doch bin ich überzeugt, daß nur Wenige dem Tode unter unſeren damaligen Umſtänden in's Auge ſchauen werden, ohne ſich ſelbſt, wenn auch mit Widerſtreben, einzugeſtehen,

daß eine Macht über uns waltet, welche allein leibliche Sicherheit wie geiſtlichen Troſt zu gewähren vermag.

In dieſer Beziehung hatten die Poſtſchiffer von Havre für das zukünftige Wohl ihrer Seeleute eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt an den Tag gelegt, denn es beſtand zu Havre eine beſondere Marinekirche, welche unſer Kapitän wie ſeine Mates regelmäßig beſuchten, während ſie auch uns zur Nachfolge zu überreden ſuchten. Die Wirkung dieſer Einrichtung war auch in der That eine gute, denn die Leute zeigten ſich in der Regel weit nüchterner und ihre Aufführung wurde überhaupt ſehr gerühmt.

Ein paar Tage nach jener Schreckensnacht drehte ſich der Wind und traf uns ſo von der Seite, daß wir an den Scillyinſeln vorbei ganz luſtig in's atlantiſche Meer hinausſegelten. Etwa vierzehn Tage nach unſerem Abenteuer bei Eddyſtone verloren wir die Hacken unſeres Steuerruders und wußten Letzteres nur durch jene neumodiſche Einrichtung zu retten, welche das Obertheil mittelſt des Decks am Hinabfallen hindert. Um die Abtrift zu vermeiden und um das Ruder doch noch einigermaßen verwenden zu können, fanden wir für nöthig, Letzteres anzuſchnüren und mittelſt Spillen an den Hinterſteven feſtzumachen: eine Spiere wurde queer über das Kompaßhäuschen und gerade auf das Ruder gelegt, endlich eine Kette durch das Steueröhr und über dieſe Spiere weggezogen, wozu man die dünnſte Cabelkette verwendete, während das Ruder mittelſt Schooten vom Deck aufgehoben wurde. Wir nahmen dann ein paar Ruſtenmarsſegelſchooten, ſchmarteten * ſie tüchtig und zogen mit ihnen einen Timmerſtich halbwegs um das Steuer, ſo daß das eine Ende in jede der großen Puttingen kam und mit Taljen wohl befeſtigt ward. Auf dieſe Art blieb das Rad noch ziemlich brauchbar, wiewohl wir das Schiff bei ſtürmiſchem Wetter beilegen mußten.

Die Puttingſchooten hielten etwa einen Monat lang, dann aber gaben ſie nach und bei näherer Unterſuchung fand ſich's, daß

* „Schmarten“ — mit altem Segeltuch bekleiden. D. U.

die Schmarting unter das Schiffsheck * gerathen und das Eiſen durch das Kupfer beinahe ganz zerſtört worden war. Sämmtliche Ketten des Schiffs, welche die erforderliche Dicke hatten, wurden nun zuſammengenommen, tüchtig überſchmartet, dann abermals, wie zuvor, mit einem Timmerſtrich um das Ruder geſchlungen und in die Klüsgaten gebracht, ſo daß die Bugten ** auf jeder Seite des Kiels herabhingen; die Enden wurden ſodann in das Bratſpill geſteckt und ſteif gedreht.

Dieſe Einrichtung entſprach ihrem Zwecke vollkommen und hielt aus, bis wir das Schiff nach New-York gebracht hatten. Die ganze Ueberfahrt war höchſt ſtürmiſch und dauerte, wenn ich mich recht erinnere, ihre vollen ſiebenzig Tage. Man hatte die Hoffnung auf unſere Ankunft beinahe gänzlich aufgegeben und die Freude, mit welcher wir begrüßt wurden, war deßhalb nur um ſo größer.

Da der „Erie“ der Ausbeſſerung dringend bedurfte und alſo nicht ſogleich wieder abſegeln konnte, ſo traten die Meiſten von uns auf den „Heinrich IV.“ über, welcher derſelben Packetgeſellſchaft angehörte. Wir fanden ein ſchönes Schiff und gute Behandlung; auch die Reiſe war äußerſt angenehm und glücklich.

Nach unſerer Ankunft zu New-York kehrten wir beinahe durchgehens auf den Erie zurück, da wir das Schiff wie den Kapitän und die übrigen Offiziere ſehr wohl leiden mochten; ich ſegelte an deſſen Bord noch zweimal nach Havre hin und zurück, ſo daß ich im Ganzen vier Reiſen auf dem Erie machte.

Nach Ablauf der vierten Reiſe nahm unſer alter Steuermann ſeinen Abſchied, um ein Geſchäft am Lande zu betreiben, und obgleich wir ſeinen Nachfolger noch gar nicht erprobt hatten, ſo mißfiel er uns gleichwohl, denn Erſterer war bei uns außerordentlich beliebt geweſen, und alle ſchienen zu glauben, wenn er einmal ginge, ſo

* „Heck“ nennt man den ganzen platten Theil des Hinterſchiffes, vom Heckbalgen bis zum Heckbord. D. U.

** Krumme Enden. D. U.

könnten wir auch nicht länger bleiben. Mag dem übrigens ſeyn, wie ihm wolle, beinahe ſämmtliche Matroſen ließen ſich auf der „Silvie de Graſſe“ anwerben, wo wir ebenfalls ein gutes Schiff, gute Offiziere und gute Behandlung antrafen.

Ueberhaupt waren ſich die Havre-Packetboote in dieſer Beziehung faſt durchgehends ſehr ähnlich; die Silvie de Graſſe war ſchon das vierte, auf welchem ich diente, und ſie kamen mir ſammt und ſonders nicht anders vor, als wenn ſie von ein und derſelben Familie wären.

Auch auf dieſem Schiff machte ich zwei Fahrten nach Havre, worauf ich es mit der „Normandie“ vertauſchte, welche derſelben Geſellſchaft angehörte. Zu dieſem Tauſche hatte mich ein verdrießlicher Cigarrenhandel in Havre bewogen, bei welchem ich nur inſofern betheiligt war, als ich den Fehler eines Andern auf meine Schultern hatte nehmen müſſen. Der Kapitän behandelte mich immer ſehr freundlich, allein mein Temperament iſt nun einmal von der Art, daß ich gleich aus der Haut fahren möchte, ſobald irgend etwas „ſtromaufwärts“ geht. Es war nichts als eine Grille, was mich von der Silvie de Graſſe vertrieb und mich auf ihr Schweſter-Packetboot führte. — Ich gewann die „Normandie“ eben ſo lieb wie die übrigen Poſtſchiffe, nur war ſie ein äußerſt ſchlechter Segler, an deſſen Bord ich nur eine einzige Reiſe nach Havre machte, wie man aus dem nächſten Kapitel erfahren wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Ich hatte nun ohne Unterbrechnung nicht weniger als acht Fahrten nach Havre mitgemacht, und meine ganze Beſchäftigung war ſo regelmäßig geworden, daß ich mir nächſtens ſelbſt wie ein Theil eines ſolchen Packetbootes vorkam. Behandlung, Verpflegung, Schiffe und Offiziere — kurz, Alles war nach meinen Wünſchen:

ſo oft wir nach Haus kamen, pflegte ich auf dem Schiffe ſo lange im Taglohn zu arbeiten, bis ich meinen Reiſegehalt eingeſtrichen hatte, dann aber ließ Ned ſich nicht eher wieder blicken, bis die Zeit der Abfahrt herannahte und er wieder an Bord gehen mußte.

Auch bei meinem Eintritte auf die „Normandie" hatte ich's auf dieſe Art gehalten, nur war mein Urlaub diesmal ziemlich kurz geweſen. Mr. Everdy, unſer früherer Steuermann auf dem „Erie", war eben am Strande damit beſchäftigt, die zu Güterpackern, Tackelmeiſtern u. ſ. w. geeignete Mannſchaft einzuſchreiben, als ich zu ihm ging und mich zum Dienſt auf der Normandie meldete; er bemerkte mir, das Boot ſey ſchon vollzählig, wenn ich mich aber am nächſten Morgen oben in der Stadt auf dem Schraubendock einfinden wollte, ſo wiſſe er mir am Bord einer Brigg eine treffliche Stelle zu verſchaffen.

So nahm ich denn am andern Tage mein Eſſen in einem Gefäße mit und ging damit nach dem Dock hinauf. Unterwegs traf ich einen ehemaligen Schiffskameraden von der Marine, einen Unterbootsmann, Namens Benſon, der mich befragte, wo ich denn mit meinem Gefäße hinſteuerte, worauf ich ihm meine Abſicht mittheilte.

„Was haſt du nur davon," meinte er, „daß du dich mit dieſen Poſtſchiffen herumſchleppſt, während du ein Kriegsfahrzeug unter deiner Lee haſt?"

Er erzählte mir noch weiter, daß auch er im Begriffe ſtehe, ſich einzuſchiffen und rieth mir ſeinem Beiſpiel zu folgen; wir leerten ein Paar Flaſchen zuſammen und ich fühlte mich von ſeinen Vorſtellungen ſchon halb und halb überzeugt, als mir endlich die Brigg wieder einfiel, worauf ich ihn alsbald verließ und nach dem Dock eilte. — Aber es war zu ſpät, denn als ich daſelbſt ankam, war das Schiff ſchon aus dem Dock abgeſegelt und bereits auf ſeinem Wege ſtromabwärts begriffen.

Somit war mein Tagewerk für heute vollbracht und ich beſchloß deßhalb, einen vollen Feiertag zu machen. Auf dem Rückweg

begegnete ich Kapitän Mix, mit welchem ich zuerſt auf den Seeen und ſpäter auf dem Delaware gedient hatte, wo er mein erſter Lieutenant geweſen war; ich plauderte mit ihm über meine früheren Matroſenzeiten und kam ſo immer weiter bis ans Werbehaus. Der dienſtthuende Offizier war Mr. M'Kenny, mein ehemaliger erſter Lieutenant auf dem Brandywine und ehe ich noch das Haus verließ, ſtand mein Name abermals auf Onkel Sam's Matroſen-Liſte. So bin ich, rein dem Zufall mich überlaſſend, mein ganzes Leben lang auf der Welt herumgeſegelt und ſelten ließ ich mir Morgens davon träumen, was mir Abends zuſtoßen mochte.

Als die Zeit zur Abfahrt herankam, ſtellte ich mich pünktlich ein und man ſchickte mich an Bord des „Hudſon", welcher damals von Kapitän Mix kommandirt wurde. Das eine tröſtliche Bewußtſeyn iſt mir geblieben, daß ich auf keinem der eilf Kriegsſchiffe, an deren Bord ich gedient habe — wenn ich nämlich groß und klein und Dienſtzeiten von Jahren ſo gut wie die von Tagen zuſammenrechne — weder davongelaufen bin noch jemals an ſo etwas auch nur gedacht habe.

Diesmal aber mußte ich ſo lange auf dem Aufnahmsſchiffe ausharren, daß ich daſſelbe herzlich ſatt bekam und mich bei der nächſten beſten Gelegenheit auf die „Conſtellation" von achtunddreißig Kanonen meldete, welche damals zu Norfolk für unſere Station in Weſtindien ausgerüſtet wurde.

Zu dieſem Zwecke ward auch eine Abtheilung von uns nach jenem Schiffe transportirt und wir fanden, daß es die Werfte ſchon verlaſſen und ſich zwiſchen den Forts vor Anker gelegt hatte. Als ich an Bord kam, überzeugte ich mich, daß ungefähr fünfzig von meinen Poſtſchiffgenoſſen ſich gleichfalls auf der Fregatte befanden: irgend ein gemeinſamer Beweggrund mußte ſie veranlaßt haben, alle zu gleicher Zeit in der Marine Dienſte zu nehmen. Mich hatte der oben erzählte Zufall hergeführt, wiewohl ich von jeher für die Marine eingenommen und jeden Augenblick bereit war, wenn's eine fröhliche Seereiſe galt, auf einem Kriegsſchiffe einzutreten.

Commodore Dallas' Flagge wehte auf der „Conſtellation," als ich daſelbſt in Dienſte kam; kurze Zeit ſpäter ging das Schiff nach Weſtindien unter Segel. Da uns während unſerer Fahrt nichts von Bedeutung aufſtieß, ſo iſt es nicht nöthig, die Zeitfolge der Begebenheiten ſo ſtreng einzuhalten. Unſer Schiff kam nach Havannah, Trinidad, Curaçoa, Laguayra, Santakruz, Verakruz, Kampeachy, Tampico, Key-Weſt u. ſ. w., lauter Häfen, in denen wir ſammt und ſonders längere oder kürzere Zeit beilegten, ja zu Santakruz ſogar einen großen Ball an Bord veranſtalteten.

Nachdem wir mehrere Monate auf dieſe Weiſe zugebracht hatten, ſegelten wir nach Penſacola, wohin uns der „St. Louis" begleitete, der zwar von Amerika nicht gleichzeitig mit uns abgegangen, dagegen faſt die ganze Zeit über in unſerer Geſellſchaft geblieben war. Im nächſten Frühjahr zog das ganze Geſchwader — in Allem etwa ſieben bis acht Segel — zuſammen nach Verakruz, um, wie ich glaube, die Mexikaner in Angſt und Sorgen zu verſetzen.

Der Floridakrieg beſchäftigte uns übrigens unter Allem am meiſten; ich wurde zu jeder Art von Expeditionen verwendet, muß aber geſtehen, daß ich von den kriegführenden Indianern keine, und von ihren Genoſſen nur diejenigen zu Geſicht bekam, welche ſich freiwillig ergeben wollten. Ich war bald auf Dampfbooten, Kuttern, Langbooten, bald kam ich an die Küſte und mußte, wie ein Soldat, mit der Muskete auf der Schulter einhermarſchiren — in der That ein koſtbarer Dienſt für einen Matroſen!

Da es dem „St. Louis" an Mannſchaft gebrach, ſo wurde ich für eine Kreuzfahrt an deſſen Bord gezogen, und machte mit ihm beinahe dieſelbe Rundreiſe wie früher auf der Fregatte. Es war ein ſchönes Schiff, der St. Louis, er ſtand unter dem Kommando des Kapitäns Rouſſeau, eines allgemein beliebten und geachteten Offiziers; Mr. Byrne, mein früherer Schiffsgenoſſe auf dem Delaware, wurde als erſter Lieutenant der Conſtellation zu

gleicher Zeit mit uns herüber verſetzt, ohne aber die ganze Reiſe mit uns durchzumachen.

Im Ganzen blieb ich drei Jahre auf der Weſtindiſchen Station, mußte aber während dieſer Zeit in Folge eines Beinbruchs mehrere Monate im Spitale zubringen. Unſere Fregatte ging über die Zeit meiner Dienſtunfähigkeit in See und mußte mich alſo allein zurücklaſſen; nach ihrer Rückkehr wurde ich als invalider Matroſe auf dem „Levant“ nach Haus geſchickt, welcher von Kapitän Paulding, abermals einem ſoliden, trefflichen Offiziere, befehligt wurde.

Ueberhaupt war ich mit meinen Offizieren ſehr glücklich und die Behandlung auf der Fregatte nur gut und gerecht. Auf der Conſtellation war der Dienſt ſehr hart und hatte viel Aehnlichkeit mit dem Soldatendienſt, was für Solche, die daran gewöhnt ſind, recht gut ſeyn mag, uns Blaujacken aber immer ſehr ſauer ankommt. Kapitän Mix, mit welchem ich die Expedition auf den Seen mitgemacht hatte, führte auf unſerer Station das Kommando der Kriegsſchaluppe „Concord“ und hatte nur zeitweiſe während Commodore Dallas' Abweſenheit unſer eigenes Schiff zu kommandiren. So trifft es ſich oft, daß alte Schiffsgenoſſen nach Jahren der Trennung plötzlich wieder zuſammen geführt werden.

Im Spital wurde ich zum Thorwächter beſtimmt; die Kapitäne Bolton und Latimer waren meine kommandirenden Offiziere, Erſterer als Direktor des Arſenals, Letzterer als deſſen Stellvertreter. Von dieſen beiden Herren hatte ich mich ſo vieler Gunſtbezeugungen zu erfreuen, daß es höchſt undankbar von mir wäre, wenn ich ihrer hier nicht gedenken wollte. Auch Dr. Terrill, der Spitalarzt, war äußerſt freundlich gegen mich, ſo lange ich mich unter ſeiner Behandlung befand.

Da ich in dem Hoſpitale viele freie Zeit für mich hatte, ſo übernahm ich die Beſorgung des Gartens und verſuchte mich ein wenig im Gärtnerhandwerk. Man rühmte von mir, daß ich den ſchönſten Garten in Penſacola beſitze, was auch vollkommen richtig

ſeyn mochte, da außer dem meinigen überhaupt nur noch einer zu ſehen war.

Die wichtigſte Veränderung aber, welche während meines Aufenthalts im Spitale mit mir vorging, beſtand darin, daß in meinem Geiſte plötzlich die Neigung erwachte, über mein künftiges Schickſal nachzudenken und religiöſe Gegenſtände mit ernſten Augen zu betrachten. Mr. Terrill hatte etliche Schwarze in ſeinen Dienſten, welche zu beſtimmten Zeiten kleine methodiſtiſche Zuſammenkünfte hielten, wo allerhand fromme Hymnen geſungen und ernſte Geſpräche geführt wurden; ich nahm zwar nie daran Theil, da ich beſonders hier in Penſacola für etwas der Art viel zu weiß war, konnte aber von meinem Stübchen aus ihr ganzes Treiben mit anhören. Einer der Kranken, von Konfeſſion ein Katholik, beſaß ein engliſches Gebetbuch, das er mir lieh und worin ich mich gewöhnte, als Beginn meiner Verehrung des Allmächtigen, jeden Tag ein Gebet zu leſen. Seit der Zeit, da ich Mr. Marchinton's Behauſung verlaſſen hatte, war dies die erſte ſelbſtthätige Handlung, welche ſich einer wirklichen Andachtsübung von meiner Seite annäherte, denn die paar eilfertigen Stoßgebetlein, welche ich zuweilen in Augenblicken der Gefahr vor mich hingemurmelt hatte, dürfen offenbar nicht hierhergerechnet werden.

Nach einiger Zeit fiel mir aber ein, daß ein geborener und getaufter Proteſtant eigentlich nicht in einem römiſch-katholiſchen Gebetbuche ſtudiren dürfe, und ſo gelang es mir denn, ein proteſtantiſches Andachtsbuch aufzutreiben, welches ausdrücklich für Seeleute geſchrieben worden war und fortan von mir ſtatt des katholiſchen benützt wurde.

Dr. Terrill hatte eine Anzahl Bibeln unter ſeiner Verwahrung, von denen ich gleichfalls eine bekam und mich daran gewöhnte, jeden Abend neben meinem Gebete auch ein Kapitel in der heiligen Schrift zu leſen. Diesmal las ich die Bibel nicht blos der Erzählungen halber, ſondern in der ernſtlichen Abſicht, Geiſt und Herz

dadurch zu beſſern und die nächſte Folge davon war, daß ich das Trinken aufgab und auch mein Fluchen und Schwören ablegte.

So mochten mehrere Monate verfloſſen ſeyn, während mein Geiſt jeden Tag mit größerem Ernſte nach Veredlung meiner Sittlichkeit, wenn auch nicht nach lebendiger Religioſität, ſtrebte, als ich die Bekanntſchaft eines neuen Hausmeiſters machte, welcher eben erſt im Spitale angekommen war.

Dieſer Mann zeigte ſich ſehr bereitwillig, ſich über die Bibel mit mir zu unterhalten, doch konnte ich bald gewahr werden, daß er ein Deiſt war. Trotz meines Dranges, über meine wahre Lage mit Eifer nachzudenken, hegte ich doch über die Lehre, welche den Erlöſer zu Gottes Sohn machte, gar mancherlei Zweifel: ſie ſchien mir durchaus unwahrſcheinlich und ich gerieth in jene bei Anfängern ſo häufig vorkommende Gefahr, daß ich zu ſelbſtgenügſam wurde und den Mangel an Glauben durch menſchliche Weisheit erſetzen wollte.

Der Hausmeiſter hatte bald meinen Zuſtand ausfindig gemacht und gab mir nun einige von Thomas Paine's Werken in die Hand, um mich noch mehr im Unglauben zu beſtärken. Statt der Bibel las ich nun Thomas Paine und konnte bald den Beweis von den ſchlimmen Wirkungen eines elenden Syſtems an mir ſelbſt verſpüren, denn mit meiner Sittlichkeit ging es bereits wieder den Krebsgang: ich fing an wie früher zu trinken, ohne mich jedoch zu berauſchen, und meine Bibel, mein Gebetbuch waren mir in Kurzem wieder eben ſo gleichgültig wie meine ganze Zukunft geworden. Ich fing an mich dem Glauben zu überlaſſen, man müſſe ſich der Güter dieſer Welt erfreuen und wer ſeine Zeit in dieſer Weiſe am beſten benütze, der ſey auch von Allen der Weiſeſte zu nennen.

Auch muß ich geſtehen, daß die ſchlimmen Beiſpiele, welche ich von manchen Menſchen, die doch auch Chriſten ſeyn wollten, vor Augen ſah, ſehr viel dazu beitrugen, mir die Religion gänzlich zu entleiden. Der große Irrthum, in dem ich befangen

war, beſtand darin, daß ich mein Herz ſchon weſentlich umgeſtaltet glaubte, während ich bis jetzt blos durch die Umſtände zum Nachdenken, durch das Nachdenken aber zu ernſter Würdigung von Dingen geführt worden war, welche ich früher mit Leichtfertigkeit abgewieſen hatte: ſo war mir die Gnade Gottes fortwährend noch fern, indem ich den Lehren und Beweisführungen des Hofmeiſters und ſeines großen Propheten und Meiſters, Mr. Paine's, als traurige Beute überlaſſen blieb.

Im Spital und an einem Orte wie Penſacola fand ich nur wenig Veranlaſſung in meine früheren Ausſchweifungen zurück zu verfallen, wiewohl ich ein oder zwei Mal ſogar hier dem Rum nicht widerſtehen konnte und mich dadurch bald in einigen Mißkredit brachte. Im Ganzen aber hielt mich die Diſciplin, meine Lage, ſo wie mein eigener Wille ſo ziemlich in der Ordnung.

Ueberhaupt iſt es einzig und allein der auf Schiffen eingeführte Zwang, welcher die Matroſen vor einem viel früheren Tode bewahrt, als er ſie ſonſt wohl treffen würde; denn ſo viel iſt gewiß, daß kein Menſch es lange aushalten könnte, wenn er jedes Jahr drei bis vier Monate hindurch Ausſchweifungen nachhängen wollte, wie ich mich ihnen nach meiner Rückkehr von größeren Reiſen zu öfteren Malen überlaſſen habe. Dies iſt einer der Vortheile des Seelebens, denn zwei bis drei Tage der Schwelgerei ſind alles, wozu unſer Einer nach einer dreijährigen Kreuzfahrt in der Regel gelangen kann.

Wer je einmal, beſonders in früheren Zeiten, auf Kriegsſchiffen geweſen iſt, hat gewiß Gelegenheit gefunden, die Folgen wahrzunehmen, welche das dort beobachtete Syſtem und die regelmäßige Lebensweiſe auf die Mannſchaft äußert. Im Anfang, wenn die Leute an Bord kamen, waren ſie vor lauter Ausſchweifungen ganz abgeſtumpft, faſt ohne Leben, und einige mochten wohl an den „Schauern“ leiden — wenige Wochen regelmäßiger Lebens-Ordnung aber genügten, um alle wieder aufzurichten und am

Ende der Reiſe, wenn man im Hafen angelangt war und ausbezahlt wurde, hatten die meiſten ihre volle Geſundheit wieder erlangt. Jetzt iſt's allerdings etwas beſſer, da die Leute ſich nur im Allgemeinen für den Dienſt anwerben laſſen und gewöhnlich auf einem Aufnahmeſchiffe eine kurze Lehrzeit durchzumachen haben, ehe ſie an Bord eines Seefahrers verſetzt werden. Daher kommt es denn, daß ſie auf letzterem in etwas geordneterem Zuſtande als früher anlangen; aber auch jetzt noch ſind ſechs Monate auf einem Kriegsfahrzeuge genügend, um einen Matroſen zu einem ganz neuen Menſchen umzugeſtalten.

Ich bin weit entfernt, meine Uebelthaten vor der Welt verbergen oder mich gar vor ihr weiß waſchen zu wollen, bekenne ſie vielmehr in der Hoffnung, daß die Schilderungen, welche ſie darbieten, auf die Beſſerung Anderer vielleicht einen heilſamen Einfluß ausüben mögen: ſo ſagte ich oben, ich hätte mich durch meine Trunkſucht im Spital zu Penſacola einigermaßen in Mißkredit gebracht — die Sache verhielt ſich folgendermaßen.

Der Doktor, der ſich fortwährend als mein Freund erwieſen und mir häufig den trefflichſten Rath ertheilt hatte, war in den Norden abgereist, um ſeine Frau nach Penſacola abzuholen. In Folge der Verletzung, welche mich in das Spital gebracht hatte, hielt man mich dort zu einer Penſion für berechtigt und der Doktor hatte verſprochen, während ſeines Aufenthaltes zu Waſhington ein gutes Wort für mich einlegen zu wollen, hatte aber dieſes ſein Verſprechen nicht halten können, weil er gegen ſeine Erwartung gar nicht durch Waſhington gekommen war.

Ich bin nun einmal von Natur der Art, daß jeder Verdruß oder jede Enttäuſchung mich gegen Alles gleichgültig macht und ſogleich den Wunſch in mir erweckt, mich ſo zu ſagen an mir ſelbſt zu rächen. Es iſt daſſelbe Gefühl, das mich von Halifax entfernt, daſſelbe, das mich von dem Sterling vertrieben und all' mein

Leben lang meine Ausſichten ſo oft verändert, zuweilen auch ganz vernichtet hat.

Sobald ich alſo vernahm, daß über meine Penſionirung nichts verhandelt worden war, bemächtigte ſich meiner eben jene höchſt gefährliche Stimmung und ich überließ mich wieder meinem früheren Leichtſinn. Ich hatte ſeit Monaten keinen Grog mehr bezogen und das Trinken in der That gänzlich aufgegeben: jetzt aber beſchloß ich, bei der erſten beſten Gelegenheit mich wieder toll und voll zu trinken. Ich wollte die Offiziere tüchtig ärgern, indem ich etwas that, was ſehr unrecht war und worüber ich mir ſelber hätte zürnen ſollen.

Ich hatte die Schlüſſel zum Keller des Hoſpitals in Verwahrung und ſchaute mich nun zuerſt nach einem Bundesgenoſſen um, den ich auch in der Perſon eines Baltimorer Matroſen fand, welcher aus purer Trinkſucht auf meinen Plan einging; dann ſchaffte ich ein Quantum Wein auf mein Zimmer und wir beide ſetzten uns nun ernſtlich dahinter. Es war ächter Xeres, und wir brauchten neun Flaſchen, um endlich die rechte Höhe zu erreichen: ſelbſt dieſes Uebermaaß hatte mich noch nicht völlig zum Vieh gemacht, aber ich war jetzt frech und ingrimmig geworden, ſchimpfte den Doktor und war nahe daran, mich ſogar gegen Kapitän Latimer zu vergeſſen, der übrigens nicht zu den Offizieren gehört, mit welchen ein Spaß immer räthlich iſt.

Gleichwohl hatten dieſe Herrn, auch Kapitän Bolton mit eingeſchloſſen, weit mehr Rückſicht für mich, als ich ſelber beſaß, und ließen mich mit einem ſcharfen Verweiſe durchſchlüpfen; doch war dieſer dumme Streich daran Schuld, daß ich, wie ſie es dort nennen, in das Heimathſpital gebracht wurde, als ob Penſacola nicht auch zu den Vereinigten Staaten und ſomit zur „Heimath" gehörte.

Sobald der „Levant" mich ans Land geſetzt hatte, ſchickte man mich in das Marineſpital nach Brooklyn, wo ich einige Tage blieb

und dann beſchloß, den Sitz der Regierung zu beſuchen, um die dort aufgeſtellten großen Kanonen, den Onkel Sam ſelbſt und Alles in Augenſchein zu nehmen. Die Löhnung vom Levant wurde mir augenblicklich ausbezahlt: ich ließ den Ueberſchuß in den Händen des Marinezahlmeiſters zurück und machte mich mit fünfzig Dollars in der Taſche auf den Weg; dieſelbe Summe ſoll, wie man mir ſagt, ein Kongreßmitglied als Reiſediät auf ſolche Entfernung anzuſprechen haben — ſie mußte alſo jedenfalls hinreichend ſeyn, wenn ein Kongreßdeputirter, der doch gewiß für ſich Sorge trägt und ſich nichts abgehen läßt — mit dieſem Gelde auskommt.

Auf dem Süd-Amboy-Boot, wohin ich mich verfügte, fand ich eine Anzahl Indianer, welche, wie ich ſelbſt, in's Hauptquartier zogen. Der Anblick dieſer Burſche war dazu geeignet, meine ganze Takelage wieder aufzuſetzen und ich fühlte mich zu allerlei Scherzen und loſen Streichen aufgelegt. Ich lud ſie ſämmtlich zum Frühſtück ein und gab ihnen ſo viel zu trinken, als ſie nur immer zu ſchlucken vermochten; wir wurden ſehr luſtig und überließen uns in der gewöhnlichen, gedankenloſen Weiſe der Matroſen den roheſten, ſinnloſeſten Späßen.

Dies war ein ſchlimmer Anfang und als wir erſt eine Schenke erreichten, war ich ſogleich bereit, meinen Anker wieder auszuwerfen. Wo dies geſchah, weiß ich nicht anzugeben, denn ich war nicht mehr im Stande, eines Schiffes Logbuch zu führen; ſo konnte ich auch nicht ſagen, ob mir von meinem Gelde geſtohlen wurde oder nicht, von meinen Kleidern weiß ich's aber gewiß, denn von ihnen vermißte ich mehrere Stücke.

Den Tag darauf zog ich nach Philadelphia, wo ich abermals eine Nacht durchſchwärmte, worauf ich mich endlich zuſammennahm und nach Waſhington hinüber reiste, ohne auf der übrigen Strecke noch einmal einzukehren. Unterwegs traf ich einen armen Teufel von Soldaten, der keinen Kreuzer Geld hatte und einer Penſion halber nach Waſhington ging: ich hielt ihn natürlich frei, fand

aber auch bei der Ankunft zu Waſhington meine Kaſſe bis auf drei und einen halben Thaler zuſammengeſchmolzen. So hatte ich alſo zu einer Reiſe, welche man ganz anſtändig mit zehn Thalern hätte machen können, für lauter Branntwein und thörichte Späße ſechs und vierzig und einen halben Thaler vergeudet!

Ich ließ mir von meinem Reiſegefährten ein Gaſthaus empfehlen, wo ich mich alsbald zu Bett verfügte, da ich mich von meinen Ausſchweifungen ganz elend fühlte. Am nächſten Morgen waren die viertehalb Thaler auch dahin und ich noch immer ſo übel auf, daß ich nicht nach dem Marinedepartement gehen konnte und mich alſo des Eſſens und Trinkens enthalten mußte.

Am andern Tage nahm ſich mein Gaſtwirth die Mühe, ſich nach dem Zuſtande meiner Kaſſe zu erkundigen und ich erklärte ihm offen die Wahrheit, was eine ziemlich freimüthige Auseinanderſetzung zwiſchen uns beiden zur Folge hatte, worin mir zu verſtehen gegeben wurde, daß ich in dieſem Hauſe nichts mehr zu ſchaffen hätte. Ich erfuhr ſpäter, daß ich in eine ächte Soldatenkneipe gerathen war und brauchte mich alſo nicht mehr zu wundern, wenn ſie eine alte Theerjacke in jenem Hauſe nicht zu behandeln verſtanden.

Kapitän Mix hatte mir an den damals noch lebenden Commodore Chauncey, der zugleich Marinecommiſſair war, Empfehlungs-Briefe mitgegeben. Ich konnte nicht daran zweifeln, daß der alte Herr einen von den früheren Matroſen des Scourge im Hauptquartiere nicht elendiglich Schiffbruch leiden laſſen würde, und krabbelte alſo nach dem Marine-Departement, wo ich alsbald Zutritt bei ihm erhielt.

Der Commodore ſchien erfreut, mich zu ſehen, befragte mich über allerlei Umſtände bei dem Untergange des Schooners und gab mir zum Schluſſe die nöthige Weiſung, an wen ich mich zu wenden hätte. Ich erfuhr nun auch, daß das zu meiner Penſionirung erforderliche Krankheitszeugniß bereits zu Waſhington eingetroffen, wegen eines Formfehlers aber wieder nach Penſacola zurückgeſchickt

worden war, was mich zu einem längern Aufenthalte in Waſhington nöthigte.

Ich fühlte mich unwohl und begab mich mit dieſer Nachricht zu meinem Gaſthauſe zurück. Der Wirth war aber hiemit nichts weniger als zufrieden und ließ ein Wörtchen fallen, das augenblicklich die Thüre zwiſchen uns brachte. — Dies war das erſte Mal in meinem Leben, daß mir die Thüre vor der Naſe verſchloſſen wurde und ich danke meinem Gott, daß mir ſo etwas nur in einer Soldatenſchenke begegnete. Ich gab dem Manne alle meine entbehrlichen Kleider in Verſatz und ſchüttelte mir vor ſeiner Thüre den Staub von den Sohlen.

Ich hatte mir durch meine neulichen Exceſſe abermals einen Anfall der „Schauer“ zugezogen; während ich durch die Straßen ging, meinte ich, Jedermann wolle mich verhöhnen und wenn ich auch vor Durſt beinahe verſchmachtete, ſo ſcheute ich mich doch in ein Haus zu treten, und wäre es auch nur geweſen, um einen Trunk Waſſer zu fordern. Ein Schwarzer zeigte mir, wo es nach dem Marinearſenal zuging und darnach änderte ich meinen Kurs, fühlte mich aber unterwegs ſo elend, daß ich mich am Liebſten zum Sterben niedergelegt hätte.

Halbwegs auf der baumloſen Ebene zwiſchen dem Kapitole und dem Marinearſenal ſetzte ich mich unter einem hohen Staketenzaune nieder und der Satan raunte mir in's Ohr, es wäre wohl am Beſten, den Leiden, die mir zu hart zu tragen ſchienen, mit einem Male ein Ende zu machen und mich an dieſem nämlichen Zaune aufzuhängen. Ich knüpfte mein Halstuch los, machte eine laufende Boline daraus und ging ſogar ſo weit, eine ſtehende Boline vorzubereiten, welche ich nachher über die Spitze eines der Hauptpfähle zu werfen gedachte.

Ich ſtand nun auf und begann mich nach einem geeigneten Pfahle umzuſchauen, an welchem ich mein Halsband befeſtigen wollte, als ich plötzlich die Maſtenſpitzen der Flotte im Seearſenal und die Flagge zu Geſicht bekam, unter der ich ſo lange gedient hatte!

Mir war zu Muth wie einem Seefahrer, der in der höchſten Gefahr plötzlich einen Leuchtthurm erblickt, und ſogleich kam mir der Gedanke, in jener Gegend müßten ſich Freunde von mir befinden; ich fühlte wieder Muth und Kraft bei dieſem Anblick und ſchwur mir zu, meinen alten Schiffskameraden nimmermehr die Schande zu bereiten, daß eine Blaujacke ſich in einem Anfalle der „Schauer" an einem Gartenpfoſten aufgehängt habe.

Ich riß die Boline auf, knüpfte das Tuch wieder um den Hals und ſteuerte ſo raſch ich konnte auf jene geſegneten Maſtenſpitzen zu, welche diesmal durch Gottes Gnade das Mittel wurden, mich an dem Verbrechen des Selbſtmordes zu hindern.

Wie ich mich dem Thore des Arſenals näherte, hörte ich den dort aufgeſtellten Marineposten mir zurufen:

„Hollah, Myers, wo kommſt denn du her? Du ſiehſt ja aus, als ob du durch den D — geſchleift und mit einem Kohlenſacke durchgeprügelt worden wäreſt!"

Dieſer Mann, der erſte, den ich im Marinearſenal antraf, hatte drei Jahre mit mir auf dem Delaware gedient und erkannte mich trotz meines elenden Ausſehens wieder. Er rieth mir, mich an Bord des „Fulton" zu begeben, welcher eben damals auf der Werfte lag; dort könnte ich noch einige andere Kameraden vom Delaware antreffen, welche mit dem beſten Willen für mich ſorgen würden.

Ich folgte ſeiner Weiſung und als ich an Bord kam, traf ich in der That eine Menge alter Bekannter; die einen brachten mir alsbald Thee, die andern Grog zur Stärkung herbei und ich begann ihnen offen mein Elend zu klagen. Die guten Burſche entwarfen augenblicklich den Plan, in derſelben Nacht noch Urlaub zu nehmen, um das Haus, wo man mir die Thüre gewieſen hatte, von Grund aus zu raſiren; ich ſuchte ihnen aber dieſen Gedanken auszureden, und es gelang mir, jenen ſchlimmen Gaſtwirth vom Verderben zu retten.

Nach einer Weile wies man mich in ein Gaſthaus in der Nähe des Arſenals, wo ich dem Wirthe ankündigen ſollte, daß meine

alten Schiffsgenoſſen für die Bezahlung der Zeche Bürgſchaft leiſten wollten. Letzterer wollte aber davon nichts hören, ſondern nahm mich um meiner ſelbſt willen auf, indem er äußerte, von ſei- n e r Thüre ſollte keine Blaujacke, die ſich in Noth befände, un- getröſtet weggewieſen werden. — Hier blieb ich denn und erquickte mich durch eine köſtliche Nachtruhe: am andern Tag war ich wirklich ein ganz anderer Menſch und konnte meine „Deck's wieder gehörig auftakeln,“ worauf ich mich zum zweiten Mal nach dem Marine- miniſterium verfügte.

Auf dem Büreau erwieſen ſich Alle ſehr freundlich gegen mich und unterſtützten mich durch ihren Rath, wie durch ihre Dienſte. Der Sekretär des Penſionsfonds gab mir einen Brief an Mr. Boyle, den erſten Sekretär, welcher mir ſeinerſeits an den Commodore Patterſon, den Kommandanten des Marinearſenals, ein Empfehlungs- ſchreiben einhändigte.

Wie es ſcheint, hat die Regierung für uns arme Penſionärs ein Gaſthaus beſtellt, wo wir ſo lange Aufnahme finden, als wir zu Waſhington in unſeren Angelegenheiten beſchäftigt ſind. Mr. Boyle's Brief verſchaffte mir eine Unterkunft in jenem Hauſe, wo ſechs Wochen lang für alle meine Bedürfniſſe geſorgt, ja ſogar auf das Waſchen und Flicken Bedacht genommen wurde. Durch den Zahlmeiſter zog ich einen kleinen Wechſel auf den Kaſſenbeamten zu New-York und fing nun wieder an, mich eines ziemlich nüch- ternen und ehrbaren Lebens zu befleißigen.

Der Gaſthof, in welchem ich wohnte, war halb und halb eine Art Spital und mochte ſechs bis acht Invaliden enthalten, von denen einige durch Wunden und Verletzungen zu Krüppeln ge- worden waren, worunter ſich namentlich ein ganz alter Kriegsſchiff- matroſe, Namens Reuben James befand, der von ſeiner Jugend auf unausgeſetzt in der Marine gedient hatte. Dieſer Mann ſtand in dem Rufe, dem Commodore Decatur vor Tripoli das Leben ge- rettet zu haben; er ſelbſt geſtand mir aber, er ſey nicht derjenige,

welchem man dieſes tapfere Stückchen zuſchreibe; er habe zwar an jenem denkwürdigen Kampfe Antheil genommen und neben Decatur das feindliche Schiff geentert, ohne aber ſeinem Kommandanten das Leben zu retten. Er war oft verwundet geweſen und hatte ſich noch vor Kurzem in Folge einer alten Wunde, welche er, wie ich glaube, im Kriege von 1812 davontrug, ein Bein abnehmen laſſen müſſen — ſo weit hatte ihn der Branntwein gebracht.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich in der Nacht, da der Scourge zu Grunde ging, von deſſen Klüverſchotenblock einen heftigen Schlag erhielt. Auf der verwundeten Stelle hatte ſich bald ein Geſchwür gebildet, welches ſich nach und nach ſo ſehr vergrößerte, daß es jetzt wenigſtens die Größe meiner Fauſt erreicht hatte. Ich ließ James eines Tags dieſes Geſchwür ſehen; er erzählte die Sache unſerem Hausarzte, dem Dr. Foltz, der hierauf meinen Arm unterſuchte und mir eine Operation anrieth, da das Geſchwür, das bereits ſo groß war, daß es mich vielfach beläſtigte, ſonſt nur noch weiter um ſich greifen würde; ich kann zwar nicht ſagen, daß es mir gerade Schmerz verurſachte, doch war es immerhin ein höchſt unbequemer Anſatz, den ich nicht gern auf der Schulter herumtragen mochte.

Uebrigens fand ich kein ſonderliches Vergnügen an dem Gedanken, mich ſchneiden zu laſſen und hätte mich wahrſcheinlich geweigert, mich der Operation zu unterwerfen, hätte mir Thomas nicht zur Ermunterung ſeinen Stumpf vorgewieſen und mir dabei geſagt, er würde ſolch ein Bunker-Hill nicht an ſeinem Arme herumtragen. Er ſchien von der Anſicht auszugehen, ein alter Seemann müſſe in einem gewiſſen Lebensalter nothwendig ein hölzernes Bein oder etwas dergleichen aufzuweiſen haben. Wie dem auch ſey — es gelang ihm wirklich mich dahin zu bringen, daß ich den Doktor Hand anlegen ließ und ich bin nun herzlich froh, daß er es that, da Alles ſehr gut von Statten ging.

Doktor Foltz nahm mich erſt eine Woche lang in die Kur und

operirte mich dann mit einer Geſchwindigkeit, wie man ſie ſich nur wünſchen mochte. Er ſagte mir, das abgeſchnittene Geſchwür wiege ein und drei Viertel Pfund, um welche ich nunmehr leichter war, und nachdem ich etwa noch einen Monat in ärztlicher Behandlung geſtanden, wurde ich endlich wieder für ſeetüchtig erklärt.

Ich machte mich nun ernſtlich an Verfolgung meines Penſionsgeſuchs, welches ſich auf die an Bord der Konſtellation erlittene Verletzung gründete; es war freilich nur eine Kleinigkeit — nicht mehr als drei Thaler monatlich — da nur eine von den kleinen Penſionen dafür ausgeſetzt wurde; als aber die Sekretäre von meinem andern Leibſchaden hörten, wegen deſſen Dr. Foltz mich operirt hatte, riethen ſie mir ein Zeugniß hiefür herbeizuſchaffen und mir auch wegen dieſer Verletzung eine Penſion verwilligen zu laſſen.

Ich ſprach Mr. Paulding, den Sekretär, über die Sache und die Herren waren ſo gütig, in ihren Papieren nachzuſchlagen, wer jetzt noch als Zeuge hiefür aufzufinden ſeyn möchte. Sie ſchrieben dann an Kapitän Deacon, den damaligen Kommandanten des Growler; der wußte aber nichts von mir, da ich nie an Bord ſeines Schooners gedient hatte, ſchrieb mir dafür aber einen eigenhändigen Brief, worin er mich einlud, ihn zu beſuchen — ein Wunſch, den ich leider nicht zu erfüllen vermochte, und jetzt, höre ich, ſoll er geſtorben ſeyn. Mr. Trant war ſchon viele Jahre todt und Mr. Bogardus betreffend, ſo wußte ich vollends nicht, was aus ihm geworden war; er ſtand nicht auf der Beförderungsliſte und mußte wahrſcheinlich nach dem Frieden die Marine verlaſſen haben.

Endlich ſtieß der Sekretär beim Durchgehen der Bücher auf den Namen Lemuel Bryant; er hatte für die bei Little-York empfangene Wunde eine Penſion erhalten, war damals bei dem Untergange des Scourge von mir in's Boot eingenommen worden und lebte nunmehr zu Portland im Staate Maine, ſeinem eigentlichen Geburtsland. Sein Zeugniß ſollte ich mir zu verſchaffen ſuchen,

meinte Mr. Paulding, denn er, wie die übrigen Herrn des Departements, ſchien ſehr zu wünſchen, daß ich mit einer beſſeren Penſion als meinen drei Thalern wegkommen möchte und ich verſprach ihnen auch, Lemuel Bryant zu beſuchen und ſein Zeugniß beizuſchaffen.

Von Waſhington wandte ich mich nun nach Alexandria, wo ich mich an Bord der Brigg „Iſabella“ nach New-York einſchiffte und zu gehöriger Zeit jenen Hafen erreichte. Ich ließ mir hier den Reſt meines Geldes ausbezahlen und hielt mich, wie ich fürchte mehr meiner Wunden halber, als aus einem anderen Grunde, ziemlich mäßig und eingezogen, trank aber immer noch zu viel und zog mich deßhalb, um mir ſelbſt Schranken zu ſetzen, nach dem „Sailor's Retreat“ * auf Staten Island zurück, wo ich mich ganz außer den Bereich geiſtiger Getränke verſetzt ſah.

Hier blieb ich acht bis zehn Tage, bis meine Wunden geheilt waren. Am letzten Tage meines dortigen Aufenthalts — es war gerade ein Sonntag — kam der Arzt, um mir zu ſagen, ein Geiſtlicher der deutſch-reformirten Kirche, Namens Miller, werde im unteren Stock Gottesdienſt halten, und er glaube, es würde mir gar nicht ſchaden, wenn ich daran Theil nehmen wollte.

Auf dieſes Anſinnen, das eben ſo höflich als wohlmeinend ausgeſprochen wurde, gab ich zur Antwort, mir ſey von der Handlungsweiſe frommer Männer ſchon ſo viel vor Augen gekommen, daß ich vollkommen genug daran bekommen hätte, und ich fühlte mich überzeugt, daß die Geſchichte, die ich eben in dem Pfennigmagazin las, mir dieſelben Dienſte wie eine Predigt leiſten würde.

Der Arzt ſprach noch einige Worte der Ermahnung und des Vorwurfs und verließ dann das Zimmer.

Sobald er uns den Rücken gekehrt hatte, begannen einige meiner Kameraden den Stolz, welchen ich bewieſen, überhaupt die Antwort, die ich dem Doktor gegeben hatte, mit Lobſprüchen zu überhäufen. Ich aber war nichts weniger als mit mir ſelbſt zufrieden,

* Matroſen-Aſyl. D. U.

denn ich fühlte mehr innerliche Ehrfurcht vor ſolchen Gegenſtänden, als ich öffentlich zugeſtehen mochte und mein Gewiſſen tadelte mich über die Art und Weiſe, wie ich einen ſo wohlmeinenden Vorſchlag von mir gewieſen hatte. Ich äußerte daher plötzlich gegen meine Umgebung, mein Sinn habe ſich geändert und ich wolle jetzt dennoch hinabgehen und die Predigt mitanhören — ein Entſchluß, den ich auch unverzüglich in's Werk ſetzte.

Welchen Text Mr. Miller zu ſeiner Predigt gewählt hatte, konnte ich mich nicht mehr erinnern, vielleicht daß ich in dem Augenblicke, da er ihn ablas, gar nicht darauf Acht gab: ich weiß nur ſoviel, daß ich mir während der ganzen Predigt einbildete, der Geiſtliche habe ſich vorzugsweiſe an mich gewendet und ſeine Blicke ſeyen fortwährend auf mich geheftet. Daß er mein Gewiſſen rührte, das weiß ich, denn wenn auch der Eindruck ſeiner Rede nicht ununterbrochen bei mir fortwirkte, ſo iſt er mir doch bis auf die jetzige Stunde im Gedächtniß geblieben. Ich faßte lauter vortreffliche Vorſätze und beſchloß in meinem Innern, ein anderer Menſch zu werden und fortan ein beſſeres Leben zu führen: die ganze Nacht über waren meine Gedanken mit dem, was ich vernommen hatte, beſchäftigt und mein Gewiſſen war ſehr lebhaft angeregt.

Am nächſten Morgen verließ ich das Aſyl, ohne Mr. Miller noch einmal geſehen zu haben, dagegen nahm ich wenigſtens viele Vorſätze mit mir, welche in der That bewundernswürdig geweſen wären, wenn ich ſie gewiſſenhaft befolgt hätte.

Von welcher kurzen Dauer dieſe Beſſerung war und wie ſehr ich in den Feſſeln einer laſterhaften Gewohnheit ſchmachtete, wird der Leſer aus dem Geſtändniſſe erkennen, daß ich ſchon bei meiner Landung zu New-York wieder auf meinen alten ſchlimmen Abweg gerieth und einige Milizſoldaten, welche ſich mit mir auf dem Dampfboote befanden, bei der Ueberfahrt über die Bai mit einem Dutzend Gläſern warmen Punſches regalirte. Ich hatte nämlich ſehr viel Geld und beſaß noch in vollem Maaße jene ſorgloſe Verſchwendungsſucht der

Matroſen, mit der ſie in eingebildeter Großmuth das ſchwer Errungene leichtſinnig verſchleudern. Es war am Tage vor Mariä Reinigung und zufällig grimmig kalt, ſo daß der heiße Punſch Allen höchſt erwünſcht kam.

Und dies war noch nicht Alles, denn als wir am Whitehall-Slip * vorüberkamen, ſah ich den erſten Kutter des „Ohio" daſelbſt vor Anker liegen und der Zufall wollte, daß ich nicht nur den Offizier deſſelben, der auf der Conſtellation als Midſhipman gedient hatte, ſondern auch die Mehrzahl der Mannſchaft ganz genau kannte. Ich wurde natürlich angerufen und bat ſofort um die Erlaubniß, die Leute bewirthen zu dürfen, die ich auch ſogleich erhielt und bald, in Folge meiner Freigebigkeit, in einen Zuſtand gerieth, welcher es für mich dringend nöthig machte, unter Leitung eines „Lootſen" vollends in den Hafen einzulaufen. Und dennoch hatte ich die Predigt, ſowie meine guten Vorſätze noch nicht gänzlich aus dem Gedächtniſſe verloren.

In meiner Herberge machte ich die Bekanntſchaft eines Preußen, Namens Gottfried, eines ernſten, geſetzten Mannes, und wir kamen mit einander überein, nach Savannah zu gehen, um dort den Winter über am Häringsfange Theil zu nehmen und auf das Frühjahr wieder nach dem Norden zurückzukehren.

Mein Gaſtwirth war nicht allein krank, ſondern hatte bei großer Armuth auch noch einen Haufen Kinder zu ernähren und als Beweis, daß ich meine guten Vorſätze nicht ganz vergeſſen hatte, mag der Umſtand dienen, daß ich diesmal zum Abgang nach dem Süden bereit war, noch ehe ich mein Geld ganz ausgegeben hatte, und daß ich es während meiner Abweſenheit zu einem guten Zwecke verwendet wiſſen wollte. Eine Fünfzigthaler-Note war noch unberührt geblieben und ich übergab ſie dieſem Manne mit der Weiſung, das Geld einzuziehen, es zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu

* Dieſen Namen trägt zu New-York ein Theil der Küſte, wo die Werften ſich befinden. D. U.

verwenden und daſſelbe, wenn er könnte, bei meiner Rückkehr mir wiederzuerſtatten. Die Summe wurde auch richtig erhoben, aber der Mann ſtarb und ich habe nie wieder einen Heller davon geſehen.

Gottfried und ich kamen auf ein Schiff, welches der „William Taylor" hieß und zu den regelmäßigen Savannah-Packetbooten gehörte. Unſere Abſicht war, das Fahrzeug, ſobald es zu — — eingelaufen wäre, zu verlaſſen, und wenn es nöthig ſchiene, ſogar heimlich zu entwiſchen.

Unſere Ueberfahrt geſtaltete ſich ſehr ſchlimm und wir hätten bei Hatteras nahezu Schiffbruch gelitten; nur der Umſtand, daß wir bei dem ſchweren dicken Nebel unvermuthet den Leuchtthurm zu Geſicht bekamen, rettete unſere Brigg und auch da konnten wir nichts weiter thun, als unter dichtgerefftem Marsſegel um das Vorgebirge herumzukommen zu ſuchen, worauf wir nach überſtandener Gefahr Savannah in kurzer Zeit erreichten.

Gottfried hatte ſchon vor unſerer Ankunft die Blattern bekommen und wurde ſobald als möglich in ein Spital befördert; um nun nicht wieder mit auslaufen zu müſſen, ſtellte auch ich mich krank und ward ſofort in einem andern Spitale untergebracht. Der Kapitän beſuchte mich zwar mehrere Male, doch war mein Gewiſſen durch die unter Seeleuten gewöhnlichen Kunſtgriffe dermaßen verhärtet, daß ich nicht den geringſten Anſtand nahm, meine Verſtellung noch länger fortzuſetzen. So ſah ſich die Brigg genöthigt, ohne mich abzuſegeln und noch am ſelben Tage wurde ich eben ſo ſchnell wieder geſund, als die Krankheit mich zuvor befallen hatte.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte ich mit einem Fiſcher einen Handel abgeſchloſſen, wonach ich ihm beim Häringsfange zu helfen verſprach. Dieſe ganze Zeit über wohnte ich in einer Matroſenherberge und war von lauter Seeleuten umgeben, welche ihre Schiffe ſogleich nach deren Ankunft, gleich mir, verlaſſen hatten.

Eines Abends kam der Kapitän eines Fahrzeugs, das den Namen „die Hoffnung" führte, nach unſerer Herberge, um Matroſen für

ſein Schiff anzuwerben, das nach Rotterdam beſtimmt war und an der zweiten Barre unten zur Abfahrt bereit lag. Nach einigem Hin- und Herreden entſchloß ſich endlich einer der Anweſenden, die Artikel zu unterzeichnen; ihm folgte ein Zweiter, ein Dritter und ſo fort, ſo daß die Mannſchaft bis auf den letzten Mann in Kurzem beiſammen war. So wurde denn auch ich aufgefordert, mich anwerben zu laſſen, und als ich meinen Vorſatz äußerte, Häringsfiſcher zu werden, lachten mich meine Kameraden aus und wußten meinen Stolz dermaßen zu treffen, daß ich mich gleichfalls zur Abfahrt entſchloß und meinen Fiſchersmann im Stiche ließ.

Es zeigte ſich bald, daß die „Hoffnung" ein regelmäßiger Oſtindienfahrer war, und da ich ſchon ſo manche „Flieger" und „Pfeilſchiffe" unter der Hand gehabt hatte, ſo war ich boshaft genug, mich über die ſparſame Ausſtattung und den langſam-gravitätiſchen Gang des Schiffes luſtig zu machen. Ich kam ſchon halb betrunken an Bord und machte mich von der erſten Stunde an durch derlei hämiſche Ausfälle bemerklich.

Der Kapitän behandelte mich mild, ja ſogar mit Freundlichkeit, ich verharrte aber gleichwohl faſt während der ganzen Reiſe bei meinen Spöttereien. Ich war durch und durch Seemann und that meine Pflicht; aber damit ließ ich's auch genügen: ich hatte einen Widerwillen gegen das Schiff gefaßt und wenn ich auch ſeit der Stunde, da die „Suſanna und Maria" auf ihre Balkenenden geworfen worden war, nie mehr geläſtert hatte, ſo konnte man dagegen ſagen, daß ich auf der „Hoffnung" während der ganzen Hinreiſe des Schimpfens und Fluchens kein Ende fand, obgleich die Behandlung und Verpflegung ſehr gut war.

Zu Rotterdam erhielten wir etwas Geld und auf einige Zeit Urlaub; als der letztere abgelaufen war, bat ich um Verlängerung, der Kapitän ſchlug es aber ab, und dies verſetzte mich in ſolche Wuth, daß ich hoch und theuer ſchwur, das Schiff unwiderruflich verlaſſen zu wollen. Nach einiger Zeit gab der Kapitän

ſeine Einwilligung, ſo gut er's vermochte, und ließ meinen Lohn auf dem Kajütentiſche zurück, wo ich ihn alsbald zu mir nahm; zum Abſchied ſagte er mir noch, ich würde meine jetzige Handlungsweiſe gewiß noch bereuen — eine Prophezeihung, von welcher ich mir damals wahrlich nicht träumen ließ, daß ſie noch auf ſo traurige Weiſe erfüllt werden würde.

Achtzehntes Kapitel.

Ich hatte die „Hoffnung“ in einem Anfalle übler Laune verlaſſen; das Schiff war mir immer zuwider geweſen, obwohl ich jetzt, da ich ruhig auf die Vergangenheit zurückblicke, anerkennen muß, daß der Kapitän ſowohl als der Steuermann höchſt achtungswerthe, umſichtige Männer waren, welche mein eigenes Wohl weit mehr als ich ſelbſt im Auge hatten.

Im Hafen lag ein amerikaniſches Schiff, der „Plato“ genannt, das ſoeben von Batavia angekommen war und nach New-York zurückkehren ſollte und auf dem ich halb und halb Luſt hatte, mein Glück zu verſuchen; der Kapitän des Schiffes war aber als ein Hitzkopf und Neuling in ſeinem Fache verſchrieen und einige meiner Kameraden äußerten ſtarke Zweifel darüber, ob man ſich einem ſolchen Kommandanten anvertrauen ſollte; dazu konnten wir bei unſerem Sondiren in Kurzem die Bemerkung machen, daß er gar nichts mit uns zu ſchaffen haben wollte, ſondern ſeine ganze Mannſchaft aus Holländern zuſammenzuſetzen gedachte. Ob der Kapitän rechtlich hiezu befugt war und ob er ſeinen Plan überhaupt ausführte, iſt mir nicht bekannt; ich erzähle blos, was mir darüber zu Ohren kam.

Außer dieſem Schiffe lag noch ein ſchwerer holländiſcher Indienfahrer zu Rotterdam, der ſich zur Abfahrt nach Java vorbereitete; der Name dieſes Schiffes war der „Stadtdeel“ — ſo wird

es nämlich mündlich ausgeſprochen; wie ſich's übrigens buchſtabirt, davon habe ich keine Idee — und ich gerieth auf den Gedanken, einmal auf dieſem Schiffe eine Reiſe zu verſuchen.

Wie es gewöhnlich Leuten ergeht, welche große Urſache haben, mit ſich ſelber unzufrieden zu ſeyn, ſo ging es auch mir — ich hatte mich mit der ganzen Welt überworfen und fing an, mich als eine Art Geächteten zu betrachten, ohne zu bedenken, daß ich meine natürlichen Verwandten verlaſſen hatte, meinem Lehrherrn davongelaufen war und manche Freunde, welche mir mit dem beſten Willen und aus allen Kräften zu dienen bereit geweſen waren, muthwillig von mir gewieſen hatte. Ich habe von Natur ein fröhliches Temperament und zweifle keinen Augenblick, daß der düſtere Trübſinn, mit welchem ich nunmehr Alles um mich her zu betrachten anfing, von nichts anderem als vom Trinken herkam: ich mußte mich wieder zur See begeben, denn nur dort war ich durch die Disciplin wie durch die Nothwendigkeit an jeder Art von Exceſſen verhindert.

Nachdem wir uns noch eine Zeit lang umgeſehen und die Sache mit einander beſprochen hatten, ließen wir uns zu fünf auf dem „Stadtdeel" anwerben; was die Andern beabſichtigten, weiß ich nicht, mein Plan aber war, jenſeits des Kaps der guten Hoffnung zu gelangen, um nie mehr in die Heimath zurückzukehren: dort auf der andern Seite unſerer Halbkugel mußten ſich Gelegenheiten genug darbieten, mir ein behagliches Auskommen zu ſichern, und ich war ja auch in den Mitteln und Wegen in jenem Theile der Erde keineswegs unerfahren: ich konnte zwiſchen Bombay und Canton genug zu thun finden und war dies auch nicht möglich, ſo hatte ich immer noch die Inſeln und den ganzen ſtillen Ocean vor Augen. Den Seemannsdienſt verſtand ich aus dem Fundament, genoß dabei einer erträglichen Geſundheit und Leibesſtärke und wußte, daß man ſolche Leute überall brauchen konnte; wo nur ein Schiff zu finden

war, durfte auch der Matroſe nicht fehlen, denn Schiffe, Thaler und Grobiane ſind ja jetzt allenthalben auf dem ganzen Erdenrunde zu treffen.

Der Stadtdeel lag zu Dort, weßhalb wir uns nach jenem Hafen begeben mußten; das Schiff war noch nicht ſegelfertig, und da Alles nach ächt holländiſcher Weiſe recht ſicher und bedächtig betrieben wurde, ſo blieben wir faſt ſechs Wochen in Dort liegen, bis das Schiff endlich zur Abfahrt bereit war.

Daſſelbe hatte die Größe einer Fregatte und führte zwölf Kanonen mit einer Bemannung von etwa vierzig Köpfen, was für ein ſolches Fahrzeug ſehr wenig war. Eben dieſe Mannſchaft bot eine ſonderbare Miſchung von Seeleuten dar: die Meiſten waren aus dem Norden von Europa, wie z. B. Ruſſen, Dänen, Schweden, Preußen, Engländer und Nordamerikaner; Holländer waren nur ſehr wenige darunter. Einer von den Steuermännern und zwei von den Unteroffizieren ſprachen etwas Engliſch, ſo daß wir im Ganzen unſerer achte waren, welche in dieſer Sprache mit einander verkehren konnten. Wir mußten Holländiſch lernen, ſo ſchnell wir's vermochten und kamen auch ziemlich gut damit zurecht, denn noch vor unſerer Abfahrt konnte ich die gewöhnlichen Kommando's ohne ſonderliche Mühe verſtehen, da jene Sprache in der That nichts anderes, als ein etwas platt gedrücktes Engliſch iſt.

So lange wir zu Dort verblieben, war die Behandlung an Bord unſeres Schiffes recht erträglich: die Verköſtigung wollte ſich zwar nicht ſonderlich gut anlaſſen, konnte aber wenigſtens für ausreichend gelten; dagegen war die Arbeit ſehr ſtreng und das Wetter kalt, was mich übrigens Alles nicht abzuſchrecken vermochte. Unſer Lohn belief ſich auf acht Thaler monatlich — ich hatte dieſer Anſtellung halber auf einem amerikaniſchen Schiffe achtzehn Thaler zurückgelaſſen und man ſieht, welch trefflichen Dienſt mein launiſches Temperament mir wieder geleiſtet hatte!

Kaum war der Stadtdeel in den Fluß ausgelaufen, als die

Behandlung auf demſelben ſich weſentlich änderte: Angeſichts unſeres Abfahrtsplatzes wurden wir auf ein Minimum von Nahrung und Waſſer herabgeſetzt und das Tauende begann unter der Mannſchaft zu fliegen, mit Ausnahme von uns Fünfen, welche man nie zu berühren wagte, ohne daß ich einen andern Grund dafür anzugeben wüßte, als daß man vielleicht in dem Ausdrucke unſerer Mienen das Geheimniß deſſen, was in uns vorging, leſen mochte. Dagegen wurden wir — was wir freilich blos vermuthen konnten — mit einer wahren Fluth von plattdeutſchen Flüchen traktirt, welche wir ihnen aber auf gut Engliſch mit reichen Zinſen zurückgaben.

Ich brauche wohl kaum beizufügen, daß wir Engländer und Amerikaner den Schritt, den wir gethan hatten, ſehr bald zu bereuen anfingen; mit Sehnſucht wünſchte ich mich jetzt an Bord der „Hoffnung“ zurück, denn die Prophezeiung meines früheren Schiffsherrn war nunmehr — und vielleicht früher, als er ſelbſt geahnt hatte — zur traurigen Wahrheit geworden. Dießmal war der Widerwille gegen mein Dienſtſchiff in vollem Maaße gerechtfertigt, doch hatte ich die Strafe, welche mir jetzt zu Theil wurde, reichlich verdient; denn wer hieß mich ſo blindlings in einen Dienſt eintreten, der in jeder Hinſicht den Leiſtungen, welche mir gebührten, ſo gewaltig nachſtand?

Das Brod auf dem Schiffe war zwar geſund, wie ich glaube, dabei aber faſt ganz ſchwarz und von einer Gattung, wie ich es durchaus nicht gewöhnt war. Doch erhielten wir ſelbſt von dieſer geringen Qualität nur fünf Pfund wöchentlich, während in unſerer Marine jeder Mann auf die Woche ſieben Pfund trefflichen Brodes empfängt, wie man es ſogar an einer vornehmen Tafel ſerviren könnte. Das Fleiſch war dem Gehalte nach nicht viel beſſer als das Brod und in eben ſo knickerigen Portionen ausgetheilt: es gab nur ein gutes Gericht auf dem Stadtdeel, und das bekamen wir auch jeden Morgen, nämlich Gerſtengrütze, welche ich mit der Zeit ſehr gerne genoß und die mir einzig und allein die nöthige Stärke zur

Verrichtung meines Dienſtes verſchaffte. In der That war ſie eines der beſten Gerichte, welche mir jemals auf der See vorgekommen ſind und würde ſich, wie ich glaube, mit großem Vortheil auch in unſerm Dienſte einführen laſſen, denn „gute Koſt gibt gute Arbeit,“ iſt ein Sprüchwort, deſſen Wahrheit auf Schiffen am beſten bewährt wird.

Wie alle unſere Bewegungen gemächlicher und langſamer Art waren, ſo blieb unſer Schiff in Erwartung von Paſſagieren volle drei Wochen zu Helvoetsluis liegen, und während dieſer Zeit faßten wir fünf, nämlich drei Engländer und zwei Amerikaner, den vernünftigen Entſchluß, das Schiff zu verlaſſen. Wir wollten uns nämlich, während wir den Kanal hinabfuhren, eines Bootes bemächtigen und damit nach England überſetzen, denn wir wünſchten uns lieber der ganzen Gefahr eines ſolchen Schrittes auszuſetzen, als eine ſo lange Reiſe unter einer Behandlung und Verköſtigung auszuhalten, welche unſere Unzufriedenheit allmählig bis zum Widerwillen geſteigert hatte.

Endlich hatten wir alle Paſſagiere eingenommen, beſtehend aus einer Familie, deren Haupt in holländiſchen Dienſten Admiral war oder dieſe Stelle wenigſtens begleitet haben ſollte: dieſer wollte jetzt mit ſeiner Gemahlin, mehreren Kindern, Dienern und einer Dame, welche eine Begleiterin ſeiner Frau zu ſeyn ſchien, nach Java überſegeln, um daſelbſt zu verbleiben.

Sobald dieſe Familie am Bord war und der Wind ſich günſtig geſtaltete, gingen wir unter Segel; der Plato ſtach zu gleicher Zeit mit uns in See und wenn ich mich auch an deſſen Bord zurückſehnte, ſo ließ ich mir doch nicht träumen, daß ich ſo bald auf dieſes nämliche Schiff — das letzte, auf welchem ich unter Segel war, geworfen werden ſollte.

Ich hatte eben das Lothen zu beſorgen, als wir an dem Plato vorüberfuhren, denn unſer Schiff, wenn auch ein Holländer, beſaß doch ein paar flüchtige Ferſen, ſegelte und arbeitete vortrefflich und war beſonders in Allem, was ſich auf die Sicherheit eines Fahrzeuges bezieht, ein Kapitalkerlchen, ſo ſchlecht auch Koſt und Behand=

lung auf demſelben beſchaffen ſeyn mochten. Es war dieß ſeine erſte Reiſe und er galt allgemein für das größte unter allen Rotterdamer Schiffen.

Der Stadtdeel muß im Mai 1839, alſo ungefähr dreiunddreißig Jahre, nachdem ich von New-York aus meine erſte Fahrt auf dem Sterling angetreten hatte, von Helvoetluys abgegangen ſeyn. Dieſe ganze Zeit hindurch hatte ich mich auf der See umhergetrieben, mich wie ein Hund geplagt, hatte Geſundheit und Leben in der mannigfaltigſten Weiſe aufs Spiel geſetzt, und dieſes Schiff mit der Stellung, welche ich darauf bekleidete, war ſo ziemlich Alles, was ich als Frucht meiner Mühen aufzuweiſen hatte. Doch, Gott ſey gelobt! meine Reiſe, welche ſich im Anfang ſo unvortheilhaft anließ, wurde am Ende noch die glücklichſte, an der ich jemals Antheil genommen hatte.

So lange wir uns im Kanale befanden, zeigte ſich nirgends eine Gelegenheit für uns, den entworfenen Entweichungsplan endlich zu vollführen: der Wind war günſtig, aber auch ſo ſtark, daß es nicht leicht geweſen wäre, ein Boot in's Waſſer zu bringen, und überdieß war es noch heller Tag, als wir nur wenige Stunden nach unſerer Abfahrt die Straße von Dover paſſirten. Der Wind hielt ſich in dieſer Richtung, bis wir die Region der Nordoſtpaſſatwinde erreichten und in raſchem Laufe bis zu den ruhigen Breiten hinabfuhren.

Dieſe ganze Zeit über war die Behandlung ſo ſchlecht wie immer oder womöglich noch ſchlechter, und unſere Unzufriedenheit ſtieg mit jedem Tage. Mit Ausnahme der Schiffsjungen befanden ſich nur ein paar geborene Holländer auf dem Vorkaſtell, und unter dieſen ein Mann, der ſich als gemeiner Matroſe eingeſchifft hatte. Er war, glaub' ich, Soldat geweſen, wenigſtens trug er eine Medaille, welche er bei einer der letzten Affairen zwiſchen Holland und Belgien davongetragen hatte. Der Mann mochte wahrſcheinlich im Seemannsdienſte noch keine ſonderliche Geſchicklichkeit beſitzen, möglich,

daß er auch ein Trinker war, obgleich er mir zur Zeit des Vorfalls, den ich zu erzählen im Begriffe ſtehe, ganz nüchtern vorkam.

Der Kapitän war eines Tages ungehalten auf ihn, ſchimpfte und tobte und ſchlug ihn heftig mit einem Tauſtücke; die Damen miſchten ſich in die Sache und halfen dem armen Burſchen aus der Klemme, worauf ihn der Kapitän gehen ließ und ihn auf das Vorkaſtell beorderte. Wie er nun eben dieſem Befehle gehorchte, ſtieß er auf den Oberſteuermann, welcher von Neuem über ihn herfiel und ihn noch viel ärger durchprügelte. Der Mann ging nun hinunter und ſchickte ſich an, wie der Kapitän befohlen hatte, ſeine Hängematte zu ſuchen — was mir allerdings wahrſcheinlich macht, daß er eigentlich doch betrunken geweſen war — als der Unterſteuermann, vielleicht ohne zu wiſſen, was vorgegangen, ihn auf ſeinem Poſten vermißte, zu ihm hinabeilte und ihn mit Schlägen wieder auf's Verdeck heraufjagte.

Dieſe wiederholten Mißhandlungen ſchienen den armen Burſchen in eine verzweifelte Stimmung verſetzt zu haben; er rannte plötzlich nach der unteren Leeſegelſpiere des Steuerbords und ſtürzte ſich von da in's Meer hinab. Das Schiff befand ſich gerade in der Region der Nordoſtpaſſatwinde und machte acht bis neun Knoten in der Stunde, drehte aber trotz dem ſogleich bei und ließ ein Boot ausſetzen — ohne daß der Mann wieder aufgefunden werden konnte.

Es iſt etwas Ergreifendes um den Anblick eines armen Nebenmenſchen, der zu derlei wahnſinnigen Handlungen getrieben wird, und die Scene machte, ſo viel ich bemerken konnte, auf uns alle einen gleich tiefen, düſtern Eindruck.

Ich will nicht behaupten, daß dieſer Mann keine Züchtigung verdient oder daß die beiden Steuermänner um das, was er früher durch den Kapitän erlitten, gewußt hatten — allein die brutalſte Behandlung war an Bord dieſes Schiffes dermaßen zur Regel geworden, daß der Vorfall uns Fünf beinahe zur Verzweiflung brachte. Hätte die Mannſchaft aus Amerikanern beſtanden, — ſie würden ganz

gewiß die Offiziere feſt genommen und das Schiff in den Hafen zurückgebracht haben. Zwar ſcheint die Peitſchenſtrafe für manche Naturen unerläßlich, und ich will keineswegs behaupten, daß man eine Mannſchaft wie die unſere ohne ſie hätte zurecht bringen können; aber eben ſo gewiß iſt auch wieder, daß man uns oft als Menſchen hätte behandeln dürfen, ohne daß ein Schaden daraus entſtand.

Wie geſagt, der Tod dieſes Mannes machte auf dem ganzen Schiffe einen ſehr tiefen Eindruck: die Paſſagiere ſchienen ſchmerzlich davon ergriffen und der Kapitän beſonders ſchien die Sache ſehr zu bedauern. Er war vielleicht nicht im Geringſten zu tadeln, denn die Strafe, welche er über den armen Teufel verhängt hatte, war ganz der Art, wie Schiffsherrn ſie oft ihren Leuten diktiren: dagegen zeigte ſich die Mannſchaft gegen die beiden Steuermänner, von denen beſonders der Eine allgemein verhaßt war, auf's Tiefſte ergrimmt. Was unſer kleines Häufchen betraf, ſo begannen wir abermals ein Komplott zu ſchmieden, um endlich des Schiffes los zu werden und kamen nach langer Berathung zu folgendem Entſchluſſe.

Ungefähr ein Dutzend von uns nahm an der Verſchwörung Theil, welche keine Seeräuberei, überhaupt keine Gewaltthat beabſichtigte, ſofern letztere nicht durch die Selbſtvertheidigung geboten würde — und eben ſo wenig auf Plünderung irgend einer Art ausging, ſo weit nämlich unſer Zweck dies nicht unerläßlich machte. Während das Schiff die Straße von Sunda paſſirte, wollten wir ſo viele Boote, als wir brauchten, in's Waſſer bringen, dieſelben mit Waffen, Lebensmittel und Waſſer verſehen und ſodann das Schiff verlaſſen: unſere übrigen Kameraden, wenn ſie nicht etwa zum größten Theile mit uns abzögen, würden, wie wir mit Zuverſicht erwarteten, ſich unſerem Vorhaben wenigſtens nicht widerſetzen.

Ich ſehe jetzt recht gut ein, daß dies ein verzweifelter, nicht zu rechtfertigender Plan war, ich ſelbſt aber war allmählig an Bord dieſes Schiffes zu einem verzweifelten Trotze getrieben worden und wollte lieber mein Leben wagen, als noch länger daſelbſt verweilen.

Auch will ich nicht läugnen, daß ich zu den Rädelsführern in der ganzen Sache gehörte, obwohl ich mir deutlich bewußt bin, keinen andern Beweggrund, als den Wunſch der Flucht gehabt zu haben. Es war offenbare Meuterei, was wir vorhatten — und der einzige Fall dieſer Art, in welchen ich jemals verwickelt geweſen.

Ich habe ſchon tauſendmal Grund genug gehabt, mich darüber zu freuen, daß der Anſchlag gar nicht zur Ausführung kam, denn bei der feindſeligen Geſinnung der Mannſchaft gegen die Offiziere — beſonders gegen die beiden Steuermänner — bin ich feſt überzeugt, daß er eine fürchterliche Scene des Blutvergießens zur Folge gehabt hätte. Ich dachte damals nicht daran und hoffte mit Zuverſicht, unſere Flucht bewerkſtelligen zu können, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen; aber wäre ſie uns gelungen — welches Loos hätte wohl unſer kleines Häuflein Matroſen getroffen, wenn wir in Schiffsbooten in einen engliſchen Hafen eingelaufen wären? Wahrſcheinlich wären wir als Seeräuber vor Gericht geſtellt und auch einige, wenn nicht gar alle, zur Strafe aufgehängt worden.

Das Schiff war bereits an der Inſel St. Paul vorüber, und wir warteten ungeduldig auf ſeinen Eintritt in die Sundaſtraße, als ſich ein Vorfall ereignete, welcher der beabſichtigten Meuterei ein Ziel ſetzte und wie ich in Demuth hoffe, dem ganzen Strome meines ferneren Lebens eine andere Richtung anwies.

In einer ſtürmiſchen Nacht, als eben die Mittelwache aufgerufen wurde — das Schiff ſtand gerade unter dicht gerefften Marsſegeln und hatte das große Segel völlig beſchlagen — ging ich wie gewöhnlich aufs Verdeck an meinen Poſten. Auf meinem Wege zwiſchen dem Langboot und der Kombuſe mußte ich über einige Stengen ſteigen, welche dort feſtgebunden waren, und während ich eben auf dem Spierenhaufen ſtand, that das Schiff einen plötzlichen Ruck, ich verlor das Gleichgewicht und fiel der ganzen Länge nach auf meine linke Seite. Ich hatte eben die Arme in die Höhe gehoben, um dort nach einer Handhabe zu greifen; ſo war mein

Sturz durch nichts gehemmt und ich fiel mit meiner ganzen Schwere aufs Verdeck, ſo daß meine Hüfte die volle Gewalt des Stoßes auszuhalten hatte. Der Schmerz, den ich empfand, war ſehr heftig und es dauerte längere Zeit, bis meine Kameraden mich nur anrühren durften.

Nach einiger Zeit wurde ich in das Volkslogis * getragen, wo man für nöthig fand, mich ſtatt in die Hängematte — auf ein Rüſtenwrack zu binden. Wir hatten einen Arzt an Bord, der aber nichts für mich thun konnte; meine Kleider durfte man mir nicht abnehmen und ſo lag ich da, Stunde um Stunde, durchnäßt und unter Schmerzen, welche ſich nur ſchwer beſchreiben ließen.

Ich befand mich jetzt in der That auf einem wahren Bett der Reue: körperlich völlig hülflos, ſchien mein Geiſt ungleich thätiger zu ſeyn, als er je zuvor geweſen war. Mein ganzes Leben ſeit der Stunde, da ich mich als Knabe zum erſten Male betrunken hatte, zog in fortlaufenden Bildern an mir vorüber; jede Gefahr, deren ich in dieſer meiner Lebensſkizze erwähnte und viele andere, von denen ich nicht geſprochen habe, tauchten mit einer Treue, einer Wahrheit vor mir auf, welche mir deutlich bewieſen, daß man ein Tagebuch nicht ſo genau zu führen vermag, als unſer Gewiſſen die Thaten dieſes Lebens aufzeichnet. Ich erkannte nunmehr, daß ich ſelbſt mein ſchlimmſter Feind geweſen war und wie viele treffliche Gelegenheiten, in der Welt vorwärts zu kommen, ich leichtſinnig und muthwillig an mir vorbei gelaſſen hatte. Das Laſter des Trunks, das mich in ſchlechte Geſellſchaft gelockt, meine Geſundheit und Körperkraft untergraben und meine Hoffnungen vernichtet hatte, war allein die Wurzel aller Unglücksfälle und Verirrungen meines Lebens. Ich verſuchte zu beten, wußte aber nicht wie, und es kam mir vor, als ob ich ohne Ausſicht auf Gnade körperlich und geiſtig für immer verloren wäre.

* Auf Kauffahrteiſchiffen der Vorplatz vor der Kajüte, wo die Matroſen wohnen. D. U.

Meine Kameraden beſuchten mich verſtohlener Weiſe und ich ſuchte ihnen, ſo klar als ich dies in meiner Gewalt hatte, die Thorheit und Gottloſigkeit unſerer beabſichtigten Meuterei vor Augen zu ſtellen; ich ſagte ihnen, daß wir freiwillig an Bord des Schiffes gekommen wären und kein Recht beſäßen, in unſerer eigenen Sache als Richter aufzutreten; daß wir eine Grauſamkeit begehen würden, wenn wir ein Schiff, das Frauen und Kinder an Bord führe, auf hoher See verließen; daß die Malayen uns wahrſcheinlich die Kehlen abgeſchnitten hätten und der Stadtdeel höchſt wahrſcheinlich einem Schiffbruche entgegen gegangen wäre. All' dieſes Unheil hätten wir verſchuldet und beſäßen alſo vollen Grund, dankbar dafür zu ſeyn, daß unſer Vorhaben vereitelt worden ſey.

Die Leute hörten mir aufmerkſam zu, verſprachen jeden Gedanken an Vollführung des Aufruhrs aufgeben zu wollen und hielten auch wirklich Wort, denn ich hörte ſpäter nie mehr, daß von der Sache wieder geſprochen worden wäre.

Welchen Schaden ich eigentlich genommen hatte — das war nicht leicht anzugeben. Der Doktor bewies ſich ſehr freundlich gegen mich, konnte aber nicht mehr thun, als mir beſſere Koſt und kleine Erleichterungen zukommen laſſen. Der Kapitän aber hatte ſich, ſcheint es, durch den Steuermann gegen mich einnehmen laſſen, und dieſer mußte offenbar glauben, ich wolle meine Verletzung für weit bedeutender ausgeben, als ſie in der That war.

Am Bord des Schiffs befand ſich ein Knabe aus gutem Stand, welcher hier ſeine Seemanns-Laufbahn antreten ſollte; ſeine Back hatte er im Hintertheile des Schiffs und war eine Art von feinem Kajütenjungen; er konnte nicht über zehn bis eilf Jahre alt ſeyn, bewies ſich aber gegen mich wahrhaft als mein Schutzengel. Er brachte mir Leckerbiſſen und zeigte mir viele Theilnahme, ſo daß wir oftmals Thränen mit einander vergoſſen. Auch die Damen und Kinder des Admirals beſuchten mich zuweilen und bezeugten

das tiefſte Mitgefühl für meine traurige Lage, was mein Gewiſſen beſonders wegen der mannigfaltigen Gefahren, denen ich ſie auszuſetzen beabſichtigt hatte, auf's ſchwerſte peinigte. Die Scenen, welche ich täglich vor mir hatte, ſowie meine Lage beſänftigten allmählig mein Herz und ſo begann das Bild meiner moraliſchen Häßlichkeit ſich mir nach und nach in einer Weiſe vor Augen zu ſtellen, welche ſehr heilſam auf meine Rettung hinwirkte.

Ich blieb zwei Monate auf meinem Schmerzenslager und wahrlich, es waren bittere Monate für mich. Das Schiff war zu Batavia angelangt, und der Kapitän wie der Steuermann kamen herbei, um zu ſehen, was mit mir anzufangen ſey. Ich verlangte ins Spital gebracht zu werden; der Steuermann aber blieb ſteif und feſt auf ſeiner Meinung, daß mir gar nichts fehle, und wollte mich auf dem Schiffe zurückbehalten ſehen.

Dies geſchah und ich fuhr nach Terragall, wo unſere Paſſagiere ans Land gebracht wurden. Letztere nahmen zuvor noch alle von mir Abſchied; der Admiral ſchenkte mir eine Menge Taback nebſt einer noch ganz guten Jacke, welche er ſelbſt zur See getragen hatte und die ich mir bis auf dieſen Augenblick aufbewahrt habe, auch ſeine Damen ſprachen ſehr freundlich mit mir und jedes ihrer Worte verwundete auf's Neue mein ſchuldbewußtes Herz.

Von Terragall ſegelten wir nach Sourabaya, wo ich den Kapitän endlich dazu vermochte, mich in das Spital zu ſchicken, trotzdem daß der Steuermann noch immer hartnäckig behauptete, meine anſcheinende Arbeitsunfähigkeit ſey reine Verſtellung. Die Aerzte zu Sourabaya — der eine von ihnen war ein Schotte — waren mit dem Steuermann gleicher Meinung, ſo daß ich nach Verlauf von zwanzig Tagen abermals an Bord des Schiffs gebracht wurde, das nach Samarang weiter ſegelte.

Zu Sourabaya traf ich fünf engliſche Matroſen im Spital, welche eben ſo elend und verlaſſen wie ich ſelbſt dalagen, ſo daß der Tod uns Allen jeden Augenblick ins Geſicht grinste. Von den Leuten,

welche ins Spital gebracht wurden, ſtarben nämlich manche ſchon am andern Tag und keiner von uns wußte, an wen zunächſt die Reihe kommen würde. Wir ſprachen oft in unſerer ungelehrten Weiſe über religiöſe Gegenſtände und ſehnten uns ſehr nach einer engliſchen Bibel, welche leider an dieſem Orte nicht zu haben war. Hier war es auch, wo mir jene Predigt, die ich auf Staten-Island gehört und die abermals gebrochenen Beſſerungsvorſätze, welche ich in mir gefaßt hatte, wieder in den Sinn kamen und mehr als einmal ſtieg der Gedanke in mir auf, wenn Gott mich die Heimath wieder erreichen ließe, ſo wollte ich jenen Prieſter aufſuchen und ihn um ſeinen geiſtlichen Rath und ſein Gebet anflehen.

Bei unſerer Ankunft zu Samarang brachte der Steuermann von einer holländiſchen Fregatte einen Doktor herbei, welcher mich für ferngeſund erklärte. Auf dieſe Art wurden, meine vier Landsleute und den kleinen Jungen ausgenommen, faſt alle andern Matroſen auf dem Schiff ſehr gegen mich aufgebracht, denn ſie glaubten, ich ſey ein verſtockter Faullenzer, der alle Arbeit auf ihre Schultern abladen wolle, und ſo wurde mir befohlen, mich auf's Verdeck zu begeben und Ringbolzen für die Kanonen anzufertigen, damit ich wenigſtens einigermaßen beſchäftigt wäre.

Gehen konnte ich nicht und mußte alſo im wörtlichen Sinne auf Händen und Füßen auf dem Verdeck umherkrabbeln, was mir große Schmerzen verurſachte, ohne daß ich Glauben für meine Klagen gefunden hätte. Die Arbeit ſelbſt war freilich ganz leicht, ſobald ich einmal auf dem Boden ſaß, aber jede Bewegung von der Seite erneute meine unbeſchreiblichen Leiden.

Ich war übrigens nicht der Einzige, der für einen Faullenzer gehalten wurde, denn der Doktor ſelbſt wurde krank und auch ihn wollte der Steuermann, wie er's bei mir gemacht, der abſichtlichen Dienſtentziehung beſchuldigen. Unglücklicher Weiſe wurde er aber durch den zweiten Patienten Lügen geſtraft, denn dieſer ſtarb nach wenigen Tagen.

Ich wurde zu dem oben beſchriebenen Geſchäfte angehalten, bis das Schiff abermals Batavia erreichte. Hier kam von einem anderen Schiffe ein Arzt zu uns auf Beſuch, welchem man auch meinen Krankheitsanfall erzählte; der Steuermann rief mich auf's Quarterdeck, um mich daſelbſt unterſuchen zu laſſen. Ich kroch mühſam nach dem Hinterkaſtell und man brachte mich dann in die Kajüte, wo der fremde Doktor mich beſichtigte und erklärte, ich müſſe auf der leidenden Stelle gebrannt werden — natürlich nur um mich vermöge der Angſt wieder zum Dienſt anzutreiben.

Nach dieſer Unterſuchung ging ich wieder auf mein Vorkaſtell und weigerte mich nun auf's Beſtimmteſte, noch ferner eine Hand anzulegen. Da lag ich denn, von Allen — außer meinen vier Freunden — geſcholten und vernachläſſigt: mein Leiden hatte mich zur Verzweiflung gebracht, ich kümmerte mich jetzt nichts mehr um die weiteren Folgen und erklärte dem Steuermann, meine Schmerzen ſeyen zu heftig, als daß ich arbeiten könnte — ich müſſe nothwendig an's Land gebracht werden.

Zum Glück für mich erkrankten zwei von der Mannſchaft an Fieber und Kopfweh und da unſer Doktor todt war, ſo ließ man den Arzt des Admiral-Schiffes zum Beſuche der Kranken herbeiholen. Der Steuermann hätte gar zu gerne einen neuen Beweis gegen mich aufgebracht und bat deßhalb den Admirals-Arzt, auch zu mir herabzukommen und mich zu beſichtigen.

Kaum hatte dieſer ſeinen Blick auf mich geheftet, als er die Hände über den Kopf zuſammenſchlug und laut ausrief, ob man mich denn tödten wolle, denn er erkannte ſogleich, daß ich kein Betrüger war und gab dies — ſo viel ich von ſeiner Rede verſtehen konnte, in ſehr deutlichen Worten zu erkennen.

Der Steuermann ſchien von Schaam und Reue betroffen und ich glaube, daß Jedermann auf dem Schiff die Härte und Ungerechtigkeit bedauerte, mit der man mich behandelt hatte. Ich nahm mir Gelegenheit, gegen den Steuermann mein Herz auszu-

leeren und ihm die Nothwendigkeit vorzuſtellen, mich unverzüglich in's Spital zu ſenden. Er verſprach, dem Kapitän meine Angelegenheit vorzutragen, worauf ich den andern Tag an's Land gebracht wurde.

Meine beiden höchſten Wünſche waren — ins Hoſpital zu gelangen und mir eine Bibel zu verſchaffen: ein Aufkommen erwartete ich nicht mehr, da das eine meiner Beine ſchon über die Hälfte zuſammengeſchrumpft war und offenbar immer ſchlimmer wurde — konnte ich alſo Ruhe für meinen Körper und Troſt für meine Seele finden, ſo fühlte ich, daß ich glücklich werden würde.

Von meinem amerikaniſchen Schiffskameraden, einem New-Yorker Landsmanne, der vom Hudſon-Fluſſe ſtammte, hatte ich äußern hören, daß er eine Bibel beſitze; ich hatte ſie aber nie geſehen, denn nach ächter Matroſenſitte ließ er ſie unberührt auf dem Boden ſeiner Kiſte liegen. Ich bot ihm für ſeine Bibel eines meiner Hemden; er wollte aber keine Bezahlung annehmen und machte ſich ein Vergnügen daraus, mir das Buch zum Geſchenke zu geben, worauf ich ihm übrigens doch noch mein Hemd als eine Art von Andenken aufdrang.

Jetzt hatte ich zwar das gewünſchte Buch, konnte aber nicht darin leſen, da es mir an einer Brille gebrach. Ich hatte nunmehr ein Lebensalter erreicht, wo die Schärfe der Augen nachzulaſſen anfängt, und den meinen hatte der frühere Aufenthalt zu Florida bedeutend geſchadet. Im Spital zu Sourabaya hatte ich durch den Verkauf eines ſchwarzſeidenen Halstuches einige Rupien eingenommen und da ich jetzt eine Brille nöthig fand, ſo verhandelte ich ein Paar Stiefel, deren geringen Erlös ich zu der noch aufbewahrten Summe ſchlug und mich reich und glücklich fühlte in der Ausſicht, das Wort Gottes fortan ganz nach dem Drange meines Herzens ſtudiren zu können.

Als ich das Schiff verließ, drückten mir Alle vom Vor- und Hinterkaſtell die Hand, denn der Ausſpruch des Admirals-Arztes hatte

die allgemeine Meinung über mich und mein Benehmen gänzlich umgewandelt. Der Kapitän ſchien ſeine ſtrengen Maaßregeln gegen mich zu bereuen und wollte gern Allem aufbieten, um mir meine Lage erträglich zu machen: mein Matroſenlohn wurde bei einem Kaufmannshauſe deponirt und ſollte mir ausbezahlt werden, ſobald ich das Spital oder die Inſel verlaſſen könnte; in erſterem Falle ſollte ich nach Holland geſchickt werden und überhaupt Alles geſchehen, was Geſetz und Recht für meine Lage vorſchrieben.

Der Leſer darf ſich übrigens nicht einbilden, daß ich mich während dieſer Zeit als einen duldenden Heiligen betrachtet habe — im Gegentheil, als man mich für einen Betrüger erklärte, erinnerte ich mich, wie ich einſt auf dieſer nämlichen Inſel in der That eine Krankheit geheuchelt hatte, und als ich das Spital betrat, konnte ich der Umſtände nicht vergeſſen, unter denen ich fünfzehn bis zwanzig Jahre früher zu deſſen Bewohnern gehört hatte. Damals ſtand ich in der Blüthe meiner Kraft und Jugend und jetzt — wie zur Strafe für meinen früheren Betrug zum elenden Krüppel geworden — lag ich unter einem halben Dutzend derſelben Betten, auf welchen ich damals ruhte, als ich eine Krankheit vorgegeben hatte, welche nicht wirklich vorhanden war. Unter ſolchen Umſtänden iſt unſer Gewiſſen ein ſicherer Mahner, einen Sünder an jede ſeiner Miſſethaten zu erinnern.

Der Hoſpitalarzt ſetzte mich auf ſehr ſchmale Diät; er gab mir eine Salbe, um mich damit „einzuſchmieren", wie er's nannte, und befahl mir, das Bett nicht zu verlaſſen. Durch einen von den Coolies* des Spitals verſchaffte ich mir eine Brille aus der Stadt — von einer Form und Größe, daß die Leute in Amerika ihre Ueberreſte noch heutigen Tags als eine Kurioſität anſtaunen. Sie erfüllte aber jedenfalls ihren Zweck und ſetzte mich in den Stand,

* Coolies — ein hinduiſches Bergvolk in Bengalen, das in neuerer Zeit theilweiſe zur Anſiedlung nach der Inſel Mauritius verſetzt worden iſt. D. U.

das koſtbare Buch zu leſen, das ich von meinem Schiffskameraden und Landsmanne erhalten hatte.

Dieſes Buch war ein Exemplar aus der Druckerei der amerikaniſchen Bibelgeſellſchaft und wenn auch keines ihrer Werke etwas Gutes geſtiftet hätte, ſo müßte doch das fragliche als eine Ausnahme betrachtet werden, wie es denn auch ſeitdem zum Andenken der großen Umwandlung, welche es in mir bewirkte, auf der Bibliothek derſelben Geſellſchaft aufgeſtellt worden iſt.

Meine einzige Beſchäftigung war Leſen und Nachdenken. Auf einer fernen Inſel lag ich hier, von Krankheit umringt, während der Tod täglich, ja ſtündlich unter meiner Umgebung einkehrte, welche größtentheils aus Leuten beſtand, deren Sprache mir nicht einmal bekannt war. Es dauerte mehrere Wochen, bis ich nur mein Lager verlaſſen durfte: ſchon ehe ich das Schiff verließ, hatte ich zu leſen angefangen und ſetzte dieſe Uebung faſt ſtündlich fort, bis ich die Erlaubniß zum Aufſtehen erhielt.

Ein bekehrter Lascare befand ſich gleichfalls im Spital und als dieſer meine Beſchäftigung ſah, kam er zu mir, um ſich in ſeinem gebrochenen Engliſch mit mir zu unterhalten. Er gab mir ein Geſangbuch, und eines der erſten Lieder, die ich las, gewährte mir einen wunderbaren Troſt, denn es war von einem Manne verfaßt, der eben ſo wie ich Matroſe und dazu faſt eben ſo gottlos wie ich geweſen war, ſeither aber durch Lehre und Beiſpiel unendlich viel Gutes geſtiftet hat.

Dieſes Geſangbuch las ich nun neben meiner Bibel; aber wie ſoll ich das Entzücken ausdrücken, welches ich empfand, als mir der nämliche Lascare ein Exemplar der „Pilgerfahrt“ * einhändigte, ein Buch, das in meinen Augen höchſtens der Bibel nachſteht und mich erſt recht in den Stand ſetzte, gar Vieles von dem, was ich im Worte Gottes gefunden hatte, richtig zu verſtehen und anzuwenden — ein Buch, das ſo viele Ausſichten auf Hoffnung vor meinen Augen

* ‚Pilgrim's Progreß,‘ von dem bekannten Bunyan. D. U.

entfaltete, daß ich erſt jetzt zu fühlen begann, wie Chriſtus für mich eben ſo gut wie für die übrige Menſchheit in den Opfertod gegangen ſey. Ich dachte, wenn der Verbrecher am Kreuze noch Rettung finden konnte, ſo bedürfe es ſelbſt bei einem gottloſen Sünder, wie ich geweſen war, nur des Glaubens und der Reue, um Antheil an der Gnade des Erlöſers zu gewinnen.

Die ganze Zeit über ſehnte ich mich ſehr nach religiöſem Unterrichte und meine Gedanken kehrten immer und immer zu jener Predigt im Matroſenaſyle, wie zu dem Geiſtlichen zurück, welcher dieſelbe gehalten hatte.

Im Fieberhoſpital lag ein amerikaniſcher Zimmermann, der mir, ſobald er von meinem Zuſtande hörte, einige Traktätchen übergab, die er aus der Heimath mitgebracht hatte. Er ſelbſt war nicht gerade fromm, die Umſtände hatten ihn nur ernſthaft geſtimmt und da er im Begriffe ſtand, den Ort zu verlaſſen, ſo war er gern bereit, meinen Bedürfniſſen abzuhelfen. Er erzählte mir, in ſeinem Hoſpital befänden ſich mehrere Engländer, ebenſo ein Amerikaner, die eines geiſtlichen Troſtes in hohem Grade bedürften; er gab mir den Rath, mich von meinem Lager aufzuraffen und ſie zu beſuchen, was ich auch that, ſobald es meine Kräfte zuließen.

Anfänglich hielt ich mich für zu gottlos, um dieſen Leuten meine Gebete und meine Unterhaltung anzubieten, aber mein Gewiſſen ließ mir keine Ruhe, bis ich es that, denn es kam mir jetzt vor, als ob die Bibel mir eben ſo gut zu ihrem, als zu meinem Nutzen in die Hand gegeben worden ſey und ich konnte nicht eher ruhen, als bis ich ihnen all den Troſt gewährt hatte, den ich meinerſeits ihnen angedeihen laſſen konnte. Ich las zwei bis drei Wochen lang mit dieſen Männern in frommen Büchern; Chapman, der Amerikaner, war derjenige, der ſeinen ſittlichen Zuſtand als den hoffnungsloſeſten betrachtete. War ich nicht im Stande ſelbſt zu ihnen zu gehen, ſo ſchickte ich ihnen meine Bücher, und

die Bibel nebſt der Pilgerfahrt wurde auf dieſe Art Woche um Woche beſtändig unter uns gewechſelt.

Dieſe ganze Zeit verlebten wir ſo zu ſagen auf einem blutigen Schlachtfelde; in ganzen Schaaren ſtarben die Menſchen um uns her und meiſtens ſchon in den erſten Stunden ihrer Krankheit. In Batavia iſt gerade dieſe Jahreszeit im höchſten Grade ungeſund und war auch die Gefahr keineswegs ſo groß, als ſie bei meinem erſten Beſuche geweſen war, ſo glich die Stadt doch immer noch einem Golgatha — einer Schädelſtätte. Ueber die Hälfte derer, welche in das Fieberſpital gebracht wurden, durften es nur als Leichen wieder verlaſſen.

Unter meinen engliſchen Freunden, wie ich ſie nenne, befand ſich ein auch junger Schotte von etlichen fünfundzwanzig Jahren; er hatte unſeren meiſten Vorleſungen und Unterredungen angewohnt, ohne übrigens, wie mir ſchien, die Nothwendigkeit zu fühlen, ſich gleich ſeinen Kameraden um ſein Seelenheil zu bekümmern. Eines Tages beſuchte er mich, um Abſchied von mir zu nehmen — er ſollte nämlich das Hoſpital am andern Morgen verlaſſen.

Ich ſprach mit ihm über ſein zukünftiges Leben und ſuchte einige dauernde Empfindungen für ſo ernſte Dinge in ihm zu erwecken. Er hörte mir mit geziemender Achtung zu, aber ſeine Antworten waren leider höchſt leichtfertig, obgleich er um kein Haar anders dachte, als neun Zehntheile der Menſchen, wenn ſie überhaupt über derlei Gegenſtände nachſinnen, zu räſonniren pflegen.

„Wozu ſoll ich ſo frühzeitig entſagen?“ ſo lautete ſeine Antwort; „ich bin jung, kräftig, bei guter Geſundheit und habe nach leewärts noch Seeraum in Fülle, um ſpäter, wenn's einmal Gelegenheit gibt, das Alles zur Genüge einzuholen. Wer nicht lebt, ſo lange er kann, wird niemals zum Leben kommen.“

Ich las ihm zwar das Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen; er ſchien aber gleichwohl, als er mich verließ, noch hartnäckig auf ſeiner Geſinnung zu beharren.

Meinem Verſchlage gegenüber befand ſich das Leichenhaus, wohin in der Regel die Körper aller im Spital Geſtorbenen zur Sektion geſchafft wurden, und nur ſelten entging einer dem Looſe, dem anatomiſchen Meſſer anheimzufallen. Dieſes Leichenhaus war etwa achtzig bis hundert Schritte vom Hoſpitale entfernt; zwiſchen beiden befand ſich ein Hof, welcher mit einigen großen Bäumen bewachſen war.

Unter einen von dieſen Bäumen pflegte ich meiſtens hinzuhumpeln, ſobald ich ſo weit bei Kräften war, daß ich ausgehen konnte; dort ſaß ich dann Stunden lang, mit Leſen und Nachdenken beſchäftigt. Der Ort war ganz dazu geſchaffen, einen Menſchen über die Nichtigkeit der irdiſchen Dinge nachſinnen zu laſſen, denn ringsum war man von Tod und Krankheit umgeben und oft ſah ich ſechs bis acht Leichen über den Hof tragen, während ich auf meinem Plätzchen ſaß, trotzdem, daß viele bei Nacht in das Leichenhaus geſchafft wurden. Hunderte, ja wohl gar Tauſende befanden ſich im Spital, von denen ein großer Theil mit Tode abging.

Am Morgen des zweiten Tags, nachdem ich von dem jungen Schotten Abſchied genommen hatte, ſaß ich wie gewöhnlich unter einem Baume, als ich einige Koolies einen Leichnam über den Hof tragen ſah; ſie kamen ganz nahe an mir vorüber, und einer der Koolies gab mir zu verſtehen, daß es eben jener oben erwähnte Jüngling ſey, den ſie hier vorbeitrugen! Kurze Zeit nachdem er mich verlaſſen hatte, war er vom Fieber ergriffen worden und alle ſeine Plane künftigen Genuſſes, ſeine Lebenshoffnungen und ſeine Vorſätze ſpäterer Reue — Alles hatte ſein Ziel erreicht!

Solche Dinge ſind auf jener Inſel keineswegs ſelten, aber auf mich machte der Vorfall einen unauslöſchlich tiefen Eindruck; er half mich in meinem eigenen Entſchluſſe befeſtigen und ich benützte ihn — wie ich hoffen darf, mit Erfolg — bei meinen Gefährten, deren Leben bis jetzt noch immer verſchont geblieben war.

Die Engländer genaſen ſämmtlich und wurden ſofort entlaſſen;

Chapman, der Amerikaner aber blieb noch zurück, da ihn die Krankheit des Landes ausnehmend geſchwächt hatte. Mit dieſem armen jungen Manne betete und las ich jeden Tag, ſo gut ich's ſelber verſtand, nicht ohne ihm, wie ich glaube, viel Troſt und Erleichterung zu gewähren.

Der Leſer kann ſich denken, wie ein Sterbender in einem fremden Lande unter lauter Götzendienern ſich an den einzigen Landsmann anſchmiegen mochte, welcher bereit war, ihm Beiſtand zu leiſten: gerade ſo ſtützte ſich Chapman auf mich, während alle meine Bemühungen darauf hinzielten, ihm Glauben und Vertrauen zu ſeinem Erlöſer einzuflößen. Er hielt ſich für einen zu großen Sünder, um noch zu irgend einer Hoffnung berechtigt zu ſeyn und meine Hauptaufgabe ging ſomit dahin, einige jener ſcharfen Gewiſſensſtacheln bei ihm zu überwältigen, deren Mahnung durch Gottes Gnade in mir ſelbſt zum Schweigen gelangt war.

Eines Tags — es war in der letzten Zeit, da ich mit ihm zuſammen war — hatte ich ihm die Geſchichte von dem Miſſethäter am Kreuz vorgeleſen; er horchte emſig zu und nachdem ich geendet hatte, ließ er zum Erſtenmal einige Zeichen der Freude und Hoffnung an ſich gewahren. Als ich ihn verließ, nahm er Abſchied von mir, indem er ſagte, wir würden uns nicht wiederſehen, und mich bat, ihn in mein Gebet einzuſchließen, was ich ihm auch verſprach.

Ich ging dann auf meine eigene Zelle und war noch eben damit beſchäftigt, mein ihm gegebenes Verſprechen zu löſen, als mir ſchon die Nachricht ſeines Todes überbracht wurde. Er ließ mir ſagen, er ſey als ein glücklicher Menſch geſtorben: der arme Burſche — „der glückliche" wäre jedoch der paſſendere Ausdruck — ſchickte alle Bücher zurück, welche er von mir entlehnt hatte und es wird wohl dazu beitragen, einen Begriff von der Lage zu geben, in welcher wir uns in Betreff der äußeren Umſtände befanden, wenn ich noch beifüge, daß er mir auch einige Kupferſtücke zuſtellen ließ, welche zur Erleichterung ſeiner Landsleute dienen ſollten.

Neunzehntes Kapitel.

Ungefähr drei Monate nach Chapman's Tod war ich wieder ſoweit hergeſtellt, daß ich das Hoſpital verlaſſen durfte: gehen konnte ich aber blos mit Hülfe von Krücken und hatte auch keine Hoffnung vor mir, jemals wieder ganz geſund zu werden. Ich fühlte natürlich eine heiße Sehnſucht, die Heimath wieder zu erreichen, denn all' mein Menſchenhaß, mein Groll und meine Entſchlüſſe, das Vaterland nicht mehr zu ſehen, waren verſchwunden, ſeit in meinem Innern eine ſo weſentliche Aenderung vor ſich gegangen war.

Meine Geſundheit war im Ganzen gut: Mäßigkeit, Enthaltſamkeit und eine glückliche Gemüthsſtimmung hatten ſich als treffliche Aerzte an mir bewährt und wenn ich mich gleich von den Folgen meines Falles nicht ganz erholt hatte und auch nie völlig erholen werde, ſo war ich doch der gräßlichen „Schauer" los geworden, deren letzter Anfall mich in eben dem Augenblicke traf, wo ich mich von meinem ſündhaften Zuſtande vollſtändig überzeugt hatte. Ich wußte nichts von Mäßigkeitsvereinen — hatte nie von ſolchen Dingen gehört oder wenn auch — es wenigſtens ſogleich wieder vergeſſen, und dennoch war ich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein Mitglied der wirkſamſten und dauerhafteſten aller jener Geſellſchaften geworden. Seit meinem Falle habe ich mit Ausnahme von Medizin, die ich nur in ſehr kleinen Quantitäten zu mir nahm, keinen Tropfen geiſtigen Getränkes genoſſen und fühle jetzt auch nicht das geringſte Verlangen darnach: der große Fluch meines Lebens war durch Gottes Barmherzigkeit von mir genommen, und ich habe die letzten fünf Jahre in muſterhafter Nüchternheit verlebt. Ich betrachte den Trunk als eines der Hauptwerkzeuge, welches die Hölle zum Verderbniß der Seelen anwendet, und kehre mich faſt mit dem-

ſelben Abſcheu davon ab, mit welchem ich ſeither die Sünde zu fliehen ſuche.

Ich ſchrieb dem Kaufmann, der meine Löhnung in Händen hatte, daß ich das Spital verlaſſen werde — erhielt aber keine Antwort und beſchloß deßhalb, mich in eigener Perſon nach Batavia zu begeben. Zu dieſem Zwecke beſorgte ich meine Entlaſſung aus dem Hoſpital und kann mit Ueberzeugung verſichern, daß ich dieſen Ort, welchen ich als ein elender Krüppel und mit gebrochenem Herzen betreten hatte, trotzdem, daß ich jetzt nichts, ja nicht einmal ſoviel beſaß, um mir irgendwo ein Unterkommen ſuchen zu können — als ein wahrhaft glücklicher Menſch verließ, denn die ſchwerſte aller meiner Bürden war mir vom Herzen genommen und frei und freudig konnte ich durch die Welt ziehen, wenn ich mich auch buchſtäblich nur auf Krücken zu bewegen vermochte.

Das Hoſpital liegt ſieben Meilen von der Stadt entfernt und ich legte dieſe Strecke nach holländiſcher Sitte in einem Kanalboote zurück. Es gibt auf Java viele ſolcher Kanäle und ſie haben die heilſame Wirkung gehabt, die Inſel durch Austrocknen der Moräſte viel geſunder zu machen: ſo wurde mir erzählt, daß der Kanal, auf dem ich mich befand, ſich bis auf fünfzig Meilen in das Innere des Landes erſtrecke und unter der Leitung der gebietenden Holländer ausſchließlich durch die Eingebornen ausgeführt worden ſey.

Nachdem ich die Stadt erreicht hatte, humpelte ich zu dem mir angewieſenen Kaufmann, bei welchem ich aber eine ſehr kühle Aufnahme fand: er ſagte, ich hätte bisher ſchon zu viel gekoſtet und müßte auf ſo lange in's Spital zurückkehren, bis ſich eine Gelegenheit darböte, mich nach Holland zurückzuſchicken. Dies wollte ich jedoch um keinen Preis, denn in's Spital zurückzukehren, konnte mir, wie ich wohl wußte, zu nichts helfen, und mein ſehnlicher Wunſch war der, mein Heimathland wieder vor Augen zu haben.

Ich verfügte mich nun zu dem amerikaniſchen Konſul, der mich ſehr freundlich empfing, mir aber bedeutete, daß er nichts für mich

thun könne, da ich auf einem holländiſchen Schiffe angekommen ſey, wofern ich nicht alle Anſprüche auf meine Löhnung wie auf Vertretung vor holländiſchen Gerichten fallen laſſen wolle. Mein Lohn war eine Kleinigkeit, ihn zurückzulaſſen koſtete mich alſo nicht viel Ueberwindung und was eine Verfolgung von Anſprüchen betraf, ſo hatte ich keine Luſt, vor der holländiſchen Juſtiz welche zu erheben.

Der Konſul beſprach ſich nun mit dem holländiſchen Kaufmann und brachte die Sache mit ihm in's Reine. Der „Plato", den ich muthwillig verlaſſen und der uns von Helvoetsluis aus Geſellſchaft geleiſtet hatte, befand ſich gerade zu Batavia, um eine Ladung nach Bremerhaven einzunehmen; er hatte einen neuen Kapitän und willigte ein, mich als einen vom Konſul Empfohlenen an Bord zu nehmen.

Dies Alles geſchah noch am ſelben Tage, da ich in die Stadt gekommen war und am nächſten Morgen ſollte ich auf dem Schiffe aufgenommen werden.

Ich hatte den Konſul nicht um Geld gebeten, ſondern ſein Büreau in der Erwartung verlaſſen, daß ich von dem holländiſchen Kaufmann welches erhalten würde; den ganzen Tag hatte ich noch keinen Biſſen genoſſen und als ich das Haus des Holländers erreichte, fand ich dieſen eben im Begriff auf's Land zu gehen, denn wer's nur irgend vermeiden kann, wird zu dieſer Jahreszeit die Nacht gewiß nicht in der Stadt zubringen. Der Kaufmann nahm aber keine Notiz von mir, ſondern ließ mich ganz ohne Beiſtand: vielleicht war ich auch geſetzlich nicht dazu berechtigt.

Ich ſetzte mich nun auf einige Kiſten nieder und wollte bis zum Morgen auf dieſem Flecke ausharren. — In dieſer Stadt und zu ſolcher Jahreszeit die Nacht in freier Luft und mit leerem Magen zuzubringen, würde mir aber ohne Zweifel den Tod zugezogen haben, auch wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, dem Dolche der mörderiſchen Malayen zu entgehen, die mich ohne Zweifel um meiner Kleider willen angefallen hätten.

Die Vorſehung nahm ſich aber meiner an, denn einer von den Handlungsgehilfen des Holländers, ein geborener Portugieſe, erbarmte ſich meiner und führte mich nach einem Hauſe, das von einem neubekehrten Neger bewohnt wurde. Wir fanden indeß große Schwierigkeiten, bis wir Zutritt erhielten, denn der Schwarze behauptete, die Engländer und Amerikaner ſeyen alle ſo gottlos, daß er ſich vor ihnen fürchte; er änderte aber ſeine Sprache, ſobald er an meinen Reden wahrnahm, daß ich nicht zu den chriſtlichen Heiden gehörte. Der Neger erſchien wirklich dadurch wie umgewandelt: nichts ſchien jetzt gut genug für mich zu ſeyn, er ſpeiste mich und ließ meine Kiſte holen, welcher als Geſchenk des mildthätigen Gehilfen ein Bett nebſt drei Bettdecken beigefügt war.

So hatten ſich meine Ausſichten für dieſe Nacht mit einem Male auf eine höchſt glückliche Weiſe geändert und ich durfte Gott aus der innerſten Tiefe meines Herzens für alle ſeine Barmherzigkeit danken.

Der alte Neger, der nicht unbemittelt war, ſtand gleichfalls im Begriff, die Stadt zu verlaſſen, fragte mich aber noch zuvor, ob ich eine Bibel beſäße: ich bejahte ſeine Frage, er ruhte jedoch nicht eher, als bis er mir eine große Bibel in engliſcher Sprache, die er ſehr gut verſtand, aufgenöthigt hatte. Das Buch enthielt Gebete für Seeleute, beſonders beigebunden; es war nicht allein Bibel, ſondern gewiſſermaßen auch engliſches Gebetbuch: ich nahm es an und beſitze es noch heutiges Tags.

Sobald der Alte, welcher für den Augenblick ſeinen Sohn zurückgelaſſen hatte, fortgegangen war, fing ich an, ſehr emſig in meinem „des Chriſten Wallfahrt“ zu leſen. Der junge Mann, welcher vortrefflich Engliſch verſtand, drückte den Wunſch aus, das Buch durchſehen zu dürfen und hatte kaum eine Zeit lang darin geleſen, als er mich darum bat, indem er ſagte, er habe noch zwei Schweſtern, denen der Beſitz dieſes Schatzes unendlich viel Freude machen würde.

Ich konnte ihm ſeine Bitte nicht abſchlagen, und er verſprach mir dagegen, mir ein anderes Buch zu ſchicken, das mir

gewiß ebenſo gut gefallen ſollte. Dann verließ er mich, indem er des Chriſten Wallfahrt mit ſich nahm. Nach einer halben Stunde brachte mir ein Diener das verſprochene Buch, welches Doddridges „**Rise and Progress**“* war und zwiſchen deſſen Blättern ich beim Umſchlagen einen mexikaniſchen Thaler eingeklebt fand.

Das Alles betrachtete ich als ein Werk der Vorſehung und als einen Beweis, daß Gott mich nicht verlaſſen werde: auch entſprach meine Dankbarkeit, wie ich hoffe, dieſen Gnaden-Erweiſen des Höchſten.

Der ganze Haushalt des Negers ſchien aus religiöſen Leuten zu beſtehen, denn ich verbrachte die halbe Nacht mit den malayiſchen Dienern in Geſprächen über das Chriſtenthum, über welches ſie ſchon manche richtige Anſichten in ſich aufgenommen hatten. Ich wußte wohl, daß mein Unterricht dem des Blinden glich, der einen andern Blinden über Farben belehren will; gleichwohl hatte er das Verdienſt, daß er von Gott kam, wenn er auch in einer Weiſe gefaßt war, wie ſie meinen demüthigen Anſprüchen an Seine Gnade am Beſten entſprechen mochte.

Am andern Morgen reichten mir dieſe Malayen ein Frühſtück und trugen meine Kiſte nebſt meinen ſonſtigen Geräthſchaften nach dem vom Plato ausgeſetzten Boote. Ich fühlte mich höchſt glücklich, mich abermals unter meiner vaterländiſchen Flagge mit ihren Sternen und Streifen zu ſehen, wo ich ſehr gut empfangen, höchſt menſchenfreundlich behandelt wurde und etwa zwanzig Tage, nachdem ich an Bord gekommen war, nach Bremen unter Segel ging.

Ich konnte natürlich während der Reiſe nur wenig arbeiten, vermochte auf dem Verdeck nicht anders als herumzukriechen und konnte blos mit Nadel und Platen** thätig ſeyn. Vierzehn Tage nach unſerer Abfahrt von Batavia ſtarb der Schiffszimmermann, ein geborner New-Yorker, mit dem ich zu leſen und zu beten verſucht hatte, ohne daß er aber ein klares Bewußtſein ſeines wahren

* „Wachsthum und Fortſchritt.“ D. U.

** Eine Art von Fingerhut bei den Matroſen. D. U.

Zuſtandes an den Tag gelegt hätte. — Zu St. Helena legten wir an, um Waſſer einzunehmen und da Napoleon mittlerweile geſtorben war, ſo wurden wir ohne Schwierigkeiten an's Land gelaſſen, um uns mit Waſſer zu verſorgen, worauf wir wieder abſegelten und zu gehöriger Zeit unſern Hafen erreichten.

So war ich denn wieder in Europa — einem Welttheile, welchen ich vor zehn Monaten kaum wiederzuſehen gehofft hatte; doch meine Sehnſucht trieb mich nach Amerika und ich erhielt die Erlaubniß, auf dem Schiffe bleiben zu dürfen. Ich wurde von Kapitän Bunting, ſowie von deſſen Steuermann, Mr. Bowden, der mich mit allem Nöthigen verſorgte, auf's Freundlichſte behandelt und ſegelte nach Verfluß von wenigen Wochen nach New-York zurück, wo ich im Monat Auguſt 1840 glücklich anlangte.

Ich verließ den Plato auf dem Quarantäneplatze und begab mich nach dem Matroſen-Aſyl, wo der Arzt mich verſicherte, daß mein Bein zwar nie mehr ſo geſund wie zuvor werden, dagegen aber allmählig wieder an Stärke zunehmen würde, ſo daß ich am Ende noch ohne Krücken werde gehen können.

Dieſe Prophezeihung hat ſich als wahr erwieſen; der Schmerz hatte mich ſchon lange verlaſſen und nur die Schwäche war es, mit der ich noch zuweilen zu kämpfen hatte. Mein Uebel beſtand nämlich in einer ſo ſtarken Verletzung des Hüftgelenks, daß ich auch jetzt noch genöthigt bin, mich beim Gehen mit allen Kräften auf einen Stock zu ſtützen.

Im Matroſenaſyl traf ich Mr. Miller wieder und erhielt jetzt zum erſten Mal religiöſen Unterricht, der ſich als eine große Wohlthat an mir bewährte. Nachdem ich einen Monat in dem Sailor's Retreat verweilt hatte, beſchloß ich um Aufnahme in den „Sailor's Snug-Harbour“ * zu bitten, einen reich ausgeſtatteten Zufluchtsort für Seeleute, welcher ſich auf derſelben Inſel befindet.

Um zugelaſſen zu werden, mußte man wenigſtens fünf Jahre

* Wörtlich: „behaglicher Matroſenhafen.“ D. U.

unter der nordamerikaniſchen Flagge gedient und ein gutes Prädikat aufzuweiſen haben. Mit zwei kurzen Unterbrechungen hatte ich vier und dreißig Jahre unter der Flagge zugebracht, war, glaub' ich, dieſe ganze Zeit über, mit Ausnahme der neunzehn Monate, die ich in der Gefangenſchaft verlebte, nicht volle zwei Jahre außer Dienſt geweſen und muß in der That zum Wenigſten ein Vierteljahrhundert zur See gedient haben. *

Ich ging nun nach New-York und ſuchte Kapitän Pell auf, mit welchem ich auf dem „Sully" und der „Normandie" gedient hatte: er ſtellte mir ein Zeugniß aus und ſchenkte mir beim Abſchied einen Dollar — der ganze Reichthum, über den ich vor der Hand auf Erden zu gebieten hatte. Später fand ich Kapitän Witheroudt von der „Silvie de Graſſe", der mich ganz eben ſo behandelte; ich ſagte ihm zwar, ich hätte ſchon *einen* Thaler, er beſtand aber darauf, daß es *zwei* ſeyn müßten. Mit dieſen beiden Thalern in der Taſche ging ich die Wallſtreet hinauf, wo ich mich beim Umſchauen dem Penſionsbureau gegenüberſah.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich Waſhington in der Abſicht verließ, meinen alten Bekannten Lemuel Bryant aufzuſuchen, der mir ein Zeugniß über die auf dem Scourge erlittene Verletzung

* Indem ich Ned's Papiere und Notizen durchleſe, finde ich, daß er mit Ausſchluß aller Gefangenen-, Transport- und ſonſtigen Schiffe, auf denen er einzelne Ueberfahrten machte, auf zwei und ſiebzig Fahrzeugen zu regelmäßigem Dienſte eingeſchrieben war, und auf manchen derſelben weit mehr als eine Reiſe mitmachte. Auf dem „Sterling" wohnte er gemeinſchaftlich mit dem Verfaſſer mehreren Fahrten und ſpäter überdies noch vier europäiſchen Reiſen bei: ebenſo zählt er vier Fahrten nach Havre auf dem „Erie," der auf der obigen Liſte nur als *ein* Schiff gerechnet iſt, drei nach London auf dem „Waſhington" u. ſ. w. u. ſ. w., und außerdem noch häufig zwei Reiſen auf einem und demſelben Fahrzeuge. Ich bin der Meinung, daß Ned's Berechnung mit den fünf und zwanzig Jahren, welche er zugebracht, ohne das Land auf länger zu Geſicht zu bekommen — ſo ziemlich richtig iſt: er muß auf *alle Fälle* nahezu auf hundert verſchiedenen Schiffen herumgekommen ſeyn. D. Herausg.

ausſtellen ſollte, damit ich um eine Penſion dafür nachſuchen könnte. Mit dieſem Plane hatte ich den weiteren verbunden, nach Boſton zu gehen, um in dem dortigen Marinearſenal eine Beſchäftigung zu finden, weßhalb meine Penſionsanweiſung auf Boſton ausgeſtellt worden war. Meine Ankunft zu New=York und mein alsbaldiger Auszug auf den Heringsfang hatte dieſen Plan wieder aufgehoben; ich hatte vor meinem Abgang in die Savannah mein Penſions=billet dem Agenten eben dieſes Büreaus in der Wallſtreet übergeben und ihn gebeten, dafür ein anderes auf New=York ausſtellen zu laſſen.

Dies war das letzte Mal geweſen, daß ich mein Billet geſehen und überhaupt an meine Penſion gedacht hatte; jetzt aber ging ich über die Straße, trat in das Büreau ein und wurde augenblicklich wieder erkannt. Alles war in Ordnung und ich verließ das Büreau mit ſechs und fünfzig Thalern in der Taſche! Bei meiner Ankunft in der Stadt hatte ich gar nicht mehr an die Penſion gedacht und jetzt beſaß ich eine Maſſe Geldes, das plötzlich gleichſam auf mich herabgeregnet kam.

Für einen Mann von meiner Lebensweiſe, der ſich des Trinkens völlig enthielt, war ich nunmehr eigentlich reich zu nennen: ſtatt aber in der Stadt zu bleiben, verfügte ich mich augenblicklich nach dem „Harbour" hinab, wo ich mich dem höchſt achtungswerthen Vorſteher deſſelben, dem ehrwürdigen Kapitän Whetten,* vorſtellte. Ich wurde ohne alle Schwierigkeit in die Anſtalt aufgenommen und habe ihr bis auf dieſen Augenblick als Mitglied angehört.

Mein Eintritt in „Sailor's Snug=Harbour" fand am 17. September 1840 Statt — gerade einen Monat, nachdem ich im „Sailor's Retreat" gelandet hatte. Der letztere der beiden Orte iſt ein Hoſpital für Matroſen, wo man blos zum Behufe einer Heilung Aufnahme findet, und wird durch eine vor vielen Jahren gemachte Stiftung unterhalten, welche von einem alten Schiffsherrn herrührt,

* Eigentlich „Wheaton." Der Herausg.

deſſen Gebeine dem Gebäude gegenüber beerdigt liegen, während der „Snug-Harbour“ ausgedienten Matroſen einen lebenslänglichen Zufluchtsort darbietet.

Seit ich wußte, daß ich für den Reſt meiner Tage ein ruhiges Plätzchen gefunden hatte — falls daſſelbe mir nämlich zuſagte und ich würdig blieb, der Wohlthaten einer ſo vortrefflichen Anſtalt zu genießen — fing ich auch an, mich wie einen Mann zu betrachten, der ſich endlich einmal in der Welt feſtgeſetzt hat. Eine meiner erſten Sorgen war die, mich einer längſt gefühlten Pflicht zu entledigen und öffentlich einer der chriſtlichen Kirchen beizutreten, um auf dieſe Art mein Feſthalten an Chriſti Gnade und Erlöſungswerk anzuerkennen. Mr. Miller, deſſen Predigten einen ſo tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht hatten, wohnte nur anderthalb Meilen vom Harbour entfernt und er war es denn auch, an den ich mich in meinem Drange wendete.

Ich war als Kind in der biſchöflichen Kirche getauft worden und achte dieſe Form der Gottesverehrung noch eben ſo hoch wie irgend eine andere; auf Sekten halte ich aber nicht viel, denn unter Gottes Beiſtand iſt das Herz bei mir das „Hauptſtag.“ Wir traten unſer zwei in Mr. Miller's Kirche und ich bin ſeither immer einer ſeiner Communicanten geblieben, ohne übrigens der Gemeinſchaft meiner eigentlichen Kirche, in welcher ich getauft wurde, gänzlich zu entſagen, da ich von Zeit zu Zeit auch an Mr. Moore's Altare kommunizire. Für mich beſteht zwiſchen Beiden nicht der geringſte Unterſchied und wenn auch gelehrtere Chriſten als ich in den Diſtinktionen, welche zwiſchen beiden Kirchen exiſtiren, mancherlei Stoff zu Disputationen finden mögen, ſo werde ich hoffentlich nie mit einer von ihnen in Streit gerathen.

Zu meiner Verwunderung erfuhr ich einige Zeit nach meiner Aufnahme im Harbour, daß meine Schweſter nach New-York übergeſiedelt war und noch jetzt an dieſem Orte wohnte. Ich hielt es für meine Pflicht, ſie nunmehr aufzuſuchen, um ſie nach einer

fünfundzwanzigjährigen Trennung wiederzuſehen. Das that ich denn auch; ſie wußte mir übrigens nur ſehr wenig von meiner Familie zu erzählen, doch erfuhr ich wenigſtens zum erſten Mal, daß mein Vater in der Schlacht gefallen war. Wer oder was er geweſen, habe ich immer noch nicht ausfindig machen können, und nur die wenigen Thatſachen, die ich am Eingang meiner Biographie erzählte, ſind mir von meiner Kindheit her im Gedächtniß geblieben.

Die gütige Behandlung Kapitän Johnſton's war mir ſtets in freundlicher Erinnerung geblieben, und der Zufall ließ mir einige Kunde über dieſen Herrn zu Ohren kommen. Unſer Vorſteher hatte mir nämlich die Aufſicht über die Bibliothek der Anſtalt anvertraut und ſo hörte ich eines Tags einige der Beſuchenden von Wiscaſſet ſprechen. Ich wagte es hierauf, mich nach meinem ehemaligen Lehrherrn zu erkundigen und erfuhr zu meiner großen Freude, daß er nicht nur noch am Leben war, ſondern ſich auch einer guten Geſundheit und glänzender Umſtände erfreute: ein Neffe von ihm ſollte, wie ich zu meiner Ueberraſchung hörte, kaum eine Meile von mir anſäſſig ſeyn.

Im September 1842 ging ich nach Wiscaſſet, um Kapitän Johnſton zu beſuchen, und wurde von ihm wie der reuige Sohn in der Bibel empfangen; der alte Herr und ſeine Schweſtern ſchienen ſehr erfreut, mich wiederzuſehen und ich erfuhr, daß Erſterer der See Lebewohl geſagt hatte, aber immer noch Schiffseigenthümer war und ein ſtattliches Fahrzeug von fünfhundert Tonnen beſaß, das bis auf dieſen Augenblick den Namen unſeres ehemaligen Schiffes, des „Sterling“, trägt.

Ich blieb mehrere Wochen zu Wiscaſſet; Kapitän Johnſton und ich ſprachen während dieſer Zeit natürlich ſehr oft über die vergangenen Tage und ich erzählte ihm, daß, wie ich glaubte, auch ein anderer ehemaliger Schiffsgenoſſe von uns noch am Leben ſey. Als er ſich nach deſſen Namen erkundigte, fragte ich ihn, ob er ſich noch

eines Junkers, Namens Cooper, erinnere, der mit mir auf dem Sterling gedient habe.

Er bejahte dies alsbald und meinte, dies werde vermuthlich jener Kapitän Cooper ſeyn, der eben damals in der Marine diente. Auch ich hatte dies eine Zeit lang für wahrſcheinlich gehalten, war aber zufällig zu New-York an Bord des „Hudſon“ geweſen, als ein Kapitän Cooper daſelbſt auf Beſuch ankam und hatte mich, ſobald ich ſeinen Namen hörte, unverzüglich aufs Verdeck begeben, um ihn zu ſehen, wo ich mich bald überzeugen konnte, daß er nicht mein alter Schiffsgefährte war.

Wir haben zwei Kapitäne, Namens Cooper, in der Marine — Vater und Sohn — von denen aber Keiner auf dem Sterling gedient hatte. Nun wußte ich, daß der Verfaſſer ſo vieler Seeromane und unſerer Marinegeſchichte aus Cooperstown in New-York herſtamme und hatte mir nun einmal in den Kopf geſetzt, er müſſe dieſelbe Perſon ſeyn, die mit mir auf dem Sterling geweſen war. Kapitän Johnſton wollte zwar meiner Vermuthung keinen Glauben ſchenken, ich beſchloß aber gleichwohl, mich ſogleich bei meiner Rückkehr nach New-York über die Sache in's Klare zu ſetzen.

Ich verließ alſo Wiscaſſet und kam im November 1842 in den Harbour zurück. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß diejenigen unter den Penſionärs jener Anſtalt, welche ſich guter Zeugniſſe erfreuen, jederzeit Urlaub erhalten können, wohin und auf wie lange es ihnen beliebt, denn der eigentliche Zweck des Inſtituts iſt der, alten Theerjacken ein behagliches Leben zu verſchaffen, weßhalb auch kein größerer Zwang beſteht, als eben gerade zur Aufrechthaltung der Ordnung und eines freundlichen Zuſammenlebens nöthig iſt.

Bald nach meiner Rückkehr in meine Penſion ſchrieb ich einen Brief an Mr. Fenimore Cooper und ſchickte ihn an ſeinen Wohnort Cooperstown, indem ich die nöthigen Fragen an ihn ſtellte, um endlich einmal zu erfahren, ob er der nämliche Mr. Cooper ſey, der mit mir auf dem Sterling gedient hatte.

Ich erhielt eine Antwort, welche mit den Worten begann: „Ich bin Euer alter Schiffsgenoſſe, Ned," und worin Mr. Cooper mich benachrichtigte, wann er nach New-York kommen und wo er wohnen würde.

Im Frühjahr kam ein Bote von Mr. Blancard, dem Inhaber vom Globe-Hotel ſowie von Brighton, nahe am Harbour — um mir zu melden, daß ſich Mr. Cooper in der Stadt befinde und mich zu ſehen wünſche.

Am andern Tag ging ich demgemäß hinauf, traf ihn aber nicht und wollte eben, nachdem ich einige Beſuche gemacht hatte, Broodway entlang nach dem Globe-Hotel zurückhumpeln, als ich Commodore Bolton, meinen ehemaligen Commandanten zu Penſacola, Arm in Arm mit einem Fremden die Straße herunter kommen ſah. Ich grüßte den Commodore, welcher mir freundlich zunickte, und dies bewog den Fremden, ſich nach mir umzuſehen.

Plötzlich hörte ich den Namen „Ned!" von einer Stimme rufen, welche ich augenblicklich erkannte, obwohl ich ſie ſeit ſiebenunddreißig Jahren nicht mehr vernommen hatte — es war mein alter Schiffsgenoſſe, derſelbe, der nach meiner mündlichen Erzählung der Thatſachen die vorliegende Schilderung meiner Laufbahn niedergeſchrieben hat.

Mr. Cooper lud mich ein, ihn nach ſeinem Wohnort auf dem Lande zu begleiten und einige Wochen bei ihm zuzubringen; ich nahm die Einladung mit Freuden an und ſo erreichten wir Cooperstown zu Anfang Juni's. Ich fand hier ein niedliches Dorf, einen ſchönen, neun Meilen langen See und überhaupt eine höchſt maleriſche Umgebung; ſeit meiner Expedition auf dem Ontarioſee war ich noch nie ſo weit von dem Meere entfernt geweſen.

Cooperstown liegt in einem Thal, erhebt ſich aber gleichwohl, wie Mr. Cooper mir ſagt, mehr als zwölfhundert Fuß über die Meeresfläche. Mir kamen die Wolken dort ſo niedrig vor, daß ich beinahe glaubte, ihnen die Hand ſchütteln zu können, wie denn überhaupt

Luft und Gegend durchaus verſchieden waren von Allem, was ich noch je geathmet und geſehen hatte.

Mein alter Schiffsgefährte nahm mich oft auf den See, der, wie ich hier bemerken will, für die Schiffahrt ein ziemlich gefährlicher Ort iſt. Ich glaubte alle Sorten von Winden kennen gelernt zu haben, ehe ich den Otſego ſah; auf dieſem See geſchah es aber öfter, daß der Wind aus zwei bis drei Richtungen zu gleicher Zeit wehte.

Während wir ſo in einem guten ſtarken Boote auf dieſem Fleckchen Waſſer herumfuhren, pflegte ich meinem ehemaligen Schiffsgenoſſen ſo manche Ereigniſſe meines vielbewegten Lebens zu erzählen, bis er eines Tages auf den Gedanken gerieth, es möchte wohl der Mühe lohnen, dieſelben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich war gerne dazu bereit, falls das Werk meinen Standesgenoſſen oder andern Perſonen nützlich werden könnte, die ſich denſelben Verſuchungen ausgeſetzt ſehen dürften, welche mir die Hoffnung für dieſes wie für das künftige Leben beinahe zerſtört hätten.

So machten wir uns alſo an das Werk, deſſen Reſultat hiemit der Welt vor Augen gelegt wird und über welches ich nur noch zu bemerken habe, daß es Wort für Wort meine Geſchichte enthält, wie mein alter Schiffsgefährte ſie niedergeſchrieben hat.

Jetzt iſt's aber wohl Zeit, die Segel einzureffen, denn wenn Einer einmal Alles geſagt hat, was er zu ſagen weiß, ſo thut er am beſten, je eher je lieber zu ſchweigen. Wahr iſt jedes Wort, das ich erzählt habe, wenigſtens glaube ich ſo: und wenn ich etwa Unrecht hätte, ſo wäre es blos meiner Unwiſſenheit oder dem Mangel an Gedächtniß zuzuſchreiben; in der Angabe der Daten und Zeitabſchnitte mag ſich wohl manchmal ein unbedeutender Irrthum eingeſchlichen haben, doch wird man, denk' ich, ſelbſt bei genauer Unterſuchung deren nur wenige finden. In vielen Fällen habe ich natürlich nur meine eigenen Eindrücke geſchildert, und ſie können gleich denen anderer Menſchen eben ſo gut richtig wie unrichtig ſeyn: die Haupt-

ſachen aber kann ich jedenfalls als wahr verbürgen und glaube auch in den Einzelheiten den rechten Weg nicht oft verfehlt zu haben.

Jetzt genieße ich der glücklichſten Periode meines Lebens; ſie dauert ſeit dem Augenblicke, da ich das Hoſpital zu Batavia verließ und ich erinnere mich nie einen lieblicheren Sommer verlebt zu haben, als ſich der gegenwärtige für mich erwieſen hat, und ich wäre mit Allem vollkommen zufrieden, wenn ich in der Penſion nicht ſo ganz ohne alle Beſchäftigung bliebe. Ich bedarf etwas, um meine Mußeſtunden auszufüllen und habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ſpäter noch einmal eine Lebensweiſe ausfindig zu machen, welche mehr als meine jetzige mit der Rührigkeit meiner früheren Tage im Einklange ſteht. Ich beſitze Freunde genug — mehr als ich eigentlich verdiene — und doch kann ein Mann, der Luſt und Kraft zur Arbeit beſitzt, nicht gänzlich ohne Beſchäftigung bleiben. Was kommen ſoll, liegt in der Hand der Vorſehung, welche, wie ich demuthsvoll vertraue, bis an mein Ende für mich ſorgen wird, wie ſie ſeither bei ſo vielen Scenen der Prüfung und Gefahr über mir gewacht hat.

Mein ſehnlicher Wunſch iſt nunmehr, daß dieſes Gemälde der Mühen und Fährlichkeiten eines Seemannes einigermaßen dazu beitragen möge, die nützliche und zahlreiche Klaſſe meiner Berufsgenoſſen zum Nachdenken über ihre Lebensgewohnheiten zu veranlaſſen. Hätte ich das Geld, das ich — weit ſchlimmer, als wenn ich's in die See geworfen — zur Nährung eines Laſters verſchwendete, welches mir die „Schauer", dieſe geiſtige Vorhölle, zuzog und mich einmal wenigſtens an den Rand des Selbſtmordes führte — hätte ich es vernünftig angelegt, ſo würde es ohne Zweifel eine Summe ausmachen, welche mir für meine alten Tage ein behagliches, anſtändiges Leben ſicherte. Es müßte ſchlimm gehen, wenn ſich der Matroſe nicht jährlich hundert Thaler zurücklegen könnte — oft habe ich, neben meinen nothwendigen Auslagen, das Doppelte dieſes Betrages zuſammengebracht — und hundert Thaler jährlich geben nach dreißig Jahren ein Sümmchen, das einem Manne wie ich, für den

Reſt ſeiner Tage eine unabhängige Exiſtenz gewährt. Und dies iſt bei weitem noch nicht Alles — der Beſitz ſolcher Mittel würde auch den Wunſch nach Beförderung in ſeinem Stande erwecken, und Tauſende von Denen, welche jetzt ihr Leben lang vor dem Maſte bleiben, wären ſchon längſt Offiziere geworden, wenn ſie die Selbſtachtung, welche der Beſitz ſo leicht erzeugt, etwas früher gekannt hätten.

Ueber die Trunkſucht weiß ich nichts zu ſagen, was nicht von Andern weit beſſer, als ich es vermöchte, geſagt worden wäre. Ich glaube zwar in dieſem Punkte noch nicht völlig ſo ſchlimm wie die Mehrzahl meiner Genoſſen geweſen zu ſeyn; doch wird dieſe Erzählung jedenfalls den Beweis liefern, wie oft die Gewohnheit übermäßigen Trinkens meinem Vorrücken hinderlich in den Weg trat. Sie ſtand nahe daran, mich in ein dem Menſchen untergeordnetes Weſen zu verwandeln und hätte mich ohne Gottes Barmherzigkeit leicht zu Verbrechen veranlaßt, an die ich in meinen jetzigen geſunden und nüchternen Augenblicken nur mit Schauder denken dürfte.

Die Vergangenheit habe ich ſo treu geſchildert, als ich's nur immer im Stande war. Die Zukunft ruht bei Gott, denn Sein iſt die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

Auslaſſung. S. 1. Z. 4. v. o. lies: der Welt vor Augen zu legen.

Die franzöſiſche Erzieherin.

Die

franzöſiſche Erzieherin

oder

Das geſtickte Taſchentuch.

Eine Erzählung

von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Engliſchen

von

Eduard Mauch.

Stuttgart.

Verlag von S. G. Lieſching.

1845.

Erſtes Kapitel.

Ich kenne gewiſſe Moraliſten, welche dem menſchlichen Hochmuthe, der oft auf ſogar ſchwachen Füßen ſteht, eine wohlverdiente Beſchämung durch die Lehre bereiten, daß jedes Menſchenkind innerhalb einer Anzahl von Generationen eine ganze Million von Ahnen aufzuzählen habe. Nach dieſer Lehre gäbe es demnach keinen Fürſten, der nicht einige wenige Tropfen Bettlerbluts in den Adern trüge, wie denn auch umgekehrt jeder Bettler ſich eines unbezweifelten Antheils an fürſtlichem Geblüte rühmen dürfte. Dieſe allgemein waltende Regel hat ihren Einfluß ſogar auf meine eigene Wenigkeit geübt und auch ich mußte den Geſetzen der Natur gehorchen, trotzdem daß ich meine durchaus vegetabiliſche Abſtammung durch Beweiſe erhärten kann, wie denn meine Vorfahren nach den älteſten Nachrichten, welche ich von meiner Familie beſitze, zu dem ehrſamen Geſchlechte der Flachsſtauden Spec. **Linum usitatissimum** gehörten, das in tauſend und tauſend Bruderpflanzen erblüht, welche alle denſelben tadelloſen Bau und die auffallende Gleichförmigkeit aufweiſen, die ihre Produktion ſo lohnend macht. In dieſem Stücke darf ich mich alſo ſogar noch eines Vorzugs vor den Bourbonen rühmen, welche ſeit tauſend Jahren die bedeutendſten Throne einnahmen und ſogar jetzt noch die Kronen von vier europäiſchen Staaten auf dem Haupte tragen.

Wenn unſere Familie in dem oben erwähnten Punkte dem allgemeinen Geſetze der Menſchheit folgte, ſo begründet ſie dagegen eine auffallende Ausnahme von der Regel, welche, was Einwanderung

und Ureinwohnerſchaft betrifft, alles weiße Blut auf unſerem Kontinent * ſo deſpotiſch beherrſcht. Will nämlich der Amerikaner die Geſchichte ſeiner Ahnen erfahren, ſo muß er ſich nach zehn, höchſtens zwölf Generationen zu irgend einem europäiſchen Lande zurückflüchten, wogegen bei uns gerade der umgekehrte Fall ſtattfindet, indem wir die erſten Anfänge unſeres Geſchlechts in Amerika zu ſuchen haben und Europa nur in ſofern angehören, als unſere ſpätere Kultur und Erziehung in letzterem Lande betrieben wurde.

Ich habe oben von den „früheſten Nachrichten“ geſprochen, „welche ich von meinen Ahnen beſitze,“ und habe darunter natürlich nur authentiſche Nachweiſungen verſtanden, denn gleich anderen Geſchlechtern haben auch wir unſere altergrauen Mähren, welche uns bei Erforſchung unſeres urſprünglichen Gebiets und unſerer Privilegien leicht bis auf den Boden der alten Welt zurückführen dürften. Ich ging jedoch bei Abfaſſung dieſer Geſchichte gleich anfangs von dem feſten Entſchluſſe aus, nichts als anerkannte Wahrheiten in ihren Faden aufzunehmen und Alles zu verwerfen, was dem Gebiete der Muthmaßungen oder unverbürgten Erzählungen angehört. So bin ich denn, unter obigen Einſchränkungen, von jeher der Anſicht geweſen, daß meine Familie ihrem Urſprunge nach dem amerikaniſchen und nur vermöge ihrer Auswanderung dem europäiſchen Kontinente beizuzählen und erſt durch die Umwandlungen und Berechnungen der Induſtrie und des Handels dem väterlichen Boden wieder geſchenkt worden ſey.

Die glorwürdige Familie von Schweſterpflanzen, von welcher ich mein Daſeyn ableite, erblühte in einem lieblichen Thale von Connecticut, ganz nahe an den Ufern des berühmten Fluſſes gleichen Namens, ſo daß wir uns dem Urſprunge nach zu den ächten Yankees zählen dürfen — eine Abſtammung, deren ſich alle diejenigen zu rühmen pflegen, welche desgleichen Glücks theilhaftig geworden ſind. Es iſt dies auch, ſo viel mir bekannt, die einzige Art von

* „Amerika“ nämlich. D. U.

Eitelkeit, der man nachhängen kann, ohne den Neid ſeiner Mitgeſchöpfe zu erwecken, weßhalb ich ſie zum wenigſten für höchſt harmlos, wenn nicht gar für lobenswerth zu halten geneigt bin.

Es exiſtiren unter uns noch mancherlei Sagen aus der Zeit jener goldenen Tage, welche unſere Vorfahren auf den fruchtbaren cisatlantiſchen Gefilden verträumten — ein glückliches Geſchlecht üppiger, in aller Fülle prangender Flachsſtauden: doch ich übergehe jene Zeiten mit Stillſchweigen, nur ſey mir noch erlaubt, darauf hinzuweiſen, wie die gütige Natur für die Glückſeligkeit aller Kreaturen ſo reichliche Fürſorge getroffen hat, daß jedes Weſen Urſache findet, ſich ſeiner Erſchaffung zu freuen und den göttlichen Urheber ſeines Daſeyns auf die ihm eigenthümliche Art zu verherrlichen.

Nachdem die rechte Zeit gekommen war, wurde das Feld, auf welchem meine Voreltern ſtanden, geleert, der Saamen in den Schwingen von der Spreu geſäubert und in Tonnen verpackt, worauf die geſammte Erndte nach Irland eingeſchifft wurde. Nun aber ereignete ſich einer jener Zufälle, welche häufig die Geſchicke von Pflanzen ſo gut wie die von Menſchen entſcheiden und der mich das Licht der Welt als Normannin und nicht als Mileſierin * erblicken ließ. Die Verſchiffung meiner Vorfahren fand nämlich — ein ſehr auffallender Umſtand — auf einem engliſchen Fahrzeuge und zwar gerade um die Zeit ſtatt, da der letzte Weltkrieg ſeinen Höhepunkt erreicht hatte; das Schiff wurde auf der Heimfahrt von einem franzöſiſchen Kaper aufgebracht, der Leinſamen wurde verurtheilt und verkauft und ſo fielen meine Ahnherrn in Bauſch und Bogen einem Landwirthe in der Nachbarſchaft von Evreux zu, der mit ſolchen Artikeln bedeutenden Handel trieb.

Ich kenne mehrere übelwollende Pflanzenkreaturen, welche uns dieſen Verkauf als einen Mackel an unſerer Familiengeſchichte vor-

* Mileſier werden die Irländer hier genannt, weil der Taufname „Miles“ gleich dem ihres Schutzpatrons „Patrick“ in jenem Lande ungemein verbreitet iſt. D. U.

zuwerfen für gut finden: ich meines Theils konnte in dieſem Umſtande niemals einen Grund zur Beſchämung erkennen, denn ebenſo gut könnte man einem D'Uzes zumuthen, für die Räubereien eines der alten Barone des Mittelalters zu erröthen. Eins wie das Andere iſt ja nur ein Schritt in der Kulturentwicklung, und Menſch wie Pflanze verfolgen gleichermaßen die Richtung, welche ihnen die Vorſehung zur Erfüllung ihrer Beſtimmung vorgezeichnet hat.

Man weiß, daß Pflanzen ſo gut wie Thiere die Fähigkeit beſitzen, Eindrücke in ſich aufzunehmen, nur daß Letztere über ihr Daſeyn vor der leiblichen Geburt gar kein und auch über den Zeitraum, welcher jener unmittelbar folgt, nur ein ſchwaches Bewußtſein beſitzen, wogegen bei uns ein ganz anderes Naturgeſetz obwaltet. Die Einrichtung unſeres Geiſtes iſt nämlich ſo vollkommen, daß ſie uns unſere geiſtige Exiſtenz bis zu einer Periode zurückzuführen erlaubt, welche die Erfahrung, die Anſichten und Gefühle mehrerer Generationen vor uns umfaßt. In allen logiſchen Schlußfolgerungen z. B. geht das Linum usitatissimum ſogar bis auf drei oder vier entſchwundene Geſchlechter zurück und beſitzt an den intellektuellen Eroberungen jener Epochen ebenſo gut ſeinen Antheil wie an denen ſeines eigenen Zeitalters. Mit einem Worte, die ganze Summe von Kenntniſſen, welche der Menſch aus Büchern, durch wechſelſeitigen Unterricht in Schulen, Collegien und Univerſitäten überkömmt, vermögen wir uns mittelſt gewiſſer feiner, in unſere organiſche Geſtaltung verwobener Agentien zu erwerben, welche eine Art von erblichem Mesmerismus, ein vegetabiliſches Hellſehen herbeiführen, das uns in den Stand ſetzt, mit den Augen unſerer Vorfahren zu ſehen, mit ihren Ohren zu hören und mit ihrem Erkenntnißvermögen zu urtheilen.

Dieſer bevorzugten Organiſation verdanke ich einige der glücklichſten Momente meines vorleiblichen Daſeyns, während unſere Familie auf den Feldern der Normandie emporwuchs. Dicht an der Gränze unſeres Gebiets befand ſich nämlich ein hübſcher Punkt,

den ſich ein berühmter Aſtronom als Lieblingsſtelle für ſeine Beobachtungen und Vorträge auserſehen hatte, welch letztere ich mir noch jetzt mit unnennbarem Vergnügen in's Gedächtniß zurückrufe. Noch glaube ich ihn vor mir zu hören, als wäre es erſt geſtern geweſen — und doch ſind vierzehn lange, lange Jahre darüber hingegangen — wie er ſeinen Schülern die Wunder des unbegränzten leeren Raumes erklärte und mich die ungeheure Kluft erkennen ließ, welche zwiſchen dem Schöpfer aller Dinge und zwiſchen ſeiner Hände Werke beſteht.

Wie Viele leben befangen in dem engen Kreiſe menſchlicher Intereſſen und Gefühle und doch ſtanden auch ihnen von jeher, aber unbemerkt und beinahe unbeachtet, die klarſten, demüthigendſten Beweiſe ihrer eigenen vergleichungsweiſen Nichtigkeit in der Stufenreihe der Schöpfung leuchtend vor Augen! Wie gut wäre es für dieſe anerkannten Gebieter der Erde und Alles deſſen was ſie enthält, wenn ſie dieſe Flammenzeichen beachten und ſich eine richtige Anſicht von dem bilden wollten, was ſie ſind und was ſie ihrer Beſtimmung nach ſeyn ſollten!

Noch immer iſt mir, als höre ich den gelehrten und gottesfürchtigen Mann — denn ſeine Seele war voll Ehrfurcht vor dem erhabenen Weſen, das ein Weltall ſeinem Willen unterworfen hält — wie er mit inniger Freude bei all den Entdeckungen verweilte, welche die Aſtronomie an der Hand der neueren Fortſchritte in den mechaniſchen Wiſſenſchaften an den Himmelskörpern zu machen im Stande war.

Ein Glück für mich, daß ſeinen Vorträgen ein durchdachter Plan ſtufenweiſen Fortſchrittes zu Grunde gelegt war, welcher ſeine Zuhörer gleichſam Schritt für Schritt weiter führte und ſelbſt dem allergewöhnlichſten Faſſungsvermögen das Verſtändniß möglich machte. So erhielt ich zum erſten Mal in meinem Leben richtige Begriffe von der faſt unbegreiflichen Ausdehnung des Raumes, welcher wohl ebenſo wenig eine Gränze kennt, als die Ewigkeit

einen Anfang oder ein Ende zuläßt. „Sind ſolche Wunder möglich,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „wie mitleidswerth erſcheint dann der Dünkel derer, welche Alles in den kleinen Geſichtskreis ihrer eigenen Faſſungskraft und Erfahrung einengen wollen! Laßt ſie immerhin ihren hohen und geprieſenen Verſtand aufbieten, um die Unendlichkeit in irgend einer Sphäre zu begreifen — der Erfolg ſoll ihr Bemühen richten! Sei es der Raum: da kommen ſie und wollen Gränzpfähle einſchlagen im Gebiete des Unermeßlichen, bis ſie über das Fehlſchlagen des erſten Verſuches beſchämt einen zweiten und dann einen dritten und vierten wagen — Alles nur um neue Beweiſe für die Unzulänglichkeit alles Irdiſchen zu liefern, ſobald man unternimmt, Wahrheiten, deren Anerkennung Empirie wie Logik, Anſchauung wie Offenbarung von uns fordern, in den Bereich menſchlicher Faſſungskraft zu bringen.

„Der Mond hat keinen Dunſtkreis“ — ſprach eines Tages unſer Aſtronom, „und wenn er überhaupt Bewohner enthält, ſo muß ihr Bau auf's weſentlichſte von dem unſrigen verſchieden ſeyn. Nichts, was Leben hat, weder Thiere noch Pflanzen — ſo weit wir ſie kennen — kann ohne Luft beſtehen: folglich läßt ſich nach unſern Erfahrungsbegriffen überhaupt kein Leben auf dem Monde denken, und ſollte gleichwohl das Gegentheil Statt finden, ſo könnte es nur unter ſo ſtarken Abweichungen von allen uns bekannten Thatſachen geſchehen, daß es auf daſſelbe herauskäme, wenn man überhaupt ganz andere Geſetze des Lebens dort oben annehmen wollte.

„Vierzehn Tage lang“ — fuhr er fort — „erfreut ſich die eine Hemiſphäre dieſes Planeten der belebenden Sonnenwärme, und Finſterniß deckt unterdeſſen die andere. Auf der erleuchteten Seite müſſen Licht und Wärme einen für uns unerträglichen Grad erreichen, während die abgekehrte Hälfte von Eis ſtarrt, vorausgeſetzt, daß Waſſer zum Gefrieren vorhanden iſt. Der Mond hat aber keine Meere, ſoweit wir uns wenigſtens davon überzeugen können; vielmehr deutet ſeine wunderbar mit Bergen überſäte Oberfläche auf

vulkaniſche Textur. Wir können ſogar mit Hülfe unſerer Inſtrumente Krater von eben derſelben Höhlung wahrnehmen, wie ſie unſere Vulkane zeigen, was wohl zu der Annahme berechtigt, daß in irgend einer entfernten Zeit zahlloſe feuerſpeiende Berge in Thätigkeit geweſen ſeyn mögen. Ich habe alſo wohl kaum nöthig beizufügen, daß, abgeſehen von dem Mangel an atmoſphäriſcher Luft, von allen uns bekannten Weſen keines unter ſo raſchen Uebergängen von der äußerſten Hitze zur höchſten Kälte nur zu exiſtiren vermöchte.“

Mir entging kein Wort von dieſen Aufſchlüſſen: ſie erfüllten mich mit Bewunderung, und ich lernte mich in meiner eigenen Stellung glücklich fühlen.

Von welcher Bedeutung war es nun wohl für meine Beſtimmung als linum usitatissimum, ob der Boden, der mich trug, mehr oder weniger fruchtbar war: ob meine Faſern ſich zu jener unübertroffenen Feinheit heranbilden konnten, welche den Stolz des Fabrikanten ausmacht, oder ob ihnen dieſer Vorzug unerreichbar blieb! War ich ja doch nur ein Pünktchen unter Myriaden von Weſen, aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen, um — jedes in ſeiner Art — den weiſen Zwecken ihres Urhebers zu dienen und Seinen Namen zu verherrlichen. Auch ich ſollte leben, meine Zeit in Zufriedenheit erfüllen und in meiner Sphäre das Lob des Höchſten verkünden — dies war die Aufgabe meines Daſeyns. Könnten doch Gottes Geſchöpfe — ob Menſchen oder Pflanzen — auch nur ein einziges Mal ihre Gedanken bis zur Anſchauung des ungeheuren Ringes der Schöpfung erheben: wie gründlich würden ſie das eigene Nichts erkennen — wie würden ſie die Eitelkeit aller Klagen einſehen und den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Zeit und Ewigkeit begreifen lernen! Ich glaube, es könnte keine eindringlichere Lection über die Kardinaltugend der Zufriedenheit geben!

In einem andern Vortrage hatte unſer Lehrer Anlaß genommen, von der Größe und Beſchaffenheit der Sonne zu ſprechen, und die Art und Weiſe, wie er es anging, um ſeinen Zuhörern einen

richtigen Begriff von ihrer Größe beizubringen — ſo gewöhnlich dieſe Lehrmethode auch bei den Aſtronomen iſt — äußerte gleichwohl auf mich einen tiefen und unerwarteten Eindruck. „Unſere Inſtrumente“ — ſagte er, „haben einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, daß wir manche Verhältniſſe von unberechenbarer Wichtigkeit mit nahezu abſoluter Genauigkeit zu beſtimmen vermögen. Von allen Himmelskörpern iſt uns der Mond am nächſten, folglich unſerer Beobachtung am zugänglichſten. Nehmen wir das Doppelte ſeines Erdabſtandes, der auf 237,000 Meilen berechnet iſt, und ſetzen wir noch den Durchmeſſer unſerer Erde hinzu, ſo haben wir den Diameter der Bahn, in welcher der Mond ſich um jene bewegt. Die Rechnung ergibt 480,000 Meilen. Verſuchen wir nun dieſe Bahn — indem wir ſie uns als wirkliche feſte Ebene vorſtellen — gegen die Sonne zu halten, ſo würde ſie nur wenig über die Hälfte der Sonnenhemiſphäre decken, da der Durchmeſſer der Sonne 882,000 Meilen beträgt, dieſe ſomit 1,384,472 Mal größer als die Erde iſt!

„Ueber die Sonnenſubſtanz iſt unſer Wiſſen weit mangelhafter. So viel läßt ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit annehmen, wenn ſchon die poſitive Gewißheit noch fehlt — daß wir zuweilen die wirkliche Oberfläche dieſes Himmelskörpers zu Geſicht bekommen und dieß iſt ein Vortheil, deſſen wir bei keinem andern Himmelskörper genießen, den Mars und den Mond allein ausgenommen. Licht und Wärme der Sonne beruht nämlich muthmaßlich in ihrer Atmoſphäre, und die ſo oft beobachteten „Sonnenflecken“ ſind wohl nichts anderes, als Reflexe der eigentlichen Sonnenmaſſe, welche uns bei Gelegenheit eines Riſſes in dem ſie umgebenden Dunſtkreiſe vor Augen kommen. Wenigſtens iſt dies die natürlichſte und ungezwungenſte Erklärung jener Erſcheinungen.

„Wir werden übrigens einen deutlicheren Begriff von der Größe des Weltenſyſtems im Ganzen erhalten, wenn wir uns vorſtellen, daß ſeinen rieſenhaften Dimenſionen gegenüber die Entfernungen

unſeres geſammten Sonnenſyſtemes beinahe zu Null zuſammen- ſchrumpfen, denn während z. B. unſere Erde einen Weg von etwa 200,000,000 Meilen um die Sonne beſchreibt, zeigt ſich gleichwohl dieſe Bahn als ſo unbedeutend, daß ſie in der Stellung von Tauſenden von Fixſternen, welche wahrſcheinlich die Sonnen anderer Syſteme ſind, keine weſentliche Veränderung hervorzubringen vermag. Es iſt auch vielfach die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß alle dieſe Sonnen ſammt ihren Syſtemen — das unſrige nicht ausgenommen — Einem ungeheuren Ganzen angehören und ein unſerer Beobachtung unzugängliches Kardinalcentrum — den wirklichen Thron Gottes — umwandeln. Die Kometen, welche wir von Zeit zu Zeit beobachten, wären nach dieſer Anſicht himmliſche Sendboten, welche beſtändig zwiſchen dieſen Weltenfamilien hin und her gehen.“

Ich entſinne mich, daß einer von den Zöglingen des Aſtronomen ſich hier eine Erläuterung über die Verſchiedenheit der Planeten erbat, von denen wir einige, wie man glaube oder vielmehr gewiß wiſſe, wirklich mit unſeren Blicken erkennen könnten, während bei andern die wahre Oberfläche für uns unſichtbar bleibe.

„Ich habe euch geſagt“ — erwiederte der Mann der Wiſſenſchaft, „daß jenes der Fall iſt bei der Sonne, dem Monde und dem Mars. Nun ſtehen uns allerdings ſowohl die Venus als der Merkur näher als Mars; allein da beide einen geringeren Sonnenabſtand haben, als dieſer, ſo tritt uns der bekannte Satz, den ſchon die tägliche Erfahrung bei jedem, einem ſehr intenſen Lichte zu nahe gerückten Körper nachweist, ſtörend in den Weg. Unſer Auge wird nämlich geblendet, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, und vermag nicht mehr genau zu unterſcheiden. Anders verhält ſich’s beim Mars; er hat wohl gar keinen oder doch einen ungewöhnlich dünnen Dunſtkreis und, da überdieß ſeine Bahn nicht in der Fläche der unſerigen liegt, ſo können wir die Umriſſe von Kontinenten und Meeren ganz leicht auf ſeiner Oberfläche erkennen. Man glaubt ſogar, daß die röthliche Färbung des Letzteren von einer Formation

rothen Sandſteins herrühre, wie er auch auf unſerer Erde häufig vorkommt, nur von lebhafterem Kolorit, und zwei weißſtrahlende Stellen — vermuthlich ſeine Pole — hält man für die Reflexe von Polarſchnee, welche bald mehr bald weniger blendend in's Auge fallen, je nachdem jene Pole aus dem Froſt eines zwölfmonatlichen Winters emporſtarren oder der ſchmelzenden Gluth eines eben ſo langen Sommers ausgeſetzt ſind."

Ich hätte mein Leben lang den Lehren dieſes Aſtronomen zuhören können — Lehren, die jedem Geſchöpfe ſo eindringlich die Tugend der Demuth predigten und vom ſtillen Lobe der Allmacht des Schöpfers überſtrömten. Wie gleichgültig war mirs nun, ob ich als beſcheidene Staude von anderthalb Fuß Höhe oder als die ſtolzeſte Waldeiche, ob ich als Menſch oder als Pflanze geſchaffen war? War mir doch mit klaren Worten als Pflicht meines Daſeins die vorgeſchrieben, das erhabene Weſen, welches alle dieſe Wunder geſchaffen hatte, zu preiſen und meine Zeit in Zufriedenheit, in Andacht und im Lobe des Höchſten zu verleben. Wenn ich meine Eindrücke nicht durch die thieriſchen Organe des Gehörs empfing, wenn ſie von meinesgleichen nicht durch jene der Sprache weiter fortgepflanzt, jene Funktionen vielmehr mittelſt eigener Sinneswerkzeuge und durch Organe verrichtet wurden, welche durch ihre Feinheit der gewöhnlichen Beobachtung entgingen — war dies für mich ein Grund, mich zu beklagen? Konnte es mir nicht genügen, daß ich die Größe und Güte Gottes erkennen, begreifen und fühlen konnte?

Ich darf wohl ſagen, daß jene Vorträge mir zuerſt den Weg zur wahren Philoſophie bahnten, denn dort lernte ich zwiſchen Endlichem und Unendlichem unterſcheiden, von dort an hörte ich auf, Andere zu beneiden, während ich alle meine Verehrung nur dem Einen höchſten Weſen widmete. Die Gnade der Vorſehung erſtreckt ſich über alle Geſchöpfe und jedes empfängt ihren Segen in der Weiſe, wie ſie am beſten zu ſeinem Vervollkommnungsvermögen paßt.

So habe ich — in enge Verbindung mit Menſchen, zunächſt

mit Frauen zu treten beſtimmt — jenen ſtummen Verkehr mit meinem Aſtronomen immer als eine Vorbereitungsſchule betrachtet, welche mich für meine Zukunft erziehen und mich namentlich vor einer ungebührlichen Ueberſchätzung meiner künftigen Genoſſenſchaft bewahren ſollte. Zwar wird ohne Zweifel mancher die Naſe rümpfen, wenn ein Taſchentuch von Selbſtgefühl und überhaupt von Geiſt ſpricht; aber nur Geduld — ich hoffe, es ſoll mir gelingen, dieſe Kritiker alle im Verfolge dieſer Blätter eines Beſſeren zu belehren.

Zweites Kapitel.

Es dürfte wohl kaum nöthig ſeyn, bei der Zeit meines Lebens, welche zwiſchen meiner Geburt, d. i. meinem Emporkeimen aus der Erde und der Periode, wo ich „ausgerauft" wurde, verfloß — noch länger zu verweilen. Es war ein höchſt ſchmerzlicher Tag, der mich noch überdies vor dem Eintritt meiner vegetabiliſchen Reiſe ereilte, da ich ſchon ſehr frühzeitig dazu beſtimmt ward, in Fäden von ungewöhnlicher Feinheit verſponnen zu werden. Ich will daher von meiner Jugend nur ſo viel ſagen, daß ſie eine Zeit harmloſer Freuden war, indem meine höchſte Glückſeligkeit darin beſtand, meine einfach-ſchöne Blüthe zur Ehre Deſſen, der ſie hervorgerufen hatte, zu entfalten.

Zur Zeit der Flachserndte wurde unſer ganzes Feld umgelegt und nun folgte eine Scene geſchäftiger Verwirrung, an die ich nicht ohne ein ſehr peinliches Gefühl zurückdenken kann. Von dem ganzen Zubereitungsproceſſe, der nunmehr Statt hatte, bildete das „Röſten" die ſchmachvollſte Parthie, wiewohl es mit uns in klarem, fließendem Waſſer vorgenommen wurde; die empfindlichſte aber von allen war das „Brechen". Glücklicherweiſe blieb uns die Seelenangſt erſpart, welche das Brechen auf dem Rad in der Regel begleitet, obgleich wir uns nicht rühmen durften, der Pein der Zurüſtung gänz-

lich entgangen zu ſeyn. Unſchuld war unſer Schirm, und hatten wir auch den Theil von Schmach zu tragen, welchen ſchon bloße Formen mit ſich bringen können, ſo blieb uns doch der Troſt, den keine Grauſamkeit, kein Raffinement harmlos Leidenden zu rauben vermag. Zudem fehlte unſerem Schmerze jene empfindliche Zugabe des Bewußtſeyns, unverdient zu leiden.

Von der „Hechel" zum „Spinnrad" führt der Weg durch eine Uebergangsperiode, welche ich unmöglich beſchreiben kann. Alles rings um mich her erſchien mir in einem Zuſtande unauflöslicher Verwirrung, bis das Chaos ſich endlich lichtete und die Geſtalt eines Stückes Battiſt annahm, deſſen Feinheit die Arbeiter von nah und fern zur Bewunderung herbeilockte.

Wir bildeten in dieſem eigenthümlichen Prozeß eine beſondere Familie von Zwölfen, worunter ich, wie ich mich noch wohl entſinnen kann, in der Rangordnung und alſo natürlich auch in der Anciennetät die ſiebente Stelle einnahm. Nachdem man uns zuletzt noch kunſtmäßig zuſammengefaltet und in einen bequemen Umſchlag geſteckt hatte, wurden wir an einem ſicheren und ſogar ehrenvollen Orte untergebracht, wo wir aller unangenehmen Eindrücke des Geſichts und Geruches enthoben waren, wie denn der Menſch ſelten ermangelt, ſein werthvolleres Eigenthum mit Aufmerkſamkeit zu behandeln.

Wie lange wir in den Händen des Fabrikanten in dieſem leidenden Zuſtande verharrten, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben; jedenfalls mußten mehrere Wochen, wenn nicht gar Monde darüber verſtrichen ſeyn. Unſere Unterhaltung drehte ſich während dieſer Zeit hauptſächlich um nnſere künftigen Schickſale. Da waren Ehrgeizige unter uns, welche von nichts Anderem als von dem wahrſcheinlichen oder vielmehr ganz unzweifelhaften Glücke hören wollten, daß wir, ſobald unſere Ankunft zu Paris bekannt wäre, von dem König in eigener Perſon für die Dauphine, damals die erſte Dame in Frankreich, gekauft werden würden. Die Herzogin

von Angoulême fand wegen ihrer hohen Eigenſchaften bei Einigen von uns die unbedingteſte Anerkennung, während ſie von Anderen, wie ich bald entdeckte, mit ganz anderen Gefühlen als denen der Verehrung und Huldigung betrachtet wurde. Mit dieſer Meinungsverſchiedenheit in Betreff eines Gegenſtandes, über welchen uns wohl ſchwerlich Jemand ein kompetentes Urtheil zutrauen wird, hatte es eine ſo alltägliche Bewandtniß, daß wir uns jedes Berichtes als einer unnöthigen Mühe überheben würden, wenn nicht das Intereſſe der Vollſtändigkeit unſerer Erzählung eine Erläuterung nothwendig machte.

Der Zufall wollte nämlich, daß unſer Linnenſtück noch auf der Bleiche über zwei verſchiedene Aufſichtsbezirke zu liegen kam, deren einer einem Legitimiſten, der andere aber einem Liberalen zur Beſorgung zugewieſen war. Nun kam zwar keine dieſer beiden Perſonen mit uns in Berührung, da wir uns unter der beſonderen Aufſicht des erſten Arbeiters befanden; allein gleichwohl war es uns unmöglich, ganz und gar unmöglich, den Folgen dieſer eigenthümlichen Lage zu entgehen. Der Legitimiſte las nichts als ſeinen Moniteur, während ſich der Liberale einzig und allein mit dem Journale Le Temps beſchäftigte, welches dazumal zur Vertretung der vermeintlichen Intereſſen menſchlicher Freiheit eben gegründet worden war. Jeder dieſer Beiden erhielt zu einer beſtimmten Stunde ein Stück Papier, das er mit möglichſt guter Manier und mit bemerkenswerther Ausdauer — da ſich Keiner vom Andern überſchreien laſſen wollte — einem Kreiſe von Bleichknechten vorlas, welche räſonnirten wie er räſonnirte, auf ſeine Schwüre ſchwuren und mit demſelben jedesmal zu denſelben Schlußfolgerungen gelangten. Die größere Zahl und wohl auch die geiſtige Ueberlegenheit war auf Seiten des Liberalen, da der Moniteur unter allen Dynaſtien und Miniſterien, welche ſeit ſeinem Beſtehen in Frankreich am Ruder waren, die ſchwerfällige Amtsmiene eines offiziellen Blattes keinen Augenblick abgelegt hat.

Doch ich habe es ja nur mit der Wirkung zu thun, welche dieſe Vorleſungen auf uns Taſchentücher, nicht aber mit jenen, welche ſie auf die Tagelöhner äußerte. Die beiden Enden unſeres Stücks bildeten eine förmliche „Rechte“ und „Linke“ — mit anderen Worten, auf dem rechten Flügel des Stücks wurde Alles eifrig bourboniſch und man glaubte in tiefer Ergebenheit, daß Fürſten, deren Namen täglich mit ſo vieler Ehrfurcht und Huldigung genannt wurden, wahre Muſter von Vollkommenheit ſeyn müßten, während man auf der andern Seite von der Anſicht ausging, daß von Nazareth nichts Gutes kommen könne. Auf dieſe Art wurden vier von uns entſchiedene Politiker, d. h. ſie wollten ſich ihren reſpectiven Gegner gegenüber nicht einmal mit der gründlichſten Verachtung begnügen, ſondern fingen ſogar an, Gefühlen Raum zu geben, welche dem wirklichen Haſſe näher verwandt waren.

Dieſe Gefühle behaupteten ihre größte Stärke auf den Flügeln und verloren an Intenſität, jemehr man ſich der Mitte näherte, wie ſich der Leſer leicht ſelbſt vorſtellen wird. Ich ſelbſt mochte etwa zum linken Centrum gehören, denn dort war zufällig mein Platz in der Fabrik, wo ich alſo naturgemäß die Anſichten jener Schattirung in mich aufnehmen mußte. Es wird ſich in der Folge herausſtellen, wie lange jene frühen Eindrücke in mir nachklangen und in wie fern es überhaupt für bloße Taſchentücher der Mühe werth war, Zeit und Gefühle an Intereſſen zu hängen, deren Wahrung uns nun einmal durchaus nicht zuſteht und worüber wir uns ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden faſt immer nur ſehr zweifelhafte Kunde verſchaffen können.

Dieſe Stimmung hatte zur Folge, daß die Nachricht, wir ſtünden im Begriff, der unglücklichen Tochter Ludwigs **XVI.** in die Hände zu fallen — beträchtliche Aufregung und viel Mißvergnügen unter uns erregte. Trotz meiner großen Mäßigung in politiſchen Neigungen und Antipathien muß ich gleichwohl bekennen, daß ich von einer gewiſſen politiſchen Aufregung nicht frei war, wie ich

denn rund heraus erklärte, daß ich mir, wenn denn der Hof nun einmal doch mein Loos ſeyn ſollte, auf keinen Fall eine höhere Ehre wünſchte, als die, der vortrefflichen Prinzeſſin Amalie anzugehören, welche damals als Tochter und Schweſter eines Königs im Palais Royal den erſten Rang einnahm, gleichwohl aber ebenſowenig die Ausſicht hatte, die Krone auf ihrem eigenen Haupte zu ſehen, als ihre Wünſche dieſem Ziele zugewendet waren.

Mein Verlangen wurde von der „Rechten" für niederträchtig und noch ſchlimmer als republikaniſch erklärt, wogegen die „Linke" meine geheimen Abſichten auf ein Aemtchen beſpöttelte, die ich nicht den Muth beſäße, offen vor der Welt einzugeſtehen. Allein das Eine war ſo ungegründet als das Andere, denn keinerlei unwürdige Gefühle hatten auf meine Entſcheidung einen Einfluß ausgeübt: der Zufall hatte mich die Tugenden jener verehrungswürdigen Dame kennen gelehrt und ich war feſt überzeugt, daß ſie auch ein Taſchentuch nicht anders als gütig behandeln würde; auch hat ihr ſeitheriges Benehmen unter den ſchwierigſten und überraſchendſten Verhältniſſen die gute Meinung vollkommen beſtätigt, welche ich ſchon ſo frühzeitig für ſie gefaßt hatte. Hätte ſie doch niemals des Thrones Stufen betreten — dies wünſchte ich ihr in der tiefen Ueberzeugung, daß ſie ſelbſt ſchon ähnliche Wünſche gehegt haben mochte.

Uebrigens waren dieſe hochfliegenden Pläne nicht in unſerer ganzen Familie verbreitet: einige von uns hielten es ſchon für eine Ehre, unter der Ausſteuer einer Banquierstochter zu prunken — an Käufer aus den Reihen des alten Adels war nämlich, wie wir wohl wußten, bei der Höhe des Preiſes ohnedies nicht zu denken — während andere der Möglichkeit gedachten, daß uns vor dem Antritte unſeres eigentlichen Lebensberufes vielleicht noch das Glück einer gemeinſchaftlichen Reiſe vorbehalten ſeyn dürfte. Da wir ſeither in ſo enger Verbindung zuſammen gelebt hatten und uns im Ganzen doch wie Brüder und Schweſtern aufs zärtlichſte liebten, ſo vereinigten ſich alle in dem Wunſche, nicht getrennt zu werden, ſon-

dern in ein und dieſelbe Garderobe, — mochte dieſe nun im In- oder Auslande, bei Fürſten oder Bürgern gefunden werden — eintreten zu dürfen. Zwar ließen einige von uns noch ein Wort von der Herzogin von Berry, als unſerer künftigen Gebieterin, fallen; allein dies wurde ſogleich als eine keineswegs wünſchenswerthe Parthie verworfen, da die Anſicht vorherrſchte, daß wir auf dieſe Art ſehr frühe in die Hände einer Kammerfrau übergehen würden. Zuletzt faßten wir den weiſen und philoſophiſchen Entſchluß, den Ausgang in Geduld abzuwarten, denn wir wußten nur zu gut, daß unſer Schickſal gänzlich von den Launen des Zufalls und der Mode abhing.

Endlich ſchlug die erſehnte Stunde, da wir das Magazin unſeres Fabrikherrn verlaſſen ſollten und — mochte nun geſchehen, was da wollte — wir begrüßten ſie mit frohem Entzücken. Wußten wir ja doch, daß bei dem gegenwärtigen Zuſtande nur an ein zielloſes „Vegetiren“ ohne die Wonne unſerer früheren Lage zu denken war, wo wir mit feſten Wurzeln an der Erde gehangen, wo lebende Sonnenſtrahlen ihre Wärme in unſere Buſen gegoſſen und balſamiſche Lüfte unſere Wangen gefächelt hatten. Ueberdies liebten wir die Abwechslung ſo gut wie andere Leute und hatten von Vegetation im eigentlichen wie im figürlichen Sinne nun wahrlich genug geſehen, um vollkommen genug daran zu haben.

Wir verließen die Picardie im Juni 1830 und erreichten Paris am erſten Tage des folgenden Monats. Noch an demſelben Tage überſtanden wir die Viſitationsförmlichkeiten an den Barrieren und der nächſte Morgen fand uns bereits in einem berühmten Laden, wo Artikel unſeres Faches feilgeboten wurden. Man hatte uns die Ehre erwieſen, eine vertraute Gehilfin mit einem Fiaker zu ſchicken, in welchem wir den Weg von der Douane in das Magazin, welchen andere Waaren auf dem Rollwagen zu machen pflegten, ganz behaglich auf dem Schooße unſerer Begleiterin zurücklegten — ſo viel hatte der Ruf gewirkt, welcher bereits vor uns hergegangen war!

Unſer Stolz war nicht gering, als wir zum erſten Male durch die Straßen der Hauptſtadt Europa's — dieſes Mittelpunktes der Mode und Eleganz — hinfuhren. Unſere Natur hatte ſich nach und nach in die Umſtände zu fügen gelernt und weit entfernt, uns um die entſchwundene Wonne unſeres Pflanzenlebens als weiland linum usitatissimum zu grämen, konnten wir den Eintritt in unſere neue Exiſtenz mit all' ihren Genüſſen kaum erwarten.

Daß wir in derſelben keine andere Rolle zu übernehmen haben würden, als bloße Schauſtellung — deſſen konnten wir ohnehin verſichert ſeyn, denn wer dachte je daran, ein Taſchentuch unſers Ranges zu Dienſtleiſtungen des gemeinen Berufs herabzuwürdigen! Einer Dame die zarte Wange ſtreicheln, ein Lächeln oder Erröthen verbergen, — derlei ungefähr mochte uns als Amt zufallen: das usitatissimum dagegen hatten wir auf den Feldern der Normandie zurückgelaſſen.

Der bewußte Fiaker hielt unterwegs vor der Thüre einer berühmten Parfümeriehändlerin, mit welcher unſere Geleitsdame ein kleines Geſchäft abzumachen hatte; dieſe, zu vorſichtig, um einen ſo werthvollen Ballen allein im Wagen zu laſſen, nahm uns mit in den Laden, wo wir unſere erſte Bekanntſchaft mit dem lieblichen Geſchlechte jener ſüßen Wohlgerüche machten, deren feinſte, gewählteſte Düfte fortan in enger Verbindung mit uns leben ſollten. Wir wußten recht gut, daß das Geſetz des feinen Tons von Gerüchen nur das Ausgeſuchteſte und ſelbſt hievon nur einen leiſen Anflug zuläßt, während ein minder zurückhaltender Gebrauch von ſchlechtem Geſchmacke zeugt. Daher war es jederzeit erlaubt, einen Tropfen Lavendel oder feinſten kölniſchen Waſſers auf ein Taſchentuch zu ſprengen.* So fanden wir denn dieſe beiden Spezien nicht im mindeſten anſtößig und da Madame Savon dafür bekannt war,

* Unſere Leſerinnen werden ſich wie billig über die Barbarei des Verfaſſers entſetzen, denn wann iſt es einer Dame von Welt jemals eingefallen, eine der genannten höchſt ordinairen Parfüms in Anwendung zu bringen? D. U.

daß ſie keinerlei untergeordnete Qualität in ihrem Laden dulde, ſo durften wir keinen Anſtand nehmen, das köſtliche Aroma einzuſaugen, das uns an dieſem Orte entgegenduftete.

Mademoiſelle Déſirée, unſere Begleiterin, konnte es natürlich nicht über's Herz bringen, ſich von ihrer Freundin, Madame Savon, zu verabſchieden, ohne dieſe einen Blick auf den Schatz, den ſie bei ſich trug, werfen zu laſſen. Unter unzähligen Dieux! — ciels! und dames! wurden alſo die Taſchentücher entfaltet, und man ermangelte nicht, ihre Feine und Schönheit auf eine Weiſe, die für unſer Selbſtgefühl nicht wohl ſchmeichelhafter ſeyn konnte, bis in die Wolken zu erheben. Madame Savon war der Anſicht, daß ſogar ihre Wohlgerüche in ſolcher Geſellſchaft noch würziger duften müßten und beſtand darauf, einen Tropfen — „nur einen einzigen Tropfen“ — ihres eau de Cologne auf das zarte Gewebe fallen zu laſſen. Ich war das glückliche Tuch, das auf ſolche Weiſe begünſtigt wurde und lange nachher ſchwelgte ich noch in dem köſtlichen Dufte, der eben ſtark genug war, um die Luft mehr mit der Ahnung als der wirklichen Nähe Alles deſſen zu erfüllen, was die Damentoilette ſo ſüß und wahrhaft weiblich macht.

Drittes Kapitel.

Obgleich die Gunſt des Zufalls mir nunmehr zu einem der zarteſten Erkennungszeichen der feinen Welt verholfen hatte, ſo fühlte ich mich doch inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit, welche jetzt in unſerm Kreiſe herrſchte, nicht vollkommen glücklich. Die Wahrheit zu geſtehen, ich hatte mein Herz in der Picardie gelaſſen. Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß ich „verliebt“ war, denn abgeſehen von der ſehr zweifelhaften Frage, ob für das Vorkommen dieſes Zuſtandes unter uns Taſchentüchern auch nur ein Beiſpiel angeführt werden kann — ſo waren auch meine Gefühle von den

Schilderungen ſehr weſentlich verſchieden, welche ich ſeitdem von der Liebe öfters habe entwerfen hören. Vor Allem ſoll übrigens der Leſer erfahren, wie ich in dieſen Zuſtand gerathen war.

Die Fabrik, woraus unſere Familie abſtammte, früher unter dem Namen des Schloſſes „Rocheaimard“ bekannt, hatte vor der Revolution dem Vicomte gleiches Namens angehört. Nachdem der Thron ſeines Königs gefallen war, begab ſich der Vicomte mit ſeiner Gemahlin in das Lager der Emigrirten nach Coblenz, von wo er mit ſeinem einzigen Sohne Adrian, dem Chevalier von Rocheaimard, wie er gewöhnlich genannt wurde, an dem unglücklichen Einfalle der Alliirten in die Champagne als Feldmarſchall Theil nahm. Der Vater fiel auf dem Schlachtfelde, der Sohn aber entging dieſem Looſe, um ſeine Jugend in der Verbannung zu vertrauern und vermählte ſich einige Jahre ſpäter mit einer Couſine, deren Vermögen zu demſelben Zuſtande von Ebbe wie ſein eigenes herabgeſunken war.

Eine Tochter, im Jahre 1810 geboren und nach dem Vater Adrienne genannt, war die einzige Frucht dieſer Verbindung. Beide Aeltern ſtarben noch vor der Reſtauration und hinterließen das kleine Mädchen der Pflege der frommen Vicomteſſe, ihrer hochbetagten Großmutter, welche allein ihre Familie überlebt hatte, um mit ſo vielen ihrer Standesgenoſſen den erloſchenen Glanz ihres Hauſes zu beklagen und ſich mit Seufzen nach der „guten alten Zeit“ zurückzuſehnen. Als endlich die Reſtauration herbeikam, begegneten die armen Rocheaimards in Darlegung ihrer Rechte auf einen Antheil an der Entſchädigungsſumme den mannigfaltigſten Hinderniſſen, deren Entſtehung mir zwar niemals erklärt wurde, die wahrſcheinlich aber dem Umſtande zugeſchrieben werden mußten, daß außer einer fünfundſechzigjährigen Frau und einem vierjährigen Kinde nicht ein Menſch vorhanden war, der ſich für die Sache der Armen intereſſirt hätte. Wie häufig können wir in dieſer gerechten Welt die Erfahrung machen, daß Appellanten ſolcher Art, die weder durch Reichthum, noch durch Macht oder Anſehen

unterſtützt ſind, faſt niemals zur Wiederherſtellung ihrer Rechte gelangen — eine Erfahrung, welche auch die Vicomteſſe und ihre Enkelin traf, die ohne die Gutherzigkeit der Dauphine geradezu an den Bettelſtab gebracht worden wären. Dieſe aber, die ächte Tochter des vorigen Königs, hörte nicht ſobald von der hülfloſen Lage, in welcher ſich die Abkömmlinge eines Geſchlechtes befanden, deſſen Ahnen bis zu den Kreuzfahrern hinaufreichten, als ſie es auch ſogleich dahin brachte, daß ihnen „vorerſt“ eine jährliche Penſion von zweitauſend Franken bewilligt wurde.

Vierhundert Thaler des Jahrs dürfen ſelbſt nach dem modernen Maßſtabe, wie er unter den ſogenannten nouveaux riches von Amerika gebräuchlich iſt, keineswegs als eine bedeutende Summe galten, waren aber gleichwohl hinreichend, Adriennen und ihrer Großmutter eine behagliche, ja ſelbſt anſtändige Exiſtenz in der Provinz zu ſichern. Im Schloſſe konnten ſie freilich nicht wohnen, da dieſes zur Fabrik eingerichtet und mit Maſchinen und Webeſtühlen angefüllt war; dagegen hatte man in deſſen unmittelbarer Nähe eine Wohnung für ſie ausfindig gemacht. Hier konnte denn Frau von Rocheaimard den Abend eines wechſelvollen, viebewegten Lebens, wenn auch nicht in völligem Frieden, ſo doch wenigſtens nicht im eigentlichen Elende beſchließen, während ihre Enkelin, ein Muſter von Herzensgüte und frommer Ergebenheit gegen ihre einzige noch lebende Verwandte, zur lieblichen Jungfrau heranwuchs.

Die Innigkeit des Familienverbandes in Frankreich iſt ſchon häufig von Reiſenden hervorgehoben und mit dem lockeren Zuſtande amerikaniſcher Häuslichkeit in Vergleich gezogen worden. Wenn auch nicht gerade alle derartigen Behauptungen ſtreng wahrheitsgemäß ſind, ſo bin ich gleichwohl ſehr geneigt, ihnen im Weſentlichen beizutreten: da zudem meine jetzige Schilderung das franzöſiſche Leben berührt und für Amerikaner beſtimmt iſt, ſo ſehe ich keinen beſonderen Grund, warum ich dieſe Thatſache verbergen ſollte. Unterwürfigkeit gegen die Eltern, Achtung vor der Autorität von Verwandten

und Ehrfurcht vor grauen Haaren ſind Dinge, welche in Frankreich das Familiengeſetz eben ſowohl wie die Sitte ſanktionirt hat. Namentlich trägt der „Familienrath,“ dieſe ſchöne und weiſe Schöpfung des Nationalcodex, weſentlich zur Befeſtigung jener patriotiſchen Hausverfaſſung bei, welche dem ganzen ſocialen Gebäude als Grundlage dient.

Für unſere treffliche Adrienne war dieſer Familienrath leider nur gar zu leicht zu verſammeln und erfreute ſich jederzeit der vollkommenſten Stimmeneinheit: Krieg, Verbannung und Guillotine hatten ihn auf zwei Mitglieder reducirt, wovon das eine wenigſtens in der Theorie ein ſehr deſpotiſches Hausregiment führte, das ſich zu Zeiten wohl auch in der Praxis ein Bischen fühlbar machte. Doch genoß Adrienne im Ganzen einer ziemlich glücklichen Kinderzeit; ſie lernte faſt Alles, was einem Mädchen ihres Standes zu wiſſen nöthig war, indem der gute Ortsgeiſtliche, ein Mann, der ihren Großvater noch gekannt hatte, Sorge trug, Verſtand und Herz zu bilden und zu nähren, ohne jedoch ſeine Schülerin mit überflüſſigen Kenntniſſen vollzupfropfen. Ihr Benehmen war einfach, edel, voll ruhiger, natürlicher Würde, ein Erbtheil jenes vollendet guten Tons, wie er vor der Revolution in den höheren Kreiſen zu Paris einheimiſch geweſen war. Freilich lachte ſie ſehr ſelten, wogegen aber auch, wenn ſie einmal lächelte, ein ganzer Himmel von Liebreiz und Wohlwollen in ihren Zügen lag.

Der Bleichgrund unſerer Fabrik lag in dem ehemaligen Park des Schloſſes. Dieſen pflegte Frau von Rochcaimard an jedem ſchönen Junimorgen zu beſuchen, um die herrlichen Roſen und den lieblichen perſiſchen Flieder zu betrachten, der ſich aus den Zeiten des früheren üppigeren Flors noch erhalten hatte. Bei einem dieſer Beſuche bekam ich Adrienne zum erſten Male zu ſehen — unſer kleiner Familienkreis hatte durch die Feinheit ſeines Anſehens die Aufmerkſamkeit des Fräuleins angezogen. Ueberdies war einer der Bleichknechte ein alter Diener der gräflichen Familie, der ſich ein beſon-

deres Vergnügen daraus machte, den Damen Alles zu zeigen, was ſeiner Meinung zufolge für ſie von Intereſſe ſeyn konnte. Es war derſelbe, der immer ſo fleißig den Moniteur las und Allem, was dieſer ſagte, einen geheiligten Glauben ſchenkte. Er hielt dafür, keine Hand ſey ſo würdig, Gewebe von ſolch vollendeter Feinheit zu berühren, als die von Mademoiſelle Adrienne, und ſeiner Beharrlichkeit habe ich die Ehre zu danken, daß ich zuerſt den ſanften Druck ihrer ſchönen zarten Finger fühlen durfte.

Dies begab ſich etwa vier Wochen vor unſerem Abgange nach Paris; Adrienne zählte damals gerade zwanzig Jahre. Ihre Schönheit war von einer Art, wie man ſie nur ſelten in Frankreich findet, die aber auch, wenn ſie vorhanden iſt, jede andere hinter ſich zurückläßt. Sie war ſchlank und zart gebaut, hatte ſchöne Haare, eine tadelloſe Geſichtsfarbe, vor Allem aber ein Paar ſanfte Taubenaugen von ſo wunderbarem Blau, wie ich ſie noch nie in einem weiblichen Antlitze getroffen habe: dabei ließ ihr feines, gewinnendes Lächeln die ganze Innigkeit weiblicher Gefühle ahnen, welche noch unentwickelt in ihrer Seele ſchlummerten.

Mit all dieſen ſeltenen Eigenſchaften hatte Adrienne gleichwohl wenig Ausſicht, ſich jemals zu vermählen, denn ihre Geburt machte jeden Gedanken an eine bloße Geldpartbie unmöglich und ihre Armuth ſtellte eine faſt unüberſteigliche Schranke zwiſchen ſie und die Mehrzahl der verarmten adeligen Jünglinge, welche ſie gelegentlich zu ſehen bekam. Selbſt der Einfluß der Dauphine war nicht hinreichend, für Adrienne de la Rocheaimard einen paſſenden Gemahl aufzufinden. Uebrigens waren dies lauter Gedanken, welche dem reizenden Kinde niemals in den Sinn kamen; ſie lebte mehr für ihre Großmutter, als für ſich ſelbſt, und ſo lange dieſe ehrwürdige Verwandte, die einzige, welche ſie auf Erden beſaß, von Sorgen und Schmerzen frei blieb, war auch ihr eigenes Leben vergleichungsweiſe glücklich zu nennen.

„Ach die gute, alte Zeit!“ ſagte die Vicomteſſe zu Georges,

welcher mit dem Hut in der Hand hinter ihr ſtand und auf ihre Weisheit horchte, während die Dame mich mit ihrer Brille muſterte; „die gute alte Zeit, mein Freund, die ließ es den Damen vom Schloſſe niemals an ſolchen Dingern fehlen. Unter meinen Brautgeſchenken hatte ich ſechs Dutzend Taſchentücher, faſt eben ſo fein wie dieſe, und unter der Ausſteuer fand ich, glaub' ich, die doppelte Anzahl oder nicht viel weniger.“

„Ich erinnere mich ſehr wohl, daß Madame“ — Georges gab nämlich ſeiner ehemaligen Gebieterin noch immer dieſen Ehrentitel — „bis zu der traurigen Periode der Revolution viele von den ſchönen Ausſteuergewändern unberührt ließen.“

„Es war ein Glück für uns, Georges, denn ſie haben dieſem theuren Kinde als eine Mine des Reichthums gedient. Ihr werdet Euch wohl noch entſinnen, jene Ausſteuer lag in dem alten Armoire rechts von der kleinen Thüre meines Ankleidezimmers?“

„Madame la Vicomteſſe mögen mir gütigſt verzeihen — aber es war linker Hand vom Zimmer — Monſieurs Münzſammlung wurde in dem gegenüberſtehenden Armoire verwahrt.“

„Unſer guter Georges hat Recht, Adrienne! — er hat doch noch ein treffliches Gedächtniß! Dein Großvater ließ ſich's nicht nehmen, ſeine Münzen, wie Georges ſagt, in meinem Ankleidezimmer aufzubewahren. Doch links oder rechts, Monſieur Georges, das gilt jetzt Alles gleich viel — dort blieb jedenfalls der Reſt meiner Ausſteuer, als wir aus Frankreich flüchten mußten, und an derſelben Stelle fand ich ihn wieder bei meiner Rückkehr. Die Umwandlung zur Fabrik hatte das Schloß vor Zerſtörung bewahrt und die Beſitzer haben meine Garderobe unberührt gelaſſen. Der Verkauf des Vorraths, nebſt Manchem, was ich davon zurückbehielt, hat ſeit unſerer Rückkehr viel dazu beigetragen, mein liebes Kind hier ſtandesgemäß zu kleiden und es in eine anſtändige Lebenslage zu verſetzen.“

Ich glaubte zu bemerken, wie Adrienne's zartgeformte Wange, welche gewöhnlich nur leicht gefärbt war, bei dieſer Bemerkung mit

tieferem Rothe übergoſſen wurde, und es war nicht Einbildung, wenn ich in der Hand, welche mich gefaßt hatte, ein leiſes Zittern verſpürte. Schaam konnte es doch nicht ſeyn, da das ſüße Kind ſelbſt zu öfteren Malen mit ſolcher Unbefangenheit auf ihre Armuth anſpielte, daß man wohl ſehen konnte, wie jede falſche Schaam ihr gänzlich ferne war. Und warum hätte ſie ſich auch zu ſchämen gehabt? Wer ſich innerer Vorzüge bewußt iſt, welche allen Reichthum weit aufwiegen, den wird die Armuth in der Regel nicht mit ſolchen Empfindungen heimſuchen, und ein edelgeborenes, guterzogenes, tugendhaftes Mädchen ſollte darüber erröthen müſſen, daß ihre Eltern durch eine politiſche Kataſtrophe, welche einen der älteſten, mächtigſten Throne umgeſtürzt hatte, ihres Erbes beraubt worden waren?

Viertes Kapitel.

Von nun an wurden Adrienne's Beſuche auf dem Bleichgrunde häufiger; gegen ihre Großmutter, welche ſie ſtets begleitete, gebrauchte das reizende Kind den Vorwand, mit Georges zu plaudern, in der That aber kam ſie blos, um das Wachsthum der Verfeinerung in unſerem Aeußeren zu beobachten. Noch nie war ihr ein Gebilde von ſolcher Schönheit wie das unſere vorgekommen, und ſie hatte bereits, wie ich ſpäter erfuhr, einige Franken zurückgelegt, um das ganze Stück anzukaufen und, zu feingeſtickten Taſchentüchern verarbeitet, ihrer Wohlthäterin, der Dauphine, als Geſchenk zu überreichen. Madame de la Rocheaimard war mit dieſem Plane, der einer Dame ihres Hauſes vollkommen würdig war, höchlich zufrieden, und Beide begannen bald darauf bei ihren Beſuchen ganz offen davon zu ſprechen. Mit fünfzehn bis zwanzig Napoleons hoffte man die Sache in's Werk zu ſetzen, und der Ueberreſt der Ausſteuer konnte immer noch eine ſolche Summe abwerfen.

Wahrſcheinlich würde das Ganze auch zur Ausführung gediehen

ſeyn, wenn das theure Kind nicht von einer ſchweren Krankheit befallen worden wäre, ſo daß man ſogar an ihrem Aufkommen zweifelte. Ich hatte übrigens das Glück, noch ehe wir unſere Reiſe antraten, von ihrer allmähligen Geneſung zu hören, dagegen war von dem beabſichtigten Ankaufe nicht mehr die Rede.

Vielleicht war dies recht gut, denn bei der damaligen Stimmung unſerer „äußerſten Linken" ſchien es mehr als zweifelhaft, ob meine Kameraden auf jenem Flügel ſich unter der Garderobe der Dauphine mit dem Takte und der Beſonnenheit benommen hätten, wie dies in der Umgebung einer Prinzeſſin von ſo hohem Range und ſo ausgezeichnetem Charakter erwartet werden konnte. Zwar läßt ſich nicht läugnen, daß keines von uns den Fall, um den ſichs handelte, ſo recht eigentlich begriff; allein dies machte die Sache nur um ſo ſchlimmer, denn es iſt ja eine alte Erfahrung, daß man am heftigſten ſtreitet über Dinge, die man nicht verſteht und ſie eben darum mit der größten Zuverſicht beurtheilt.

So kam es denn, daß ich an nichts, als an Adrienne denken konnte, als Mademoiſelle Deſirée uns der Herrin der neuen Firma in der Straße — — präſentirte. Wir wurden einer ſtrengen Prüfung unterworfen und dann als „muſterhaft" anerkannt; doch geſchah dies nicht in dem ſüßen Tone und mit dem noch ſüßeren Lächeln jenes edlen, feingebildeten Mädchens, das wir in der Pikardie zurückgelaſſen hatten. In ihrem Lobe lag etwas, was das Herz rührte, ein Gefühl, dem ſelbſt die Fanatiker unter unſern Republikanern nicht zu widerſtehen vermochten, denn ſie ſchien bei Abwägung unſerer Verdienſte nicht blos das Gewebe und den Preis im Auge zu haben. Sie ſah in unſerer Schönheit das Ebenbild der Gabe, welche ſie für die Fürſtin gewählt, in unſerer Weichheit das Symbol der Wohlthätigkeit der Dauphine, ihre eigene Dankbarkeit harmonirte mit dem ausnehmend Feinen in unſerer Erſcheinung und unſere Zartheit ließ alle die edle Großmuth der Fürſtin ahnen, für die

wir beſtimmt waren — mit einem Wort, ſie verſtand ſich darauf, in die Gefühle eines Taſchentuches einzugehen!

Wie ganz anders war dagegen die Anerkennung, welche uns von Deſirée und deren Prinzipalen gezollt wurde. Für ſie waren wir ein bloßes Rechenexempel mit Franken, und wir befanden uns noch keine fünf Minuten in dem Magazin, als ſich ſchon ein lebhafter Streit darüber erhob, ob unſer Preis um einen Napoleon höher oder niedriger geſtellt werden ſollte.

Man ſprach ſehr viel von einer gewiſſen „Frau Herzogin“ und ich konnte bald bemerken, daß man auf eine Dame dieſes Ranges, die das ſeltene Glück gehabt hatte, mit dem Namen einer alten hiſtoriſchen Familie auch deren ganze Reichthümer auf die Gegenwart zu bringen, und welche in der Geſellſchaft des Faubourg den Ton angab — als auf die „rechte Käuferin für uns“ wartete. Für alle Fälle wurde beſchloſſen, uns vor jedem ſterblichen Auge zu verbergen, bis die Herzogin, welche ſich eben damals mit „Madame“ zu Rosny aufhielt und jene Prinzeſſin von da nach Dieppe begleiten ſollte, in ihr Hotel in der Straße Bourbon zurückgekehrt ſeyn würde, was gegen den letzten Oktober geſchehen ſollte.

So ſahen wir uns denn mit einem Male verdammt, mitten in der fröhlichſten Hauptſtadt Europa's drei Manate unſeres Lebens in völliger Abgeſchiedenheit zuzubringen: aller Kummer war umſonſt, und ſo kamen wir denn zu dem Entſchluſſe, uns mit Geduld zu wappnen und ſoviel möglich gute Miene zum böſen Spiele zu machen. Demgemäß wurden wir ſäuberlich in eine beſondere Schublade gebracht, wo wir bereits einige andere Lieblingsartikel vorfanden, welche gleich uns, für gewiſſe vornehme, in dieſem Augenblicke ebenfalls abweſende, Kunden zurückgelegt worden waren.

Solche „Specialitäten“ * im Handel trifft man in Paris gar nicht ſelten; ſie knüpfen zwiſchen Käufer und Verkäufer ein

* Wenn man es überſetzen wollte: „Feinheiten — Kunſtgriffe.“
D. U.

angenehmes Band, welches dieſem Verkehr ein eigenthümliches Gepräge und mancher Waare wohl auch einen ungewöhnlichen Werth verleiht. Etwas zu ſehen, was noch kein Anderer vor uns geſehen hat, etwas zu beſitzen, was kein Anderer beſitzen kann, iſt außerordentlich verführeriſch und ungemein excluſiv. Auch iſt es eine bekannte Sache, daß alle diejenigen, welche die gewöhnlichen Hülfsquellen der Ausſchließlichkeit nicht beſitzen, ſich gar gerne durch untergeordnete, künſtlichere Mittel eine ſolche zu ſchaffen bemüht ſind.

Im Ganzen glaube ich, daß wir von unſerer neuen Lage eher Genuß als Langeweile gehabt haben. Zwar wurde unſere Lade nie geöffnet, dagegen war die benachbarte unaufhörlich in Bewegung und gewiſſe Spalten unter dem Ladentiſche ſetzten uns in den Stand, Manches von dem, was im Magazin vorging, zu ſehen und mehr noch zu hören. Der Theil des Ladens, in welchem wir uns befanden, wurde meiſtens von Damen beſucht und ſo bekamen wir einige tête-à-tête zu hören, welche in der That ſehr unterhaltend waren.

In der Regel handelte es ſich dabei um Klatſchereien, denn obwohl Paris der Ort nicht iſt, wo dieſe zur wahren Blüthe gedeihen, und ſie viel mehr in der Provinz und in den Handelsſtädten unzweifelhaft ihren eigentlichen Grund und Boden haben, ſo iſt doch dieſe Weltſtadt ſo ſehr Vereinigungspunkt der verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten, daß es ihr auch an Klatſchereien nicht ganz fehlen kann. Der ganze Unterſchied beſteht darin, daß in dem ſocialen Treiben der ſogenannten Cités, die Klatſcherei ſich in erſter Linie breit macht und daher in beſonders grellem Lichte erſcheint, während ſie in Paris durch das kosmopolitiſche Element in den Hintergrund gedrängt und in Schatten geſtellt wird. Geklatſcht wird aber, wie geſagt, auch in Paris und Klatſchereien waren es, was wir in der oben beſchriebenen Weiſe mit anzuhören bekamen. Hätten freilich gewiſſe hübſche Damen wiſſen können, daß Taſchentücher

Ohren haben, ſo würden ſie ſich ohne Zweifel dieſer eigenthümlichen Liebhaberei mit größerer Vorſicht überlaſſen haben.

Wir hatten wohl einen Monat in der Schublade gelegen, als ich eines Tages dicht bei uns eine weibliche Stimme vernahm, welche mir von der letzten Zeit her ziemlich bekannt war, und deren Beſitzerin in vertraulichem aber entſchiedenem Tone ſprach. Aus einigen Anſpielungen konnte ich entnehmen, daß ſie zum Hof gehörte, und wenn ihre Stellung, wie ich vermuthe, auch nicht zu den höchſten zählte, ſo war ſie doch jedenfalls der Art, daß die Inhaberin ihrer eigenen Anſicht nach recht gut über Politik ſprechen konnte. „Les ordonnances“ waren beſtändig in ihrem Munde und man konnte leicht erkennen, daß ſie dieſen Ordonnanzen, was auch immer ihre Bedeutung ſeyn mochte — eine große Wichtigkeit beilegte und ein politiſches tauſendjähriges Reich nahe glaubte. Der Laden war an dieſem Tage weniger beſucht als ſonſt; am folgenden wurde es noch ſchlimmer und die Commis begannen nun ebenfalls laut von „Ordonnanzen“ zu ſprechen. Den Morgen darauf wurden weder Fenſter noch Thüren geöffnet und wir verlebten einige düſtere Stunden in ungewiſſen Vermuthungen. Von der Straße her ließen ſich ominöſe Töne vernehmen und einige unter uns glaubten ſogar fernen Kanonendonner zu hören. Nach einiger Zeit erſchienen Madame und Monſieur ſelbſt im Laden und fingen an, Geld und Papiere in Sicherheit zu bringen; unſere Dame war eben im Begriff, ſich in eines der inneren Gemächer zurückzuziehen, als ſie plötzlich zu dem Ladentiſch zurückkehrte, unſere Schublade öffnete und uns ohne viele Umſtände zuſammenraffte; ehe wir noch recht wußten, wie uns geſchah, waren wir alle zwölf in eine Truhe oben im zweiten Stock geworfen und in ägyptiſcher Finſterniß begraben. Von Stund an war jede Spur von dem, was auf den Straßen der Hauptſtadt vorging, für uns verloren: gleichwohl fanden wir, daß es, beim Licht beſehen, gar nicht ſo übel iſt, in einer Revolution nichts als ein ſimples Taſchentuch zu ſeyn. Unſere Ein-

kerkerung dauerte bis zum folgenden Dezember und da unſere Gefühle durch die großen Fragen des Tags nicht minder, als die anderer unvernünftiger Weſen um uns her, in Aufregung gekommen waren, ſo würden wir wohl eine ſehr ſchlimme Zeit in unſerer Truhe gehabt haben, wäre uns nicht ein Umſtand zu Hilfe gekommen. Bei der großen Haſt nämlich, mit der unſere Herrin uns eingeſchloſſen hatte, waren wir dermaßen durcheinander gerathen, daß man nicht mehr ſagen konnte, was „Rechte“ und was „Linke“ war. Da ſomit für den Augenblick jeder Gegenſatz der Parthei aufgehört hatte, ſo machten wir uns daran, philoſophiſche Materien allgemeiner Natur zu discutiren, eine Beſchäftigung, die wunderbar zu einer Lage paßt, welche wahrlich eine nicht geringe Uebung in der löblichen Tugend der Verſchwiegenheit erforderte.

Eines Tags, als wir uns deſſen am wenigſten verſahen, erſchien mit einem Male unſere Dame in eigener Perſon, durchſtöberte Kiſten, Kaſten und Truhen, und entdeckte uns endlich an demſelben Orte, wo ſie uns etwa vor vier Monaten mit höchſt eigenen Händen hingelegt hatte. Die gute Frau ſchien in der That in ihrer Haſt und Beſtürzung völlig vergeſſen zu haben, in welchem Winkel wir verſteckt worden waren. Wir wurden ſofort mit aller Sorgfalt geplättet, auf's Neue in unſere frühere politiſche Ordnung verſetzt, um dann in's Magazin zurückgebracht und in alle Ehre und Würden d. h. in das Schiebfach der Auserwählten wieder aufgenommen zu werden — eine Veränderung, welche ſo ziemlich eben ſo viel bedeutet, wie wenn Jemand in die faſhionablen Viertel, in die beaux quartiers einer Hauptſtadt überſiedelt, und dem Umzuge aus Oaſt Broadway* in die ächte unvergleichliche, meilenlange achtzig Fuß weite Breitenſtraße ſogar noch vorgezogen werden dürfte!

Jetzt fanden wir endlich Gelegenheit, ſo manches von den großen Ereigniſſen zu hören, welche unterdeſſen über Frankreich

* Oſt-Breitweg, Straße zu New-York. D. U.

hingegangen waren und noch immer die Ruhe von Europa gefährdeten. Die Bourbone waren abermals entthront, wie man es nannte, und ein anderer Bourbon hatte ihren Platz eingenommen. Man durfte ſagen: „il y a **Bourbon** et **Bourbon**“ und der Erfolg hat auch hier das Sprichwort beſtätigt: „was im Blute ſteckt, wird auch im Fleiſch ausbrechen.“ Handel und Wandel waren im Stocken: unſer Herr brachte die Hälfte ſeiner Zeit unter'm Gewehre in den Reihen der Nationalgarde zu, um die Revolutionsmänner davon abzuhalten: „die Revolution auf's Neue zu revolutioniren“; die großen Familien hatten die Livreen, manche wohl auch ihre Equipagen und die meiſten ihre Wappenſchilder abgeſchafft, Taſchentücher unſeres Schlags hätten wohl für entſchieden ariſtokratiſch gegolten und Ariſtokratie ſtand in jenem Augenblick zu Paris in faſt eben ſo ſchlimmem Geruch wie bei uns in Amerika, wo ſie als achte Todſünde zählt, obgleich faſt Niemand die wahre Bedeutung des Wortes zu kennen ſcheint. Soviel wenigſtens iſt gewiß, daß hier ſchon eine loyale Entwicklung der Demokratie feſt darauf rechnen darf, mit dem Vorwurfe ariſtokratiſcher Tendenzen gebrandmarkt zu werden, und kein Statthalter würde es wagen, ein ſolches Attentat ungeahndet zu laſſen.

Die Unzufriedenheit über das Darniederliegen des Handels wurde immer lauter und ernſtlicher unter den Klaſſen, welche von den friedlichen Künſten deſſelben lebten. Zum Glück war Weihnachten vor der Thüre und wenn das revolutionirte Paris nicht beim Herrannahen des Neujahres einkaufte, ſo mußte Paris nothwendig eine neue Dynaſtie haben. Die Polizei ſah dies voraus und ſtellte ihre Thätigkeit ein, um die Republikaner in Mißkredit zu bringen: der Menſch muß auch gelebt haben und der Handel durfte wieder ein Bischen aufathmen. Ach wie wenig wiſſen oft die, welche ihre Stimme zu geben haben, warum ſie ſo und nicht anders ſtimmen — oder diejenigen, welche ihre Hände mit dem Blute von Brüdern färben, warum ſie alſo gehandelt haben!

Die Herzogin war weder nach Paris zurückgekehrt noch ausgewandert, ſondern hatte vorgezogen, gleich der Mehrzahl des hohen Adels, der mit vollem Rechte in der Aufrechthaltung des Erſtgeburtsrechts die Hauptſtütze ſeiner Exiſtenz erkannte — ihre Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge, wonach der jüngſte Prinz einer zahlreichen Familie auf den Thron des Aelteſten geſetzt worden war, dadurch an den Tag zu legen, daß ſie ſich auf ihr Schloß zurückzog. Alle Hoffnung, uns an ſie zu verkaufen, war aufgegeben worden und nach dem großen Grundſatze der „Freiheit und Gleichheit“ wurden wir wie alle andern Artikel auf den großen Markt geworfen, wie ſich dies in einem republikaniſchen Reiche ziemte.

Unſere Ausſichten änderten ſich mit jedem Tage: die Dauphine, Madame, die Rochefoucaulds, de la Tremouilles, die Grammonts, Rohans, Crillons u. ſ. w. u. ſ. w. — ſie alle waren außer Frage. Die königliche Familie befand ſich bis auf die orleaniſche Linie in England und der Adel ſaß faſt ohne Ausnahme auf ſeinen „Hochtauen“, um zu ſchmollen. Das Regiment der Banquiers hatte noch nicht ſo recht begonnen, denn vor dem Juli 1830 konnte dieſe ehrbare Klaſſe von Bürgern nicht wagen, ſich ihrer angeborenen Vorliebe zum Uebertreiben und Vornehmthun zu überlaſſen, weil ein uralter, wenn auch verarmter Adel ſie durch die Ueberlegenheit, welche Rang und Erziehung ihm ſicherten, noch einigermaßen in Schranken hielt. Dazu kam, daß ihr Vermögen damals noch ſehr unſicher war, da die Fonds fortwährend ſchwankten und ſogar der würdige Jacques Laſitte, deſſen edler Charakter jedem Stande Ehre verleihen würde, zu wanken begann. Wären wir ein Jahr ſpäter auf den Markt gekommen, ſo iſt gar kein Zweifel, daß uns die Frau oder Tochter eines Börſen-Spekulanten in weniger als acht Tagen ſammt und ſonders aufgekauft hätte.

Natürlich hatten wir bei dieſem Stand der Dinge Muße genug zu Beobachtungen und Betrachtungen. Wohl zehn und hundert

Mal wurden wir Käufern vorgewieſen, welche, wie wir glaub- ten, unſerer Schönheit nicht widerſtehen ſollten; aber, ach! keiner wollte anbeißen. An dem Tage, da die Lilien von den Stempeln der Münze verſchwanden und der König ſein Wappen ablegte, dachte ich, müßte unſere Dame ſchon allein unſertwegen Krämpfe gehabt haben. Man ſchien Alles, was nach Ariſtokratie roch, ſogar in der Wäſche und den Taſchentüchern meiden zuwollen. Wie ſchlecht verſtand ſich die gute Frau auf die menſchliche Natur! Wußte ſie denn nicht, daß, wenn eine alte deplacirte Ariſtokratie verdrängt wird, ſich eine neue ſo unfehlbar an ihre Stelle ſetzt, als an einem Aaſe hungrige und ge- ſättigte Fliegen ſich ablöſen, und daß ſich gerade dieſe neu Empor- gekommenen weit ungeſtümer in das alte Beet von Ausſchweifung und Thorheit drängen, als die früheren, welche immer an Reich- thum gewöhnt waren und ihn nicht an den Tag zu legen brauchten, nur um ſich ein Anſehen zu geben! Gleichwohl war für mich der Tag der Erlöſung nahe, und er erſchien mir ebenſo glänzend, wie die Hochzeit einem Mädchen ſich darſtellt, welches vor Sehnſucht brennt, ſich in den Strudel der Welt zu ſtürzen.

Fünftes Kapitel.

Die Feſttage waren vorübergegangen, ohne dem Verkehre einen erheblichen Aufſchwung zu geben, als mir mit einem Male die Stunde der Befreiung ſchlug. Es war im Februar und unſere Dame hatte, glaub' ich, bereits alle Hoffnung, uns in dieſer Saiſon noch los zu werden, aufgegeben, als eines Tages vom Ladentiſch her die lieblichen Töne einer wohlbekannten Stimme an mein Ohr ſchlugen. Eine weibliche Stimme war es natürlich, welche nach einem Stück Battiſttücher fragte, die aus einer Fabrik in der Picardie hierher geliefert worden ſeyen. Zu meinem Erſtaunen war an unſerer Dame nichts von ihrer gewöhnlichen, geſchäftigen Dienſtfertigkeit zu bemerken

und ſie brachte ſogar anfänglich einige Stücke von weit geringerer Sorte zum Vorſchein. Als wir endlich zu Tage kamen, erkannte ich augenblicklich die ſchöne, zierliche Geſtalt und die feinen Züge Adriennes von Rocheaimard.

Das arme Kind war bleicher und magerer geworden, ſeitdem ich ſie nicht mehr geſehen hatte; „ohne Zweifel,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „die Folgen ihrer letzten Krankheit.“ Allein noch unangenehmer fiel mir eine andere Verſchiedenheit auf: ihr Anzug war jetzt um Vieles einfacher geworden. Ich ſage „um Vieles einfacher,“ denn einfach war ihre Kleidung von jeher geweſen. Doch bezeichnet der Ausdruck nicht ganz genau, was ich ſagen will und auch das Wort „gering“ ließ ſich eben ſo wenig auf ihren gegenwärtigen Anzug anwenden. So wie ich ſie jetzt vor mir ſah, ſchien ihre Toilette, obgleich ein Muſter von Geſchmack und Nettigkeit, doch mit einer, ich möchte ſagen ängſtlichen Sorgfalt geordnet, welche offenbar Dürftigkeit, wenn nicht gar eigentliche Noth verſchleiern ſollte. Dieß war es auch, was unſere Dame abgehalten hatte, ihr gleich Anfangs ſo feine Sorten wie uns vor Augen zu legen.

Als das arme Kind uns auf den erſten Blick wieder erkannte, glaubte ich zu bemerken, daß ſich ihre blaſſen Wangen ein wenig rötheten und ein ſchwaches Lächeln über ihre Züge hinflog. Was mich betrifft, ſo gab ich mich mit Entzücken der Berührung ihrer zarten Finger hin, welche, wie ſchon einmal, prüfend über meine feine Oberfläche hinglitten, und mir war zu Muthe, als ob wir beide ausdrücklich für einander beſtimmt wären. Plötzlich hielt Adrienne ein; ſie ſchien ſprechen zu wollen, aber Scheu und Beſchämung ſchloſſen ihr die Lippen; ihre Farbe wechſelte jeden Augenblick, bis ſich beide Wangen mit roſig-tiefer Röthe überzogen und ihre Zunge endlich Worte fand.

„Würden Sie ſich vielleicht dazu verſtehen, Madame,“ fragte ſie mit einer Stimme, der man die Angſt vor einer abſchlägigen Antwort anhörte, „ein einzelnes Stück von dieſem Ganzen abzulaſſen?“

„Sie entſchuldigen, mein Fräulein! Tücher von dieſer Qualität werden nicht leicht einzeln verkauft.“

„Ich dachte es wohl — und doch könnte ich nur eines brauchen einer Stickerei zu Liebe — wenn aber...“

Dieſe Worte wurden langſam und mit Mühe hervorgepreßt und mit dem letzten verſagte dem ſüßen Kind die Stimme ganz. Es war wohl nur der Krämerinſtinkt und nicht etwa eine Anwandlung von Gefühl, was unſere Dame geneigt machte, eine Ausnahme von ihrer Regel zu geſtatten.

„Der Preis eines jeden dieſer Taſchentücher iſt fünf und zwanzig Franken, Mademoiſelle,“ — den Tag zuvor hatte ſie uns der Frau eines der reichſten Wechſel-Agenten in Paris zu einem Napoleon angeboten! — „fünf und zwanzig Franken im Dutzend; da es übrigens ſcheint, daß Sie nur ein Stück zu haben wünſchen, ſo möchte ich nicht gerne ungefällig ſeyn und will es ihnen zu acht und zwanzig überlaſſen.“

Die Züge Adriennens zeigten bei dieſen Worten eine ſeltſame Miſchung von Bekümmerniß und Freude; doch zauderte ſie keinen Augenblick, den Vorſchlag anzunehmen und bezeichnete auch ſogleich, von dem Dufte jenes Tropfens Eau de Cologne angezogen, meine Wenigkeit als das Tuch, welches ſie ausgeſucht hatte. Madame ſetzte nun zwiſchen mir und meinem Nachbarn von der „Linken“ die Scheere an, ſchien aber plötzlich ihre eigene Uebereilung zu bereuen, denn ohne den entſcheidenden Schnitt zu thun, ließ ſie noch zuvor einige neu entſtandene Zweifel laut werden.

„Sie dürfen wahrhaftig noch einen Frank zulegen, Mademoiſelle, wenn ich Ihnen ein Tuch gerade aus der Mitte des Stücks abſchneiden ſoll.“

Adrienne's Verlegenheit war zu deutlich geworden, um ſich länger verbergen zu laſſen. Daß ſie das Tuch ſehnlichſt zu haben wünſchte, war klar und doch ſchien ſich noch ein offenbares Hinderniß der Erfüllung ihrer Wünſche entgegenzuſtemmen. „Ich fürchte nur,

nicht ſo viel Geld bei mir zu haben,“ ſtammelte ſie, blaß wie der Tod, denn die Angſt, ſo nahe am Ziel noch zu ſcheitern, überwand ſogar ihre Schaam und obwohl ihre zitternde Hand beinahe den Dienſt verſagte, ſo gewann ſie es doch über ſich, ihre Börſe hervorzuholen. — Ein Napoleon, der zuerſt zum Vorſchein kam, ſchien keine üble Ausbeute zu verſprechen, aber ach! er hatte keinen Kameraden! Sieben Einfrank-Stücke, endlich noch ein Nachtrab von zwei Zehnſous-ſtücken — das war Alles, das Uebrige war eitel Kupfer. Der ganze Inhalt der Börſe, nachdem ſie geleert und in allen Falten durchſucht war, betrug nicht mehr als gerade acht und zwanzig Franken und ſieben Sous.

„Dieß iſt Alles, was ich habe, Madame!“ liſpelte Adrienne mit erſterbender Stimme.

Die Verkäuferin, in der Schule des Mißtrauens aufgewachſen, warf erſt einen forſchenden Blick auf ihren Kunden und ſtrich dann das Geld ein, zufrieden, von dieſem armen Mädchen mehr erpreßt zu haben, als ſie von der Frau des Wechſel-Agenten zu fordern gewagt haben würde. Adrienne aber nahm mich zu ſich und glitt ſo flüchtig aus dem Laden, als hätte ſie gefürchtet, ihren theuer erkauften Schatz wieder zu verlieren.

Ich ſelbſt war über mein eigenes Glück zu ſehr entzückt, um damals ſchon das Empörende der Scene gehörig würdigen zu können. Ich war wieder in Freiheit, athmete wieder friſche Luft und befand mich auf dem Wege, meine Beſtimmung zu erfüllen — das war mir genug. Wie war mir unſer ſeitheriges Vegetiren ſo unbeſchreiblich zuwider geweſen, wo ich weder wachſen konnte, noch mit Thränen getränkt wurde, noch endlich meine Lieblinge, die Sterne, ſehen durfte, aus denen ich ſo tiefe Weisheit gelernt hatte. Zudem hatten die Politiker alle Behaglichkeit aus unſerem Kreiſe geſcheucht; die „Rechte“ fing an, die Augenbraunen in die Höhe zu ziehen, denn logiſches Denken war ohnehin nie ihre Sache geweſen, während die „Linke“ eben anfing zu entdecken, daß ſie eine Revo-

lution für andere Leute gemacht hatte. Und dann war es ja allein ſchon Seligkeit, bei Adriennen zu ſeyn! Als ich fühlte, wie das ſüße Kind mich an ihr Herz drückte, da faßte ich einen Entſchluß, wie man ihn gewiß einem Taſchentuch wenig zutrauen wird: ich warf eine Falte meines ſommerfadengleichen Gewebes in die Höhe, als ob ſie ein Luftzug gefaßt hätte, und ſchwang mich ſo zu ihrem lieblichen Antlitz empor, um die erſte Freudenzähre aufzuſaugen, die ſie ſeit Monden vergoſſen hatte.

Der Leſer wird gern glauben, daß meine Einbildungskraft in voller Thätigkeit war, um die Umſtände, welche Adriennen von Rocheaimard nach Paris gebracht, ſowie den Grund zu erfahren, warum ſie gerade mich mit ſo viel Eifer aufgeſucht hatte. War es möglich, daß das dankbare Mädchen mich noch immer der „Herzogin von Angouleme“ als ein Zeichen ihrer Ergebenheit darbringen wollte? Nicht doch; die Herzogin war ja in der Verbannung, während ihre Schweſter für die Rechte ihres Sohnes ohnmächtige Komplotte ſchmiedete, welche ein doppelter Verrath zunichte machen ſollte.

Wie ich ſchon früher angedeutet, giebt und empfängt unſer Geſchlecht ſeine Ideen nicht durch Organe, wie ſie unter Menſchen gebräuchlich ſind, ſondern es beſitzt eine Gabe des Hellſehens, welche ſich unter günſtigen Umſtänden ſtets wirkſam erweist. Ja, man kann ſagen, daß dieſe magnetiſche Erregung beſtändig vorhanden iſt, ſo lange wir mit Verrichtung der uns eigenthümlichen Funktionen beſchäftigt ſind. Sind wir freilich in Ballen zuſammengepackt, oder in Schubladen begraben, um den gemeinen Zwecken des Handels zu dienen, ſo ſchlummert dieſer Inſtinkt, denn die gütige Natur verſchmäht es, ihre Wunderkräfte für andere als legitime Gegenſtände in Bewegung zu ſetzen. Unter „legitim“ verſtehe ich hier nichts, was die Throne und ihre Vererbung anginge, überhaupt nichts Politiſches, ſondern lediglich das eigentliche Verhältniß einer Erſcheinung zu ihrer wirkenden Kraft.

So hatte mich denn Adrienne noch nicht lange in ihrer zarten Hand gehalten oder gegen ihr pochendes Herz gedrückt, als ich auch ſchon vermöge dieſer Eigenſchaft mich zum Herrn aller ihrer Gedanken gemacht und Alles was ihr zu fürchten und zu hoffen blieb, ergründet hatte. Dieſe Offenbarung kam aber nicht mit Einemmale über mich, wie es bei gewiſſen Somnambülen der Fall ſein ſoll, denn wer wird in meinem Falle an Roſenkreuzerei und dergleichen denken? — ſondern wie jedes Ding von der Urſache zur Wirkung fortſchreitet, ſo brauchte auch ich einige Zeit ſtufenweiſen Fortgangs, bis mir das Ganze klar ward. Das Einfachſte bot ſich zuerſt meiner Wahrnehmung dar; das Weitere folgte dann zufolge einer gewiſſen magnetiſchen Entwickelung, mit deren Beſchreibung ich mich jetzt nicht aufhalten kann. Ich habe mir übrigens vorgenommen, wenn ich erſt mit dieſer Erzählung zu Ende ſeyn werde, eine Vorleſung über dieſen Gegenſtand zu halten, wozu alle Redakteure des Landes ihre gewohnten Freikarten erhalten ſollen, ſo daß die Welt unfehlbar wenigſtens eben ſo viel erfahren wird, als dieſe verdienſtlichen Diener des Publikums herausbringen werden.

Das Erſte, was ich auf dieſe Art erfuhr, war die wichtige Thatſache, daß die Vicomteſſe durch die jüngſt ausgebrochene Revolution und die damit zuſammenhängende Verbannung der Dauphine um alle ihre bisherigen Subſiſtenzmittel gekommen war. Dieſer an ſich ſchon ſo ſchwere Schlag war noch dazu im allerungünſtigſten Zeitpunkte gefallen. In dem Augenblicke, da die Kataſtrophe eintrat, ſtand nämlich einer der halbjährigen Renten-Termine vor der Thüre und dieſer Zahlungstag kam und ging, ohne daß die beiden armen Geſchöpfe auch nur über die Summe von zwanzig Franken zu gebieten gehabt hätten. Wären nicht wieder die Reliquien der großmütterlichen Ausſteuer in die Lücke getreten, ſo hätten ſie beide entweder betteln oder Hungers ſterben müſſen.

Der Drang der Umſtände forderte jedoch eine Entſcheidung für die Zukunft und zum Glück war der alten Dame, die ſchon ſo

manchen Schickſalswechſel überſtanden hatte, noch genug Thatkraft geblieben, um ihre Parthie nehmen zu können. Paris war der beſte Ort zur Verwerthung ihrer Schätze; dahin alſo machten ſich beide, ſie und Adrienne, auf den Weg, ohne einen Augenblick länger zu verlieren.

Sie fingen damit an, ihr Glück in den Läden zu verſuchen; aber ach! im Herbſt 1830 war dies ein ſchlechter Markt für Verkäufer! Da wurden täglich die koſtbarſten Gegenſtände für den zwanzigſten Theil ihres Ankaufspreiſes losgeſchlagen. So ſah die Vicomteſſe ihren kleinen Schatz mit jedem Tage ſich vermindern, denn auch das Leihhaus mußte ſich in ſeinen Geſchäften nach dem laufenden Verkaufswerthe der Pfandobjecte richten. Endlich geſchah, was unter dieſen Umſtänden nicht wohl ausbleiben konnte: Alter, Sorgen und vor Allem der jüngſte empfindlichſte Schlag thaten ihre Wirkung; die alte Dame erlag ſolchem Uebermaß von Mißgeſchick, wurde bettlägerig, hinfällig und grämlich.

So fiel nun die ganze Laſt auf die ſchüchterne, zarte, unerfahrene Adrienne. Der Gedanke an das allgemeine Auskunftsmittel aller Mädchen in ihrer Lage — wenigſtens in Ländern wie Frankreich, wo die Kultur ſo weit vorgeſchritten iſt — nämlich durch Mittheilung deſſen, was ſie ſelbſt gelernt haben, an andere weibliche Individuen der dringendſten Noth zu entgehen, war auch Adrienne nicht fremd geblieben. Im Gegentheil war der Fall, daß ſie noch einmal Erzieherin oder Geſellſchafterin werden müßte, von jeher als ein nicht ferne liegender betrachtet worden. In dieſem Augenblicke war aber bei Frau von Rocheaimard Befinden an etwas der Art gar nicht zu denken, wenn auch der Zuſtand des Landes ihr eine ſolche Ausſicht geſtattet hätte. Die arme Adrienne mußte alſo allen ihren Muth zuſammennehmen, und der verzweifelten Lage, in der ſie ſich befand, feſt ins Auge blicken, um ihre Maßregeln mit Bedacht nehmen zu können.

Armuth hatte Frau von Rocheaimard gezwungen, bei ihrer

Ankunft in Paris das wohlfeilſte, was von anſtändigen Wohnungen zu haben war, auszuſuchen, und da ſie in der Vorausſicht eines längeren Aufenthalts, ſo wie mit Berückſichtigung der bei längerer Miethe in der Regel eintretenden Preisermäßigung, für ein ganzes Halbjahr bezahlt hatte, ſo war Adrienne noch eine geraume Zeit wenigſtens vor dem Aeußerſten ſicher, ſich obdachlos zu ſehen. Die Wohnung befand ſich in einem Zwiſchengeſchoß des Place Royale, einem zwar abgelegenen, aber vollkommen anſtändigen Stadttheile, der in mancher Beziehung noch ganz beſondere Vorzüge gewährte. Die Frau des Portiers war durch den Miethvertrag verbunden, die gröberen Dienſte der Haushaltung zu verrichten; aber ach! der armen Adrienne blieben immer noch Sorgen genug übrig. Während die Pflege der Großmutter, welche ſelten das Zimmer verließ, ſie beinahe allein in Anſpruch nahm, mußte ſie zugleich die Küche beſtellen und hatte die noch weit ſchwerere Aufgabe, die nöthigen Subſiſtenzmittel herbeizuſchaffen.

Einen Monat lang hatten die verſchiedenen Ausſteuerüberreſte die Bedürfniſſe der Großmutter gedeckt; aber dieſe Fundgrube war nunmehr nahezu erſchöpft, und das arme verlaſſene Mädchen hatte mit Mühe eine Modiſtin gefunden, welche ſich herbei ließ, ihre Nadel für einen Spottpreis auf acht bis zehn Stunden täglich zu miethen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, hatte Adrienne, ſchon lange ehe ihr Bischen Geld auf die Neige ging, dieſes wenig einträgliche Geſchäft begonnen, denn ſie ſah wohl, daß die Tage ihrer Großmutter gezählt waren und all ihr Sinnen und Trachten ging nur dahin, für die kurze Spanne Zeit, welche ihrer einzigen Verwandten noch übrig war, jeden Mangel von ihr fern zu halten und ihr ein ehrbares, chriſtliches Begräbniß zu ſichern. An ſich ſelbſt und ihre eigene Zukunft dachte das arme Geſchöpf ſo wenig als möglich, obwohl bange Schauer unwillkürlich ihre geängſtigte Seele durchbebten. Im Anfange der Krankheit hatte ſie einen Arzt beigezogen; allein dieſe Ausgabe ſtand in zu großem Mißverhältniß mit

ihren Mitteln, und war auch durch das Befinden ihrer Großmutter nicht durchaus geboten. Der menſchenfreundliche Mann verſprach zwar, noch ein und das andere Mal unentgeltlich nach der Patientin zu ſehen, und hatte ſein Wort auch eine Zeit lang gehalten, war aber bald einer Dienſtleiſtung müde geworden, welche in der That keinen wirklichen Zweck hatte, und gegen das Ende des Monats bekam ihn Adrienne nicht mehr zu ſehen.

So lange ihre tägliche Arbeit für ihre eigenen kleinen Bedürfniſſe auszureichen ſchien, blieb Adrienne verhältnißmäßig ruhig und machte ſich unter Wachen, Thränen und Gebet auf den gefürchteten Augenblick gefaßt, der das letzte Band löſen ſollte, welches ſie an ein menſchliches Weſen geknüpft hielte. Zwar lebten ihr noch einige entfernte Verwandte in Amerika, die im Beginne der Revolution von 1789 dahin ausgewandert waren; allein von ihnen war längſt jede Spur verſchwunden. In der That waren die männlichen Glieder geſtorben und die Frauen waren Großmütterchen mit engliſchen Namen geworden, welche von einer Familie Namens Rocheaimard wohl kaum noch einige Kunde beſaßen. Von daher hatte alſo Adrienne ſo wenig als von dem Manne im Mond zu erwarten. Aber die Schätze der Ausſteuer waren ſo gut als erſchöpft und der Vorrath an baarem Geld hatte ſich auf *einen* Napoleon nebſt etwas kleiner Münze reducirt — eine neue Erwerbsquelle mußte daher nothwendig, und zwar ohne Zeitverluſt, ausfindig gemacht werden.

Unter den Koſtbarkeiten der großmütterlichen Mitgift befand ſich ein Stück ausgezeichnet feiner Spitzen, welche noch nie getragen worden waren; die Vicomteſſe liebte es, ſich durch deren Anblick an ihren früheren Glanz und Reichthum erinnern zu laſſen und würde wohl niemals in eine Trennung von ihnen gewilligt haben. Gleichwohl hatte Adrienne dieſelben, mit dem Wunſche ſie zu verkaufen, der Modiſtin, für welche ſie arbeitete, vorgewieſen, allein der Preis, der ihr darauf geboten ward, erſchien ihr ſo ſehr unter dem

wahren Werthe, daß ſie ſich nicht zu dem Handel entſchließen konnte. Inzwiſchen war ihre eigene Garderobe beinahe völlig aufgezehrt worden — von der großmütterlichen nichts mehr vorhanden, was ſich zu Gelde machen ließ, und ſo mußten denn jene Spitzen in irgend einer Weiſe ausgebeutet werden.

Während Adrienne über dieſe bittere Nothwendigkeit nachſann, kam ihr auf einmal unſere Familie in den Sinn. Sie wußte, nach welchem Laden wir ſpedirt worden waren und entwarf alsbald den Plan, eines von uns zu kaufen, das Auserwählte mit irgend einer kunſtreichen Stickerei von ihrer eigenen Hand zu zieren und mit den Spitzen der Vicomteſſe zu beſetzen. Der Verkauf dieſes Prachtſtücks ſollte ihr eine Summe einbringen, mit der ſie alle leiblichen Bedürfniſſe der Großmutter zu decken hoffte.

Edle Herzen ſind in der Regel ſanguiniſch — Wunſch und Hoffnung halten bei ihnen gleichen Schritt mit einander. So hatte Adrienne gehört, daß mancher Wohlhabende ein ſo reich verziertes Tuch mit zwanzig Napoleon bezahlt habe und ſo ſah ſich das gute Kind im Geiſte ſchon im Beſitze eines kleinen Schatzes.

„Wenn ich meine Zeit recht zu Rath halte und meine früheren Spaziergänge einſtelle,“ ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ſo kann ich in zwei Monaten fertig werden, ich eſſe weniger und arbeite um ſo mehr, dann können wir auch mit dem, was wir noch in Kaſſe haben, zur Noth durchkommen.“

Das war das Geheimniß jenes Kaufs, der meine Wenigkeit um den Preis des letzten Sous, den das liebliche Mädchen beſaß, in ihre Hände geführt hatte. Das arme Kind! die Ausgabe hatte ihre Berechnung um ein Gutes überſchritten, und ſie konnte nicht nach Hauſe zurückkehren, ohne die entſtandene Lücke durch den Verkauf einiger Artikel, welche ihr Ridicüle noch nebenher verwahrte, einigermaßen auszufüllen, denn für die Modiſtin konnte ſie unter zwei bis drei Tagen keine Arbeit fertig bringen und doch mußte

augenblicklicher Rath für die mangelnden Bedürfniſſe der Großmutter geſchafft werden.

Glückſelig über ihre Erwerbung wandelte Adrienne die Quais entlang, als plötzlich dieſe unaufſchiebliche Pflicht ſich ihr aufdrang. Das Leihhaus war ganz außer ihrem Wege, ſie ſah ſich daher nach einem Laden um, wo ſie hoffen durfte, etwas an den Mann zu bringen, um dem Bedarf des Augenblicks abzuhelfen. Zum Glück beſaß ſie einen goldenen Fingerhut, ein Angebinde ihrer Großmutter zu ihrem letzten Geburtstage. Die Trennung von ihm ging ihr freilich ſchwer zu Herzen, allein es geſchah ja nur, um die geliebte Geberin nicht darben zu laſſen, und dieß machte das Opfer um vieles weniger ſchmerzlich. Er hatte einen Napoleon gekoſtet und ein Napoleon war damals eine ganze Schatzkammer in ihren Augen. Zudem hatte ſie noch einen ſilbernen Fingerhut zu Hauſe „und ſelbſt ein kupferner“ — dachte das aufopfernde Geſchöpf — „wäre gegenwärtig gut genug für mich.“

Durch die Gänge, zu welchen ſie ihre traurige Lage trieb, war Adrienne in einigen Juwelierläden bekannt geworden und nach einem von dieſen richtete ſie jetzt ihre Schritte. Nachdem ein Blick durch's Fenſter ſie vergewiſſert, daß nur eine Perſon ihres eigenen Geſchlechts, die Frau des Juweliers, zugegen war, trat ſie mit größerer Zuverſicht und guten Muthes ein. „Madame,“ hub ſie mit ſchüchternem Tone an, denn noch hatte die Noth ſie nicht dreiſt oder gar frech zu machen vermocht, „Madame! ich habe hier einen Fingerhut, der mir entbehrlich iſt; wären Sie vielleicht geneigt ihn zu kaufen?“

Die Frau nahm den Fingerhut, wog ihn prüfend und unterſuchte ſeinen Gehalt mit dem Probierſtein. Er war gar niedlich und klein, ſonſt hätte er nicht an Adrienne's Finger gepaßt: dies machte die Ladendame anfänglich ſtutzig und ſie warf einen argwöhniſchen Blick auf die Hand des Mädchens, deren Zartheit und Weiße ſie aber überzeugte, daß der Fingerhut nicht geſtohlen war.

„Wie viel rechnen Sie denn für das Ding zu bekommen, mein Fräulein?“ fragte die Frau ſehr ruhig.

„Er hat einen Napoleon gekoſtet, Madame, und wurde eigens für mich gemacht.“

„Sie hoffen vielleicht, ihn um denſelben Preis wieder zu verkaufen“ — ſo lautete die trockene Antwort.

„Dies nicht, Madame; denn natürlich werden Sie den nöthigen Profit in Anſchlag bringen; haben Sie die Güte, zu beſtimmen, wie viel Sie dafür zu geben gedenken.“

Adrienne konnte es, wie dieß bei zartfühlenden Naturen ſtets der Fall iſt, nicht über ſich gewinnen, für Anderer Zeit oder Arbeit einen Preis zu beſtimmen; ſie erſchrak vor dem Gedanken, daß ſie, ohne es zu wiſſen, der Frau in dem ihr gebührenden Gewinn zu nahe treten könnte. An der Aengſtlichkeit und Unentſchloſſenheit der Verkäuferin merkte die Frau des Ladens augenblicklich, daß ſie es mit einem ſehr unerfahrnen Weſen zu thun hatte, und war keck genug, darnach zu handeln. Zuerſt warf ſie einen abermaligen Blick auf die kleine, zierliche Hand der Andern, ob auch keine Gefahr vorhanden ſey, daß der Fingerhut nachher reklamirt werden könnte und als das Ergebniß dieſer Prüfung beruhigend ausfiel, ließ ſie ihr gemeſſenes Gebot in folgenden Worten vernehmen.

„Als die Zeiten noch beſſer waren, Mademoiſelle, — ich meine ehe die Lumpen von Republikanern alle Fremden aus Paris verſcheuchten, ja damals hätte ich Ihnen wohl ſieben und einen halben Frank für dieſen Fingerhut bieten können; wie aber das Geſchäft jetzt geht, kann ich Ihnen keinen Sous über fünf Franken dafür geben.“

„Er iſt von ſehr gutem Golde, Madame,“ bemerkte Adrienne mit halberſtickter Stimme, „man ſagte meiner Großmutter, das Metall allein ſey dreizehn Franken werth!“

„Vielleicht daß Sie in der Münze ſo viel dafür erhalten, wo ſie Geld daraus ſchlagen, ſonſt aber giebt kein Menſch mehr als fünf Franken.“

Hätte Adrienne ſchon länger in dieſer kalten, herzloſen Welt gelebt, ſie wäre wohl ſchwerlich das Opfer einer ſo plumpen Erpreſſung geworden. So aber, unerfahren wie ſie war und erſchreckt durch die berechnete Ruhe der Wuchrerin, erbat ſie ſich die paar Franken ſo demüthig, als ob ihr eine Gnade damit widerführe, und entfernte ſich eilig.

Erſt als ſie wieder allein auf der Straße war, fing ſie an der Sache reiflicher nachzudenken. Mit fünf Franken konnte ihre Großmutter kaum eine Woche leben, ſogar wenn ſie den kleinen Vorrath an Holz und Wein mit einrechnete, den ſie noch beſaß, und nun hatte ſie keine goldene Fingerhüte mehr wegzugeben. Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrem Buſen und Thränen traten ihr in die Augen; allein man bedurfte ihrer zu Hauſe und ſo hatte ſie keine Zeit, über die ganze Größe ihres Verſehens nachzudenken.

Sechstes Kapitel.

Beſchäftigung iſt ein ſüßer Troſt im Unglück. Von all' den ſinnreichen Martern, welche je im Lauf der Zeiten erſonnen worden ſind, iſt wohl keine nur halb ſo grauſam, als einſames Gefängniß — da zehrt der Geiſt, gefräßig wie der Geier des Prometheus, am eigenen Leben, beſonders wenn ein böſes Gewiſſen ſeinen Hunger vermehrt und ſeine Gier noch höher anfacht.

Adrienne hatte zu ihrem Glücke der augenblicklichen martervollen Sorgen ſo viele, daß ihr ſelten eine müßige Minute blieb, um hinter ſich in die Vergangenheit zu ſehen oder den bangen Blick in die Zukunft zu richten. Noch mehr — ſie beſaß ein reines Gewiſſen, denn nie hatte ein reineres Herz, ein edlerer Sinn in eines Weibes Bruſt gelebt. Und doch konnte das gute Kind ſich Pflichtvergeſſenheit vorwerfen und es vergingen Stunden und Tage, bis ihre Gewiſſensſkrupel wegen jener unbedachten Weggabe des

Fingerhuts, den ſie als eine der Hülfsquellen ihrer geliebten Groß-mutter betrachtete — dem Drucke größerer und ſchwererer Uebel wichen.

Sollte ich auch Methuſalems Alter erreichen, ja ſollte ich ein-mal der Ehre jenes Taſchentuches gewürdigt werden, welches der Groß-Sultan der Odaliske ſeiner Wahl zuwirft, nie werde ich vergeſſen, mit welcher Theilnahme ich Adriennen zu der Thüre ihres kleinen Gemaches im Zwiſchengeſchoß begleitete. Sie hatte mit des Portiers Töchterlein, Natalie, das Abkommen getroffen, daß das Kind gegen eine kleine Belohnung ſo lange bei der Groß-mutter blieb, als ihre kurzen Ausgänge dauerten, welche ſich nicht vermeiden ließen. Wir fanden alſo die Kleine an der Thüre, mit Ungeduld ihrer Erlöſung harrend.

„Hat Großmutter nach mir gefragt, Natalie?" fragte Adrienne beſorgt im Augenblicke des Eintretens.

„Nein, Mademoiſelle! Madame hat die ganze Zeit geſchlafen und das hat mich ſo gelangweilt."

Die kleine Schildwache wurde mit ihrem Sou entlaſſen und Adrienne war nun in dem Vorgemache allein. Die Ausſtattung dieſes Zimmerchens war höchſt anſtändig, denn Frau von Roche-aimard bezahlte eine ziemlich beträchtliche Miethe und dieſe war in einem Zeitpunkte unmittelbar nach der Juli-Revolution feſtgeſetzt worden, wo die Preiſe wohl um die Hälfte gefallen waren; ſo kam es, daß dieſe Räume in ihrem Aeußern keineswegs die Noth verriethen, welche ſie gleichwohl einſchloſſen.

Adrienne ging durch das Vorzimmer, das zugleich zum „Speiſe-ſaal" diente, und erreichte einen kleinen Salon, der in das Schlaf-gemach der Großmutter führte. Ein ſchneller Ueberblick belehrte ſie, daß Alles in Ordnung war und ihre Aufregung verſchwand nunmehr. Sie reichte der Großmutter einige Erfriſchungen, er-kundigte ſich zärtlich nach ihren Wünſchen, beſorgte ſchnell einige kleine häusliche Geſchäfte und ſetzte ſich dann zur Arbeit, um ihr

eigenes tägliches Brod zu verdienen: denn die Minuten waren koſtbar in ihrer Lage!

Ich dachte nicht anders, als nun werde die Reihe an mich kommen, beſichtigt, auch wohl bewundert und geliebkost zu werden; aber nichts dergleichen ward mir zu Theil. Adrienne hatte Alles nach einem feſten Plane geordnet und für mich waren lediglich die Morgenſtunden beſtimmt, welche ſonſt ein Gang zur Erholung in der friſchen Luft ausgefüllt hatte. Für jetzt wurde ich bei Seite gelegt, doch war der Ort, wo ich ruhte, ſo beſchaffen, daß nichts von dem, was um mich vorging, meinen Blicken entgehen konnte.

Der Tag verſtrich dem geduldigen Mädchen in unabläſſiger Arbeit, welche nur dann unterbrochen ward, wenn die Großmutter etwas bedurfte; dieſe Liebesdienſte waren die einzige Erholung meiner armen Freundin. Eine leichte Suppe nebſt einigen Weintrauben und etwas Brod bildete ihr ganzes Mittagsmahl und ich bemerkte ſogar, daß ſie von den Weintrauben beinahe die Hälfte für den kommenden Tag zurücklegte. Offenbar war ſie nicht mehr ſicher, ob ihr Vorrath für die Großmutter bis zur Vollendung ihrer Arbeit ausreichen würde und dieſer peinliche Zweifel, der ſich nicht bannen ließ, war für jetzt die größte Qual des armen Geſchöpfes. Ueber dieſen erſehnten Zeitpunkt hinaus hatte ſie keine Sorgen mehr, denn die Hoffnung, daß ihre ſo glücklich ausgeſonnene Spekulation verhältnißmäßig reiche Früchte tragen werde, ſtand unerſchütterlich in ihrer Bruſt. Armes Kind! ihr Kummer war das Ueberſtrömen eines zärtlichen Herzens, und ihre Hoffnungen kleideten ſich in die ſanguiniſchen Farben der unerfahrenen Jugend.

Den nächſten Morgen kam ich an die Reihe. Es war nach und nach Frühling geworden, eine Zeit, welche über Paris ihren ganzen Reichthum an Naturſchönheiten ausſchüttet. Wir waren im April und ſchon begannen die Blumen die Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen und die öffentlichen Gärten mit ihrer Farbenpracht zu ſchmücken.

Madame de la Rocheaimard pflegte Morgens am tiefſten zu ſchlummern und Adrienne hatte ſeither keinen Anſtand genommen, ihre Großmutter auf ein Stündchen zu verlaſſen, um auf dem kür=zeſten Wege die nächſte Promenade zu gewinnen und in Gottes freier, friſcher Luft Muth und Kraft für den Tag zu ſammeln. Dieſen ſchönen Genuß ſollte ſie ſich von nun an verſagen — ein Opfer, deſſen Größe diejenigen, welche unverdorben und tugend=haft genug ſind, um für ſolch ein unſchuldiges Vergnügen Sinn zu behalten, namentlich wenn ſie in die unnatürlichen Schranken einer Stadt gebannt ſind — gebührend zu ſchätzen wiſſen werden. Adrienne brachte es ohne Murren, wenn ſie auch nicht jeden Seufzer des=halb unterdrücken konnte.

Als mich das liebe Mädchen in den Rahmen ſpannte, um mich mit eigener niedlicher Hand zu zieren, warf ſie einen Blick des Entzückens, ja ſelbſt der Zärtlichkeit auf mich, deſſen ich in meinem ganzen Leben nie wieder vergeſſen werde. Noch hatte ſie von den üblen Folgen, welche ihre Selbſtverläugnung für ſie haben ſollte, nichts zu verſpüren gehabt: wenn auch ihre Wangen nicht gerade roſig blühten, ſo hatten ſie doch die natürliche Farbe noch nicht ganz verloren, und das Auge, obgleich gedankenvoll, ſelbſt traurig, war noch nicht eingefallen, noch kein Spiegel des Kummers und der Herzensangſt geworden. Sie freute ſich ihres Einkaufs und lebte und webte in den glänzenden Hoffnungen, welche ihre ſanguiniſche Phantaſie daran knüpfte.

In der Führung der Nadel beſaß Adrienne ein ungewöhnliches Geſchick, und ihr Geſchmack war ſo fein gebildet, daß ſie ſich auch in der Kunſt des Muſterzeichnens eine große Meiſterſchaft erworben hatte. Schon früher, als man ſich noch mit dem Plane trug, unſere ganze Sippſchaft der Dauphine zu weihen, hatte man den Ge=danken gefaßt, uns Taſchentücher mit Stickereien zu verſehen und zu dieſem Zweck einige Zeichnungen von vollendeter Schönheit und Zierlichkeit vorbereitet — nichts von jenen plumpen, bedeutungsloſen

Zierrathen, welche das Auge des Ungebildeten durch überladenen Prunk blenden, ſondern wohlerſonnene Umriſſe, mit Sinn und Geſchmack ausgeführt, an denen ſich die Phantaſie verfeinern, der Sinn fürs Schöne bilden konnte, und welche eben dadurch einem ſonſt ſinnlos erſcheinenden Luxus gewiſſermaßen als Entſchuldigung dienen mochten. Von dieſen hatte Adrienne eines der einfachſten, ſchönſten Muſter ausgewählt, um es mittelſt ihrer kunſtreichen Nadel auf einem Gewebe zu verkörpern.

Der erſte Stich an dieſer Arbeit geſchah mit dem Glockenſchlag fünf in der Frühe des 14. April 1821, der letzte zwei Monate ſpäter am ſelben Tage um zwölf Uhr Mittags. Vier Stunden täglich ſaß Adrienne über den Rahmen gebückt, ganz verloren in ihre Stickerei und in die Luftſchlöſſer, welche ſie darauf baute.

Manch ſchöner Blick in die lautere Seele des Kindes war mir in dieſer kurzen Zeit verſtattet. Ihr inneres Auge ſchweifte von Furcht zu Hoffnung über und verweilte mitunter auch bei ihren andern Arbeiten und dem geringen Preiſe, den ſie ſich mit dieſem mühevollen, ſklaviſchen Dienſte erwarb. Die Modiſtin bezahlte ſie nämlich ganz auf dem Fuße eines gewöhnlichen Nähmädchens, obwohl ihre feine, niedliche und geſchmackvolle Arbeit recht wohl das Doppelte dieſes Lohnes werth geweſen wäre. Er betrug für die untergeordneten Arbeiterinnen einen Frank täglich und dabei mußten die armen Geſchöpfe noch ſelbſt für Nahrung und Obdach ſorgen. Die Klage über herabgedrückte Preiſe war damals allgemein und die arme Revolution hat in dieſer Beziehung eine Maſſe häuslichen Elendes zu verantworten.

Wer von den Thorheiten oder, was daſſelbe iſt, von dem Luxus der Menſchen lebt, iſt mit ſeiner Plünderung auf zwei Klaſſen von Opfern angewieſen — die Konſumenten und die Producenten, ſowohl die eigentlichen als die Arbeiter. Dies gilt nicht nur von der männlichen Klaſſe, ſondern auch und in noch weit höherem Grade von dem ſchwächeren Geſchlecht, welches häufig ſo hülflos iſt, daß

es ſich jedes Unrecht, jede Bedrückung gefallen läßt, nur um nicht ganz entblößt auf die Gaſſe geſtoßen zu werden.

In dieſer Kunſt der Unterdrückung aber war die Modiſtin, welche Adriennen Arbeit gab, ſo ausgelernt, als dies ein alter Politiker nur immer ſeyn kann, der ſeit dem Jahre 1789 allen Schleichwegen galliſcher Staatskunſt gefolgt iſt. Sie wußte recht wohl, welch einen Schatz ſie an dem unerfahrenen Mädchen beſaß, begriff aber eben ſo gut ihre Aufgabe, das anſpruchloſe Geſchöpf ſeinen Werth nicht ahnen zu laſſen. „Gebe ich ihr einen Frank,“ ſo kalkulirte die verſchmitzte Prinzipalin, „ſo ſtehe ich nicht dafür, daß nicht vor der Zeit eine Ahnung von ihrer Wichtigkeit in ihrem Köpfchen aufſteigt; ſetze ich ſie aber auf fünfzehn Sous, ſo wird ſich ihr die Tugend der Demuth ſo gründlich einprägen, daß ich hoffen darf, ſie noch einmal ſo lange zu behalten.“

Und dieſes Raiſonnement, welches an einer gewöhnlichen Nähterin zu Schanden geworden wäre, bewährte ſich bei Adrienne als vollkommen richtig. Sie nahm die fünfzehn Sous demüthig und dankbar hin, in ſteter Angſt, auch dieſen erbärmlichen Verdienſt zu verlieren. Hätte man ſie erſt nach dem Stücke bezahlt, ſo konnte ſie es recht gut auf das Doppelte täglich bringen; allein ihre Beſtellerin hütete ſich wohl, hierauf einzugehen, denn ſie war bald inne geworden, daß ſie es mit einer gewiſſenhaften Perſon zu thun hatte und von ihrer Arbeiterin dann am meiſten Gewinn erpreſſen könnte, wenn ſie deren Ehrgefühl volles Vertrauen ſchenke. So ſollte dieſe alſo jeden Morgen um neun Uhr frühſtücken, und Punkt Viertel auf zehn die Arbeit für ihre Prinzipalin beginnen; um ein Uhr hatte ſie ein halbes Stündchen frei und um ſechs war ihr Sklavendienſt zu Ende.

„Ich habe mein Vertrauen einmal auf Sie geſetzt, Mademoiſelle, und will Sie deßhalb ganz ſich ſelbſt überlaſſen. Wenn Sie mit ihrer Arbeit fertig ſind, ſo bringen Sie mir das Stück nach Hauſe und Ihr Geld wird ſtets bereit ſeyn. Sollte es ein oder das andere

Mal vorkommen, daß Ihre Großmutter mehr von Ihrer Zeit in Anſpruch nimmt als gewöhnlich: nun ſo läßt ſich das ja leicht einbringen; Sie fangen dann ein andermal ein halb Stündchen früher an oder machen länger fort oder arbeiten dazwiſchen einmal einen Tag über Rechnung. Sie kommen ſo weit beſſer zu, als wenn ich Sie Stückarbeit liefern ließe und ich will edelmüthig mit Ihnen verfahren. Sollte es einmal gerade beſonders dringende Arbeit geben, nun dann, denke ich, kömmt es Ihnen auch auf ein Stündchen oder zwei über die Zeit nicht an; für Licht werde ich natürlich ſorgen. Aber wie geſagt, liebes Kind, ſeyen Sie nicht allzu gewiſſenhaft und nehmen Sie ſich Zeit zur gehörigen Pflege Ihrer Großmutter. Du lieber Gott! die Verpflegung von Aeltern und Anverwandten iſt ja eine unſerer heiligſten Pflichten! Adieu, Mademoiſelle, wir ſehen uns bald wieder.“

Als die arme Adrienne wieder, mit mir beſchäftigt, an ihrem Rahmen ſaß, wiederholte ſie ſich dieſe gleißneriſche Rede Wort für Wort, gänzlich unfähig, die herzloſe Falſchheit auch nur zu ahnen, welche ſo deutlich daraus hervorlauerte. Mit fünfzehn Sous dachte ſie auszukommen, ohne den kleinen Grundſtock anzugreifen, welcher für die Großmutter beſtimmt war, und damit war ſie zufrieden. Das arme Kind! Sie hatte bei ihrer Rechnung weder an Miethzins, noch an Feuerung und Kleider, noch endlich an das gedacht, was ſie an ihrer Geſundheit einbüßte — für Krankheit und andere Nothfälle blieb vollends nicht ein Pfennig übrig! Und doch glaubte ſie ſich noch glücklich ſchätzen zu müſſen, daß man ſie in einer ſo verhängnißvollen Zeit, wie ſie damals über Frankreich ſchwebte, ein Sümmchen verdienen ließ, das kaum einer an die härteſte Entbehrung lange gewöhnten Griſette für die dringendſten Bedürfniſſe zureichen würde.

Von den nächſten vierzehn Tagen habe ich wenig zu ſagen. Frau von Rocheaimard wurde allmählig ſchwächer, konnte aber noch Monate lang leben und Adrienne hoffte ſogar, ſie würde gar nicht

ſterben. Zum Glück waren ihre Bedürfniſſe gering, obſchon ihr Appetit launiſch war und ihre Stimmung mehr und mehr grämlich wurde. Doch zeigte ſich in Allem, was ſie ſagte oder that, die zärtlichſte Liebe für ihre Enkelin, und das wohlthuende Bewußtſeyn, von dem einzigen Weſen, das ihr ſo theuer war, geliebt zu werden, hob Adrienne leicht über all die kleinen Launen weg, welche faſt immer die Begleiter von Alter und Gebrechlichkeit ſind.

Ihr Geld hielt ſie mit der äußerſten Genauigkeit zu Rathe und wußte ſich ſogar von ihrem Bischen Arbeitslohn einige Sous täglich abzuſparen, um den Schatz der Großmutter zu mehren. Inzwiſchen hätte ſie dies nicht vermocht, wenn nicht ſo Manches von den alten Schätzen noch vorhanden geweſen wäre, womit ſich ein und das andere Mal eine augenblickliche Lücke ausfüllen ließ. Gleichwohl ſah ſich Adrienne nach Ablauf von vierzehn Tagen mit Einrechnung aller ihrer Erſparniſſe auf ihren letzten Frank reduzirt und nun mußte etwas geſchehen, um Frau von Rocheaimard vor dem Aeußerſten zu ſichern — die Sache litt keinen Aufſchub.

Außer den bewußten Spitzen hatte Adrienne beinahe nichts mehr zu veräußern. Dieſe, ein wahres Kunſtwerk, hatten urſprünglich fünf Louisd'or gekoſtet und zwei Napoleons waren Adriennen auch ſchon von ihrer Beſtellerin, der ſie das Prachtſtück einmal gezeigt hatte, großmüthigerweiſe darauf geboten worden. Allein dieſe Spitzen waren ja beſtimmt, die Pracht meiner Ausſtattung zu krönen und ſollten, wie ſie hoffte, zum wenigſten den vollen Betrag ihres urſprünglichen Preiſes einbringen, wenn ſie erſt einem Gewebe von meiner Feinheit als ſchmückende Einfaſſung dienten. Sonſt war nur noch der ſilberne Fingerhut vorhanden, der fünf Franken gekoſtet hatte; Adrienne rief alſo die Portierstochter herein und und machte ſich alsbald ſelbſt auf den Weg, um dieſen einzigen Luxusartikel, der ihr noch geblieben war, mit guter Manier loszuſchlagen.

„Un dé, ma bonne demoiselle!“ rief die Frau, der ſie den

Fingerhut zum Kaufe anbot; „dies iſt ein ſo ordinärer Artikel, daß ich gar nicht darauf bieten ſollte, doch will ich dreißig Sous daran wagen.“

Adrienne glaubte, diesmal ihre Berechnung mit etwas mehr Menſchenkenntniß angeſtellt zu haben. Bittere Erfahrungen hatten ihr bereits mehr denn eine eindringliche Lehre gegeben und ſie fühlte die Nothwendigkeit, im Verkehr mit den Menſchen mehr als bisher auf ihrer Hut zu ſeyn. Sie hatte auf drei Franken gerechnet, denn der Fingerhut war ſo gut wie neu, dazu nett gearbeitet, ſo daß er im Laden zu fünfen noch für wohlfeil gelten konnte. Sie nahm ſich alſo ein Herz und ſprach dies gegen die Handelsfrau aus.

„Drei Franken, Mademoiſelle!“ ſchrie dieſe, „nimmermehr, ſeitdem jene drei Unglückstage allen Handel und Wandel gelähmt haben; kein Menſch iſt mehr im Stande, einen ſolchen Preis zu bezahlen; ich will froh ſeyn, wenn ich ſelbſt wieder ſo viel daraus löſe. Indeſſen, da das Dingelchen ein artig Anſehen hat und das Silber ächt ſcheint, ſo wollen wir fünfunddreißig ſagen, aber dann auch kein Wort mehr!“

Adrienne ſeufzte, nahm das Geld und eilte nach Hauſe. Zwei Stunden ſpäter erſchien im Laden ein müßiger Käufer, der mehr Geld als Verſtand hatte und mußte für denſelben Fingerhut, als die „allerneueſte Mode der Julirevolution“ ſechs Franken bezahlen! So ließen ſich gar manche Beiſpiele anführen, wie jenes glorreiche Ereigniß noch ganz andere Folgen herbeiführte, welche eben ſo ſchwer auf das gewöhnliche Verhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung zurückzuleiten wären.

Unterwegs rechnete Adrienne aus, daß ſie mit Benützung des noch übrigen Vorraths von Wein, Zucker und Pfeilwurz das Budget ihrer Großmutter mit zehn Sous beſtreiten konnte; von ihrem eigenen Lohn hatte ſie bis jetzt täglich drei Sous zurückgelegt, was mit dem Erlöſe des Fingerhuts und dem einen noch in Kaſſe befindlichen Frank gerade hinreichte, den Unterhalt für Frau von

Rocheaimard eine weitere Woche lang zu decken, wobei das arme Kind freilich an ihrer eigenen Perſon noch mehr als bisher ſparen mußte.

Sobald ſie zu ihrem Stickrahmen zurückgekehrt war — denn dieſem hatte ſie in ihrer Gewiſſenhaftigkeit die paar Minuten zu dem Gange abgezogen — ging ſie dieſe Berechnung noch einmal bei ſich durch, und warf dann, als ſie damit zu Ende war, einen Blick auf ihre Arbeit, als ob ſie nach dem ſchon Vollendeten die Zeit bemeſſen wollte, die ſie noch dazu brauchen konnte. Ihr Auge ſagte ihr ſogleich, daß nicht mehr als der vierte Theil fertig war; konnte ſie übrigens nur über die nächſten ſechs Wochen hinauskommen, ſo war ſie vergleichungsweiſe reich zu nennen: die Miethe, welche in zwei Monaten zu Ende ging, wollte ſie dann aufgeben, um eine wohlfeilere Wohnung auf dem Lande zu ſuchen; dorthin ſollte die Großmutter gebracht und alsbald ein zweites Taſchentuch — womöglich aus unſerer Familie — angekauft werden, um während der Zeit, da ſie von den Früchten der gegenwärtigen Arbeit lebten, für eine fernere Zukunft die Mittel vorzubereiten. Zwar reichten ihre Spitzen nicht zur Verzierung des zweiten Taſchentuches, doch „mit dem reichen Erlöſe des erſten ließ ſich ja dieſem Mangel abhelfen“, und ſo ſah ſie in ihrem einfachen Sinne keinen Grund vor ſich, warum dieſe Quelle verſiegen ſollte, ſo lange ihre Kraft und Geſundheit ausdauerte, oder ſo lange wenigſtens ihre Großmutter am Leben bliebe.

Wie die Arbeit die eine Krücke des Elenden iſt, ſo bildet die Hoffnung gewiß die andere. Sie iſt es, welche dem Müden und Beladenen, den die Gegenwart zu Boden drückt, liebliche Bilder kommender Tage vorführt, da ihm beſſere Sterne leuchten werden; ſie iſt es, welche dem Menſchen fortwährend den heilſamen und gewichtigen Troſt vor Augen hält, daß unſer Aller — wenn wir uns nur bei Zeiten darauf vorſehen — eine Zukunft wartet, welche jedes Unrecht vergüten, auf jede Wunde Balſam träufeln wird!

Adrienne bewegte ſich wieder in dem gewohnten Geleiſe ihrer täglichen Beſchäftigung: vier Stunden des Morgens für mich, dann das frugale Frühſtück, zuletzt die Näharbeit für die Modiſtin, welche den übrigen Theil des Tags in Anſpruch nahm und wofür ſie nach wie vor ihre fünfzehn Sous erhielt. Das arme Mädchen! wenn ſie endlich um eilf Uhr — denn ſo lange hielten ſie in der Regel die Klagen und Kritteleien ihrer Großmutter am Krankenbette feſt — ihr Lager ſuchen durfte, ſo fühlte ſie eine Uebermüdung, welche allen Schlaf zu verſcheuchen anfing. Und trotzdeſſen fühlte ſie ſich noch glücklich, denn meine wachſende Schönheit übertraf bei Weitem alle ihre Erwartung, und ihr Eifer wurde dadurch ſo ſehr geſteigert, daß ſie, ohne Uebertreibung, die Arbeit von zwei Wochen in einer einzigen vollendet hatte.

Doch die wenigen Franken, welche Adrienne beſaß, verminderten ſich mit reißender Geſchwindigkeit. Noch Einmal überzählte ſie ihre Hülfsquellen und Mittel und diesmal wurde ſie nicht ſo ſchnell fertig. Ihre eigene Garderobe hielt durchaus keine Verringerung mehr aus; ſchon im Beginn der Krankheit ihrer Großmutter hatte ſie alles nur irgend Entbehrliche verkauft — denn bei der Selbſtverläugnung, die ihr inwohnte, hatte ſie jedesmal, ſo oft die Noth ein Opfer heiſchte, zuerſt an ihren kleinen Kleidervorrath gedacht. Von Geſchmeide hatte ſie nie etwas Entbehrliches beſeſſen, und wenn auch die Vicomteſſe einige Reliquien ihres alten Glanzes für ſie aufbewahrt hatte, ſo waren es nur noch Sachen von unbedeutendem Werth, da die Tage ihres Exils gar zu viele Anſprüche an ihre derartigen Hilfsquellen gemacht hatten.

Eines Abends, als Adrienne von der Modehändlerin ihren Lohn in Empfang nahm, wollte der Zufall, daß ſie ein Geſpräch mit anhörte, welches ihr die Gewißheit gab, daß ſie nicht ſo wie die übrigen Mädchen bezahlt wurde. Daß ihre Arbeit die niedlichſte im ganzen Laden ſey, dies ſagte ihr der oberflächlichſte Blick und eben ſo wenig konnte ihr entgehen, daß ſie an Fleiß die Uebrigen

bei Weitem übertraf. Da ſie ſich ihrer Meiſterſchaft in der Nadel bewußt war, ſo ſah ſie hierin auch gar nichts Ueberraſchendes, deſto ſeltſamer däuchte es ihr aber, daß die ergiebigſte und beſte Arbeit am ſchlechteſten bezahlt wurde. Sie verſtand zu wenig von den Ränken ſelbſtſüchtiger Spekulation, um zu wiſſen, daß es zu den gewöhnlichſten Kunſtgriffen derſelben gehört, geſchickte Arbeiter in Unwiſſenheit über ihre Vorzüge zu erhalten, damit es ihnen nicht einfalle, für ihrer Hände Werk eine angemeſſene Belohnung anzuſprechen.

Die Modiſtin erſchrak, als ihr Adrienne mit der Würde einer feingebildeten Dame Vorſtellungen machte; ſie ſah ſich in Gefahr, ihre Beute zu verlieren. Zwei Hülfsmittel boten ſich ihr dar — Erhöhung des Lohnes oder der Verſuch, die Dienſte, welche ſie ſo ungern verlor, in ihrem Werthe herunterzuſetzen. Rückſichtsloſe Selbſtſucht, ſowie die Zuverſicht auf ihre oft erprobte Schlauheit, beſtimmten ſie mit dem Letzteren den Anfang zu machen.

„Sie machen mich ſtaunen, Mademoiſelle!“ hub ſie an, als Adrienne, zitternd ob dem was ſie gewagt, ihre Rede geendet hatte. „Ich war lange mit mir im Zweifel, ob ich Ihnen nur fünfzehn Sous geben könnte, da ſo manche in dieſer Beſchäftigung aufgewachſene Mädchen ſich mit geringerem Lohne begnügen. Ich fürchte, wir müſſen uns trennen, es wäre denn, daß Sie von nun an mit zwölf Sous vorlieb nähmen.“

Adrienne ſtand wie erſtarrt. Sie ſelbſt, der Spiegel der Wahrheit und Lauterkeit, konnte nie auf den Gedanken kommen, daß ein Menſch — und gar noch eine Frau — falſch und grauſam genug ſeyn könnte, um ein ſolches Spiel mit ihr zu treiben: und jetzt gerade, da ſie die Möglichkeit vor ſich zu ſehen glaubte, ihr und ihrer Großmutter Leben noch bis zur Vollendung des Taſchentuchs zu friſten, jetzt mußte ihr ein Wechſel drohen, der ihr Alles, Alles entziehen ſollte! Und ſelbſt in dieſer furchtbaren Kriſis blieb ihr Gewiſſen noch ſo zart, daß ſie Bedenken trug, ob ſie ihren früheren

Lohn, wenn er wirklich nicht ganz verdient ſey, noch ferner anneh-men dürfe.

„Ich hatte gehofft, Madame!“ ſtammelte ſie, indem ſich ihre ſchon lange farbloſen Wangen abwechſelnd rötheten und mit Todten-bläſſe überzogen, „ich hatte gehofft, daß Sie mit mir Ihre Rech-nung fänden, Madame! Gewiß, gewiß, ich bringe Ihnen jeden Abend eben ſo viel Arbeit, als irgend eines der Mädchen, welche Sie beſchäftigen.“

„Darin ſtehen Sie allerdings wenigen nach, Mademoiſelle, das will ich nicht beſtreiten, allein Sie können ſich denken, daß die Arbeit von Leuten, welche dazu geboren und erzogen ſind, den Kunden beſſer gefällt, als Ihrer Hände Werk, die Sie zur großen Dame gebildet wurden. Indeſſen will ich meine Hand nicht ganz von Ih-nen abziehen, weil ich weiß, daß Ihre gute, arme Großmutter — —“

„Si — si, Madame!“ fiel Adrienne haſtig, vor Angſt an allen Gliedern zitternd, ein.

„Ich weiß das Alles, Mamſellchen! und die gute alte Dame ſoll nicht darunter leiden; Sie ſollen zuſammen wieder mit Ihren fünfzehn Sous beglückt werden. Ja, und um Ihr Herz zu er-leichtern, Mamſell, will ich dies ſogar auf ein ganzes Jahr kontraktlich feſt machen laſſen.“

„Nein — nein — nein,“ murmelte Adrienne, die ſich um Alles in der Welt in ihren Plänen für die Zukunft nicht binden laſſen wollte, ſo froh und dankbar ſie auch für den Augenblick war — „Dank, tauſend Dank, Madame! morgen ſollen Sie ſehen, was ich leiſten kann.“

Und Adrienne nähte den folgenden Tag, bis ihr nicht nur Bruſt und Finger ſchmerzten, ſondern ihr Herz beklommen wurde. Das arme Kind ahnte nicht, daß ſie damit ihrer Drängerin nur einen Grund zu noch geſteigerteren und verderblicheren Anforderungen in die Hände gab. Die Furcht, zuletzt auch dieſen Verdienſt und mit ihm alle Hoffnung auf mich zu verlieren, ſchwebte ihr beſtändig vor Augen, ihre Hand beflügelnd und ihre Kräfte zur äußerſten Anſtrengung ſpannend.

Dieſe ganze Zeit über war Frau von Rocheaimard in langſamem, aber beſtändigem Abnehmen begriffen. Alter, Gram und Noth hatten das Werk der Zerſtörung mit ihrem gewöhnlichen Erfolge betrieben, und ſchon nahte der Tod, um der düſteren Scene ein Ende zu machen. Dieſe Aenderung geſchah jedoch ſo ſachte, daß Adrienne nichts davon gewahr wurde, wie ſie denn überhaupt glaubte, die Trennung von einem Weſen, an deſſen Gegenwart, Umgang und Liebe ſie ganz allein gewöhnt war, könne für ſie kaum in den Grenzen der Möglichkeit liegen.

Alles hienieden predigt dem Menſchen die ernſte Lehre einer geheimnißvollen Zukunft, ſowie die Nothwendigkeit, ſo zu leben, daß man jederzeit zu ſterben gefaßt iſt!

Die, denen wir das Leben danken, ſinken in's Grab — Alles was wir lieben, wird von unſerem Herzen geriſſen; all' unſer Thun und Sinnen iſt der allgemeinen Vergänglichkeit verfallen! Die Vereinigung zweier Weſen mag noch ſo innig ſeyn, mag noch ſo viele Jahre gedauert haben und durch ſo mannigfaltige Bande befeſtigt ſeyn, daß ſie uns unauflöslich ſcheint — Alles iſt doch nur Schein! Früher oder ſpäter wird die Stunde kommen, welche ſie mit ihrer ganzen Vergangenheit dem Nichts übergiebt und nur das Eine davon übrig läßt, daß der Zukunft die Wege bereitet worden ſind.

Durch übernatürliche Anſtrengung und lange Nachtarbeit war Adrienne endlich ihrem erſehnten Ziele nahe gekommen — noch ein Tag Arbeit und meine Ausſchmückung war vollendet! Auch war es ihr bis hieher noch gelungen, indem ſie ſich ſelbſt beinahe jede Nahrung verſagte und alles nur irgend Entbehrliche zu Geld machte, ſich und ihre Großmutter durchzubringen.

In Augenblicken wie dieſer kann das Gefühl der Eitelkeit gar nicht in Frage kommen. Ich war unſtreitig von ſeltener Schönheit; in ganz Paris war kein ſolches Tuch mehr, ſo nett, ſo geſchmackvoll geſtickt, ſo fein, mit ſo reichen Spitzen beſetzt. So hoch ſie auch ihre Erwartungen über meine Vollendung geſteigert hatte, das

Reſultat ſollte ſie doch alle weit übertreffen — und als nun dieſe Entſcheidung herannahte, da ſollte auch ſie erfahren, wie ſelten ein Erfolg hienieden unſeren Hoffnungen und Anſprüchen zu entſprechen pflegt. Jetzt im Angeſichte der Vollendung der mühevollen, erſchöpfenden Arbeit, jetzt fühlte ſie nicht das Entzücken, in deſſen Vorgefühl ſie früher geſchwelgt hatte. — Ach! nicht an mir lag die Schuld, ſie ſelbſt hatte dieſe Täuſchung hervorgerufen. Die Kraft des armen Mädchens hatte ſich in ſtetem Hoffen aufgezehrt und als ob auch ſie über die Eitelkeit menſchlicher Wünſche belehrt werden ſollte, ſo ſah ſie jetzt dem Gegenſtande, der ſie ſo verführeriſch aus der Ferne angelächelt hatte, da ſie ihn nun mit den Händen faſſen konnte, die glänzende Maske entfallen, ſo daß nichts als die nüchterne Wirklichkeit zurückblieb. Und dies war durchaus nichts Beſonderes; es war nur die Folge eines ganz gemeinen Naturgeſetzes.

Siebentes Kapitel.

Der Morgen des 14. Juni war angebrochen. Paris pflegt um dieſe Zeit ſein reizendſtes Gewand anzulegen: ſeine Gärten beſonders ſind der Hauptſtadt Europa's würdig und ſtehen jedem anſtändig Gekleideten zur Benutzung offen.

Adrienne ſaß am offenen Fenſter ihres Stübchens, um, ſo viel ſie konnte, von den balſamiſchen Düften einzuziehen, welche aus einem Gärtchen unter demſelben emporſtiegen. Der Zutritt in dieſes kleine Eden war ihr verſagt, denn der Garten war das Eigenthum oder ſtand wenigſtens in ausſchließlicher Benützung eines das Parterre des Hauſes bewohnenden Miethmannes; aber Niemand konnte ihr wehren, ihren Blick an demſelben zu weiden, ſo oft ſie das Auge von ihrer Stickerei aufſchlagen konnte.

Das arme Mädchen war nicht mehr was es vor zwei Monaten geweſen war. Noch einige wenige Stunden und das Werk war

vollendet; aber die bleiche Wange, das hohle Auge und der ängſtliche Blick ſagten deutlich genug, wie viel ſie an Leben und Geſundheit zugeſetzt, bis es ſein jetziges Stadium erreicht hatte. In dem Maße, als ich an Schönheit zunahm, war die Hand, die mich ſchmückte, abgezehrt und wenn ich aufblickte, um ein wohlgefälliges Lächeln zu erhaſchen, ſo fand ich Gram und Schwermuth in den einſt ſo lieblichen Zügen. Und doch war der Geſang der Vögel — Paris iſt voll von dieſen Sängern — um nichts weniger ſüß, der Duft der Roſen nicht minder würzig, das Grün eben ſo friſch als ſonſt. Die Natur läßt ſich in ihrem ewigen Gange nicht aufhalten, um in den Schmerz eines einzelnen Opfers der menſchlichen Geſellſchaft einzuſtimmen, und gerade dann, wenn das Elend am tiefſten iſt, liegt etwas furchtbar Ergreifendes in dieſem unzerſtörbaren, lächelnden Gleichmuthe der uns umgebenden Natur, welche uns das Nichts der Kreatur ſo eindringlich vor Augen hält.

Adrienne war dieſen Morgen noch früher als gewöhnlich aufgeſtanden, feſt entſchloſſen, bis gegen Mittag ihr Tuch fertig zu ſehen, an welchem in der That nur noch die Spitzen anzuſetzen waren, denn ihre Ungeduld machte es ihr geradezu unmöglich, wenigſtens für heute, die Arbeit der Modehändlerin vorzunehmen. Sie hatte den ganzen letzten Monat buchſtäblich von bloßem Brode gelebt; anfangs war es ihr noch möglich geweſen, ihr karges Mahl mit einigen Weinbeeren zu würzen, ſpäter aber hatte ſie es ganz auf Waſſer und Brod verringert. Doch war es im Ganzen weniger dieſe unzureichende Nahrung, was ihre Geſundheit untergrub, als die Entbehrung der friſchen Luft, der Mangel an Bewegung, das ununterbrochene Sitzen bei anſtrengender Arbeit, die ſchlafloſen Nächte und das Fieber monatelang ſich hinſchleppender Hoffnungen. Dann fehlte dem armen Kinde auch der belebende Umgang mit einem verwandten Weſen: ſie war buchſtäblich ganz allein und ihr Verkehr mit Menſchen beſchränkte ſich in der Regel auf die kurzen Beſuche bei der Modiſtin. Ihre Großmutter lag meiſtens im Schlummer, und

wenn ſie einmal ſprach, ſo geſchah es mit dem grämlichen Weſen einer alten, kranken Frau nnd nicht in den zärtlichen Tönen der Liebe. Dies war das Schmerzlichſte von Allem; doch trug es Adrienne mit muſterhafter Standhaftigkeit und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, wenn ſie die Großmutter auf's Land bringen könnte, werde dieſe neues Leben gewinnen und damit auch ihre alte Zärtlichkeit für ſie wiederfinden. So arbeitete ſie mit erneuter Emſigkeit, wenn ſie auch manchmal ihre Thränen nicht ganz zurückdrängen konnte. Von all' dem Mißgeſchick, welches ſie umlagerte, ging dem armen Mädchen nichts mehr zu Herzen, als daß ſie nicht einmal Zeit zum Beten hatte. Sie hatte für jetzt keinen Lohn von der Modiſtin zu gewärtigen und konnte alſo die Stickerei nicht eine Sekunde ruhen laſſen; nur während ihrer emſigen Arbeit ſelbſt durfte ſich ihre Seele in heißem, inbrünſtigen Gebet ergießen.

Zum Glücke war das Befinden der Frau von Rocheaimard den ganzen Morgen über ungewöhnlich gut und Adrienne, obgleich durch Anſtrengung und ſchmale Koſt — ſie hatte eben ihren letzten Biſſen, ein halbes Brödchen, zum Frühſtück verzehrt — beinahe erſchöpft, konnte ungeſtört bei ihrer Arbeit bleiben; die Nähe des Zieles trieb ſie immer heftiger zur Eile und ihre Nadel flog ordentlich über die Leinwand. Aber mit einem Male ließ ſie mich auf ihren Schoß fallen und brach in eine Fluth von Thränen aus, die bald in hyſteriſches Schluchzen übergingen. Ich dachte nicht anders, als ſie würde jetzt in Ohnmacht fallen; doch ein Glas Waſſer beruhigte ſie wieder und der Anfall, in welchem ſich ihre erſchöpfte und überreizte Natur Luft gemacht hatte, ging vorüber.

Das Werk war vollbracht und auf ihren Knien lag wenn nicht das reichſte, doch gewiß das niedlichſte, eleganteſte Taſchentuch von Paris. In dieſem entſcheidenden Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Demoiſelle Déſirée, die Comptoirdame, trat in's Zimmer.

Dieſes ränkevolle Weib hatte Adrienne in demſelben Augenblick, da dieſe das Tuch einkaufte, zu ihrer Beute auserſehen und ſie

von Stund an nicht mehr aus den Augen verloren. Mit Hülfe kleiner Geſchenke wußte ſie die kleine Natalie zu beſtechen und erfuhr ſo das allmählige Fortrücken der Arbeit, ſowie daß dieſe höchſt wahrſcheinlich noch an dieſem Morgen zum Verkaufe fertig werden würde. Unter dem Vorwand, die zum Vermiethen ausgebotenen Zimmer einſehen zu wollen, war ſie nun bis zu mir vorgedrungen, hatte mit einer kurzen Entſchuldigung ihre Wünſche erklärt, worauf ſie von Adrienne mit größter Zuvorkommenheit in der kleinen Wohnung herumgeführt wurde.

„Wann geht Ihre Zeit zu Ende, Mademoiſelle?“ fragte Déſirée in gleichgültigem Tone.

„In der nächſten Woche, Madame; zu Anfang derſelben gedenke ich mit meiner Großmutter auf's Land zu ziehen.“

„Daran thun Sie in der That ſehr wohl; Niemand, der die Mittel dazu hat, ſollte nach Ablauf des Juni in Paris bleiben. — Gott! welch' wunderſchönes Taſchentuch! Gewiß — nein, gewiß nicht Ihre eigene Arbeit, Mademoiſelle?“

Als Adrienne einfach bejahte, verdoppelte ſich die Bewunderung der Kommiſſionärin. Während ſie mit den Augen das Zimmer muſterte, um die Ausſichten für ihren Einkauf zu prüfen, erkundigte ſie ſich, ob das Tuch beſtellt ſey. Adrienne erröthete zwar, erwiederte aber gleichwohl, dieſe Anwandlung von Schaam überwindend, es ſey zum Verkauf beſtimmt.

„Ah ſo! nun ich wüßte eine Liebhaberin dazu, eine meiner Freundinnen, welche ein Lager von Putzwaaren hält und dergleichen Artikel beſſer als irgend Jemand bezahlt, denn Sie müſſen wiſſen, daß gewiſſe ruſſiſche Fürſtinnen ihr alle kleinen Geſchäfte dieſer Art anvertrauen. Haben Sie denn ſchon daran gedacht, Ihren Preis zu machen, Mademoiſelle?“

Der Hoffnungsſtrahl, welcher Adriennen aus dieſen Worten entgegenleuchtete, zauberte abermals Roſen auf ihre Wangen, denn die Frage, wie der Verkauf gelingen werde, hatte immer wie ein

Geſpenſt vor ihrer Seele geſtanden. Sie bekannte die Wahrheit und ſagte, daß ſie mit den Preiſen ſolcher Artikel unbekannt ſey und nur zuweilen ſchon gehört habe, wieviel reiche Damen dafür zu bezahlen pflegten.

„Ja, das iſt ganz was Anderes! Solche Leute, meine Liebe, geben immer zweimal ſo viel, als ein Ding werth iſt. Nun laſſen Sie einmal ſehen — das Tuch koſtet Sie zehn Franken?“

„Acht und zwanzig,“ verbeſſerte Adrienne mit zitternder Stimme.

„Acht und zwanzig! du mein Gott! Da ſind Sie ſchändlich geprellt worden! Zehn wären ſchon ein hoher Preis in einer Zeit, da alle Fremden fort ſind. — Bleiben wir alſo bei zehen. Die Spitzen hier — die mögen wohl einen Napoleon werth ſeyn: ja, ja, wir können ſie zu einem Napoleon rechnen.“

Der armen Adrienne ſank der Muth: ſie hatte ſie wenigſtens fünfmal ſo hoch angeſchlagen.

„Das macht alſo dreißig im Ganzen für Ihre Auslagen,“ fuhr ihre Quälerin mit unerbittlicher Ruhe fort, „und nun die Arbeit. Sie mögen wohl vierzehn Tage zu dem niedlichen Dingelchen gebraucht haben?“

„Zwei Monate,“ erwiederte Adrienne kleinlaut.

„Was Sie ſagen — zwei Monate! Ach ja, Sie ſind wohl an dergleichen Beſchäftigungen nicht gewöhnt; da geht freilich die Arbeit nicht ſo recht von der Hand.“

„Ich konnte nur des Morgens und ſpät in der Nacht daran arbeiten; aber dennoch ſollte ich meinen, daß ich gar manche volle Stunde darauf verwendet habe.“

„Und Sie nickten wohl auch zuweilen darüber ein? — Nun gut, wir wollen einen Monat ſagen. Dreißig Tage zu zehn Sous thut fünfzehn Franken, dazu die dreißig, die wir für Ihre Auslagen hatten, macht im Ganzen fünf und vierzig Franken — parole d'honneur, eine hübſche Summe für ein Taſchentuch! Ja, ja, ſo

viel müſſen wir fordern, meine Liebe, dann können wir immerhin fünf Franken herunterhandeln laſſen, da wir doch noch zwei Napoleons bekommen."

Adrienne fühlte, wie ihr Herz ſo großem Weh erlag. Mangel an Nahrung hatte ihre Geiſteskraft gelähmt und hier kam vollends ein Schlag, der all' ihre goldenen Träume vernichtete. — Es war zu viel! Wußte ſie denn nicht, daß Taſchentücher wie das ihrige in den Läden häufig zu zwanzig Napoleons verkauft wurden? Ja, aber das war ihr freilich unbekannt, welche enormen Procente der Wuchergeiſt und die Habſucht der Kaufleute von der Einfalt und Eitelkeit der Käufer zu erheben pflegt.

Das unglückliche Mädchen! es würde wohl unter der Wucht dieſes Schlags das Bewußtſeyn verloren haben, hätte ſich nicht vom Krankenbette her die ſchwache Stimme der Großmutter vernehmen laſſen — eine Aufforderung, welche Adrienne niemals überhörte und die jetzt das arme Kind für den Augenblick die Urſache ihres Kummers vergeſſen ließ.

„Meine arme Adrienne," flüſterte Frau von Rocheaimard mit einer Zärtlichkeit des Tons, wie ſie ihre Enkelin ſchon ſeit mehreren Wochen nicht mehr vernommen hatte, — „meine arme Adrienne, die Stunde der Trennung iſt nahe — —"

„Großmutter! — theuerſte Großmutter!"

„Nicht doch, geliebtes Kind! Gott will es ſo. Ich bin alt und die Schatten des Todes ſind über mir. Es iſt ein Glück, daß er mir ſo mild und freundlich nahe tritt in einem Augenblicke, da ich ſo gut darauf vorbereitet bin. Das Grab, geliebte Adrienne, bietet uns Ausſichten, wie kein anderer Schauplatz ſie gewähren kann. Edles Blut und altadeliger Name ſind nichts vor der Gnade und Barmherzigkeit Gottes! Vergieb mir, wenn ich jemals Dein unſchuldiges Herz auf Eitelkeiten gelenkt habe — es war eine von den Schwächen des Alters. Alles, Alles iſt eitel unter der Sonne — erſt jetzt, da es zu ſpät iſt, vermag ich dies einzuſehen. Hüte

Dich, Kind meiner Liebe, daß nicht mein Fehler auch der Deinige werde. Küſſe mich, Adrienne, und bete für meine Seele, wenn Alles vorüber iſt."

„Ja theuerſte, geliebteſte Großmutter! Du weißt, ich will."

„Du mußt den Reſt meiner Ausſteuer zu Geld machen, um Dir nach meinem Tode ein gemächliches Auskommen zu ſichern."

„Ich will Alles thun, was Du willſt, theuerſte Großmutter."

„Vielleicht wirft es noch ſo viel ab, daß Du Dir vier- bis fünfhundert Franken Renten kaufen kannſt, und damit haſt Du genug, um einfach zu leben."

„Ja, ja, Großmutter, das iſt wohl möglich."

„Den Fingerhut mußt Du aber nicht verkaufen — nicht wahr? Den behältſt Du zum Andenken an Deine Großmutter?"

Adrienne beugte das Haupt und ſtöhnte laut. Ihre Großmutter verlangte jetzt nach einem Prieſter und die Gedanken des Mädchens nahmen eine andere Richtung. Dies war ein Glück für die Arme, denn ihr Geiſt wäre dieſer Qual wohl endlich unterlegen.

Frau von Rocheaimard endete noch in derſelben Nacht in den Armen Adrienne's, welcher der bon curé und die Portiersfrau Beiſtand leiſteten. Ihr letztes Wort war ein Segen über das ſchöne und edle Weſen, welches ſeine kranke Großmutter ſo treu und liebevoll bis an ihr Ende gepflegt hatte.

Nachdem Alles vorüber und die Leiche ausgelegt war, verlangte Adrienne mit ihr allein gelaſſen zu werden. Weder im Leben noch im Tode konnte ihre Großmutter je ein Gegenſtand des Schreckens für ſie ſeyn und überdies wäre außer ihr wohl ſchwerlich Jemand zur Todtenwache bereit geweſen. Sie konnte im Verlauf der Nacht ſogar ein wenig einſchlummern — ein Tribut, welchen die Natur gebieteriſch von ihren erſchöpften Kräften einforderte.

Der folgende Tag ſtürzte die Arme in neue Angſt und Nöthen. Der Leichenbeſchauer kam, wie dies in Frankreich üblich iſt, um ſeinen Bericht zu erſtatten: die Anſtalten zur Beerdigung mußten

getroffen werden. Unter dieſen Umſtänden mußte Adrienne das Erſcheinen Déſirée's, welche ihr im Laufe des Morgens einen Beſuch machte, wozu ſie die Scene von geſtern, der ſie großentheils beigewohnt hatte, zu berechtigen ſchien — als ein wahres Glück betrachten.

Sie bot Adrienne ihre Dienſte als Kommiſſionärin an und dieſe, wohl oder übel, mußte ſie annehmen, da ſie in ſolchen Dingen nicht für ſich ſelbſt zu handeln gewöhnt war. Kaum hatte ſie die nöthige Anweiſung oder vielmehr die Antwort auf ihren eigenen Wink erhalten, ſo eilte ſie ſogleich von dannen, um die erforderlichen Weiſungen zu geben und Adrienne blieb nun wieder allein bei der Leiche ihrer geliebten Großmutter.

Sobald ihre Aufregung nachließ, trat eine tiefe Abſpannung an deren Stelle und ihre eigenen körperlichen Bedürfniſſe fingen an ſich fühlbar zu machen. Seit mehr als dreißig Stunden war keine Nahrung mehr über ihre Lippen gekommen und ein ärmliches, trockenes Brod war ihr letztes Frühſtück geweſen. Vor Hunger einer Ohnmacht nahe, fühlte ſie nach ihrer Börſe, um Natalien zu einem benachbarten Bäcker zu ſchicken — und jetzt trat ihr das ganze Elend ihrer Lage in nackter Wirklichkeit vor Augen. Sie hatte nicht einen Heller; der letzte Sous war für das geſtrige Frühſtück daraufgegangen.

Schon fühlte ſie eine todtähnliche Schwäche über ſich kommen, als ihr angſtvoll umherſpähendes Auge auf das Tiſchchen fiel, worin ſie gewöhnlich die für ihre Großmutter beſtimmte Nahrung aufbewahrt hatte. Da ſtand noch etwas Gerſtenſchleim und eine dünne Brodſuppe, und obgleich dies Alles war, was das arme Kind vom Hungertode zu trennen ſchien, ſo zauderte ſie doch, ſich dieſer Speiſen zu bedienen: kam dies doch ihren Augen gleichſam wie eine Verletzung des Heiligſten vor. Sie beſann ſich einen Augenblick — da gewann aber die richtigere Betrachtung die Oberhand, daß ihre Pflicht für die theure Verwandte von ihr fordere, ihre körperlichen Kräfte zu erneuen, um auch der Todten noch ihre Schuld zu entrichten.

So nahm ſie denn in einer Art heiliger Ehrfurcht das kleine Mahl zu ſich und fühlte ſich bald ſo weit geſtärkt, um ihre Seele im Gebet erheben zu können.

„Mademoiſelle wird ſo gut ſeyn, mir zehn Franken zu geben,“ ſprach Déſirée bei ihrer Rückkehr; „ich habe alles Nöthige beſtellt, brauche jetzt aber auch Geld, um einige Kleinigkeiten zu bezahlen, welche man in Kurzem herbringen wird.“

„Ich habe kein Geld, Déſirée, — nicht einen Sous.“

„Kein Geld, Madmoiſelle? Aber ums Himmels willen, wie ſollen wir denn Ihre Großmutter beerdigen?“

„Das Taſchentuch —“

Déſirée ſchüttelte den Kopf und ſah nun, daß ſie ihre meiſten Beſtellungen zurücknehmen mußte. Doch war ſie ein Weib und fühlte menſchlich, konnte alſo ein ſo hülfloſes Weſen in einem Augenblicke der höchſten Bedrängniß unmöglich ganz im Stiche laſſen.

„Dies Taſchentuch läßt ſich für fünfundvierzig Franken verkaufen, Mademoiſelle,“ begann ſie nach augenblicklichem Nachdenken; „ſo viel will ich ſelbſt dafür geben, ohne für meine heutigen Dienſte einen Heller anzurechnen. Ihre gute Großmutter muß ein chriſtliches Begräbniß haben, das iſt gewiß — es wird ohnehin für zwei Napoleons ärmlich genug ausfallen. Was ſagen Sie dazu, Madmoiſelle, — wollen Sie die fünf und vierzig Franken von mir annehmen oder ziehen Sie vor ſich an die Putzhändlerin zu wenden?“

„Ich kann jetzt zu Niemand gehen, Déſirée. Geben Sie mir das Geld und machen Sie, daß meiner geliebten Großmutter die letzte Ehre, wie ſich's gebührt, erwieſen wird.“

Adrienne ſprach dies mit der Ruhe der Verzweiflung. Ohne Ausdruck in den hohlen Augen, ohne einen Tropfen Bluts in den bleichen Wangen ſaß ſie da, die Hände regungslos in dem Schoße ruhend — ein Bild der völligſten Hülfloſigkeit.

Déſirée legte zwei Napoleons auf den Tiſch, indem ſie fünf Franken für einige augenblickliche Ausgaben zurückbehielt, und nahm

mich dann in die Hand, um ſich zu überzeugen, ob ſie nicht zu viel gethan habe. Die Unterſuchung ſchien befriedigend ausgefallen zu ſeyn, denn ich wurde mit großer Sorgfalt in ein Körbchen gepackt, worauf die Kommiſſionärin ihre Gänge wieder antrat. Obgleich ſie es dießmal mit ihren Dienſten gut und ehrlich meinte, hielt ſie doch gleichwohl nicht für nöthig, aus Adrienne's Armuth ein Geheimniß zu machen — eine Entdeckung, welche kaum noch der Portiers Frau anvertraut war, als ſie auch ſchon dem Hauseigenthümer mitgetheilt wurde.

Adrienne hatte jetzt Mittel in Händen, ſich Nahrung zu verſchaffen; allein da ſie nicht wiſſen konnte, wie viel das bevorſtehende Leichenbegängniß in Anſpruch nehmen würde, ſo war es ihr Gewiſſensſache, ſich wie bisher auf trocknes Brod zu beſchränken. Am Abend erſchien Déſirée mit der Meldung, daß das Leichengeleite auf den andern Morgen angeſagt ſei; ſie habe Alles ſo wohlfeil als möglich eingerichtet, habe aber doch fünf und dreißig Franken gebraucht, denn billiger laſſe ſich die Sache unmöglich abmachen.

Adrienne bezahlte die Summe und fand ſich nun noch im Beſitze von netto vier und einem halben Franken. Déſirée aber verabſchiedete ſich für die Nacht und nahm mich als wohlerworbenes Eigenthum in ihrem Körbchen mit nach Hauſe. In meiner neuen Behauſung angekommen, wurde ich auf einen Tiſch gelegt, von wo ich durchs offene Fenſter zu dem ſternenbeſäten Nachthimmel emporſchauen konnte. Der Anblick jener wandelnden Welten, welche nach der Behauptung der Aſtronomen die Sonnen neuer Syſteme bilden, verſenkte mich in Betrachtungen über die vor unſerem inneren Auge liegende Ewigkeit und meine Gefühle löſten ſich in ſanfte Wehmuth auf, wenn ich wieder an die Spanne Zeit zurückdachte, welche wir alle hienieden unter dem Joche des Unrechts und der Bedrückung zu durchleben haben. Solche Betrachtungen ſind gar oft nothwendig, um uns Ergebung in die geheimnißvollen Wege der Vorſehung einzuflößen, deren Rathſchlüſſe uns

oft ſo ungerecht ſcheinen und deren Plane ſo unerforſchlich ſind. Wenn man nur erwägen will, wie die Zeit der Ewigkeit gegenüber nur ein Staubkorn iſt, wenn man ſich nur das Tröſtende des: „wen der Herr lieb hat, den züchtiget er“, ins Gedächtniß prägt, dann wird man die Leiden dieſes Lebens leicht, ja mit Freudigkeit tragen.

Die Art und Weiſe, wie Déſirée über mich verfügte, wird der Leſer im folgenden Kapitel erfahren.

Achtes Kapitel.

Der Leſer darf aus dem Vorhergegangnen nicht auf eine ungewöhnlich niedrige Denkweiſe der würdigen Demoiſelle Déſirée ſchließen. Käuflich war ſie allerdings in einem gewiſſen Grade — wo iſt die Unterhändlerin, die es nicht wäre? — allein ſie zeigte auch ihre Anwandlungen von Herzensgüte, ſo gut wie irgend jemand und hatte immerhin einiges von ihrer Zeit und alſo auch etwas Geld geopfert, um Adrienne in ihrer Noth zu dienen. Was den Handel mit mir anbetraf, ſo ſchlug dieß in ihr „Geſchäft“ ein, und man wird ſelten finden, daß die Menſchenliebe jene zur andern Natur gewordene Politik der Gewerbsleute überwältigt.

Déſirée war keineswegs ganz ohne Mittel und brauchte ſich daher in ihrer nunmehrigen Aufgabe, die nöthigen Procente aus dem geſchloſſenen Kaufe zu ziehen, nicht zu übereilen. So mochten nach meiner Berechnung wohl zwei bis drei Jahre hingegangen ſeyn, ehe ſie mich wieder aus der Schublade hervorzog, in welcher ich ſo lange als eine Art „Reſervekorps“ gelegen hatte. — Am Schluß dieſer Periode kehrten ihre Gedanken zu ihrem Schatze zurück und bald zeigte ſich eine Gelegenheit, mich vortheilhaft zu verwerthen, da ſie mich, um für jeden annehmbaren Handel, der ſich etwa darbieten möchte, in Bereitſchaft zu ſein, in ihren Ridicüle geſteckt hatte und auf allen ihren Gängen mitnahm.

An einem ſchönen Tage waren wir, Déſirée und ich, zuſammen auf den italieniſchen Boulevards, als die ſtets wachſame Unterhändlerin eines Mannes anſichtig ward, welchem ſie alsbald in großer Eile quer über die Straße entgegeneilte. Ich weiß kaum, wie ich dieſe Perſon beſchreiben ſoll: ſie hatte für meine unerfahrenen Augen das Anſehen eines Gardeoberſten Karls X., oder doch zum wenigſten eines Attachés bei einer der nordiſchen Geſandtſchaften. Der Mann trug ſich nach der vornehmſten, neueſten Mode, hatte die Manieren der feinen Welt, wies einen fürchterlichen Schnurrbart und war auf wunderbare Art mit Ringen, Augengläſern, Cachets und Ketten behangen.

„Bon jour, Monsieur,“ rief ihm Déſirée haſtig entgegen, „parole d'honneur, ich hätte Sie beinahe nicht erkannt! Ich habe mit der lebhafteſten Ungeduld Ihrer Rückkehr von Lyon entgegengeſehen, denn um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, habe ich für Ihre amerikaniſchen Damen den koſtbarſten Edelſtein, der je aus einer Bleiche hervorging, nämlich un mouchoir de poche bereit gehalten.“

„Doucement — doucement, ma bonne“, wehrte der Angeredete ab, als er bemerkte, wie meine Herrin Anſtalt machte, mich auf offener Straße auszukramen — eine Ausſtellung, nach der er keineswegs zu verlangen ſchien — „Sie können den Bijou in meine Wohnung bringen.“

„Rue de Cléry, nro cent vingt —?“

„Pas du tout, meine gute Déſirée. — Sie müſſen wiſſen, daß ich alle meine gewöhnlichen Geſchäfte abgemacht, meine Einkäufe beſorgt habe und mit dem nächſten Packetboot nach New-York abgehe.“

„Mais le malle, Monsieur?“

„Je nun, der Koffer wird, wie Sie zu ſagen pflegen, für ein beſonders ausgeſuchtes Stück ſchon noch ein Winkelchen übrig haben. Ich werde heute Abend zu einem großen Ball nach Hofe gehen; Madame la Marquiſe de Dolomien und der Flügeladjutant vom

Dienſt haben mir ſo eben notificirt, daß ich dazu eingeladen bin. Ich will offen gegen Sie ſeyn, Déſirée, und Ihnen ſagen, daß ich in der Rue de la paix wohne; ich bin gegenwärtig ein ſimpler Fremder, und wenn Sie mich beſuchen, ſo dürfen Sie nur nach Colonel Silky fragen.“

„Le colonel Silky!“ wiederholte Déſirée mit einem bewundernd ſein ſollenden Blick, der nicht ganz frei von Verachtung war.

„De la garde nationale Américaine“, ergänzte der Andere lächelnd, gab dann der Kommiſſionärin ſeine neue Adreſſe und beſtimmte ihr eine Stunde für ihren Beſuch.

Déſirée erſchien pünktlich auf die Minute. Portier, garçons, bourgeois — Alle kannten den Colonel Silky, der jetzt ein großer Mann war, einen Schnurrbart trug und zu Hofe ging, einem Hofe freilich, der auch darnach war. Nach einer Minute ſtand Déſirée in des Obriſten Vorzimmer.

Dieſer ausgezeichnete Offizier hatte „Methode in ſeiner Narrheit;“ er war nicht gewohnt, einen Diener zu halten und als Mann, der entſchloſſen iſt, koſte es, was es wolle, ſein Glück zu machen, wußte er es ſogar jetzt, in den Stunden des Stolzes und der Genußſucht ſo einzurichten, daß er ohne einen ſolchen auskam. Es ſtand daher nicht lange an, bis er ſelbſt erſchien und ſie in ſeinen Salon führte, ein Zimmer von zehn Fuß Länge und vierzehn Fuß Breite, deſſen Mitte ein acht Fuß langer und ſechs Fuß breiter Teppich bedeckte.

Sobald die beiden Parthieen in dieſer Spelunke, welche kaum groß genug ſchien, um den Schnurrbart eines ſo großen Mannes zu beherbergen, einander allein gegenüber ſtanden, ging die weitere Verſtändigung ohne alle unnöthigen Phraſen vor ſich und ich wurde ſofort ans Licht gezogen.

Obriſt Silky war offenbar von meiner Schönheit betroffen. Ein Offizier von ſeiner Gewandtheit und Erfahrung erkannte auf den erſten Blick, daß ich ganz dazu geſchaffen war, keinen kleinen

Theil der Hinderniſſe bei ſeinem gegenwärtigen Feldzuge aus dem Wege zu räumen, und in dem Maaße, als ſeine Bewunderung ſtieg, wurde ſeine Miene kalt und gleichgültig. Mich konnte dieſe Finte nicht täuſchen, da mein innerer Blick ſolchen Kunſtgriffen Trotz bot; deſto mehr that ſie ihre Wirkung auf Déſirée, welche zufällig für den Augenblick zu einer beſonderen Spekulation Geld bedurfte und auf der Stelle den Preis, den ſie anfangs zu fordern beabſichtigt, um fünfzig Franken herabzuſtimmen beſchloß. Dieſer Abſchlag betrug gerade fünf Franken mehr, als die arme Adrienne für ihre ſchönen Spitzen, für ihre Arbeit, ihre ſchlafloſe Nächte und ihre Thränen erhalten hatte — ein Beiſpiel, das für die Geſchäftspraxis der Kommiſſionärin einen Maaßſtab gab.

Der Handel, der nun allen Ernſtes eröffnet wurde, bot ein höchſt belehrendes Bild dar: auf der einen Seite eine Frau mit Proteſtationen, Verſicherungen, Einwürfen und ächt franzöſiſcher Zungenfertigkeit — auf der andern die kalte, ſcheinbar phlegmatiſche, gleichwohl aber verſchmitzte Berechnung eines Yankee. Déſirèe hatte nach Abzug der erſten fünfzig Franken ihren Preis auf hundert und fünfzig geſtellt; und wenn man zuſammen rechnet, was allein der Stoff an mir und was Arbeit und Spitzen werth waren, ſo hatte ſie wahrlich nicht zu ſehr überboten. Aber der edle Obriſt war von Anfang an entſchloſſen, nur hundert zu geben; denn er ſah, daß die Verkäuferin Geld brauchte und wußte, daß er bei ſeiner Art zu reiſen mit dritthalb Napoleon von Paris nach Havre kommen konnte. Zwar hatte er erſt heute Morgen dieſelbe Summe für ein Augenglas ausgegeben, das er niemals gebrauchte, und wenn ers auch that, ſich blos die Augen damit verfinſterte; allein jene Ausgabe war doch nichts weniger als zwecklos, denn ſie ſollte die Welt überzeugen helfen, daß er wirklicher Obriſt ſey und an dem modiſchen Gebrechen eines ſchwachen Geſichtes leide. — Solche Extreme von Verſchwendung und Filzigkeit waren bei ihm durch-

aus nicht ſelten und ſtanden in der That in einem natürlichen Zuſammenhange mit einander.

„Sie laſſen den Zoll außer Acht, meine Beſte," bemerkte der feilſchende Kriegsmann; „dieſes Vertragsgeſetz iſt tauſendmal ſchlimmer als alle andern Geſetze, die wir jemals in Amerika gehabt haben."

„Den Zoll, Monſieur," erwiederte ihm die Unterhändlerin mit ungläubigem Lächeln; „als ob Sie noch Kind genug wären, um von einem Taſchentuche Zoll zu bezahlen? Ma foi, ich will Ihnen deren zwanzigtauſende ſogar von England ſelbſt herüberbringen und kein Douanier ſoll ſeine Naſe darein ſtecken."

„Mag ſeyn, aber wir in Amerika geben uns nicht mit Schmuggeln ab," erwiederte der Obriſt mit einem Aplomb, der einem Vidocq Ehre gemacht haben würde, „in unſerem republikaniſchen Lande ſind die Geſetze Alles in Allem."

„Ei warum ſtaffiren ſich dann ſo manche von Ihren guten Republikanern ſo aus, daß man ſie in Rue de Cléry nicht mehr erkennt, und gehen nachher zu Hofe?" fragte die Kommiſſionärin mit der unſchuldigſten Miene von der Welt.

„Bah! hier liegen die fünf Napoleons — nehmen Sie ſie, wenn Sie wollen, oder nehmen Sie ſie nicht, mir gilt es gleich, meine Faktur iſt ohnehin ſchon geſchloſſen."

In ihrem Leben hatte Déſirée kein Geld mit ſolchem Widerſtreben eingeſtrichen. Die hundert und fünf und fünfzig Franken, die ſie ſchon im Geiſte an der Arbeit, der Selbſtverleugnung und den Entbehrungen der armen Adrienne herausgeſchlagen hatte, ſchwanden ihr unter den Händen um fünf und fünfzig, oder mit anderen Worten zu einem lumpigen Profit von etwas mehr als hundert Procenten zuſammen. Allein der Obriſt blieb feſt und zum erſten Mal in ihrer Praxis mußte ihre Geldgier zurückſtehen.

Das Geld wurde ſofort ausbezahlt und ich war nun der Vaſall des Obriſten Silky, welcher ſeinem Titel nach Soldat, in Wahrheit

aber ein reiſender Handelsmann war, und weder auf ſeinen Feldzügen noch auf Reiſen oder Vergnügungspartthien die geringſte Gelegenheit, aus der ſich etwas machen ließ, aus dem Auge verlor.

Die Wahrheit zu ſagen, war Obriſt Silky höchlich zufrieden mit ſeiner Erwerbung. Kein Mädchen konnte ein beſſeres Urtheil in dieſen Artikeln haben als er, und all ſein aufgeklärter Geſchmack lief auf die Bewunderung von Kaufmannsgütern hinaus. Ich wurde ſofort der ſtrengſten Unterſuchung unterworfen, auf dieſelbe im Stillen für vollkommen tadellos erklärt und meinen Vorzügen unbedingter Beifall gezollt, kurz ich fühlte mich geſchmeichelt, denn — ſo iſt einmal unſer Herz geartet — ſelbſt das Lob eines Narren hat für uns etwas Beſtechendes.

Weit entfernt mich in einem Koffer oder Schranke zu begraben, ſteckte mich der würdige Obriſt, ſorgfältig in einem Umſchlag gehüllt, geradezu in ſeine Taſche, und ein paar Augenblicke zitterte jede Fiber meines zarten Gewebes vor dem Gedanken, er könnte ſich in einer Anwandlung von Zerſtreuung beigehen laſſen, mich zu gebrauchen. Allein dies war keineswegs die Abſicht meines neuen Gebieters. Zwar ſpuckte die abenteuerliche Idee in ſeinem Kopfe, mich dieſen Abend in das Schloß des Königs der Franzoſen zu führen, allein er war doch klug genug, ſich über einen ſo kitzlichen Punkt vorerſt mit einer Art von Hofkommiſſionärin zu berathen, deren Bekanntſchaft er auf ziemlich wohlfeile Art gemacht hatte. Glücklicherweiſe hatte dieſe Oberhofmeiſterin, wenn auch ſonſt nicht vom reinſten Waſſer, doch hinlänglichen Takt, um ihren élève keinen ſo plumpen Verſtoß begehen zu laſſen und ſo entging ich dem Mißgeſchick, mein erſtes Debüt bei Hofe unter den Auſpicien eines ſolchen Patrones zu machen.

Nebenbei trug ſich der würdige Oberſt auch einige Minuten mit dem Plane, mich der Marquiſe von Dolomien zu Füßen zu legen, um ſich ihrer Patronage im königlichen Cirkel zu verſichern; als er aber bei ſich zuſammenrechnete, was er durch dieſe Spekulation

verlieren würde, fiel ihm das Opfer doch allzu ſchmerzlich und der Gedanke wurde wieder aufgegeben.

Derlei paſſirte überhaupt unſerem Ehrenmanne gar häufig. Er wälzte eine projectirte Liberalität immer ſo lange in ſeinem Kopfe hin und her, bis er glaubte, er habe ſchon mit dieſem inneren Kampfe genug gethan, und ſolchergeſtalt kam es bei ihm nie über das Hinaus, was die Wundärzte „den erſten Anſatz" nennen. Das Ende vom Liede war daher auch in dieſem Falle, daß ich, als die Stunde des Hofballes herankam, mit aller Sorgfalt in einen Carton gelegt und dem Koffer des Oberſten anvertraut wurde, den ich auch bis zu unſerer Ankunft in Amerika nicht mehr verließ.

Von der Reiſe weiß ich ſomit wenig zu ſagen, da ich von der See nicht das Mindeſte zu Geſicht bekam. So recht ſeekrank war ich eigentlich nicht, allein eben ſo wenig kann ich mich während der ganzen Ueberfahrt eines vollkommenen Wohlſeyns rühmen. Die eingeſchloſſene Luft in der Kajüte und eine gewiſſe Schwere im Kopf machten mich gänzlich unfähig, an dem, was um mich her vorging, irgend Antheil zu nehmen, und ich war herzlich froh, als unſer Koffer zur Viſitation aufs Deck gebracht wurde.

Die Douaniers von New-York waren nicht die Leute dazu, ein Taſchentuch im Gepäcke eines Gentleman — was ſage ich, eines Oberſten — aufzuſpüren und ich paſſirte unentdeckt mit ſo manchen andern Spekulationsartikeln meines Dienſtherrn.

Ich nenne den Oberſten meinen Dienſtherrn, obgleich dies, ſtreng genommen, nicht richtig iſt; denn — dem Himmel ſey Dank — er nahm meine Dienſte nie in Anſpruch; allein ſeit meiner Ankunft in Amerika habe ich einen ſo unüberwindlichen Widerwillen gegen das Wort „Maſter" gefaßt, daß es mir immer in der Kehle und jetzt auch in der Feder ſtecken bleibt. Zwar hat man, wie das folgende Geſpräch zeigen wird, ein höchſt geiſtreiches Surrogat dafür erfunden; allein meine frühere Erziehung unter den Händen des Aſtronomen und der zartfühlenden Adrienne hat mich ſo empfindlich

für Alles Triviale gemacht, daß mir die Periphraſe eben ſo widerlich als das Original vorkommt.

Die Unterhaltung, auf welche ich eben verwieſen habe, wurde zwiſchen meiner Wenigkeit und einem ſehr ehrbar ausſehenden Hemde geführt, in deſſen Nähe ich wenige Tage nach meiner Ankunft zum Trocknen zufällig war aufgehängt worden; denn der Obriſt hatte es für zweckdienlich erachtet, mich, ehe ich „zu Markte käme", vorher gehörig waſchen und plätten zu laſſen. „Wer iſt dein Baas *, Taſchentuch?" fragte das Hemd, welches mir — abgeſehen von einer flüchtigen Berührung in der Waſchküche — wildfremd war, „wer iſt dein Baas, ſage ich; du haſt ein ſo vornehmes Ausſehen, daß ich begierig wäre, etwas von deiner Geſchichte zu hören."

Nach Allem was ich gehört und geleſen hatte, durfte ich vollkommen überzeugt ſeyn, daß mein Nachbar ein ächtes Yankee-Hemd war; ſeine Neugierde ſowohl als die abrupte Manier, Fragen zu ſtellen, ließen hierüber keinen Zweifel übrig. Zudem konnte ich mir durchaus nicht vorſtellen, was das Wort Baas bedeuten ſollte, bei dem mich mein Hellſehen gänzlich im Stiche ließ, und das keiner Sprache angehört, die von Gelehrten und Akademikern geſprochen wird.

„Ich weiß nicht, Sir," erwiederte ich, „ob ich Ihre Frage gehörig verſtanden habe. Was verſtehen Sie unter Baas?"

„O, dies iſt nur ſo eine republikaniſche Redensart für ‚Herr'. Der meinige z. B. iſt der Richter Latitat, im Ganzen ein recht gutes Stück von einem Herrn, bis auf die ſchlimme Gewohnheit, auf ſeinen hölliſchen Rundreiſen beim Scheine elender Talglichter ſo ſpät in die Nacht hinein zu ſitzen. Freilich darin ſind die Richter

* boss, ein urſprünglich deutſches (niederſächſiſches) dem amerikaniſch-engliſchen Idiom durch holländiſche Vermittlung zugekommenes Wort — durch Corruption etwas entſtellt. Der deutſche Stamm iſt B a a s, wie noch heute z. B. in Weſtphalen der Dienſtherr genannt wird. Zu ihm gehören das noch vorkommende, obwohl ſchon veraltete Adverb b a ß, der noch in vollem Gebrauch ſtehende Comparativ davon b e ſ ſ e r, (bäſſer, better) und wohl auch das bekannte weibliche „Baaſe". D. U.

einer wie der andere; keiner macht ſich ein Gewiſſen daraus, ein armes Hemd oft bis nach Mitternacht hinzuhalten, um dieſe verdammten, dämiſchen Anwälte und die ſpitzfindigen, krittelſüchtigen Zeugen anzuhören.“

„Ich bitte zu bedenken, Sir, daß ich ein weibliches Taſchentuch bin und daß Perſonen Ihres Geſchlechts in Gegenwart von Damen eine gemäßigte und verſtändige Sprache ziemt.“

„In der That, ich ſehe an Deinem Schmucke, daß Du ein Weiberrock biſt; allein das hindert Dich doch nicht, einem ehrlichen Jungen zu ſagen, wer Dein Baas iſt.“

„Ich gehöre gegenwärtig dem Obriſten Silky an, wenn es dieß iſt, was Sie wiſſen wollen — hoffe aber, daß mir bald irgend eine ſchöne Dame die Ehre erzeigen wird, mich in ihre Garderobe aufzunehmen. Ohne Zweifel wird meine Zukünftige — iſt das vielleicht das rechte Wort? — eine der ſchönſten und ausgezeichnetſten Damen in New-York ſein.“

„Das iſt gar keine Frage, da hier zu Lande das Geld ſowohl Schönheit als Rang verleiht und Du nicht wohl um Einen Dollar feil geboten werden wirſt. Oberſt Silky? der Name iſt mir nicht bekannt; welcher von unſern Redacteurs iſt es denn?“

„Hm! ich glaube nicht, daß er überhaupt zu dieſem Stande gehört, wenigſtens habe ich noch nie vernommen, daß er je etwas mit einer Publikation zu ſchaffen gehabt, und, die Wahrheit zu ſagen, ſcheint er mir auch gar nicht der Mann dazu, weder vermöge natürlicher Fähigkeit, noch mittelſt der künſtlichen Nachhülfe einer geordneten Erziehung.“

„Dieß thut nichts zur Sache, denn Dein Signalement paßt wenigſtens auf die Hälfte der ganzen Sippſchaft. Wenn wir hier zu Lande auf Oberſten oder Herausgeber warten ſollten, bis wir welche bekämen, die zu ihrem Amte tauglich wären — da kriegten wir wohl verdammt wenig Neues zu hören, müßten uns ganz und gar ohne Politik behelfen und die Miliz vollends — die würde ja bald in den ſchrecklichſten Zuſtand gerathen.“

„Dieß iſt ja höchſt ſeltſam! Ihr wartet alſo nicht, ſondern nehmt die Leutchen, wie ſie kommen? Und in welcher Verfaſſung befindet ſich denn eure Miliz in dieſem Augenblicke?"

„In einer ſchauerlichen! es iſt ſo ungefähr, was mein Baas, der Richter, zuweilen einen ‚statu quo' nennt."

„Und die Zeitungen — die Tagsgeſchichten — die Politik?"

„Je nun, dieſe ſind nicht einmal ‚in statu quo', ſondern in einem ‚semper eadem' — bitte um Entſchuldigung, verſtehſt Du wohl lateiniſch?"

„Nein, Sir! es iſt eine Seltenheit, daß Damen ſich mit todten Sprachen befaſſen."

„O wenn ſie's thäten, würden die todten bald lebendig werden. Nein, ‚semper eadem' heißt ganz einfach: ‚ſchlimmer und ſchlimmer.' Die Miliz treibt ſich in einem ‚statu quo' herum und die Preſſe erleuchtet die Menſchheit mit einem ‚semper eadem'."

Nachdem ich meinem Nachbar für dieſe ſchätzbaren Aufſchlüſſe gebührend gedankt, verfiel unſer Geſpräch mehr auf allgemeinere Themata, da das Wetter in Amerika in der Regel zu ſchön iſt, als daß man es zur Converſation gebrauchen könnte.

„Erlauben Sie, Sir," begann ich, denn der Gedanke, daß mein Baas wirklich ein Obriſt von der ſchriftſtelleriſchen Kohorte ſeyn könnte, machte mich ängſtlich — „ſagen Sie mir doch, Sir, erwartet man hier zu Lande von einer Garderobe, daß ſie die politiſche Farbe ihres Baas annimmt?"

„Daß ich nicht wüßte — es wäre denn während eines heftigen Partheifiebers oder auch bei Autoren und dergleichen leidenſchaftlichen Patrioten. Ich habe einige Verwandte unter dem „Korps" und alle ſtimmen darin überein, daß ihre Baase, ſo oft ſie auch den Rock wechſeln, mit dem Wechſeln des Hemds es nicht allzu genau zu nehmen pflegen. Doch Sie ſind wohl eine Ausländerin, Ma'am, wie ich nach Kleidung und Ausſehen ſchließen ſollte?"

„Ja, Sir, ich komme eben aus Frankreich, obwohl ich durch meinen Herrn, der ein Amerikaner iſt, auf das Bürgerrecht dieſes Landes Anſpruch zu haben glaube. Sie, mein Herr, ſind Sie ebenfalls Europäer?“

„Nein, Ma'am; ich bin ein Irländer und auf der Scholle geboren, wie der moderne Shakeſpeare ſagt. — Wird ſich Louis Philippe wohl auf dem franzöſiſchen Throne halten können?“

„So viel ich weiß, iſt das nicht ſo ſicher, Sir, als es wahrſcheinlich iſt, daß der Thron Louis Philippe halten wird. Doch ohne Umſchweife, Sir — ich bin gleich allen andern Mode-Artikeln — Karliſt und kümmere mich wenig um Louis Philipps Regiment.“

Dieſe Bemerkung, welche mich wieder an Adrienne erinnerte, ſtimmte mich ganz melancholiſch und machte unſerem Geſpräch ein Ende.

Ein paar Stunden ſpäter ward ich vom Trockenſeil herabgenommen, ſorgfältig gebügelt und kehrte zu meinem Baas zurück, der mich noch am ſelben Tage in einem Laden auf Broadway brachte, deſſen Firma der Obriſt, wie ich nun erfuhr, als „ſchlafender Theilhaber“ angehörte. Alsbald wurde ein paſſender Eintrag in ein geheimes Memorandumbuch gefertigt, den ich hier mittheilen will, wie er mir einsmals wirklich zu Geſichte kam.

Superfeines Taſchentuch von franzöſiſchem Battiſt, garnirt und geſtickt, auf gemeinſchaftliche Rechnung mit Bobbinet und Gull.

Soll:

Ankauf — — — — Frk. 100 zu 5. 25. D. 19. 04.
Zinſen aus dieſer Summe — — — — — 00.
Antheil an dem Frachtlohn — — — — — 04.
Trägerlohn — — — — — — — — —1/4.
Für Waſchen, Plätten ꝛc. — — — — — — 25.

(NB. Zu ſehen, ob nicht ein Abzug an dieſem Poſten zu machen iſt.)

Hat:

In Kaſſa, von Miß Thimble für Kopirung des Muſters — unter der Bedingung, keine Arbeit danach zu machen, ſo lange unſer Artikel nicht verkauft iſt — — — — — — D. 1 00
In Kaſſa als Kaufpreis — — — — — .

So ſtand die Rechnung an dem Tage, da ich der Bewunderung der New-Yorker Schönen zum Erſtenmale ausgeſtellt wurde. Dieſe Ausſtellung wurde übrigens keineswegs übereilt, denn Mr. Bobbinet hatte noch allerhand geringere Artikel, mit denen er vorher aufzuräumen wünſchte.

Ganz anders war der Fall bei mir, denn ich ſehnte mich nach dieſem Auftreten in der Welt nicht minder lebhaft als eine junge Dame; dazu kam, daß meine Geſellſchaft in der Schublade nicht von der angenehmſten Art war. Wir waren ſämmtlich Taſchentücher von franzöſiſcher Abkunft; allein von allen meinen Kameraden war ich das Einzige, das von einer wahrhaft edlen Dame geſtickt war und meine Erziehung mußte demnach auch der meiner Genoſſen weit überlegen ſeyn. Sie verdienten kaum das Prädikat „comme il faut“, obwohl ich zu meiner eigenen Beſchämung geſtehen muß, daß allen geſtickten Taſchentüchern ein „tant soit peu“ von Trivialität anklebt. Ich erinnere mich noch recht gut, wie Frau von Rocheaimard eines Tags mit Adrienne das Für und Wider ihres Planes beſprach, unſer ganzes Stück anzukaufen und ihrer Wohlthäterin als Geſchenk anzubieten, und wie Erſtere mit ihrem feinen Takte in ſolchen Sachen ihr Bedenken äußerte, ob die Dauphine mit dieſer Gabe auch erfreut werden würde.

„Ihre königliche Hoheit iſt gleich allen feingebildeten Frauen bei den Gegenſtänden ihrer Toilette beſonders auch auf die Zweckmäßigkeit eines Stückes bedacht. Nun aber bitte ich Dich, ma chère, wie kannſt du es zweckmäßig finden, wenn man einen Gegenſtand des wirklichen Gebrauchs, den man vor der Geſellſchaft nicht zur Schau ſtellen ſollte, zu einem Artikel des ſinnloſeſten Luxus macht? Ich weiß es, die Anſichten ſind in dieſem wichtigen Punkte getheilt.“

Die unſerer würdigen alten Bekannten ſoll der Leſer hier nicht in ihrem ganzen Umfange zu hören bekommen, denn ich beachſichtige bei Gelegenheit meines nächſten Verkaufes gründlich auf die Philoſophie dieſer Streitfrage einzugehen. Hier genüge es, darauf hin-

zuweiſen, daß die Vicomteſſe, wie geſagt, eine Dame vom ſicherſten Takte in allen ſolchen Dingen, ernſtliche Zweifel darüber hegte, ob es überhaupt guter Ton ſey, geſtickte Taſchentücher zu führen.

Was ich an der Geſellſchaft in der Schublade am meiſten auszuſetzen hatte, war das unaufhörliche, unvernünftige Heimweh, welches ſie nach Frankreich, und die Ungerechtigkeit, mit der ſie ſich gegen ihr neues Vaterland äußerten. Auch ich konnte ſogar durch die Spalten der Schublade von Amerika ſo Manches gewahr werden, was mir nicht gefiel, und wäre ich Amerikanerin geweſen, wer weiß ob ich mich nicht auch der liebloſen Kritik der Uebrigen angeſchloſſen hätte; denn ich gehöre nicht zu denen, welche das Mäkeln über die Einrichtungen eines Landes als ausſchließliches Vorrecht der Fremden anſehen. Im Gegentheil ſcheint es mir Sache des Inländers zu ſeyn, ſolchen Gebrechen abzuhelfen, während der Fremde von Rechtswegen das Gute eben ſo gut wie das Schlimme ins Auge faſſen muß.

Dagegen ließen nun meine Kameraden auch nicht ein gutes Haar an Amerika — Klima, Einwohner, Nahrung, Sitten und Geſetze, ja ſelbſt Kleidung, Manieren und Geſchmack — Alles war, ohne allen Vergleich, ſchlechter als in ihrer Heimath. Selbſt der Menſchenſchlag und ſeine phyſiſchen Verhältniſſe wurde ohne Erbarmen abgeurtheilt. Ich muß geſtehen, daß es mich ſonderbar berührte, die Größe der Amerikaner von einer Geſellſchaft von Taſchentüchern ſo ohne Weiteres beſpötteln zu hören und es fiel mir dabei ein, was ich irgendwo von den Naſen der New-Yorker geleſen hatte — daß ſie nämlich mit ungewöhnlicher Länge geſegnet ſeyen. So verwickelt ſich dünkelhaftes und oberflächliches Bekritteln ſtets in Widerſprüche und Abſurditäten, während der gewiſſenhafte und gewiegte Richter in der Empfindlichkeit des Getroffenen ſtets eine Anerkennung ſeines Urtheils finden wird.

Neuntes Kapitel.

Ich mochte etwa vierzehn Tage in dem Laden gelegen haben, als ich eine Stimme, ſo fein und vornehm wie die Adriennes, nach Taſchentüchern fragen hörte. Mein Herz ſchlug hörbar vor Freude; denn das alberne Geſchwätz meiner Kameraden hatte ich über und über ſatt. Dieſe Leute hatten alle ſo etwas von einer couturière an ſich, nicht Eines unter ihnen allen hatte je eine ordentliche Stellung in der beſſern Geſellſchaft bekleidet; ihre Albernheiten wollten kein Ende nehmen und die gemeine Vertraulichkeit, mit der ſie ſich über ihre zukünftigen Käufer ausließen, erinnerte lebhaft an die Bälle in den Champs-Elysées, wo die Tänzer eben ſo bekrittelt zu werden pflegen.

Bei dem Worte „Taſchentuch", von einer ſo ſüßen Stimme ausgeſprochen, öffnete ſich unſere Schublade gleichſam inſtinktartig: zwei bis drei Dutzende, alle von ausgeſuchter Feinheit, wurden augenblicklich auf dem Ladentiſche ausgebreitet, während ich ſelbſt und ein paar andere Tücher von der Elite mit der Taktik eines geſchickten Feldherrn, der den Kern ſeiner Truppen in Reſerve hält, vorerſt noch in den Hintergrund verwieſen wurden.

Die beiden Kunden waren Schweſtern, das ſah man auf den erſten Blick. Beide waren hübſch, beinahe ſchön zu nennen, und der einfache Anzug, ſowie das ſichere würdevolle Benehmen kündigte ſogleich die wahren Damen an. Selbſt der Klang ihrer Stimme — eine in New-York nicht gerade alltägliche Erſcheinung — ließ auf einen ungewöhnlichen Grad von Bildung ſchließen. Im Laufe des Geſpräches machte ich die Entdeckung, daß einer der bedeutendſten Grundbeſitzer der Gegend ihr Vater war und daß ſie recht eigentlich zur Crême des Landes gehörten. Schon die Art des Empfanges, der ihnen von Seiten der Commis zu Theil ward, ließ etwas Aehnliches vermuthen, denn wenn auch ihre übrigen Vorzüge ihnen ſchwerlich eine ſo eilige Aufmerkſamkeit erworben

hätten, ſo mußte doch ihr wohlbekannter Reichthum dieſe Wirkung um ſo ſicherer hervorrufen.

Mr. Bobbinet bediente dieſe Kunden in eigener Perſon. Wohlbewandert in dem kaufmänniſchen Theile der Menſchenkunde, ließ er die reizenden jungen Damen wohl unter zwei bis drei Dutzenden ſehr ſchöner, allein nicht geſtickter Taſchentücher wählen, ja ließ ſie ſogar dafür bezahlen, ehe er ſeines Reſervekorps mit einer Sylbe Erwähnung that. Als er endlich glaubte, der rechte Augenblick ſey gekommen, wurde eines der am wenigſten verzierten Tücher den Damen unter die Augen gebracht. Die beiden Schweſtern hießen Anna und Maria und ich ſah ſogleich in dem Entzücken, das in dem ſanften, blauen Auge der erſteren emporleuchtete, wie ſehr ſie von der Schönheit dieſer unerwarteten Erſcheinung bezaubert war.

Ich glaube, es iſt ein Zug der „menſchlichen Natur im Weibe“, Alles was ſchön und anmuthig iſt, zu bewundern, beſonders wenn es ſich in der Geſtalt einer Nadelarbeit präſentirt. So prieſen denn die reizenden Kinder ein Tuch ums andere; als ſie aber zuletzt an mich kamen, da brachen ſie in einen lauten Ruf des Entzückens aus — doch geſchah dies Alles mit ſo viel Ruhe und vornehmem Anſtand, daß die Aufmerkſamkeit der übrigen Käufer durch dieſen natürlichen Ausbruch des Wohlgefallens nicht auf ſie gelenkt wurde.

Ich bemerkte übrigens, daß keine von Beiden nach dem Preiſe fragte, der in ihren Augen offenbar auf den wahren Werth eines Dinges keinen Einfluß hatte; mir ſank das Herz bei dieſer Entdeckung, denn ſie bewies unwiderleglich, daß ſie nicht die Abſicht hatten, mich zu kaufen, und doch wäre ich ſo gerne das Eigenthum der ſanften, heiterblickenden Anna geworden. Nachdem ſie ſich bei Mr. Bobbinet für die gehabte Mühe bedankt hatten, gaben ſie die Weiſung, ihnen das Gekaufte nach Haus zu ſenden, und ſchickten ſich an, den Laden zu verlaſſen.

„Werden Sie ſich nicht bewegen laſſen, dieſes Stück zu nehmen?“ fragte Bobbinet, während ſie ſich eben zum Gehen wandten.

„Es hat ſeines Gleichen nicht in Amerika, denn ich kann Sie verſichern, ein Herr unſeres Hauſes, unſer Oberſt Silky, der ſo eben erſt aus Paris zurückgekehrt iſt, behauptet, es ſey ausdrücklich für die Dauphine gearbeitet worden und blos die letzte Revolution war daran Schuld, daß es nicht in ihre Hände gelangte.“

„Es iſt Jammerſchade,“ erwiederte Anna faſt unwillkührlich, „daß ſo viel Spitzen und ſolch vollendete Stickerei an ein Taſchentuch verſchwendet worden ſind. Sähe ich Beides an eine andere Arbeit gewendet — ich fürchte, dann würde ich ſie ganz gewiß kaufen.“

Ein Lächeln, ein leichtes Erröthen, ein Knix und die beiden Damen verließen haſtig den Laden.

Mr. Bobbinet wie ſein edler Freund, der Oberſt Silky, welcher der Scene „en amateur“ angewohnt hatte, ſahen ſich Beide getäuſcht; doch ließ ſich die Sache nun einmal nicht ändern, denn hier hatten ſie zwei Kunden vor ſich, die ſelbſt zu denken und zu handeln gewöhnt waren und an denen aller Honigſeim der Ladenberedſamkeit verloren ſchien.

„Mir iſts unfaßlich, Obriſt,“ bemerkte Mr. Bobbinet, ſobald ſeine Kunden außer Hörweite waren, „wie ſich dieſe Dämchen einen ſolchen Artikel aus der Hand ſchlüpfen laſſen können. Ihr Vater iſt einer unſrer reichſten Männer und ſie haben nicht einmal nach dem Preiſe gefragt.“

„Ich vermuthe, es war nicht ſowohl der Preis, als vielmehr ganz etwas Anderes, was ſie zurückhielt,“ erwiederte der Obriſt in ſeiner eleganten Weiſe. „Es gibt eine Sorte von Kunden, welche nicht ſo ohne Unterſchied einkaufen, ſondern Alles nach Grundſätzen betreiben. Solche Leute glauben dann auch nicht, daß eine Nachtmütze zur Bettdecke beſtimmt ſey.“

Bobbinet und Comp. verſtand zwar nicht ganz genau, was ihr witziger Compagnon damit ſagen wollte, aber ehe er Zeit hatte, um eine Erklärung zu bitten, verſcheuchte die Erſcheinung

eines neuen Kunden die Falten auf ſeiner Stirne und gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung.

Die Perſon, welche jetzt eintrat — eine überaus glänzende Erſcheinung — war ein Mädchen von zwanzig Jahren, in einer äußerſt modiſchen und höchſt geſchmackvollen Toilette, an der ein ſtrenger Kritiker nur das Eine auszuſetzen haben mochte, daß ſie zum Gang über die Straße vielleicht etwas zu reich erſchien: indeß war ihre Beſitzerin aus einem Wagen geſtiegen. Sie hatte entſchieden hübſche Geſichtszüge und ihre Geſtalt zeichnete ſich durch das ſchönſte Ebenmaaß aus — mit einem Wort, ich hatte noch ſelten ein jungfräuliches Weſen geſehen, das gegründetere Anſprüche an den Ruhm des ihrem Geſchlechte eigenen Liebreizes gehabt hätte. Die beiden jungen Damen, die uns eben verlaſſen hatten, waren zwar anmuthig und einnehmend und hatten in Wahrheit eine Miene anſpruchloſer Feinheit an ſich, die an dieſem neuen Beſuche nicht ſo ſehr auffiel: allein die glänzende Außenſeite der Letzteren machte mich anfänglich für ihre Fehler blind, ſo daß ich nichts als ihre Vollkommenheit gewahrte.

Der Eifer des Prinzipals — bitte um Verzeihung, des Boſſes, wollt' ich ſagen — und die Aufregung unter den Commis bewieſen hinlänglich, daß man ſich nicht wenig von dem Beſuche der jungen Dame verſprach, welche mit einer gewiſſen Ladenvertraulichkeit „Miß Halfacre" titulirt wurde — zum Beweis, daß ihre Bekanntſchaft mit dem Hauſe nicht von geſtern war und daß ſie für einen guten Kunden galt.

Zum Glück für die Ausſichten des Hauſes Bobbinet und Comp. lagen wir noch alle auf dem Ladentiſche ausgebreitet: dies gilt nämlich für eine ſehr glückliche Conſtellation in dieſen Handelszweigen, weil ſie es dem Verkäufer möglich macht, Waaren, nach denen nicht gefragt worden, auf die natürlichſte, unverfänglichſte Weiſe zu produziren. Ein weiteres Glück war, daß ich in unſerem Häuflein gerade zu unterſt lag, denn wenn es gilt, mit einem recht über=

mäßigen Preiſe hervorzutreten, iſt ein guter Klimax eben ſo nothwendig, als um ein Gedicht, ein Drama, eine Romanze mit dem gehörigen Effekte zu ſchließen.

„Guten Morgen, Miß Halfacre,“ flötete Mr. Bobbinet, indem er ſich mit ſüßem Lächeln verbeugte — wäre ſein Geſicht nur halb ſo aufrichtig geweſen, als er es ſcheinen laſſen wollte, ſo würde es hier gegrinst haben. „Wie glücklich trifft es ſich, daß Sie uns gerade in dieſem Augenblicke die Ehre ſchenken. Wir ſind eben im Begriff, einige der ſeltenſten Exemplare in Taſchentüchern auszulegen, welche jemals auf unſern Markt kamen. Beide Fräulein Burton haben ſie eben geſehen und ſie für das Vollkommenſte in dieſer Art erklärt, was ihnen je zu Geſicht gekommen — denken Sie nur, Damen, welche, glaub' ich, die halbe Welt durchreist ſind.“

„Und haben ſie eines genommen, Mr. Bobbinet? Sie ſollen Geſchmack haben, dieſe Fräulein Burton.“

„Gekauft haben ſie eigentlich noch nicht; aber ich glaube, daß jede ihr Tuch ins Auge gefaßt hat. Hier, Ma'am, iſt eines, wie Sie es gewiß noch nicht in New-York geſehen haben; es koſtet ſechzig Dollars.“

Das „ſechzig“ wurde mit einer gewiſſen Feierlichkeit geſprochen, welche die Wichtigkeit, die man mit dem Preiſe verband, bezeichnen ſollte; denn der würdige Handelsherr wußte recht wohl, daß bei dieſem Kunden der Preis ein unfehlbarer Maßſtab der Qualität war. — Mir preßte der Gedanke einen Seufzer aus, da die arme Adrienne nicht mehr als ungefähr zehn Dollar für mich erhalten hatte, da ich doch im Werthe ſo viel höher ſtand als das Tuch, das eben produzirt wurde.

„Es iſt wirklich recht hübſch, Mr. Bobbinet, recht niedlich; aber Miß Monſon kaufte eines bei Lace's, das nicht einmal ganz ſo ſchön war und bezahlte, wenn ich nicht irre, fünfundſechzig.“

„O, wir haben ihrer noch zu weit höhererm Preiſen. Ich zeigte es Ihnen blos, um zu beweiſen, daß unſere Sechziger

ſo ſchön ſind, als Mr. Lace's fünfundſechziger. Was ſagen Sie z. B. zu dieſem?

„Ah, das iſt ein wahres Kleinod! Was iſt der Preis, Mr. Bobbinet?"

„Nun, Sie ſollen es für ſiebenzig haben, obwohl ich eigentlich fünfundſiebenzig fordern dürfte."

„Wie, Sie werden doch bei Taſchentüchern nicht heruntergehen; man will doch ſo etwas nicht allzu niedrig haben!"

„Ah, ich ſehe, Miß Halfacre, daß ich Jemanden vor mir habe, mit dem man gleich auf die Hauptſache losgehen muß. Hier, Ma'am, betrachten Sie das Tuch, welches den Stolz meines Ladens ausmacht; nie kam ſeines Gleichen auf dieſen Markt, nie wird etwas Aehnliches wieder geſehen werden."

Es iſt mir unmöglich, auch nur die Hälfte der Ausrufungen wiederzugeben, in denen ſich das Entzücken der ſchönen Eudoſia Luft machte, als ich zum erſten Male vor ihr bezaubertes Auge trat. Sie wendete mich um und um, unterſuchte mich mit hochklopfender Bruſt und einmal dachte ich ſchon, ſie wolle mich küſſen; endlich fragte ſie mit bebender Stimme nach dem Preiſe.

„Einhundert Dollars, Ma'am," gab Bobbinet freundlich zur Antwort; „keinen Cent mehr, auf meine Ehre."

„Nein, nein, Sie ſcherzen!" rief Eudoſia, eher freudig als beunruhigt. „Einhundert — bewahre!"

„Einhundert, Miß Eudoſia, keinen Cent weniger. Der Verdienſt, den wir daran machen, iſt ohnedies nicht der Rede werth."

„Ei, Mr. Bobbinet, dies iſt das theuerſte Tuch, das noch jemals in New-York verkauft wurde." Dies ſagte das ſchöne Geſchöpf in einer Art von Verzückung, denn ſie erkannte den ganzen Vortheil, eine ſo herrliche Gelegenheit zu finden, um etwas recht Theures an ſich zu kaufen.

„In Amerika, Ma'am! es iſt wenigſtens um zwanzig Dollars theurer als jedes Taſchentuch, das bisher über's Meer herüber

kam. Das berühmte Tuch der Miß Jewel in Boſton koſtet nur neunundſiebenzig.“

„Blos! — Oh, Mr. Bobbinet, ich muß es haben; es iſt ja ein wahrer Schatz.“

„Soll ich es Ihnen zuſenden, Miß Eudoſia; oder getrauen Sie ſich gar nicht mehr, es aus den Augen zu laſſen?“

„Doch nicht, Sir. Die Wahrheit zu ſagen — ich habe nicht ſo viel Geld bei mir. Ich kam nur um einige Kleinigkeiten, hatte mich alſo nur mit fünfzig Dollars vorgeſehen und Sie wiſſen, Papachen leidet keine Rechnungen. Ach! nie habe ich noch einen ſo grillenhaften Mann getroffen, als meinen Papa; aber ich will auf der Stelle nach Hauſe und ihm die Wichtigkeit dieſes Kaufes auseinanderſetzen. Sie werden das Tuch für eine Stunde nicht auslegen, nicht wahr? Nur auf eine Stunde, und dann ſollen Sie von mir hören.“

Bobbinet gab ſeine Zuſtimmung; die junge Dame trippelte nach ihrem Wagen und war im Nu entſchwunden.

Dreiundvierzig Minuten ſpäter trat, faſt athemlos, ein Dienſtmädchen in den Laden und legte eine Note auf das Comptoir, welche eine Anweiſung Herrn Halfacre's auf hundert Dollars und die Bitte der ſchönen Eudoſia enthielt, mich der Ueberbringerin auszuhändigen. Alles geſchah, wie ſie es gewünſcht hatte, und nach fünf Minuten ſegelte ich Broadway hinauf, ſo ſchnell mich Honor O'Flaherty's (ſo hieß die Abgeſandte) kleine Stumpfüße zu tragen vermochten.

Zehntes Kapitel.

Mr. Henry Halfacre war ein Spekulant mit Bauplätzen, einem damals in New-York ſehr beliebten Geſchäfte. Gegen Landgüter und alle gemeineren Arten von Grundbeſitz hegte er eine gründliche Verachtung; gabt ihr ihm aber ein Stück Land, nach Fußen und Zollen zu vermeſſen, dann war er euer Mann. Mr. Halfacre beſaß von Haus aus nichts, war aber, was man einen

thätigen, unternehmenden Mann nennt — mit andern Worten, er hatte ſeine Freude am Schuldenmachen und ſcheute ſich nie, das Eigenthum ſeiner Gläubiger aufs Spiel zu ſetzen. An demſelben Morgen, da ſein älteſtes Kind, Eudoſia, in meiner Perſon eine ſo werthvolle Erwerbung machte, war Mr. Henry Halfacre Eigenthümer von mehreren hundert Looſen auf dem Eiland Manhattan, von hundertunddreiundzwanzig in der Stadt Brooklyn und von ungefähr eben ſo vielen in Williamsburg; ungerechnet eine große noch gar nicht ausgeſchiedene Dividende an den Gebieten von Milwaukie, Chicago, Rockriver, Moonville und andern Plätzen, ſowie einem bedeutenden Antheil an dem ſogenannten Coney-Eiland — kurz, ſein Länderbeſitz „inventariſirte“ ſich — wie er ſich auszudrücken pflegte — netto auf zwei Millionen ſechsmalhundert und zwölftauſend Dollars, in der That eine hübſche Summe für einen Mann, der beim Beginn ſeiner einträglichen, energiſchen Laufbahn in dieſem Fache gerade dreiundzwanzigtauſend vierhundert und ſiebenzehn Dollar weniger als Null werth war!

Dieſe Herrlichkeit hatte nun allerdings auch ihre Kehrſeite, wie denn Mr. Halfacre's Noten, Pfandſcheine, Hypothecarſchulden und ſonſtige Verbindlichkeiten eine Totalſumme von ſechsmalhunderttauſend und ungeraden Dollarn ergaben; allein auf dem Papier hatte der würdige Speculant doch immer noch eine hübſche Bilanz von zwei Millionen übrig.

Unerachtet des Betrags ſeiner „zahlbaren Verſchreibungen“ hielt ſich Mr. Halfacre für einen ſehr klugen Mann; einmal weil er ſtrenge darauf hielt, keine Buchſchulden zu haben; zweitens weil er anderer Leute Papiere ſtets zu weit höherem Betrage annahm, als er ſelbſt für ein oder mehrere einzelne Looſe gegeben hatte; drittens und letztens, weil er ſorgfältig darauf bedacht war, ſich auf fremdes Riſico „auszudehnen“.

Hätte er freilich ſeine Looſe ſo anbringen können, wie er ſie zu Buch getragen hatte, wären alle ſeine Schulden bezahlt geweſen, und hätte er nicht ſein Geld ein wenig ſchneller ausgegeben, als er

es bona fide erworben — ſo iſt gar keine Frage, Mr. Halfacre Esquire wäre ein ſehr reicher Mann geweſen. Inzwiſchen hatte er es durch das einfache Manoeuvre, daß er Papiere, die er empfing, theilweiſe auf ſeinen eigenen Namen discontiren ließ, dahin gebracht, daß er eine hübſche Summe im Bankbuch zuſammenbrachte, und, da er auch jede laufende Forderung ſtets zu befriedigen wußte, nach und nach unter der Benennung des „reichen Halfacre“ bekannt wurde.

Von ſeinen Kindern war erſt Eines, die ſchöne Eudoſia, erwachſen, und da ſie der beſſeren Geſellſchaft der Stadt noch zu ferne ſtand, um für ariſtokratiſch gelten zu können, ſo wurde wohlweislich beſchloſſen, eine goldene Brücke über die trennende Kluft zu ſchlagen. Ein Hundertdollars-Tuch ſollte den Grundſtein legen, und ſchon ſah man ſich im Geiſt auf die Höhen des Lebens emporgehoben. „Ein Mann,“ meinten ſie, „werde ſich dann für ein hübſches Kind wie Eudoſia, deren Vater mit vierzifferigen Looſen handelte, nicht allzuſchwer finden laſſen.“

Die gute Honor O'Flaherty war eben ſo kurzathmig als kurzbeinig. Sie fühlte die ganze Wichtigkeit ihrer Sendung, und da ſie ſich unter den übrigen Mileſiern der Stadt und ihrer Klaſſe einer ausgebreiteten Bekanntſchaft erfreute, ſo machte ſie nicht weniger denn eilf Marſchpauſen, um den erſtaunlichen Kauf, den „Miß Doſie“ gethan, aller Orten auszupoſaunen. Zwei beſonders begünſtigten Freundinnen zeigte ſie mich wirklich unter dem feierlichſten Verſprechen der Verſchwiegenheit, und vier andere ſollten mich ſpäter einmal zu ſehen bekommen, wenn ihre „Boß“ mich erſt eine Zeit lang getragen hätte.

Solchergeſtalt wurde das Gerücht meiner Ankunft in gewiſſen „Kotterien“ ſehr frühzeitig bekannt, und manch niedlicher Mund, manch feines Stimmchen, welche „das Meerwunder von Taſchentuch“ in Bewegung ſetzte, ahnten nicht, daß ſie dieſe Neuigkeit Niemand anderem, als dem würdigen Kleeblatt Honor O'Flaherty, Biddy Noon und Kathleen Brady verdankten.

Herr Halfacre hatte eine ſehr elegante Wohnung auf Broadway, wo er und die Seinen im Vollgenuß all des Staubes, des Lärmens und Treibens dieſer Univerſalrennbahn thronten. Er hatte das Haus gekauft und verpfändet — denn dies ging bei dieſem großen Spekulanten meiſtens Hand in Hand — ſobald er im „Inventiren“ bis zu einer halben Million gekommen war.

Auf Broadway zu wohnen, galt nämlich zu New-York gewiſſermaßen als Adelsdiplom, und die Erwerbung eines ſolchen Hauſes mochte ungefähr eben ſo viel als in Italien der Ankauf eines Marquiſats bedeuten. Da nunmehr Eudoſia glücklich in den Beſitz eines Hundertdollar-Taſchentuches gekommen war, konnte das große Siegel dem Pergamente angehängt erachtet werden, welches den Namen Halfacre für alle Zukunft adeln ſollte.

Nun hatte aber die ſchöne Eudoſia — denn ſchön, und lieblich ſogar war das Mädchen mit ſeiner glänzenden Geſtalt trotz der ungebildeten Modulation ihrer Stimme, trotz ihrer unrichtigen Art ſich in manchen Dingen auszudrücken und bei aller Unbekanntſchaft mit den Feinheiten des höhern Lebens — alſo die ſchöne Eudoſia hatte eine Freundin, welche Klara Caverly hieß und ihr an Charakter, Erziehung, Gewohnheiten, Manieren und Anſehen ſo unähnlich wie möglich, gleichwohl aber ihre vertrauteſte Herzensfreundin war. Die Neigung ſchrieb ſich aus den Kinderjahren her und war durch Zufall entſtanden: die Kinder wuchſen als Nachbarn und Schulgenoſſen auf, fanden nach und nach Gefallen an einander und endigten damit, nach Art junger Mädchen einen Freundſchaftsbund zu ſchließen, welchen die Zeit mit ihrem Gewicht und die Welt mit ihren Reibungen bald auflockern ſollte.

Mr. Caverly war ein ſehr geſchätzter Anwalt aus achtbarer Familie und mit recht hübſcher Praxis. Seine Frau war ſchon von der Wiege her eine vornehme „Dame“ — ein Vorzug, der ſeine natürlichen Folgen auch auf die Tochter geäußert hatte. Bei all dem war Mr. Caverly, was man anno 1832 in New-York „einen armen

Mann“ nannte; das heißt, er beſaß, ſo viel man wußte, kein Bankguthaben, hatte keine Ländereilooſe, war nicht Bankdirektor noch Vorſtand einer Aſſecuranzcompagnie und wohnte in einem beſcheidenen, zweiſtockigen Hauſe auf Whiteſtreet. Seine Praxis ernährte zwar ſeine Familie, ja ſie warf ſo viel ab, daß er jährlich zwei bis dreitauſend in Obligationen und Hypotheken anlegen konnte; dazu zinsten ihm etliche fünfzehn bis achtzehn Pachtgüter in der Grafſchaft Oranien, die auf drei Generationen im Erbpacht ſtanden und ſchon ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert Eigenthum ſeiner Familie waren. Aber in einer Zeit des Ueberfluſſes, wie die Jahrgänge 1832, 33, 34, 35 und 36 galt der Dollar ererbten Guts nur zwölf und einen halben Cent gegenüber dem „inventirten“. Da übrigens ein hiſtoriſcher Name auch nicht zu verachten iſt und die Caverly's in der Geſellſchaft ſehr angeſehen waren, ſo durfte Eudoſia ihre Beſuche in der Whiteſtreet fortſetzen, ſelbſt nachdem die Ihrigen ſchon feſten Fuß auf Broadway gefaßt hatten und Henry Halfacre, Esquire ſchon unter den Manhattan-Nabobs paradirte.

Klara Caverly war eben bei ihrer Freundin auf Broadway zu Beſuch, als Honor O'Flaherty völlig athemlos hereinkeuchte — Letzteres kam von der Kürze ihrer Beine und der Nothwendigkeit, die verlorene Zeit durch Eile wieder einzuholen.

„Hier, Miß Doſie,“ ſchrie das triumphirende Hausmädchen — denn dies war Honors Rang im Hauſe, obwohl ſie auch hie und da zu ſo ehrenvollen und vertraulichen Sendungen verwendet wurde. — „Da, Miß Doſie, da iſt's und ein wahres Juwel iſt es, das können Sie glauben.“

„Was hat Dir Honor hier gebracht?“ fragte Klara in ihrer ruhigen Weiſe; denn ſie ſah an den ſtrahlenden Augen und den glühenden Wangen der Freundin, daß es etwas ſeyn mußte, worüber die Andere ſich ſehr gerne auslaſſen würde. „Du kaufſt ſo viel, beſte Eudoſia, daß mir däucht, Du müßteſt es zuletzt müde werden.“

„Wie — ſchöner Putzſachen müde werden! — Nie, Klara, nie!

dieß mag in Whiteſtreet der Fall ſeyn, aber hier in Broadway wird man ſolcher Sachen nicht müde. Sieh' mal her" — und ſie legte mich der Länge nach auf ihren Schooß — „dies iſt ein Taſchentuch; ich wünſchte Dein Urtheil darüber zu hören."

Klara betrachtete mich mit großer Aufmerkſamkeit, und trotz eines leichten Stirnrunzelns und eines Ausdrucks der Mißbilligung, der über ihre ſchönen Züge — denn Klara war wirklich ſchön — hinglitt, bemerkte ich dennoch, wie auch zugleich die natürliche Sympathie ihres Geſchlechtes ſich regte, als ihr Auge über die koſtbaren Spitzen, die vollendete Stickerei und den wunderbar feinen Stoff hinſchweifte. Aber Erziehung und Gewohnheit behielten die Oberhand, und ſie mochte kein Lob ausſprechen, wo ſie in Wahrheit nur einen Mißbrauch der Kunſt und eine geſchmack= weil ſinnloſe Verſchwendung ſehen konnte.

„Dieſes Tuch, Clara, koſtet Einhundert Dollars," ſprach Eudoſia, indem ſie, ſo viel möglich, die langſam feierliche Betonung des Hauſes Bobbinet und Compagnie nachahmte.

„Iſt es möglich, Eudoſia! welch' ungeheure Summe für ein ſo nutzloſes Ding."

„Nutzlos! nennſt du ein Taſchentuch nutzlos?"

„Gewiß, meine Liebe, wenn es der Art iſt, daß man nicht daran denken kann, es dazu zu gebrauchen, wozu es eigentlich beſtimmt iſt. Ebenſogut könnte es mir einfallen, Kautſchuck=Ueberſchuhe mit Atlas zu beſetzen, als ein Taſchentuch in dieſem Style zu garniren."

„Styl, ſagſt du? Ja, ja, ich ſollte denken, es iſt etwas von Styl daran, ein Taſchentuch zu beſitzen, das einhundert Dollars koſtet. Bedenke nur, Clara Caverly, daß neun und ſiebenzig Dollars bisher das Höchſte war, was in New=York für einen ſolchen Artikel bezahlt wurde. Mein Tuch iſt um neun und zwanzig Dollar theurer als jedes andere!"

Clara Caverly ſeufzte; nicht aus Eiferſucht, Mißgunſt oder

ſonſt einem unlauteren Gefühle — nein, es war ein aufrichtiger, herzlicher Seufzer, den ihr die Betrachtung auspreßte, wie viel Gutes mit dieſen hundert Dollars bei verſtändigem Gebrauche hätte gewirkt werden können. Von dieſem Gedanken getrieben, ſagte ſie denn — etwas zur Unzeit muß man geſtehen, aber ohne das mindeſte Arg —

„Gut, Eudoſia, jedenfalls freut es mich, daß Du im Stande biſt, ſolchen Aufwand zu machen; — jetzt iſt wohl die beſte Zeit, dich an Deinen Beitrag zum Wittwen- und Waiſenverein zu erinnern. Mrs. Thoughtful * hat mich gewiß ſchon ein halbdutzend Mal darum gebeten und gewiß denkſt Du nicht daran, daß Du ſchon mit einem ganzen Jahre im Rückſtande biſt.“

„In der That eine höchſt paſſende Zeit, um mir drei Dollars abzunehmen! Weil ich ſo eben hundert Dollars für ein Tuch ausgegeben habe, nicht wahr? Wo haſt du nur Deinen bons sens gelaſſen, meine Liebe? Man müßte ja wahrhaftig ſelbſt aus Geld beſtehen, um ſo viel auf Einmal zu bezahlen!“

„Wann ſoll ich alſo Mrs. Thoughtful ſagen, daß Du ihr das Geld ſchicken werdeſt?“

„Das iſt mehr als ich ſagen kann. Pa** wird keine Eile haben, mir wieder Geld zu geben und ich brauche in dieſem Augenblicke nahe zu ein zweites Hundert Dollars zu verſchiedenen Putzſachen, die mir noch zu einer anſtändigen Toilette fehlen. Auch ſehe ich gar nicht ein, warum der Verein ſolch eine Noth mit dieſen Beiträgen hat; es muß ja Geld genug da ſeyn.“

„Schwerlich, meine Liebe, wenn Niemand bezahlen will. Soll ich Dir das Geld borgen? Mama gab mir dieſen Morgen zehn Dollars zu einigen Einkäufen, mit denen es ſchon noch Zeit hat, bis Du mich wieder bezahlen kannſt.“

* „Frau Sinnreich“ auf Deutſch. D. U.

** Eine affektirte Abkürzung für „Papa,“ welche in Nordamerika unter der „Nobleſſe“ gebräuchlich iſt. D. U.

„Ja, beſtes Klärchen; Du biſt doch immer noch eines der beſten Geſchöpfe auf der ganzen Welt. Wie viel macht es aus? drei Dollars, nicht?"

„Sechſe, wenn du Laufendes und Rückſtände berichtigen willſt. Ich werde es, ehe ich nach Hauſe gehe, bei Mrs. Thoughtful in's Reine bringen. Aber, theuerſte Eudoſia, ich wollte, Du hätteſt das närriſche Tuch nicht gekauft."

„Närriſch nennſt Du ein Taſchentuch mit ſolchem Spitzenbeſatz, mit dieſer prachtvollen Stickarbeit — ein Taſchentuch, das hundert Dollars koſtete — närriſch?! Iſt es etwa eine Narrheit, Geld zu haben oder für reich zu gelten?"

„Das Erſtere gewiß nicht, doch mag es immer beſſer ſeyn, nicht für reich zu gelten. Gewiß, ich wünſche Dich immer in paſſendem Anzuge zu ſehen, denn jede Toilette gewinnt an Deiner Perſon; aber dieſes Taſchentuch, beſte Eudoſia — iſt nicht an ſeinem Platz."

„Nicht an ſeinem Platz? Nun höre einmal, Klärchen, ganz im Vertrauen — wie hoch ſchätzeſt du meinen Vater?"

„Beim Himmel, dieß ſind Dinge, an die ich noch nie gedacht habe. Ich weiß nicht einmal, was mein eigener Vater „werth" iſt. Mama ſagt mir, wie viel ich brauchen darf und um das Weitere bekümmere ich mich nicht."

„Gut, nun höre aber: Mr. Murray ſpeiſte in der vorigen Woche bei uns und die Herren blieben bis nahe an zehn Uhr bei der Flaſche ſitzen. Ich hörte ſie plaudern und ſchlich mich hier in das Zimmer, in der Hoffnung, irgend etwas Neues zu erlauſchen. Im Anfang ſprachen ſie nichts als — Looſe — Looſe — obere Stadt — untere Stadt — fünf und zwanzig Fuß Front — Dollar — Dollar – Dollar — Aber dieß ſind böhmiſche Dörfer für Dich, nicht wahr, gutes Klärchen?"

„I nun, man kann ſich ſchon daran gewöhnen," erwiederte Klara trocken.

„Ja wohl, man hört ja ſo viel von dergleichen reden. Ich will froh ſeyn, wenn die Herren auch einmal von etwas anderem ſprechen lernen. Aber Geduld, das Beſte kommt noch. Zuletzt fragte Pa den Mr. Murray, ob er kürzlich „inventirt“ habe.“

„Wirklich?“

„Ja ja, Du weißt doch, was dieß bedeutet?“

„Bedeutet es nicht „auffüllen,“ wie ſie es nennen?“

„So dachte ich Anfang's auch; allein es iſt nichts dergleichen. Inventiren heißt vielmehr „ausrechnen und notiren,“ wie viel Einer werth iſt. Mr. Murray ſagte, er thue dieß alle Monate, und folglich mußte er ſehr genau wiſſen, was er ſelbſt werth war. Ich weiß nicht mehr recht, wie viel es betrug, denn es intereſſirte mich nicht ſonderlich; Du weißt, Georg Murray iſt nicht einmal ſo alt wie ich, und ſo gab ich nur auf das Acht, was Pa inventirt hatte. Nun rathe einmal, wie hoch ſich's beläuft.“

„In der That, meine Liebe,“ antwortete Klara, ein Gähnen unterdrückend — „ich habe nicht die leiſeſte Idee davon — ein tauſend Dollars vielleicht?“

„Tauſend Dollars! Wo denkſt du hin?! Ein Mann, der Wagen und Pferde hält, auf Broadway wohnt, und ſeiner Tochter, ſolche Kleider, wie ich ſie habe, und Hundert-Dollars-Taſchentücher giebt! Zweihundert Millionen, meine Theure, zweihundert Millionen!“

Das „Hundert“ hatte Eudoſia ohne alles Arg eingeſchmuggelt; denn wie dies gewöhnlich Leuten geht, denen das Geld etwas Neues iſt, ſo war ihr die Phantaſie mit der Arithmetik davongelaufen. „Ja, ja“ — fuhr ſie fort — „zweihundert Millionen, und einige ſechzig darüber ſind gar nicht gerechnet.“

„Das ſcheint ja eine gewaltige Summe zu ſeyn,“ bemerkte Klara ganz ruhig; denn außerdem, daß ſie ſich um dieſe Millionen nicht im Geringſten kümmerte, hatte ſie auch nicht das beſte Vertrauen in die Zuverläſſigkeit ihrer Freundin in ſolchen Dingen.

„Gewiß iſt es eine große Summe; man ſagt, daß nicht zehn

reichere Leute im Staate ſind. Und nun — ändert dieß nicht die Sache mit dem Taſchentuche? Es wäre ja gering von mir, wollte ich ein Hundert-Dollars-Tuch von der Hand weiſen, wenn ich eines auftreiben kann."

„Was den übermäßigen Aufwand betrifft, ſo mag es die Sache ändern; nicht aber im Punkte der Schicklichkeit und des Tacts. Was ſoll Dir ein Taſchentuch, wie dieſes, nützen? Ein Taſchentuch iſt zur Benutzung beſtimmt, meine Liebe, nicht zur Schauſtellung."

„Und willſt du denn. Klara, daß eine junge Dame ihr Tuch durchaus gebrauche, wie ein tabaktriefendes Mütterchen?"

„O nein, ich meine, eine junge Dame ſoll es gebrauchen, wie es ſich für eine junge Dame ſchickt, und nicht anders. Aber immer verletzt es mein Gefühl als ein Zeichen von Tactloſigkeit und geringer Bildung, wenn man die Rollen, welche den Dingen zukommen, gewaltſam durcheinanderwirft. Ein Schnupftuch bleibt im günſtigſten Falle zum gewöhnlichen Hausgebrauche beſtimmt; es iſt offenbar ſchlechter Geſchmack, es zum Gegenſtande der Gefallſucht machen zu wollen. Fein mag es ſchon ſeyn, um eine Idee von der Zartheit der Beſitzerin zu geben; aber mit ſinnloſen Zierrathen ausſtaffirt — nie. Siehe nur einmal zu, wie ſich ein geſtickter Pantoffel an einem Frauenfuße ſo gemein und marktſchreieriſch ausnimmt."

„Ich gebe dieß zu; aber, mein Schatz, nicht jedermann kann Hundert-Dollars-Taſchentücher führen, der geſtickte Schlappen tragen kann. Und nun ſage, was du willſt, ich werde meine neue Erwerbung dieſen Abend auf Miß Trotters Balle tragen."

Klara machte hiegegen keine Einwendung, obgleich ihre Blicke fortwährendes Mißfallen mit dem Kaufe ihrer Freundin ausdrückten.

Nun hatte aber die liebliche Eudoſia durchaus kein ſchlimmes Herz, ſondern war nur durch eine ſchlechte Erziehung verdorben. Ihre Eltern hatten ihr nämlich von all' den üblichen Kenntniſſen einer jungen Dame nur einen oberflächlichen Anſtrich geben laſſen;

von wirklicher höherer Bildung war nicht die Rede geweſen. Selbſt in dem gleichen Punkte vernachläſſigt und daher ohne zureichendes Urtheil, hatten ſie ihre Tochter den Händen von Miethlingen anvertrauen müſſen, welche ihrer Pflicht genügt zu haben glaubten, wenn ſie ihren Zögling wie einen Papagei nachplappern gelehrt hatten. Daher war Alles, was Eudoſia lernte, nur auf den Effekt und nicht für das Leben berechnet, und in dieſer Beziehung konnte man ſagen, daß Schule und Taſchentuch bei ihr wie aus einem Stücke waren.

Eilftes Kapitel.

Ich muß mir hier eine kleine Abſchweifung erlauben, um eine kurze Bemerkung über ein Thema einzuflechten, über welches man in Amerika vermöge gewiſſer nationeller Gewohnheiten und Vorurtheile gar leicht zu einer einſeitigen Anſicht gelangt.

Man iſt dort nämlich ſehr geneigt, gewiſſe Vorzüge der feineren Bildung den ſogenannten häuslichen Tugenden gegenüber zu belächeln. Nun beſteht aber der Vorzug eines Kochs darin, daß er gute Schüſſeln liefert, der einer Nähterin, daß ſie gut näht, und der einer Dame, daß ſie einen geläuterten Geſchmack, einen gebildeten Geiſt und verſtändige Manieren hat. Die wirklichen Vorzüge aller Genannten ſind dieſelben, nur daß ſie je nach ihrer Stellung beſonderen Geſetzen unterliegen, und nur bei den mehr äußerlichen Vollkommenheiten ſtellt ſich die Sache anders.

Alle feineren Blüthen menſchlicher Kunſtfertigkeit belächeln zu wollen, iſt wahrlich kein Beweis von Kenntniß der Bedingungen menſchlicher Glückſeligkeit und des verwickelten Getriebes ſocialer Größe und geſteigerter Civiliſation. In einer wohleingerichteten Geſellſchaft muß es Abſtufungen der Talente geben, und wenn auch nur Fleiß, Geſchick und Erfindſamkeit einen tüchtigen Grund legen können, ſo wird dagegen das Gebäude ohne die Ver-

feinerungen des Lebens, welche eine höhere Kultur verleiht, nie eine anmuthige und gefällige Form gewinnen.

Von dieſer Wahrheit hatte Eudoſia zuweilen eine dunkle Ahnung, obgleich ſie in ihren Reflexionen ſelbſt über weniger ſchwierige Materien nur ſelten zu einem richtigen und klaren Reſultate gelangte. Im gegenwärtigen Falle ſah ſie die Wahrheit nur von der Einen Seite und zwar von der alltäglichſten, wie man ſogleich an der Bemerkung erkennen wird, die ſie darüber machte.

„Und dann, Klara, was den Preis meines Tuches betrifft, ſo mußt Du auch die Grundſätze der Nationalökonomen nicht unberückſichtigt laſſen, die bei ſolchen Sachen ein Wort mitzureden haben. Dein Vater läßt Dich doch Nationalökonomie ſtudiren, meine Liebe?“

„Bewahre, das thut er nicht; ich weiß kaum, was das Wort bedeutet.“

„Hm, das iſt ſonderbar; Papa ſagt doch immer, in der Zeit, in welcher wir leben, ſey ſie der einzige Weg, um reich zu werden, und Papa verdankt ſelbſt ſein wunderbares Glück einzig und allein der Nationalökonomie und dem Spekuliren mit Looſen; denn im Vertrauen, liebes Klärchen, mein Vater war nicht immer ſo reich.“

„Nicht?“ wiederholte Klara, der dies ſehr wohl bekannt war, mit halbverbiſſenem Lächeln.

„Im Gegentheil, es fehlte viel daran; aber Du weißt, man ſpricht nicht gern davon, weil es einmal in unſerm New-York eine Schande iſt, nicht zum mindeſten eine halbe Million werth zu ſein. Dein Vater, Klara, iſt ja gewiß auch ſo viel werth?“

„Ich weiß davon ſo wenig, daß ich Dir nicht ſagen kann, ob er nur den vierten Theil werth iſt, Eudoſia. In meinen Augen iſt eine halbe Million Dollars ein großer Haufen Geld und ich weiß, daß mein Vater ſelbſt ſich für arm hält, wenigſtens für die Stellung, die er inne hat. Aber Du wollteſt ja etwas von Nationalökonomie ſagen, — ich bin nicht wenig begierig zu hören, was dieſe mit Deinem Taſchentuch zn ſchaffen hat.“

„Das will ich Dir ſagen, meine Liebe. Du weißt doch, daß die Vertheilung der Arbeit die Quelle aller Civiliſation — daß andererſeits der Handel nur ein Austauſch von Aequivalenten iſt — daß die Zollhäuſer dieſe Aequivalente in Feſſeln ſchlagen und daß, was in Feſſeln liegt, nicht frei iſt —"

„Aber meine gute Eudoſia, wo läuft nur Deine Zunge wieder hin?"

„Nun, Du wirſt doch zugeben, Klara, daß, was in Feſſeln liegt, nicht frei iſt, daß Freiheit die größte Segnung dieſes glücklichen Landes bildet, und daß der Handel eben ſo gut wie jedes andere Ding frei ſeyn ſollte."

Klärchen ſchwindelte der Kopf vor dieſem Wortſchwall, obwohl ſie die Phraſen, mit denen ihre Freundin um ſich warf, vollkommen eben ſo gut verſtand, als dieſe ſelbſt. Bekanntlich iſt National-ökonomie wenig mehr als eine Terminologie, und ganz beſonders gilt dies von demjenigen Theile derſelben, welchen man „die Freiheit des Handels" zu nennen beliebt. Aber Klara war es herzlich müde, noch mehr von dem unverſtändlichen Gallimathias zu hören, der ſich in unſeren Tagen eben ſo allgemein der Köpfe und Federn bemächtigt hat, als es vor einem halben Jahrhundert unter ziemlich ähnlichen Umſtänden mit Pitt's berüchtigtem Vorſchlag eines „Tilgungsfonds" für die engliſche Staatsſchuld der Fall war; ſie bat daher ihre Freundin, ohne weiteres Ausholen auf den Punkt mit dem Taſchen-tuch zu kommen.

„Nun denn," reſumirte Eudoſia, „dies hängt ſo zuſammen: der Luxus der Reichen gibt dem Armen Arbeit und ſetzt Geld in Umlauf. So hat denn auch ohne Zweifel mein Taſchentuch irgend einem armen Geſchöpfe in Frankreich vier oder fünf Monate lang Beſchäftigung und damit Kleidung und Brod verſchafft. Gewiß hat es fünfzig von den hundert Dollarn erhalten, die ich bezahlen mußte. Und dann der Zoll — ach Klara, ohne dieſen ſchmutzigen Zoll hätte ich mein Tuch um fünf und zwanzig Dollar wohlfeiler bekommen."

„Und um eben ſo viel Procent weniger preiswürdig gefunden,“ ergänzte dieſe mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Da haſt Du Recht, in der That; beim rechten Lichte betrachtet, iſt die Handelsfreiheit nicht auf Taſchentücher anwendbar.“

„Und doch,“ fiel Klara ein, „wenn man den Büchern glauben darf, ſo ſoll ſie auf Miethkutſchen, Fähren, auf Doktoren und Anwälte, ja ſelbſt auf die Geiſtlichkeit anwendbar ſeyn. Mein Vater ſagt, ſie ſey —“

„Nun? — ich möchte wohl wiſſen, als was ſie ein Mann von ſo klarer Ausdrucksweiſe, wie Mr. Caverly definirt.“

„Nun, er drückt ſich in der That ſo deutlich aus, daß er ſie einen — Firlefanz nennt!“ verſetzte ſeine Tochter, indem ſie ſich bemühte, das Wort mit recht theatraliſchem Pathos auszuſprechen. Aber das Tuch? — wie Othello ſagt — das Tuch?“

„Nun ja, fünfzig Dollars kommen auf die arme Stickerin, welche die Arbeit geliefert, fünfundzwanzig auf die fatale Douane, etliche fünfzehn für Miethe, Feuerung und Licht und zehn etwa als Profit in die Kaſſe des Mr. Bobbinet. Und mußt Du nicht zugeben, daß all dieß ſehr gut und ſehr gemeinnützig iſt?“

Arme Adrienne! Du bekamſt nicht ſo viel Franken für mich, als dieſe ſchöne Berechnung Dir Dollars zutheilte! Wie viel beſſer, reicher und ach, um wie Vieles glücklicher wäreſt Du geweſen, wenn Du das Geld für mich in der Taſche behalten, die Spitzen, ſelbſt mit Schaden, verkauft, und Dir ſo manche lange Stunde harter und qualvoller Arbeit erſpart hätteſt!

Allein ſo geht es mit menſchlichen Berechnungen. Wie verführeriſch ſtellt ſich oft ein Plan dar, wie trefflich ſcheint Alles zu ſeinem Gelingen angelegt! Aber dahinter lauert die rauhe Wirklichkeit, die ſo oft alle dieſe Weisheit zu Schanden macht und den Stolz des menſchlichen Verſtandes demüthigt. Vielleicht wünſcht der Leſer zu wiſſen, in wie weit Eudoſia's Berechnung des Gewinns und Verluſtes der Wahrheit nahe kam und ich will daher

die Rechnung aus den geheimen Büchern der Firma, welche einſt die Ehre hatte, mich ihr Eigenthum zu nennen, hier nochmals weiter ausführen.

Superfeines Taſchentuch, in Rechnung mit Bobbinet und Comp.

Soll			
Ankauf . . . . Fr. 100 zu 5, 25 —	D.	19	04
Zinſen dieſer Summe für 90 Tage à 7 %		00	33
Antheil an der Fracht		00	04
Trägerlohn		00	00 1/4
Für Waſchen, Plätten ꝛc.		00	25
	D.	19	66 1/4
Hat			
In Kaſſa, von Miß Thimble	D.	1	00
In Kaſſa als Verkaufspreis des Artikels		100	00
Abzug an der Forderung der Waſchfrau		00	05
		101	05
		19	66 1/4
Netto-Produkt	D.	81	39 3/4

Klara Caverly nahm jetzt Abſchied, da ſie noch zu Mrs. Thoughtful gehen wollte, um Eudoſia's Rückſtände zu berichtigen. So war ich nun zum erſtenmal mit meiner neuen Herrſchaft allein und hatte Gelegenheit, ihren Charakter ohne die Vermittlung Dritter einigermaßen kennen zu lernen. Denn wie tief auch ein Vertrauter oder eine Vertraute in eures Herzens Geheimniſſe eingeweiht ſey — einige wenige werdet ihr doch immer ausſchließlich für euch ſelbſt behalten.

Wenn die Bewunderung, welche Eudoſia mir zollte, meine Gunſt gewinnen konnte, ſo hatte ich alle Urſache, mit den Händen zufrieden zu ſeyn, in welche das Schickſal mich gegeben hatte. An meiner neuen Gebieterin ſelbſt war immerhin manches zu bewundern, denn eine mangelhafte Erziehung war eigentlich das größte Uebel, gegen das ſie anzukämpfen hatte. Vermöge dieſer „Erziehung", wenn man ihr ja dieſen Namen zugeſtehen wollte, beſaß ſie oberflächliche Fertigkeiten, oberflächlich erworben — Grundſätze, die kaum über die hergebrachte Zucht und Ehrbarkeit ihres Geſchlechtes hinausreichten — einen an ſehr zweideutigen Muſtern gebildeten Geſchmack und Erwartungen,

welche aus einer falſchen Ueberſchätzung der durch und durch falſchen Lage hervorgingen, in welche der Zufall ſie plötzlich geworfen hatte.

Aber bei all dem hatte Eudoſia ein Herz, und wo wäre das Weib, welches ſich dem Einfluſſe dieſes weſentlichen Theiles der weiblichen Organiſation verſchließen könnte? Mittelſt der ofterwähnten Zauberkraft, womit wir Taſchentücher ausgeſtattet ſind, hatte ich bald herausgebracht, daß ſich zu New-York ein gewiſſer Morgan Morley befand, vor welchem Eudoſia gar zu gerne meine und damit auch — was die Hauptſache war — ihre eigene Vollkommenheit entfaltet hätte.

Ich weiß nicht, ſoll ich es als ein Glück oder als ein Unglück betrachten, daß wir gleich am erſten Abend aus waren, den ich als Eudoſia Halfacre's Eigenthum zubrachte. Das reizende Mädchen war gegen acht Uhr fix und fertig für Miſtreß Trotter's Ball, und ihre bewundernde Mutter hielt für rein unmöglich, daß Morgan Morley, ein wohlbekannter, ſechsziffriger Kapitaliſt es noch länger würde aushalten können. Zufälliger Weiſe war Mr. Halfacre, der heute auswärts geſpeist hatte, noch nicht zum Vorſchein gekommen, ſo daß die beiden Damen die ganze Freude des Vorgenußes für ſich allein hatten.

„Was nur aus Deinem Vater geworden iſt!“ begann Mrs. Halfacre, nachdem ſie ſchon zum zehnten Male nach ihrem Manne gefragt hatte. — „Es ſieht ihm ganz ähnlich, die Einladung zu einem Balle zu vergeſſen, denn er denkt an nichts als an ſeine Looſe. Es iſt in der That eine rechte Laſt, ſo reich zu ſeyn, Doſie, und es gibt Augenblicke, wo ich wünſchte, wir wären nicht über eine Million werth, denn im Ganzen möchte ich beinahe vermuthen, daß man nur bei ſo einem beſcheidenen Vermögen wahrhaft glücklich iſt. — Beim Himmel, es ſchlägt zehen, und wir müſſen fort, wenn wir überhaupt noch gehen wollen; denn Mrs. Caverly äußerte einſt in meiner Gegenwart, ſie finde, zu ſpät kommen, ebenſo ordinär, als wenn man zu früh erſcheine.“

Man ließ alſo den Wagen vorfahren und wir ſtiegen alle Drei ein, indem wir für Mr. Halfacre die Aufforderung hinterließen, daß er nachkommen möchte. Da das Gerücht, ein dreiziffriges Taſchentuch werde auf dem Ball erſcheinen, unſerer Ankunft vorausgeeilt war, ſo verkündigte ein allgemeines Flüſtern unſern Eintritt in die Speiſeſalons.

Es iſt nicht meine Abſicht, eine förmliche Schilderung einer eleganten Geſellſchaft in dem „großen Emporium“ der „weſtlichen Welt“ zu entwerfen. Jedermann weiß, daß Alles hier auf dem beſtmöglichen Fuße hergeht; Grazie und behagliche Eleganz, feiner Ton und geſunder Menſchenverſtand finden ſich in einem Maaße vereinigt, daß es ausnehmend ſchwer iſt, ſie einer Analyſe zu unterwerfen und zu ſagen, dieſes iſt dieſes und jenes ſtellt jenes vor. Gerade dieſes geiſtige Ineinanderfließen iſt es, was dem Ganzen ſeine Vollendung gibt, gleichwie die ſchöne Harmonie der Farben die Gemälde Claude's — und in dieſem Punkte könnte man ſagen, auch die Cole's, mit einem Schimmer von Glorie umgibt.

Da jedoch neidiſche und böswillige Zungen die Eleganz und vornehmlich die „retenue“ eines „Manhattan-Routs“ zu verdächtigen gewagt haben, ſo fühle ich mich — wenn auch nicht gerade durch das erhabene Motiv des Patriotismus, doch jedenfalls aus Dankbarkeit für das hohe Anſehen, in welchem Taſchentücher daſelbſt ſtehen — gedrungen, dies Alles rund heraus für eitel Läſterei zu erklären. Wenn ich je an der New-Yorker Geſellſchaft etwas auszuſetzen hätte, ſo wäre es ihre ſteife Ruhe, jene beinahe naſeweiſe Stille, welche die weibliche Stimme faſt niemals vernehmen läßt, und wenn auch nicht im Herzen, ſo doch im Ohre ein peinliches Gefühl von Leere zurückläßt. Wenn ſich nur ein paar junge Damen bewegen ließen, das Schürzenband der Frau Mama fahren zu laſſen und etwas mehr in den Vordergrund zu treten — wie bald würde dieß Bewegung unter die Gruppen bringen und jene langen

Reihen dunkler Männer und reichgeputzter Frauen belebten, die Einen jetzt regungslos wie gemalte „Schauſtücke“ anſtarren.

Ohne dieſe beiden unbedeutenden Fehler dürfte ſich aber die New-Yorker Welt kühn mit der Pariſer, beſonders jener der Chauſſée d'Antin meſſen. Mehr als dies möchte ich nicht ſagen und weniger konnte ich wohl nicht mit Ehren niederſchreiben, denn ich habe zu New-York einige der wärmſten, treuherzigſten Freunde getroffen, die nur jemals das Geſchick einem Taſchentuche zu Theil werden laſſen konnte.

Meine Ankunft hatte alſo, wie geſagt, ein allgemeines Murmeln veranlaßt. In weniger als einer Minute hatte Eudoſia ihre Begrüßungen abgemacht und wurde nun in einer Ecke von einem Häufchen junger Freundinnen umringt, welche alle trotz ihres Schweigens faſt vor Begierde ſtarben, mich endlich zu ſehen.

Es wäre offenbare Heuchelei, wenn ich verſichern wollte, daß ich mich durch die Huldigung, die mir zu Theil wurde, nicht geſchmeichelt fühlte: die neugierigen Blicke ſtreiften vom Rande bis zur Mitte — von den Spitzen zum Saume — und vom Saume zu der feinſten Faſer meines köſtlichen Gewebes. — Mit einem Wort, ich war das erſte Hundert-Dollars-Taſchentuch, das je in dieſen Kreiſen aufgetreten war, ja wäre ich ein polniſcher Graf mit dem ſchönſten Schnurrbarte von der Welt geweſen, ich hätte nicht ſchmeichelhafter empfangen — nicht beſſer „unterhalten“ werden können.

Mein Ruhm verbreitete ſich ſchnell in den Gemächern, wie man zwei kleine Piecen mit einer Zwiſchenthüre, welche jedes zum Alkove des andern ſtempelte — zu nennen beliebte, und ſogar die Männer, beſonders die jüngeren, fingen an ſich für mich zu intereſſiren. Zwar gingen Letztere nicht auf die einzelnen Schönheiten der Stickerei oder die Feinheit des Stoffes ein — ihnen imponirten die drei Ziffern.

Ein ältlicher Herr ließ „für einen Augenblick“ um mich bitten und ſo ſonderbar es Manchem dünken mag, ein Taſchentuch zu entlehnen, ſo geſchah es doch in jener Nacht mit mir von mehr

als zwanzig Perſonen. Während jenes Beſuchs durfte ich zwiſchen zwei jungen Faſhionables, die ſich des ſcharfen Gehörs unſeres Geſchlechts wohl nicht verſehen mochten, folgendes Geplauder mitanhören:

„Muß doch ein reicher, alter Kauz ſeyn, der Halfacre, wenn er ſeiner Tochter ein Hundertdollarstaſchentuch geben kann. Was meinſt Du, Tom, es wäre doch nicht ſo übel, ſich vorſtellen zu laſſen.“

„Wenn ich Dir rathen ſoll, Ned, ſo bleibſt Du, wo Du biſt,“ lautete die Antwort. „Du biſt ja neulich auf der Vicariatskanzlei geweſen, um des alten Simonds Teſtament einzuſehen und weißt, daß er ſeiner Tochter achtundſiebzigtauſend Thaler hinterlaſſen hat. — Zudem kann dieſes Taſchentuch eine reine Liſt ſeyn. Ich meines Theils traue den Leuten nie recht, welche ſolche Köder auswerfen.“

„O, verlaß Dich drauf, da iſt von keinem falſchen Spiel die Rede. Charley Pray ſprach mir noch letzte Woche von dem Mädchen, als noch Niemand von ihrem Taſchentuche gehört hatte.“

„Warum nimmt ſie dann Charley nicht ſelber? Beim Himmel, wenn ich in ſeinen Verhältniſſen wäre, — er könnte ja unter allen Erbinnen zweiten Ranges in der Stadt nach Belieben wählen.“

„Ja, da ſitzt eben der Knoten, Tom; bei unſerem Geſchäft muß man ſich mit der zweiten Klaſſe begnügen. Warum können wir nicht höher hinauf, um zum Beiſpiel Mädchen wie die Burton's davonzutragen?“

„Die Burton's? — Die haben oder hatten wenigſtens eine Mutter, nicht wahr?“

„Nun, haben denn nicht alle Mädchen eine Mutter? Wer hörte jemals von Mann oder Weib ohne Mutter?“

„Ja, im phyſiſchen Sinne freilich — ich meine es aber in moraliſcher Bedeutung. Nun hat aber dieſe Eudoſia Halfacre in letzterem Sinne ebenſo wenig eine Mutter, als Du ſelbſt eine Säugamme haſt — nichts als ein altes Weib hat ſie, das vollends eine Närrin aus ihr machen hilft, aber keine Mutter; ein Paar gute Kautſchukſchuhe würden ihr beſſere Dienſte thun. Ein Geſchöpf, das

ſonſt zu Nichts taugt, als einem Mädchen zu ſagen, wie es ſich aus- und ankleiden ſoll, es vor naſſen Füßen zu warnen und ihm des Vaters Geld hinauswerfen zu helfen — iſt ebenſo wenig eine Mutter, als der alte Simonds ein Salomo war, als er jenes Teſtament verfaßte, das jeder von uns ſo gut wie die Conſtitution auswendig weiß."

Ein Geflüſter im Zimmer entfernte die beiden jungen Herrn eine Minute lang von meiner Seite, ſo daß ich nur undeutliche Phraſen, wie „Entfernung der Depoſiten" — „paniſcher Schrecken" — „General Jackſon" und „Revolution" verſtehen konnte. Im nächſten Augenblicke traten jedoch die beiden Elegants in ihren früheren Winkel zurück, um das Geſpräch folgendermaßen fortzuſetzen.

„Da haben wir's!" rief Ned lauter, als die Klugheit es erlauben mochte — „das nenne ich mit knapper Noth der Gefahr entrinnen! Das verdammte Taſchentuch hätte mich um ein Haar gekapert. Das nenne ich aber doch einen Betrug, ſolche falſche Vorſpiegelungen zu machen."

„Ja, ja, Freund; einem, der nicht auf ſeiner Hut war, dem mochte es wohl in die Quere kommen; für Leute vom rechten Schlag iſt aber nur wenig Gefahr dabei."

Hier forderten die beiden Elegants ein paar Erbinnen zum Tanz auf und ich bekam von ihnen und ihren Fährlichkeiten nichts mehr zu hören. Um übrigens den Leſer nicht zu irrigen Meinungen zu veranlaſſen, muß ich noch beifügen, daß dieſe beiden Ehrenmänner ja nicht als Typus der New-Yorker Moralität betrachtet werden dürfen, denn nirgends auf der Welt ſind Glücksjäger ſeltener, nirgends iſt in dieſem kitzlichen Punkte die öffentliche Moral ſtrenger als eben zu New-York.

Ueberhaupt, da ich nun einmal für Amerikaner ſchreibe, möchte ich gleich hier bemerken, daß Alles, was ſie von den Laſtern aller Länder jenſeits des atlantiſchen Oceans hören — die lautere Wahrheit; Alles dagegen, was geradezu oder verblümt von den Laſtern dieſes

glücklichen Landes geſagt wird — eitel Verläumdung iſt. Die vielen trefflichen Freunde, die ich mir ſeit meiner Ankunft in Amerika erworben, haben mein Herz für alle Ewigkeit an dieſes Land gefeſſelt und ſo will ich denn in meinen tiefen, philoſophiſchen Betrachtungen über das, was ich geſehen habe, mit dem feſten Vertrauen fortfahren, daß man meiner Wahrhaftigkeit wie der Selbſtſtändigkeit meiner Anſichten vollen Glauben ſchenken werde — Eigenſchaften, die mir viel zu theuer ſind, als daß ich ſie in Zweifel ziehen laſſen möchte.

Zurück alſo zu meiner Geſchichte. — Ich wurde endlich Eudoſien von einer Dame, in deren Hände ich übergegangen war, mit einem kalten, gemeſſenen Blicke zurückgegeben, der mich der Beſitzerin eines ſolchen Artikels gegenüber nicht wenig befremdete. Es dauerte übrigens nicht lange, bis ich entdeckte, daß — um mich eines heimiſchen Ausdrucks zu bedienen — „etwas vorgefallen ſeyn mußte“ und ich war nicht ganz ohne Neugierde, dieſes „Etwas“ zu erfahren.

Offenbar war Eudoſia die Zielſcheibe aller Blicke und der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs; doch konnte ich, ſo lange ſie mich in der Hand hielt, bei aller Schärfe meines Gehörs von dem was geſprochen wurde, nichts verſtehen. Das arme Mädchen meinte, ihr Taſchentuch liefere das allgemeine Thema und darin war ſie nicht weit von der Wahrheit entfernt, nur freilich in einer Weiſe von der ſie keine Ahnung hatte.

Endlich näherte ſich uns Klara Caverly, die viel zu wohlerzogen war, um in einer großen Geſellſchaft ein Toiletteſtück von irgend Jemand zum Gegenſtand des Geſprächs werden zu laſſen — unter dem Vorwand, mich ihrer Mutter im Nebenzimmer zu zeigen, eigentlich aber blos um mich den Andern aus dem Geſicht zu bringen. Als könne ſie es kaum erwarten, meiner los zu werden, warf ſie mich auf ein Sopha, wo ich auf einem Häufchen meiner Mitſchweſtern landete, welche

während des Abends, indeß unſere ſchönen Herrinnen tanzten, zuſammengebracht worden waren, um ihre Schönheit gegenſeitig zu vergleichen.

Da lagen wir denn — ein förmlicher Taſchentuchcongreß — eine volle Stunde lang und plauderten auf unſere eigene Weiſe, indem wir die ganze Geſellſchaft auf die Hechel nahmen. Warum wir auf dieſe Art vernachläßigt wurden, konnte ich erſt am folgenden Tage herausbringen, denn es war in der That etwas vorgefallen, was die Drei-, ja ſogar die Zweizifferntücher in augenblicklichen Mißkredit brachte. Welcher Art dieſer Vorfall war, ſoll ſeiner Zeit aus einander geſetzt werden.

Was unſere Sophaconverſation anbelangt, ſo drehte ſie ſich hauptſächlich um unſere reſpectiven Marktpreiſe. Ich konnte bald entdecken, daß ſich wegen meiner „drei Ziffern“ eine ziemliche Portion Wind gegen mich angeſammelt hatte, obgleich ich, offen geſtanden, recht gut fühlte, daß ich eine armſelige Figur ſpielte, vernachläßigt, wie ich hier, am erſten Abend meines Auftretens in der vornehmen Welt, in einem Winkel dalag. Von den verſchiedenen Anſichten, welche bei dieſer Gelegenheit — verſteht ſich im Wege magnetiſcher Wechſelwirkung — ausgetauſcht wurden, möge folgendes Geſpräch ein Pröbchen geben:

„Nun wahrhaftig!“ rief ein Fünfundzwanzigthalerſtück, „dies iſt der erſte Ball, an dem ich nicht gut genug für einen Platz in der Quadrille war. Habt ihr nicht geſehen, wie die „Canaille“ ſämmtlich in den Händen ihrer Beſitzerinnen iſt, während wir, die „Elite“ der Taſchentücher, gleich Mänteln in einer Ecke liegen bleiben?“

„Das muß freilich einen ganz beſonderen Grund haben,“ gab ein Fünfundvierziger zur Antwort, „wiewohl Du dieſe beiden Winter hindurch auf eine Art fetirt worden biſt, welche Deine Anſprüche wohl befriedigen ſollte!“

Eine ſpitzige Erwiederung des Fünfundzwanzigers hätte ohne Zweifel die ganze Sippſchaft in Aufruhr gebracht, wäre nicht ein Sechsundachtziger, der nach mir die höchſten Anſprüche auf Auto-

rität beſaß, mit einer Bemerkung dazwiſchen getreten, welche dem Strome unſerer Gedanken eine andere Richtung gab:

„Es iſt kein Geheimniß mehr," ſo lautete ſeine Rede, „daß wir für einen oder zwei Abende in Ungnade gefallen ſind — ein Unglück, das wir einem Dreizifferntuche verdanken, das erſt heute von einer Dame eingehandelt wurde, deren Vater drei Stunden, nachdem er die Note für den Modehändler gezeichnet, ſeine Zahlungen eingeſtellt hat. Ich hörte erſt vor einer halben Stunde die ganze Geſchichte und wie ihr ſeht, ſcheut ſich Jedermann, in dieſem Augenblicke mit einem ariſtokratiſchen Taſchentuche aufzutreten. Aber ſeid nur getroſt, meine Lieben! in ein paar Tagen iſt Alles vergeſſen, und wir werden mehr als je wieder zu Ehren kommen — ihr wißt ja, in einer Woche iſt in New-York Alles vergeſſen!"

Und ſo war es in der That. Ein General Jackſon hatte, wie ich ſpäter erfuhr, die Depoſiten removirt, — eine Maaßregel, deren Bedeutung ich nie ſo recht zu begreifen vermochte, welche aber jedenfalls das baare Geld rar machte, beſonders bei Denen, welche keines beſaßen, ſo daß Alle, welche ſich „ausgedehnt" hatten, auf ihren Füßen zu wanken anfingen. Mr. Halfacre befand ſich zufällig auch in dieſer mißlichen Lage und ſeine Verſuche, ſich flott zu erhalten, brachten ihn vollends zum Falle. Seine Energie hatte ſich ſelbſt überſtürzt, dem Jongleur ähnlich, der, über ſeinen ſiebzehnhundert Burzelbäumen endlich den Hals bricht.

Zwölftes Kapitel.

Ein unerfreuliches Gerücht mitanzuhören, iſt jeder Andere geneigter als der, welchen es unmittelbar berührt. So waren denn auch Eudoſia und ihre Mutter die einzigen Perſonen auf Mrs. Trotters Ball, welche über das Vorgefallene in völliger Unwiſſenheit blieben, denn wenn man auch die Neuigkeit allenthalben

flüſtern hörte, ſo durfte ſich doch Niemand herausnehmen, die zunächſt Betheiligten davon in Kenntniß zu ſetzen. In einer Handelsſtadt wie New-York konnte das Falliment eines vermeinten Millionärs nicht lange ein Geheimniß bleiben und Alles ſtarrte auf Gattin, Tochter und auf mich, als hätten ſie erſtens niemals zuvor die Familie eines Bankruttirers geſehen und dann noch gar nie bemerkt, wie die vor ihnen Stehenden die Beweiſe ihrer Verſchwendung zur Schau trugen.

Doch die Kriſis war nun einmal da und die Wahrheit ließ ſich nicht lange verbergen. Eudoſia mußte diesmal den Mantel umnehmen, mußte in den Wagen ſteigen, ohne von einem Einzigen der jungen Herrn unterſtützt zu werden — ſeit dem Augenblicke, da ihr Vater durch ſeine Spekulationen emporgekommen war, ein für ſie unerhörter Umſtand, der auch mehr als Alles andere ihre Aufmerkſamkeit erregte.

„Was kann nur die Urſache ſeyn, Ma? —“ ſo begann Eudoſia alsbald ihren Gefühlen Luft zu machen, ſobald der Wagen abgefahren war — „daß Jedermann bei Mrs. Trotter mich heute Abend ſo anſtarrte? Meine Toilette war doch gewiß ebenſo gut und anſtändig, als die jeder andern Dame im Saal und was vollends die Taſchentücher betrifft, ſo konnte ich in mehr denn fünfzig Augen den Neid erkennen, als der Preis des meinigen bekannt wurde.“

„Das iſt es eben, mein Schatz — Neid, nichts als purer Neid! Kein Wunder, daß ſie Dich anſtarrten, denn eben aus Neid wirſt Du die Leute immer am ärgſten gaffen ſehen. Dacht' ich mir's doch, das Taſchentuch würde einen Aufruhr veranlaſſen: o, auch ich pflegte die Leute anzuſtarren, wenn ich auf Jemand neidiſch war.“

„Aber ſonderbar war es doch, daß Morgan Morley mich nicht zum Tanz aufforderte, da er doch weiß, wie gern ich tanze und er mir ſchon um eines ſo ſchönen Taſchentuches willen heute Abend mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit hätte beweiſen ſollen?“

Mrs. Halfacre gähnte und erklärte ſich für müd und ſchläfrig, ſo

daß die Unterhaltung in's Stocken gerieth, bis der Wagen die Thüre erreicht hatte.

Mutter und Tochter waren nicht wenig überraſcht, Mr. Halfacre noch auf zu finden. Er ging mit großen Schritten und augenſcheinlich in großer Verſtörung beim Scheine eines einzigen Talglichts im Salon auf und ab.

„Mein Gott!“ rief ſeine Frau — „Du noch auf zu dieſer Stunde! Was kann denn vorgefallen ſeyn? welches Unglück hat an unſere Thüre gepocht?“

„Es iſt nichts, als daß wir Bettler ſind,“ erwiederte der Mann mit einem bitteren Lächeln, welches bewies, wie er ſelbſt in dieſem furchtbaren Augenblicke eine unmenſchliche Freude darüber empfand, daß er die Andern eben ſo elend wie ſich ſelbſt machen konnte. „Ja, Mrs. Henry Halfacre — ja, Miß Eudoſia Halfacre, Sie ſtehen Beide am Bettelſtab — ich hoffe, Sie werden dieſe Auskunft genügend finden.“

„Das heißt alſo, Du haſt fallirt, Henry?“ — Dieſes Wort war in New-York zu wohl bekannt, um nicht ſogar von Damen verſtanden zu werden. „Laß mich das Schlimmſte auf einmal hören — iſt es wahr, haſt Du fallirt?“

„Ja, es iſt wahr — ich habe fallirt. Meine Noten ſind heute bis zu fünf und neunzig tauſend Dollars proteſtirt worden, während ich nicht fünf und neunzig in der Bank habe. Morgen verfallen weitere drei und zwanzig tauſend und mit Ablauf dieſes Monats werden noch hundert und dreißig tauſend Dollars mehr dazu kommen. Die verdammte Depoſitengeſchichte und dieſer Tiger von Jackſon ſind an Allem Schuld.“

Die Wahrheit zu ſagen, die beiden Damen waren nicht wenig beſtürzt. Sie weinten und einige Minuten lang herrſchte tiefes Schweigen; aber die Neugierde trieb ſie bald zu weiteren Fragen.

„Dies iſt ja entſetzlich, und mit einer ſo ſtarken Familie!“ hob

die Mutter an. „Wenn aber der General an Allem Schuld iſt, warum ließſt Du ihn ſo viele Noten auf Deinen Namen ziehen?“

„Nicht doch — ſo iſt es nicht — ich habe ſelbſt die Wechſel ausgeſtellt; aber er nahm die Depoſiten weg, ſage ich Dir.“

„Sieht ihm ganz ähnlich, dem alten Schurken! Dir Deine Fonds wegzunehmen, da Du ihrer eben am Dringendſten bedurfteſt! Aber wie konnten die Beamten der Bank ſo etwas geſchehen laſſen? Sie hätten ja doch wiſſen ſollen, daß Du all' dieß Geld zu bezahlen hatteſt und ohne Geld kann man doch ſeine Schulden nicht berichtigen.“

„Sehr richtig, meine Liebe; ich kenne das nur zu gut aus Erfahrung. Das iſt ja eben der Grund, warum ich fallire — ich habe eine Maſſe Schulden und kein Geld, ſie zu tilgen.“

„Du haſt ja aber Hunderte von Looſen — gib ihnen Looſe, Henry, das wird Dich aus aller Verlegenheit reißen. Erinnere Dich nur, wie alle unſere Freunde uns um dieſe Looſe beneideten.“

„Sie werden ſie ſchon nehmen, die Looſe — verlaß dich darauf,“ fuhr der Spekulant fort, „wenn ich nicht ſelbſt Sorge trage, einen Riegel vorzuſchieben. Gott ſey Dank, ich bin noch kein erklärter Bankruttirer und kann noch immer meinen eigenen Kurator machen.“

„Das mein' ich auch — nicht ein Wörtchen würde ich davon ſagen. Gib keine Deklaration, ſondern laß ſie Dein Falliment nur ſelbſt, ſo gut ſie können, ausfindig machen. — Warum auch den Leuten unſer Mißgeſchick veröffentlichen und uns von ihnen bemitleiden laſſen? Nichts iſt mir mehr verhaßt, als das Mitleid Anderer — beſonders das meiner Freunde.“

„Nein, das wäre ſchrecklich,“ rief Eudoſia dazwiſchen. „Ums Himmelswillen, Pa, laß uns nur nicht zum Gegenſtande des Erbarmens werden.“

„Wird wohl keine Noth damit haben,“ murmelte der Vater. „Wer gleich einer Rakete in zwei bis drei Jahren emporſchießt, wird wohl ſelten im Falle ſeines Unglücks viel Mitleid für ſich gewinnen.“

„Jedenfalls, Doſie, iſt es doch gar zu ſchlecht von dem alten General. Ich behaupte, es iſt verfaſſungswidrig von einem Präſidenten, Deinem Vater ſeine Depoſiten wegzunehmen. Wäre ich an einer Stelle, Halfacre, ich würde eben ihnen zum Trotz nicht falliren. Du haſt ja immer geſagt, ein Mann von Energie vermöge Alles in dieſem Lande und ich ſelbſt habe Mr. Munny ſagen hören, er kenne keinen Mann von größerer Energie, als Dich.“

„Gerade dieſe Männer von Energie ſind die rechten Leute zum Bankerottmachen,“ erwiederte der ruinirte Spekulant, indem er ſich mit faſt ſardoniſchem Lächeln zu ſeiner Frau umwandte. „Aber wenn ſie mir ungewöhnliche Energie im Schuldenmachen beigemeſſen haben, ſo ſollen ſie auch finden, daß ich deren ebenſo viel beſitze, um mich wieder herauszuarbeiten. Wir müſſen noch in dieſer Woche unſere Wohnung verlaſſen, Mrs. Halfacre und all’ dieſes ſchöne Meublement muß verſteigert werden. Meinen Charaker wenigſtens werde ich aufrecht zu erhalten wiſſen.“

Dieſe Worte wurden mit erhobener Stimme und ſcharfer Betonung geſprochen.

„Wie, mein Schatz! Dazu iſt aber doch gewiß kein Umzug nothwendig? Andere Leute falliren ja auch und behalten ihre Häuſer, Meublen, Equipagen und dergleichen. Warum willſt Du uns alſo unangenehmen Bemerkungen des Publikums ausſetzen?“

„Dies iſt ſo wenig meine Abſicht als die Deine. Wir müſſen aber dieſes Haus verlaſſen und die ganze Einrichtung unter den Hammer bringen, oder alle die Looſe weggeben, auf welche Du ſo vielen Werth legſt.“

„O, wenn dies Haus und ſeine Einrichtung Deine Noten decken kann, ſo bin ich’s ja zufrieden, beſonders wenn Du dann die Looſe behalten darfſt. Ich will darauf wetten, auch Doſie wird ihr Tuch hergeben, wenn es zu etwas helfen kann.“

„Bei St. Georg! ein kapitaler Einfall — ja, ja, morgen früh wird das Taſchentuch zurückgeſchickt: das wird ein Geſchwätz

abſetzen! Ich kaufte es ohnedies nur, weil Munny eben bei mir war, von dem ich gern ein fünfzigtauſend Dollars geliehen hätte, um dieſer Kriſis zu begegnen. Es ging nicht, aber das Taſchentuch wird dafür Alles wieder in's Reine bringen. Dieſes Tuch, Doſie, kann dazu dienen, wenigſtens hundert Looſe zu decken!“

Auf welche Weiſe ich gleich dem Zelte in Tauſend und Einer Nacht ſolche Wunder bewirken ſollte, blieb damals ſowohl mir als den Frauen ein Räthſel. Gleichwohl übergab mich die reizende Eudoſia mit einer freudigen Bereitwilligkeit, welche hinlänglich zeigte, daß ſie keineswegs ohne gute Eigenſchaften war — den Händen ihres Vaters. Ueberhaupt habe ich mich ſpäter überzeugt, daß beide Frauen eigentlich alle Vorzüge einer hingebenden Gattin, einer liebenden Tochter beſaßen und daß ihre Thorheiten mehr Folgen einer ſchlechten oder — richtiger geſagt — gar keiner Erziehung, als Ausflüſſe eines entarteten Herzens waren. Als es bei Mr. Halfacre zur ſogenannten Liquidation kam und ein Vergleich mit ſeinen Gläubigern geſchloſſen wurde, wodurch er ſich mittelſt klug berechneter Zahlungen an vertrautere Kreditoren ein hübſches Kapitälchen von etlichen achtzig bis hunderttauſend Thalern rettete, mußten ſich Mutter und Tochter die liebſten Gegenſtände ihres Eigenthums entreißen laſſen, und zeigten dabei ein ſo edles Benehmen, daß die ganze Stadt von der Größe ihrer Opfer und der ſchönen Ergebung, mit der ſie ſich ihnen unterzogen — erfüllt war. Durch dieſen ſinnreichen Kunſtgriff gelang es dem Bankruttirer, nicht nur ſein Anſehn zu erhalten — was ſelbſt in New-York unter ſolchen Verhältniſſen keineswegs ungewöhnlich iſt — ſondern auch faſt die Hälfte ſeines ‚redlich erworbenen‘ Vermögens zu retten, während ſeine Gläubiger wie gewöhnlich die Zahlungen für ihn leiſteten.

Der Leſer möge mir erlaſſen, noch länger bei dieſem Geſpräche zu verweilen, da meine eigenen Abenteuer mich ohnehin ſo bald in eine andere Sphäre einführen ſollten. — Am nächſten Morgen, gleich nach dem Frühſtück, nahm Mr. Halfacre meine Wenigkeit

in die Taſche und ging mit der Miene eines ſchwer gebeugten und bekümmerten, aber grundehrlichen Mannes die Straße hinab. An der Ladenthüre von Bobbinet und Comp. angekommen, trat er feſten Schrittes ein und legte mich mit einer ſo ſanften Bewegung auf den Ladentiſch, daß ſelbſt die Commis — im Allgemeinen ſonſt lauter Eiſenherzen — davon zu reden wußten.

„Unangenehme Vorfälle, über welche ich wohl nicht nöthig habe mich weiter auszulaſſen, beſtimmen mich, Ihnen, meine Herrn, dieſes Tuch zum Rückkauf anzubieten,“ ſo ſprach er und hielt auf höchſt ergreifende Weiſe die Hand vor die Augen. „Kauf iſt zwar Kauf und nur mit dem größten Widerſtreben entſchließe ich mich, ſeine geheiligten Verbindlichkeiten zu ſtören; aber ſo lange ein einziger Menſch mit Recht behaupten kann, ich ſchulde ihm auch nur einen Dollar, kann ich unmöglich zugeben, daß eines meiner Kinder einen ſolchen Luxusartikel zurückbehalte.“

„Welch' edle Geſinnungen!“ rief Silky, welcher in einer Ecke des Ladens lungerte — „wundervolle Geſinnungen, ganz wie ſie einem Manne von Ehre geziemen.“

Die Umgebung des Obriſten ſchenkte dieſer Anſicht ihren Beifall und Mr. Halfacre erhob ſein Haupt wie ein Mann, der das Antlitz ſeiner Gläubiger nicht zu ſcheuen hat.

„Ich kann Ihre Beweggründe nicht anders als billigen, Mr. Halfacre,“ entgegnete Bobbinet; „allein Sie kennen ja den Stand des Verkehrs und die hohen Miethpreiſe. Der fragliche Artikel iſt ohne allen Zweifel ſchon in den Händen der ſeitherigen Beſitzerin geſehen worden und kann nicht mehr für neu gelten; ohne einen bedeutenden Rabatt werden wir daher nicht im Stande ſeyn, auf Ihren Wunſch einzugehen.“

„Nennen Sie Ihre Bedingungen, Sir; ſo ſie mir einen einzigen Dollar für meine Gläubiger laſſen, werde ich mich immer noch glücklich ſchätzen.“

„Sublime Geſinnungen,“ wiederholte der Obriſt — „wir müſſen dieſen Ehrenmann in den Congreß wählen.“

Nach einer kurzen Unterhandlung kam man dahin überein, daß Bobbinet und Comp. mich gegen fünfzig Dollars, die Mr. Halfacre erhielt, wieder in ihre Schubladen aufnahmen. Am andern Morgen aber war in einem der beliebteſten und durch Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Talente ausgezeichnetſten Tageblätter Folgendes zu leſen:

„Zur Nachahmung zu empfehlen. Ein angeſehener Gentleman aus dieſer Stadt, H— H—, Esq., mußte kürzlich in Folge des Raubes, welchen der kaltblütige Schurke, deſſen Graukopf den Präſidentenpalaſt verunehrt, an der Bank der Vereinigten Staaten begangen hat, ſeine Zahlungen einſtellen. Dieſer Ehrenmann hielt alsbald ſich für verbunden, einen Putzartikel, den ſeine liebenswürdige Tochter erſt geſtern gekauft hatte und welchem ſie in jeder Beziehung Ehre machte, dem Verkäufer zurückzuſtellen, um mit dem Erlöſe die Mittel zur Befriedigung ſeiner Gläubiger zu mehren, welche er eifrigſt zuſammenzubringen bemüht iſt. Wir ſind es der hochachtbaren Firma Bobbinet und Comp. ſchuldig, noch beizufügen, daß der Kaufpreis auf die erſte Anregung mit der größten Liberalität wieder zurückgegeben ward, und können überhaupt nicht umhin, das erwähnte Haus unſern Leſern als eines der honetteſten unſerer Stadt (in welcher der Schreiber dieſes Artikels beiläufig weder einen Fußbreit Boden, noch ſonſt etwas ſein nennen konnte) zu empfehlen und ſie auf ſein wohlaſſortirtes und umfaſſendes Lager in den eleganteſten Artikeln aufmerkſam zu machen.“

Im Manuſcript ſtand noch nachträglich: „wir ergreifen dieſe Gelegenheit, um den HH. Bobbinet und Comp. für eine Probe von ausgezeichneten Handſchuhen, welche ſie uns zuzuſenden die Güte hatten, unſern Dank zu ſagen“ — allein zum Glück hatte der Herausgeber Erfahrung und Takt genug, um dieſe Stelle zu durch-

ſtreichen, da es doch unvorſichtig geweſen wäre, gerade in dieſem Augenblick eine ſolche Thatſache bekannt werden zu laſſen.

Das Urtheil des Verfaſſers über jenes würdige Haus wird aber der Amerikaner gehörig zu würdigen wiſſen, wenn er erfährt, daß es von einem jener Univerſalgenies herrührte, welche den inſpirirten Moraliſten, den gründlichen Conſtitutionellen und den tiefen Kenner der Nationalökonomie in ihrer Perſon vereinigen und ihre Mitmenſchen täglich belehren, wie man praktiſche Illuſtrationen zu den Geboten der Bibel liefern, wie man in jenen ſchwierigen Colliſionsfällen, welche aus dem Geſellſchafts-Vertrag entſtehen, ſich zu entſcheiden, vor Allem aber, wie man ſein Privatleben einzurichten habe, um nicht auch in die Untiefen zu gerathen, in welchen ſie ſelbſt ſtecken geblieben ſind.

Da manche meiner Leſer wohl einigen Antheil an dem Schickſale der armen Eudoſia nehmen werden, ſo ſoll, bevor ich die Erzählung meiner eigenen Erlebniſſe fortſetze, in aller Kürze berichtet werden, daß es ihr nicht halb ſo ſchlimm erging, als man Anfangs hätte vermuthen können. Mr. Halfacre begann ſeine Vergleiche unter den günſtigſten Auſpicien, wobei ihm der gute Ruf, der jener Taſchentuch-Farce folgte, die beſten Dienſte leiſtete, da die Gläubiger um ſo eher in ihren Forderungen nachließen, wenn ſie der Grauſamkeit gedachten, mit welcher ein hübſches Mädchen eines ſo koſtbaren Gegenſtandes beraubt werden mußte.

Lange bevor die Zurückweiſung der Depoſiten aus dem Tagesgeſpräche verſchwunden war, hatte Mr. Halfacre Alles zu ſeiner Zufriedenheit abgemacht. Die Looſe waren ihm dabei von ganz beſonderem Nutzen geweſen, indem nicht ſelten ein Einziges eine Schuld deckte, mit deren Betrag er ein halbes Dutzend angekauft hatte. Mitunter fand ſich wohl auch ein Querkopf, der auf ſeinem Gelde beſtand und von Verfolgung vor dem Kanzlei-Gericht ſprach. Solche Leute erhielten ihre volle Bezahlung, denn vor Prozeſſen hatte der Spekulant eine entſchiedene Abneigung.

Was die für mich erhaltenen fünfzig Dollars betrifft, ſo mußten ſie für Ankauf der täglichen Bedürfniſſe auf den Markt wandern, bis anderweitige Mittel aufgetrieben werden konnten. Uebrigens war dieſe Abweichung von der vorgegebenen Beſtimmung dieſer Summe mehr ſcheinbar als wirklich, denn der edle, aber unglückliche Mann mußte ja doch vor allen Dingen eſſen und trinken, um für ſeine Gläubiger thätig ſein zu können. Kurz, Alles wurde auf's Befriedigendſte beigelegt; Mr. Halfacre bezahlte hundert Cents* vom Dollar und zwar in Looſen, ſo daß ſeine Bücher bald wieder im geordnetſten, erfreulichſten Zuſtande waren.

„Nun, dem Himmel ſey Dank! jetzt ſchulde ich Niemandem einen Heller mehr," ſprach der würdige Geſchäftsmann zu ſeiner Ehehälfte an dem Tag, da Alles abgeſchloſſen war, „und bei der ganzen, verwickelten Rechnung mit ſo großen Summen hat ſich blos ein einziges, kleines Verſehen eingeſchlichen."

„Mein Gott, ich dachte, Alles wäre im Reinen," rief die gute Frau voll Unruhe. „Gewiß iſt es dieſer unvernünftige John Downright**, der Dir noch zu ſchaffen macht."

„Pah! der iſt völlig bezahlt. Erſt bot ich ihm fünfundzwanzig Cents vom Thaler, davon wollte er nichts hören; ich ſprach dann von einem kleinen Irrthum und berichtigte mein Gebot auf vierzig. Aber der Schuft nahm keine Vernunft an und ich mußte ihm endlich ſeine hundert geben. Nein, dieſem Patron kann ich mit dem reinſten Gewiſſen ins Angeſicht ſehen."

„Aber wer ſoll es denn ſonſt ſeyn?"

„Niemand anders als Dein eigener Bruder Myers, mein Schatz; wir hatten uns irgendwo in unſeren Rechnungen um eine Kleinigkeit von 100,000 Dollars zu ſeinen Gunſten geſtoßen. Ich bezahlte ihn in Ländereien; bei der nächſten Durchſicht fand ſich aber, daß ſich eine Ziffer zu viel eingeſchlichen hatte und als der Ehren=

* d. h. den vollen Betrag ſeiner Schulden, da der Dollar 100 Cents hat. D. U.

** „Rechtſchaffen", „Geradaus" — zu deutſch.

mann, der er immer war, glich Myers die Differenz auf der Stelle aus."

„Und wer hat nun dieſe Summe anzuſprechen?"

„Wer ſie anzuſprechen hat? — Nun — wer anders als der rechtmäßige Eigenthümer."

Dreizehntes Kapitel.

Als ich meinen alten Platz bei Bobbinet und Comp. wieder eingenommen hatte, beſchlich mich eine Ahnung, daß mir diesmal eine längere Gefangenſchaft in den Schubladen dieſer würdigen Firma bevorſtehen werde, weil doch durch das Debüt auf Frau Trotters Ball meine Jungfräulichkeit als Putzartikel etwas gelitten hatte. Allein ich hatte mich geirrt; ſchon der nächſte Tag ſollte mich abermals befreien und der mir gebührenden Stellung in der Geſellſchaft zurückgeben.

Gleich am erſten Morgen, da ich mich wieder im Schiebfache befand, ließ ſich eine Frauenſtimme vernehmen, welche nach „geſtickten franzöſiſchen Taſchentüchern" fragte. Dies war mein Stichwort — ach, meine arme Adrienne! — und in einer halben Minute lag ich mit einigen und fünfzig Kameraden oder Kamerädinnen auf dem Ladentiſch. Der Stimme hatte ich im erſten Augenblick angehört, daß ſie keiner „Mama", ſondern einem „lieben Kind" angehörte, das mir beim erſten Blick als ein recht hübſches Mädchen auffiel.

Julie Monſon war keine blendende Schönheit, wie meine letzte Herrin; allein in ihrem Weſen ſprach ſich viel mehr Feinheit und Gefühl aus. Doch hatte ihr Blick einen unruhigen, weltlichen Ausdruck, welcher hinlänglich kund gab, wie ſehr ſie, im ungünſtigſten Sinne des Wortes, „außer ſich ſelber" lebte — ein Geſichts-Ausdruck, den ich übrigens an den meiſten Perſonen wahrgenommen habe, welche

ein koſtbares Taſchentuch für einen weſentlichen Beſtandtheil ihres Lebensglückes halten.

Eine ſolche Außenſeite iſt in der That ein natürlicher Beweis, daß die Seele mehr an dem Schein, als an dem Weſen der Dinge hängt, und daß man ſich in ſeinen Anſprüchen auf die Achtung Anderer nicht ausſchließlich auf die höheren ſittlichen Gefühle und Eigenſchaften beſchränken mag. Kurz — ein derartiges Spielzeug gibt immer ein Seitenſtück zu dem ſchönen Gefieder des Pfaus ab, da es aus demſelben Grunde zur Schau getragen wird, welcher dieſen Vogel zur Entfaltung ſeines Federſchmuckes veranlaßt.

Miß Monſon war in Geſellſchaft einer andern jungen Dame gekommen, welche ungefähr in demſelben Alter ſtand und in ihrer äußern Erſcheinung, was Stand und Kleidung betrifft, jener überhaupt ſehr ähnlich war, obgleich eine weſentliche Verſchiedenheit in dem Charakter der Beiden auf den erſten Blick ins Auge fallen mußte. Dieſe Begleiterin, welche Mary genannt wurde und mit ihrem Familiennamen Warren hieß, hatte nichts von dem unruhigen Weſen ihrer Freundin und kümmerte ſich offenbar weit weniger um das Urtheil der Leute über ihr Thun und Laſſen. Als die Taſchentücher auf den Ladentiſch ausgelegt wurden, griff Julia Monſon haſtig nach einem derſelben, während uns Mary Warren ſammt und ſonders mit einem Blicke kalter Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu von Mißfallen, betrachtete.

„Ach wie herrlich!“ rief die Erſtere, ſobald ſich der Commis entfernte, um für einen andern Kunden Handſchuhe zu holen — „welch köſtliche Stickerei! Mary, Du ſollteſt eines davon nehmen, ich habe dann mehr Muth, ein zweites zu kaufen; ich weiß, Deine Mutter gab dir heute Morgen das Geld dazu.“

„Nicht dazu, liebe Julia! Meine Mutter denkt nicht entfernt daran, daß ich mir ſo etwas beigehen ließe.“

„Und warum denn nicht? ein reiches Taſchentuch iſt ja guter Styl.“

„Es dürfte ſehr die Frage ſeyn, liebe Julia, ob das, was Du *Styl* nennſt, für ein junges Frauenzimmer paſſend iſt; ein Taſchentuch aber, das blos für den Prunk iſt und nicht zum Gebrauch dient, kommt mir, offen geſtanden, gemein vor."

„In Sir Walter Scotts Sinne einmal nicht, meine Liebe," erwiederte Julia lachend, „wenigſtens iſt es nichts ſo ganz *Gewöhnliches*, denn nicht Jedermann iſt im Stande, ſich ein geſticktes franzöſiſches Tuch zu halten."

„Sir Walter Scotts Definition des „*Gemeinen*" ſcheint mir noch ſehr der Kritik zu unterliegen. Das Wort iſt zwar ohne Zweifel von einem gewöhnlichen Sinn, einem gewöhnlichen Thun und Treiben hergenommen; allein heutzutage bezeichnet es mehr das Gemeine als Gegenſatz von Feinheit und Bildung. Auch iſt es ja baarer Unſinn, ein Ding deßhalb, weil es gewöhnlich iſt, für gut und anſtändig auszugeben. Nichts iſt z. B. häufiger in der Welt, als eine Lüge und dieſe iſt doch gewiß nichts Lobenswerthes."

„Gut, gut, Mary, man kennt dich ja ſchon als Philoſophin und ich hätte auf eine ſolche Antwort gefaßt ſeyn ſollen. Aber ein Tuch will ich nun einmal haben und zwar das ſchönſte, das ich nur finden kann."

„Und das *theuerſte*! Ja, ja, das wird eine ſehr ſtattliche Garderobe werden mit Einem Taſchentuch darin! Nimmt mich nur Wunder, daß Du nicht auch einen einzelnen Schuh kaufſt."

„Weil ich *zwei* Füße habe," erwiederte Julia etwas ſpitzig, obgleich ſie gutmüthig dazu lachte, „aber ſtill — der Commis kömmt und der braucht von unſerem Streite nichts zu hören. — Bitte, Sir, zeigen Sie mir das ſchönſte Tuch in Ihrem Laden."

Der Jünger Merkurs zog mich unter dem Haufen hervor und legte mich mit feierlicher Miene vor Julia's ſchwarze, glänzende Augen. „Hier, Ma'am, iſt das feinſte und ausgeſuchteſte, nicht nur was *wir* haben, ſondern von Allem, was in ganz Amerika zu finden iſt. Unſer Compagnon, ‚Mr. Silky', hat es von ſeiner letzten Reiſe

aus Paris mitgebracht und behauptet, ſelbſt dort ſey ſeines Gleichen nicht zu finden.“

„Es iſt in der That ausgezeichnet, Sir, das läßt ſich nicht läugnen. Und der Preis?“

„Wir müßten eigentlich aus Pflicht für uns ſelbſt 120 Dollars für dieſen Artikel fordern, Ma'am, inzwiſchen hat ſich Mr. Bobbinet, glaub' ich, entſchloſſen, unſeren ſtehenden Kunden nur hundert anzuſetzen.“

Das klang doch gewiß großartig — da nur hundert zu fordern, wo man eigentlich vermöge einer Art moraliſcher Verpflichtung hundertundzwanzig fordern ſollte! Und da Julia mit der Abſicht gekommen war, eine Hundert-Dollars-Note wegzuwerfen, die ihr die Mutter am Morgen gegeben hatte, ſo war der Handel bald im Reinen. Ich ward ſorgfältig in einen Papier-Umſchlag gelegt, in Miß Monſon's Muff geſteckt, und ſchied aus dem Bereiche des Oberſten Silky, um nicht länger eine ſolche falſche Stellung einzunehmen.

„Jetzt biſt Du hoffentlich glücklich, Julia,“ bemerkte Mary Warren mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, als die beiden Freundinnen in Mrs. Monſon's Wagen nebeneinander ſaßen. „Ich kann nur nicht begreifen, daß Du dieſes non plus ultra von Eleganz im verwichenen Sommer nicht ſelbſt in Paris gekauft haſt.“

„Mein Vater wollte damals nicht ſo viel ausgeben; wir brauchten ohnehin genug, wie Du Dir denken kannſt, für Ausflüge, Sehenswürdigkeiten und Kurioſitäten, und als ich Mama mein Anliegen merken ließ, meinte ſie, wir müßten damit bis zum Einlauf der nächſten Halbjahrsrente warten. Aber offenherzig, Mary, es iſt doch Jemand zu Hauſe, vor dem ich mich ſchäme, meinen Einkauf ſehen zu laſſen.“

„Iſt's möglich? in Deinem Hauſe? Hätteſt Du blos geſagt ‚in der Stadt‘, ſo könnte ich Dich eher begreifen. Aber zu Hauſe

— da Deine Aeltern nichts dagegen haben, ſo ſehe ich in der That nicht ein, vor wem Du Dich ſonſt zu fürchten haben kannſt.“

Bei den Worten „in der Stadt“ war Julia erröthet, denn ihr verrätheriſches Gefühl beſchwor augenblicklich das Bild eines gewiſſen Betts Shoreham vor ihre Seele als diejenige Perſon, welche die Freundin im Auge gehabt hatte. Ich hatte gar keine Mühe hinter die ganze Sache zu kommen, da meine Station in dem Muffe nur etwa ſechs Zoll von ihrem klopfenden Herzen entfernt war.

„O, ’s iſt nicht das, was Du meinſt oder wen Du vermutheſt, Mary,“ war die Antwort meiner Herrin, „ich meine Mademoiſelle Hennequin — ehrlich geſtanden, ich fürchte den tadelnden Blick ihrer Augen.“

„Nun, dies iſt in der That ſeltſam genug — daß Du Dich bei der Erzieherin Deiner Schweſtern vor Vorwürfen ſcheueſt, während Du die Deiner Mutter keineswegs fürchteſt! Und was in aller Welt hat Mademoiſelle Hennequin mit Dir zu ſchaffen? Deine Erziehung war ja vollendet und Du warſt ſchon ſelbſtſtändig, ehe ſie in euer Haus kam? Es iſt doch ſeltſam, daß eine Perſon, kaum älter als Du, welche ganz kürzlich erſt in Paris angenommen wurde, ſolchen Einfluß über Dich gewonnen haben ſollte, die Du nie ihre Schülerin geweſen biſt.“

„Ich fürchte mich auch in den meiſten Fällen nicht vor ihr,“ verſetzte Julia, „nur in Sachen des Geſchmacks, beſonders wenn ſichs um Luxusartikel handelt, kann ich eine gewiſſe Scheu vor ihr nicht unterdrücken.“

„Immerhin müßte ich mich in dieſer Mademoiſelle Hennequin gar ſehr geirrt haben, wenn ſie ſich herausgenommen hätte, ſich Dir gegenüber in ſo etwas zu miſchen. Eine Gouvernante ſollte ihre Aufſicht nie weiter ausdehnen, als ihr Amt es verlangt.“

„Aber dies thut ja auch Mademoiſelle Hennequin gar nicht,“

verſetzte Julia treuherzig. „Ich kann aber nicht anders, ich muß den Lehren zuhören, die ſie meinen Schweſtern ertheilt, — und — nun, kurz und gut, ich ſcheue mich mit dieſem Kaufe ihrem Blicke zu begegnen, der mir ſagen wird: was helfen alle meine guten Lehren über Takt und verſtändiges Betragen, wenn ihnen das Beiſpiel einer ältern Schweſter entgegenwirkt? — Sieh, das iſt's, was ich fürchte.“

Mary ſchwieg länger als eine Minute; dann lächelte ſie neckiſch, wie junge Mädchen thun, wenn ihnen gewiſſe Vorſtellungen durch den Sinn gehen und nahm dann das Geſpräch wieder auf:

„Und Betts Shoreham hätte mit all dieſer Furcht nichts zu ſchaffen?“

„Was kann Betts Shoreham mir oder was kann ich für Betts Shoreham ſeyn? Ich will doch hoffen, daß das zufällige Zuſammentreffen auf dem Paquetboote, welches uns von Europa zurückbrachte und die Beſuche, die er uns von jener Reiſebekanntſchaft her macht, ihm kein Recht auf ein ſogenanntes ‚Veto‘ in meinen Toilette-Angelegenheiten ertheilen ſollen?“

„Für jetzt freilich noch nicht, meine Liebe. Aber ſie könnten ihm etwa einen Grund geben, ſein Veto in petto zu halten.“

Ich glaubte einen Schatten über Julia Monſon's Züge hinfliegen zu ſehen, während ſie ihrer Freundin in einem Tone, dem man ſogleich anhörte, daß ſie nicht mehr ſcherzte, und mit einem Takt, welcher hinlänglich bewies, daß ſie einen ganz geſunden Verſtand in ihrem Köpfchen und ein lebendiges Gefühl wahrer Weiblichkeit im Buſen hatte — folgendermaßen antwortete:

„Wenn ich auch durch meine europäiſche Reiſe keine andere Erfahrung gemacht hätte, ſo habe ich doch jedenfalls einſehen lernen, wie unüberlegt wir Mädchen in Amerika handeln, indem wir ſo offen von dergleichen Dingen reden. Die Jungfräulichkeit eines Weibes iſt wie der zarte Schmelz einer Blume, und ſie muß nothwendig darunter leiden, wenn man ihren Namen mit dem eines

Mannes zuſammen nennt, es wäre denn der Name desjenigen, der ihr zum Gatten beſtimmt iſt.“

„Beſte, theuerſte Julia, ich will nie mehr von Mr. Shoreham ſprechen, wie ich es auch nie gethan haben würde, wenn ich nicht gedacht hätte, daß ſeine Aufmerkſamkeiten Dir ebenſo angenehm als Deinen Eltern ſeyen. Auffallend genug ſind ſie einmal — ſo denke nicht ich allein, ſondern auch andere Leute.“

„Ich weiß wohl, ſo ſcheint es der Welt,“ verſetzte Julia mit gedämpftem, nachdenklichen Tone, „mir aber kommt es nicht ſo vor. Betts Shoreham iſt ein angenehmer junger Mann, eine ſehr paſſende Parthie für unſer Eins, und dieß iſt der Grund, daß man ihm überall gleich ernſtliche Abſichten unterſtellt.“

„Ernſtliche Abſichten! nun wenn Mr. Shoreham Jemanden die handgreiflichſten Aufmerkſamkeiten erweist, ohne ſolche Abſichten zu haben, ſo iſt er ein ganz anderer Mann, als für den ich ihn ſeither gehalten.“

„Nicht doch,“ erwiederte Julia mit noch viel ſanfterer Stimme, ſo daß man leicht errathen konnte, wie ſehr ihr Herz bei dem Geſpräche betheiligt war, „die Gerechtigkeit verlangt für Betts Shoreham das Zeugniß, daß ſeine Aufmerkſamkeiten nicht ausſchließlich mir galten. Man wirft uns Mädchen Argusaugen im Entdecken ſolcher Dinge vor, und ich bin nicht blinder als die übrigen meines Geſchlechts. Von guter Familie und nicht ohne Vermögen, wie ſollte er nicht in den meiſten Häuſern der Stadt gerne geſehen ſeyn, zumal er ein Mann von gefälligem Aeußern und durchaus liebenswürdigem Benehmen iſt? Er traf uns auf der Reiſe, ſo iſt es alſo natürlich, daß er eine Bekanntſchaft unterhält, an welche ſich angenehme Erinnerungen knüpfen. Du darfſt nicht vergeſſen, Mary — ehe wir ihn beſchuldigen, daß er ſein Spiel mit mir treibe, muß er ſich doch überhaupt mit mir beſchäftigen. Mir ſcheint es, er ſey weit aufmerkſamer gegen meine Mutter, meinen Vater, ja ſelbſt gegen meine beiden kleinen Schweſtern, als gegen mich. Selbſt Mademoiſelle

Hennequin ſteht eben ſo wohl, wenn nicht in höherem Grade, in ſeiner Gunſt, als ich mich deſſen rühmen kann.“

Mary Warren fing an von etwas anderem zu reden, ſobald ſie ſah, wie ernſt ihre Freundin geworden war, und bald darauf wurden wir an Mr. Monſon's Thüre abgeſetzt, wo die beiden Freundinnen ſchieden, indem Mary Warren lieber zu Fuße nach Hauſe ging, während Julia und meine Wenigkeit zuſammen eintraten.

„Nun Mutter,“ rief Julia, als ſie Mrs. Monſon's Zimmer erreichte — „ich habe das reizendſte Ding gefunden, das Du nur jemals geſehen haſt, und habe es auch ſogleich gekauft. Hier iſt es — nun, was ſagſt Du zu meiner Wahl?“

Mrs. Monſon war eine gutherzige, heitere, nachſichtige Mutter; ſie hatte ihrem ohnehin ſchon reichen Manne ein hübſches Vermögen zugebracht, war all' ihr Lebenlang an einen uneingeſchränkten Gebrauch des Geldes, namentlich ihres eigenen, gewöhnt, (denn Amerika iſt ein Land, wo gar Manche das Vermögen von Anderen mit ungemeiner Freigebigkeit rechts und links hinaus werfen) und als daher ihre älteſte Tochter den Wunſch ausſprach, ein ausgeſuchtes Stück unſeres Geſchlechtes zu beſitzen, ſo gab ſie ihre Einwilligung ſchon einzig und allein deßhalb, weil ſie ihrem Kinde eine unſchuldige Freude nicht abſchlagen mochte. Gleichwohl wußte ſie recht wohl, daß Klugheit eine Tugend ſey und daß Julia ſchon manchmal ihr Geld, das ſie weit beſſer hätte verwenden können, recht unnütz hinausgeworfen hatte.

„Es iſt in der That ein ſehr ſchönes Tuch,“ bemerkte die Mutter mit einer Art Kennermiene, nachdem ſie mich ſorgfältig betrachtet—„ein wundervolles Tuch, und doch möchte ich beinahe wünſchen, Du hätteſt es nicht gekauft, mein Kind. Hundert Dollars für ein Taſchentuch klingt gar zu fürſtlich für ſchlichte Leute wie wir, die in Nuß-Schaalen-Häuschen von fünf und zwanzig Fuß Front und ſechs und fünfzig Tiefe wohnen. Das Schmuckkäſtchen einer

jungen Dame, die ſolche Taſchentücher führt, müßte, um nur einigermaßen in einem Verhältniſſe zu ſtehen, in die Tauſende hinein koſten.“

„Aber ich habe ja nur ein einziges, liebe Mutter! und ſo können wir für meinen Schmuck bei den Hunderten ſtehen bleiben.“

„Ein Taſchentuch klingt dafür auch gar armſelig, mein Kind. Hat man ja doch kaum an Einem Hut genug.“

„Gerade ſo ſprach Mary Warren. Aber Du brauchteſt ja nur ein einzig Wort zu ſagen, wenn Du dieſen Einkauf nicht gerne ſahſt — gewiß wäre Dein Wunſch mir Geſetz geweſen.

„Ich weiß es, Herz, und fürchte gerade, Dein muſterhaftes Betragen iſt es, was mich in dieſem Falle fahrläſſig machte. Du weißt es ja, Dein Glück, Deine Intereſſen ſind immer mein höchſtes Ziel, nur ſcheinen ſie manchmal in Konflikt mit einander zu gerathen. Welcher junge Mann wird zum Beiſpiel ſeine Gattin unter Mädchen wählen wollen, welche ſolche Summen für ihre Taſchentücher ausgeben?“

Mrs. Monſon begleitete die letzten Worte mit einem Lächeln, in welchem ſich, wie in dem Ton ihrer Stimme, ein ſo inniges mütterliches Gefühl ausſprach, daß Julia ſich unwillkürlich davon ergriffen fühlte.

„Ich fürchte faſt, beſte Mutter,“ entgegnete ſie erröthend, wiewohl ſie mächtig mit ſich kämpfte, um unbefangen zu erſcheinen, „Du denkſt wieder an Betts Shoreham. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber Du und Mary Warren — ihr ſcheint bei jedem Anlaß ſogleich an Mr. Shoreham zu denken.“

Die Mutter lächelte abermals, und die Antwort, welche ſie ihrer Tochter gab, war keineswegs vollkommen aufrichtig:

„Der Name Shoreham kam nicht über meine Lippen; Du hatteſt alſo auch keinen Grund zu vermuthen, daß ich an ihn dachte. Uebrigens glaube ich ſchwerlich, daß Du oder irgend ein anderes Mädchen durch den Beſitz eines ſo koſtbaren Putzartikels in ſeinen Augen ſonderlich gewinnen würde. Er iſt zwar vermöglich, aber

auch ſehr klug und gemäßigt in ſeinen Lebensanſichten und Gewohnheiten."

„Betts Shoreham wurde, wie ſein Vater vor ihm, reich geboren," erwiederte Julia in feſtem Tone, „und ſolche Leute wiſſen zwiſchen den Trivialitäten des gemeinen Haushalts und den Bedürfniſſen des feineren Lebens, wie ſie Leute von höherer Bildung anſprechen, recht wohl zu unterſcheiden."

„Gewiß wird Niemand, ſowohl in der Oeconomie als in andern Verhältniſſen jede Trivialität ſchneller erkennen — über wahren Geſchmack, wie über ächte Moral feiner urtheilen, als der junge Shoreham; allein es gibt Dinge, mein Kind, welche man ſich in keiner Stellung erlauben darf."

„Aber, liebe Mutter, wir ſind auf dem beſten Wege, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen. Es iſt ja nur ein Taſchentuch!"

„Ganz recht, meine Liebe — und koſtet nur hundert Dollars! Laſſen wir alſo die Sache ruhen, liebe Julie, bien entendu, daß Du Dir nicht ſechs Dutzende zu demſelben Preis anſchaffen wirſt."

Damit war das Geſpräch zu Ende und Julia zog ſich mit mir auf ihr Zimmer zurück. Ich wurde auf's Bett geworfen und bald darauf öffnete meine Herrin die Thüre eines anſtoßenden Gemaches, in welchem ihre jüngeren Schweſtern mit Lernen beſchäftigt waren, und rief dieſe herein.

Ich will mich nicht damit aufhalten, die Bewunderung und das kindliche Entzücken zu ſchildern, in welches dieſe beiden niedlichen Geſchöpfe, denen ich hier gewiſſermaßen vorgeführt wurde, bei meinem Anblick ausbrachen. Es geſchieht keineswegs aus Schwäche, wenn ich ſo von mir ſelber ſpreche, — denn Eitelkeit iſt ein Fehler, von welchem wir Taſchentücher frei ſind — ſondern lediglich, weil ich mich gedrungen fühle, nichts als die reine Wahrheit zu berichten.

Julia beſaß zu viele Ueberlegung, um ihre Schweſtern in das Geheimniß des Preiſes einzuweihen — denn das hieß ſie ja nur allzu frühzeitig zu übertriebenen Ausgaben anleiten; nachdem die Kleinen

ihre Neugierde ſattſam befriedigt hatten, nahm ſie beiden das Verſprechen ab, ihrer Erzieherin nichts von mir zu ſagen.

„Aber warum denn nicht, liebe Julia?“ fragte die neugierige kleine Johanna. „Mademoiſelle Hennequin iſt ja ſo gut und ſo freundlich, daß ſie gewiß die größte Freude an Deinem glücklichen Kaufe haben würde.“

Julia hatte wohl ein unbeſtimmtes Bewußtſeyn von ihrem Beweggrund, konnte ihn aber nicht einmal ſich ſelbſt, geſchweige denn Andern eingeſtehen. „Eiferſucht“ wäre zu hart, vielleicht zu unzart dafür; aber ſie allein hatte die Bewunderung bemerkt, welche der Erzieherin von Shoreham gezollt wurde und es war ihr peinlich, einer Perſon, welche zu ihrer eigenen Schwäche für den jungen Mann in ſolchem Verhältniſſe ſtand — eine Thorheit bekannt werden zu laſſen, zu der ſie in ihrem Innern gleich Anfangs nur halb und halb gewilligt hatte und die ſie bereits mehr als zur Hälfte bereute. Dieß waren die Gründe, aus welchen ſie von Beginn an beſchloſſen hatte, daß Mademoiſelle Hennequin mich niemals zu Geſicht bekommen ſollte.

Vierzehntes Kapitel.

Ich komme nunmehr zu einer Aeußerung meiner mesmeriſchen Kräfte — immer als Taſchentuch geſprochen — worüber alle diejenigen höchlich erſtaunen werden, welche ſich nie mit der modernen Theorie der imponderabeln Fluida bekannt gemacht haben. Sie ſind es eben, welche mich in den Stand ſetzen, gar Vieles von dem, was unter Einem Dache mit mir vorfällt, wahrzunehmen, ohne es geradezu vor Augen gehabt zu haben. Manches entgeht mir freilich auch, denn ſelbſt ein Taſchentuch kann nicht Alles ſehen oder hören, aber immerhin beobachte ich ſo viel, um ein ziemlich treues und deutliches Bild des Thuns und Treibens in meiner Nähe entwerfen zu können, namentlich, wenn ich mich zufällig zwiſchen ſteinernen Wän-

den befinde. In hölzernen Gebäuden fühle ich nämlich eine bedeutende Schwächung meiner Kräfte — ohne Zweifel weil die leitenden Fluida durch die Poren des Holzes entweichen. Eines Abends alſo zur gewohnten Stunde, während ich ſelbſt wohlgeborgen unter verſchiedenen anderen Weſen meiner Art — nur leider nicht von meiner Familie! — in einer duftenden bequemen Schublade lag, waren die Inſaſſen des Hauſes im vorderen Wohnzimmer um den Theetiſch verſammelt. Zugegen waren Herr und Madame Monſon mit ihrem einzigen Sohne John Monſon und ihren drei Töchtern, dann die Erzieherin und Betts Shoreham, welcher ſich ſo eben mit der letzten Neuigkeit auf den Lippen bei den Damen präſentirt hatte.

„Ich wünſche von Herzen, daß unter dieſen weitgreifenden, ſogenannten Verbeſſerungen in Thorheiten und Flitterkram auch nur ein kleiner Fortſchritt auf dem Wege wahrer Verfeinerung und ächter Eleganz zu entdecken wäre," rief Mr. Monſon und ſchleuderte eines der Abendblätter mit einer Verdrießlichkeit von ſich, welche ſein Mißvergnügen ſehr deutlich zu erkennen gab. „Wir ſtreichen hier in Amerika beſtändig unſer „Fortſchreiten" heraus und ſind am Ende nicht einmal ſicher, ob wir nicht ein gut Theil unſeres Wegs zurückmeſſen müſſen, um das, was wir aufgebaut haben, wieder abzutragen. Hier liefert z. B. das Haus Bobbinet ein Pröbchen, wie ſchön wir mit Tollhäuslereien im Zuge ſind, indem es Taſchentücher zu fünfundſiebenzig Dollars ankündigt."

„Per Dutzend oder per Groß?" fragte raſch Betts Shoreham.

„Was Dutzend! einzeln ſage ich, jedes Tuch funfundſiebenzig Dollars!"

„I, das muß ein Irrthum ſein, Sir! Wo wäre, ſelbſt in dieſem Lande kopfloſer Verſchwendung, ein Käufer zu einem ſolchen Preiſe zu finden? So etwas kann man etwa bei einer Prinzeſſin von einem Einkommen von Hunderttauſenden, ſonſt aber wohl bei Niemand für möglich halten. Und dann — wozu läßt ſich denn ſo ein Ding nur gebrauchen?"

„O,“ rief John Monſon, „um die Schaamröthe der Einfältigen zu verdecken, welche ihr Geld auf eine ſolche Weiſe wegwerfen konnte. Es iſt nicht länger als dieſen Nachmittag her, daß ich eine ſaubere Geſchichte von Einem, Namens Halbacker, hörte, welcher geſtern fallirte und deſſen Tochter an demſelben Tage ſogar noch ein theureres Tuch gekauft hatte.“

„Dann darf man ſich freilich über ſeinen Bankerutt nicht wundern,“ warf Betts Shoreham ein. „Was meine Wenigkeit betrifft, ſo glaube ich, daß ich —“

„Nun, was glauben Sie, Mr. Shoreham?“ fragte Mrs. Monſon lächelnd; ſie ſah nämlich, daß Julia zu tief beſchämt war, um ſprechen zu können und glaubte, von dem Tadel, der im Stillen die Verſchwendungsſucht ihrer eigenen Tochter verdammte, mehr als die Hälfte auf ihre eigenen Schultern nehmen zu müſſen. „Mir däucht, Sie wollten uns eben mit irgend einem großherzigen Entſchluſſe bekannt machen.“

„Ich war im Begriff, mit einer Ungezogenheit herauszuplatzen, Madame, als mir gerade noch zu rechter Zeit einfiel, daß die Betheurungen junger Leute, was ſie Alles zur Reformirung der Welt unternehmen würden, für Andere nicht halb ſo viel Intereſſe haben, als für ſie ſelbſt, und ſo will ich Sie mit dieſer Pönitenz verſchonen. — Was meinen Sie dazu, Mademoiſelle Hennequin, wären nicht fünf und ſiebenzig Dollars ſelbſt in Paris ein hoher Preis für eine ſolche Spielerei?“

Die Antwort wurde in gebrochenem Engliſch gegeben, ein Umſtand, welcher die weichen, vollen Töne der Sprechenden für das Ohr äußerſt angenehm machte und ihren Worten zugleich den Reiz des Piquanten verlieh. — Ich konnte zwar von meiner Schublade aus das Antlitz des jedesmaligen Sprechers nicht unterſcheiden, ſtellte mir aber Mr. Shoreham als einen hübſchen Jungen, die Gouvernante als blaß und ein bischen häßlich, aber dabei mit ganz einnehmenden Manieren, Julchen dagegen mit einer Miene vor, in

welcher ſich ihre peinliche Verlegenheit ſowohl als der Entſchluß abmalte, im Nothfalle gleichwohl ihren Kauf zu verfechten.

„Fünf und ſiebenzig Dollars, mein Herr,“ erwiederte Mademoiſelle Hennequin, „klingen freilich wie ein ſehr hoher Preis, aber unſere Pariſerinnen ſparen nicht mit ihrem Golde, wenn es eine Verſchönerung ihrer Perſon gilt.“

„Nun ja,“ fiel John Monſon ein, „aber bei ihnen iſt auch Alles auf dieſem Fuße eingerichtet. Nun will ich aber wetten, daß dieſe Mrs. Hundertacker oder Halbacker, oder wie ſie ſonſt heißt, ihr Hausweſen ſelbſt beſorgte, daß ſie keine Haushälterin hielt, ſondern ſelbſt um Mehl und Butter feilſchte und ihr halbes Leben in Keller und Küche zubrachte. Und eine ſolche Frau giebt ihrer Tochter ein Hundert-Dollars-Taſchentuch!“

Nun war aber Mrs. Monſon nicht blos die Großmagd in ihrem Hauſe, ſondern hielt ſich eine Haushälterin — und Julchen fühlte ſich bedeutend erleichtert in dem Bewußtſeyn, daß wenigſtens dieſes Argument in der Philippika ihres Bruders auf ihren Fall keine Anwendung fand.

„Ei, John,“ rief hier ſein Vater, „das iſt ein ſeltſamer Grund, mit dem Du da gegen die Verſchwendungsſucht zu Felde ziehſt — weil die gute Frau in den meiſten Dingen ſparſam iſt, ſo ſoll ſie in anderen nicht auch ein Bischen drauf gehen laſſen dürfen? Was ſagen Sie zu dieſer Logik, Mr. Shoreham?“

„Die Wahrheit zu ſagen, Sir, ich bin mit Monſon ſo ziemlich einer Meinung. Wer ſich ein Syſtem häuslicher Verfeinerung zuſammenſetzen will, muß doch wohl eben ſo gut wie beim Aufbau eines Hauſes mit dem Fundamente anfangen. Nun hat aber in Allem, was ſich auf Geſchmack bezieht, die Schicklichkeit jedenfalls auch ein Wörtchen mitzureden und da ein geſticktes und mit Spitzen beſetztes Taſchentuch doch nur für den Schein da iſt, ſo muß auch der ganze ſonſtige Aufzug damit übereinſtimmen. Mit Erlaubniß der Damen möchte ich aber behaupten, daß ich bis jetzt in Amerika noch keine ſo koſtbare Toilette geſehen habe, welche ein Behängſel,

wie das von Monſon erwähnte, rechtfertigte und ich meine, ein Taſchentuch ſollte jedenfalls nicht mehr koſten, als der ganze übrige Anzug zuſammengenommen.“

„Es läßt ſich nicht läugnen, Mr. Shoreham,“ fiel Julie in lebhaftem, wenn nicht gereiztem Tone ein, „daß ſich unſere Frauen nicht ſo kleiden, wie die Damen von Stand in Europa; gleichwohl wüßte ich nicht, daß wir in der äußeren Erſcheinung ſo weit hinter ihnen zurück wären.“

„Weit entfernt, meine theure Miß Monſon — im Gegentheil bin ich gewiß der Letzte, der ſeinen ſchönen Landsmänninnen, welche im Aeußeren keinem Weibe der Welt nachſtehen, Unrecht thun möchte, denn wenn ſie ſich nicht eben ſo reich wie Andere kleiden, ſo geſchieht dies blos, weil ſie's nicht nöthig haben. Mademoiſelle Hennequin hat gewiß keinen Grund, Vergleichungen abzulehnen — und — doch —“

„Allerdings —“ nahm die Gouvernante das Wort, als ſie ſah, daß der junge Mann ſtockte, „allerdings bin ich nicht ſo blind oder vorurtheilsvoll, um beſtreiten zu wollen, daß die amerikaniſchen Damen ſehr hübſch — ja manche ſogar noch hübſcher als meine Landsmänninnen ſind. — Es wäre thöricht, dies läugnen zu wollen, wie denn auch England und Italien in dieſer Hinſicht der Vortritt vor Frankreich gebührt.“

„Das nenne ich ſehr liberal verfahren, Mademoiſelle Hennequin, liberaler ſogar, als man von Ihnen verlangen mochte,“ bemerkte Mrs. Monſon im liebreichſten Tone und ohne Zweifel mit dem wohlwollendſten Lächeln, obwohl ich Letzteres nicht gewahren konnte. — „Einige der glänzendſten Schönheiten, die ich jemals geſehen habe, ja vielleicht die brillanteſten von Allen, waren Franzöſinnen.“

„Auch das mag wahr ſeyn, Madame, nur iſt es, glaub' ich, nicht die Regel. Im Allgemeinen kommen mir Engländerinnen und Amerikanerinnen — beide viel hübſcher vor als die Frauen meiner Heimath.“

Man kann ſich kaum etwas Rührenderes denken, als den ſanften, edlen Ausdruck der Stimme, welche dieſes große Zugeſtändniß machte, das im Munde einer Frau ohnedies ſchon gewichtig genug, in dieſem Falle aber, meiner Anſicht nach, noch beſonders großherzig erſchien, weil die Erzieherin ſelbſt nicht auffallend hübſch war. Ich hatte ſie zwar noch nicht geſehen, glaubte aber vermöge meines magnetiſchen Inſtinkts auf etwas der Art ſchließen zu dürfen.

„Was werden die jungen Herrn wohl dazu ſagen?“ fragte Mr. Monſon lachend. „Dies iſt eine Frage, die nicht blos durch Damen, jung oder alt, abgemacht werden darf.“

„Betts Shoreham hat ſein Glaubensbekenntniß im Weſentlichen ſchon abgelegt und nun verlange ich das Recht, auch meine Meinung zu äußern,“ rief John Monſon. „Ich gedenke meine Landsmänninnen ſo wenig als Betts hintanzuſetzen; doch proteſtire ich gegen die Lehre, als ob ſie im Beſitze aller Schönheit wären. Beim Jupiter! ich habe zu Rom in einem einzigen Opernhauſe mehr ſchöne Frauen geſehen, als ich ihrer je an irgend einem andern Orte der Welt beiſammen fand.“

„Dies gehört übrigens nicht zur Sache,“ bemerkte Mrs. Monſon, „Taſchentücher und Haushälterinnen, nicht aber ſchöne Frauen ſind unſere Thema's. — Mademoiſelle Hennequin, als Franzöſin nehmen Sie gewiß noch mehr Zucker zu ihrem Thee?“

Hier nahm die Unterhaltung eine andere Wendung und man ging nun zur Beſprechung der Tagesneuigkeiten über. Ich konnte von dem, was geſprochen wurde, kaum die Hälfte verſtehen, da meine Lage in einer geſchloſſenen Schublade auf einem anderen Boden ohnehin nicht die günſtigſte war, und ich noch obendrein nur einen Fuß breit von ſechs Dutzend ſchnatternden franzöſiſchen Handſchuhen entfernt lag.

Indeſſen war doch deutlich genug zu bemerken, daß Mademoiſelle Hennequin, obwohl nur Erzieherin, gleichwohl der Lieb-

ling in der Familie und — wie ich wohl beifügen darf — auch außerhalb derſelben war, da doch Betts Shoreham in keiner Beziehung zu den Verwandten des Hauſes Monſon gehörte. Noch mehr — ich glaubte ſogar in Betreff der jungen Leute Spuren von ſich kreuzenden Planen entdeckt zu haben; doch bin ich der Meinung, daß auch ein Taſchentuch den allgemeinen Geſetzen in Betreff der Geheimniſſe, wie ſie unter allen Leuten von Bildung anerkannt werden, ſich unterwerfen muß. Wollte ich trotzdem, daß ich nicht einmal Augenzeuge dabei war, gleichwohl fortfahren, Alles, was wirklich oder in meiner Einbildung wenigſtens vorfiel, zu erzählen, ſo würde ich mich ja zu der Rolle jener Tagblätter herabwürdigen, welche in ihren Spalten einen Markt von Privatklatſchereien halten und dabei, wie die meiſten Kleinhändler in ſolchen Artikeln, ihre Waare nicht einmal unverfälſcht geben.

Meine Herrin bekam ich eine ganze Woche lang nicht mehr zu Geſicht. Faſt möchte ich glauben, daß ſie beſchloſſen hatte, mich nie wieder bei ſich zu führen: allein in Betreff der Toilette ſind weibliche Entſchlüſſe nie ſo ganz unbeugſamer Natur. Da war zu New-York eine gewiſſe Mrs. Leamington, welche um dieſe Zeit einen großen Ball gab, und da ſie zu derſelben Klaſſe der Geſellſchaft wie die Monſon's gehörte, ſo wurde die Familie natürlich auch eingeladen. Mich bei einer ſolchen Veranlaſſung im Hintergrunde zu laſſen, wäre übermenſchliche Selbſtverläugnung geweſen und nachdem ſich Julia durch ein offenherziges Geſtändniß ihrer Thorheit gegen ihren höchſt nachſichtigen Vater und ihren ebenſo unbarmherzigen Bruder den Weg erſt angebahnt hatte, faßte ſie den heldenmüthigen Entſchluß, mich wirklich in die Welt einzuführen, wie auch die Wirkung dieſes Schrittes auf Betts Shoreham ausfallen mochte. Da Letzterer keine weibliche Bekannten beſaß, an welche er ſich bereits verſagt hätte, ſo wurde er aufgefordert, ſich an Monſon's anzuſchließen — ein Schritt, der durch ihr ſeitheriges vertrauliches Verhältniß hinlänglich gerechtfertigt wurde.

Nie hatte Julia reizender ausgeſehen, als an dieſem Abende: die Vorahnung des Vergnügens, dem ſie entgegenging, übergoß ihre Züge mit bezauberndem Lächeln. Als ſie mit ihrer Toilette fertig war, nahm ſie mich aus dem Schiebfach, ließ einen einzigen Tropfen Lavendel in meinen Buſen fallen und trippelte die Treppe hinab in's Wohnzimmer, wo Betts Shoreham und Mademoiſelle Hennequin beiſammen und zwar, außerordentlicher Weiſe — allein beiſammen waren.

Ich ſage — außerordentlicher Weiſe, weil die Erzieherin gar ſelten dazu kam, Jemand unter vier Augen zu ſehen und weil ihr als einer unverheiratheten Dame von guter Erziehung die franzöſiſche Sitte eine tête-à-tête mit dem anderen Geſchlecht verbot. Nun hatte meine Gebieterin wahre Luchsaugen für Alles, was Betts Shoreham und die Gouvernante betraf — ein einziger Blick ſagte ihr, daß die Unterhaltung ungewöhnlich anziehend geweſen ſeyn mußte, denn auch ich konnte bemerken, wie das Geſicht der Gouvernante eine verrätheriſche Röthe zeigte, ja bei einer Anderen als einer Erzieherin hätte man kecklich behaupten dürfen, es ſey in Purpur getaucht.

Julien überſchlich ein peinliches Unbehagen, denn ſie fühlte, daß ſie überflüſſig war; kaum hatte ſie ſich daher mit einer unzuſammenhängenden Entſchuldigung im Sopha niedergelaſſen, als das arme Mädchen wieder aufſtand, das Zimmer verließ und die Treppe hinaufrannte, indem ſie mich, ohne es zu wiſſen, auf dem Sopha liegen ließ, den ſie ſo plötzlich verlaſſen hatte.

Betts Shoreham ſchien über dieſen Vorfall keineswegs beſtürzt, aber Mademoiſelle Hennequin änderte plötzlich den Platz, den ſie — ſo zu ſagen in approximativer Nähe — des jungen Mannes inne gehabt und kam durch dieſes Manöver dicht neben mich zu ſitzen.

Welcher Art nun auch der Gegenſtand des Geſprächs zwiſchen den beiden jungen Leutchen geweſen ſeyn mochte, denn, ſchön oder nicht ſchön, ſo war Mademoiſelle Hennequin noch eben ſo jugendlich

wie meine Herrin — die Unterredung wurde jedenfalls in meiner Gegenwart nicht fortgeſetzt: die junge Dame heftete im Gegentheil ihre Blicke auf mich, ſtatt auf ihren Geſellſchafter, nahm mich dann in die Hand und begann mich einer genauen Unterſuchung zu unterwerfen.

„Das iſt ein wunderſchönes Taſchentuch, Mademoiſelle Hennequin,“ hob Betts Shoreham an, indem er dieſe Bemerkung als Vorwand benützte, um der jungen Dame auf das Sopha zu folgen — „hätten wir neulich von ſeinem Daſeyn gewußt, wir wären wohl in unſeren Aeußerungen über derlei Luxusartikel zurückhaltender geweſen.“

Keine Antwort. — Die Gouvernante ſah ſtarr auf mich nieder und Thränen begannen ihr über die Wange zu rollen, ſo ſehr ſie ſich augenſcheinlich anſtrengte, ſie zurückzuhalten. Ueber ihre Schwäche beſchämt, verſuchte ſie dieſe Thränen wegzulächeln und ſich zu einer heitern Miene zu zwingen.

„Was kann nur an dieſem Tuche ſeyn, theure Mademoiſelle Hennequin,“ fragte Betts Shoreham, welcher die höchſt verfängliche Gewohnheit hatte, junge Damen, ſobald er nur einigermaßen auf vertrautem Fuße mit ihnen ſtand, mit dieſem zärtlichen Epitheton anzureden — eine Gewohnheit, welche nicht ſelten beträchtliche Irrthümer über den Grad ſeiner Theilnahme für dieſe oder jene ſeiner weiblichen Bekannten veranlaßte — „was in aller Welt kann an dieſem Tuche ſeyn, daß eine Perſon von ſolchem Geiſt und Herzen dadurch zu Thränen gerührt wird?“

„Mein Herz und Geiſt ſind vielleicht nicht ſo fehlerfrei, als Ihre Güte, Mr. Shoreham, ſie erſcheinen laſſen möchte. Man ſagt, bei Toilette-Angelegenheiten ſey der Neid ein ſehr natürliches Gefühl in der weiblichen Bruſt — und gewiß beſitze ich kein ſo ſchönes Tuch wie dieſes. — Verzeihen Sie, Mr. Shoreham, wenn ich ſo unhöflich bin, Sie allein zu laſſen — ich kann mich nicht länger beherrſchen — —“

Unfähig, ein Wort weiter hervorzubringen, verließ Mademoi-

ſelle Hennequin das Zimmer mit einem Ungeſtüm in ihrem ganzen Weſen, wie ich es bei jungen Frauenzimmern ihrer Nation öfter zu beobachten Gelegenheit hatte. Natürlich blieb ich auf dieſe Art mit Mr. Shoreham allein.

Ich will dem Leſer nichts verhehlen, was er zum Verſtändniſſe dieſes Verhältniſſes wiſſen muß. Unerachtet ihrer abhängigen Lage und trotz ſeiner eigenen, weit glänzenderen Umſtände liebte Shoreham die Gouvernante und dieſe liebte den Jüngling. — Dies entdeckte ich zwar erſt in der Folge, obwohl ich es von dieſem Augenblicke an zu vermuthen begann. Keines wußte übrigens um die Gefühle des Anderen, ſondern jedes hoffte, wie es das Weſen einer jugendlichen und ſchuldloſen Neigung mit ſich bringt, und zitterte wieder bei dieſer Hoffnung. Auch dieſen Abend hatten ſie ſich nicht deutlich ausgeſprochen; dagegen hatte man ſich im Wege der Sympathie und des Gefühls viel, ſehr viel geſagt und hätte ſich ohne Julia's ſtörende Dazwiſchenkunft ohne Zweifel Alles geſagt.

Fünfzehntes Kapitel.

Es gibt im Leben des Mannes Augenblicke, wo er in Betreff der Vollkommenheiten der Dame ſeines Herzens empfindlicher iſt als ſonſt, und am meiſten iſt er es gerade dann, wenn er ihre Macht am rückhaltloſeſten empfindet. Mit argwöhniſchen Blicken ſpäht er nach jedem Schatten eines Fehlers und iſt doch ſo gar nicht geneigt, noch fähig, einen Flecken zu gewahren.

Betts Shoreham fühlte ein unbehagliches Bangen — ja, ſo weit ſteigerte ſich dieſe Empfindung — denn in wenig Augenblicken hätte er Mademoiſelle Hennequin ſeine Hand angeboten und in ſolchem Moment einen Rückſtoß mit Gleichmuth aufzunehmen, wird Keiner vermögen — alſo er fühlte ein unbehagliches Bangen bei dem Gedanken, daß ſeine Geliebte ſich von einem, ihrer ſo ganz

unwürdigen Gefühle, wie dem des Neides, in ſolchem Grade beherrſchen laſſen könne.

Er hatte mehrere Jahre im Auslande zugebracht, war mit der gewöhnlichen Vorſtellung von dem Egoismus der Franzoſen und beſonders ihrer Frauen vertraut geworden und ſeine Vorurtheile begannen aufs Neue zu erwachen. Doch war ſeine Liebe noch immer das ſtärkere Gefühl und ſein Verdacht, ſo ſehr er ſich nach den vorliegenden Umſtänden in den Augen eines kühlen, unbefangenen Beobachters hätte rechtfertigen laſſen — war bald beſiegt. Während einer ſechsmonatlichen Bekanntſchaft hatte er ſo manchen Beweis der reinſten, liebenswürdigſten Selbſtverläugnung geſehen, hatte ſo viel Seelengröße in Mademoiſelle Hennequins Betragen entdeckt, daß ſein auf ihre Vorzüge begründetes Vertrauen durch einen vorübergehenden Argwohn, wie er ihn eben jetzt beunruhigte, nicht zerſtört werden konnte.

Ich weiß recht wohl, daß ich meinen Taſchentuchkredit ſtark auf die Probe ſtelle, indem ich dem Leſer zumuthe, an die Tugenden einer franzöſiſchen Erzieherin — eines Paria-Weſens, über deſſen unglückliche Klaſſe alle die Weiſen unſerer modernen, einbildungsreichen Literatur ihr Anathem ausſprechen — zu glauben. Eine engliſche oder gar amerikaniſche Gouvernante — wenn es überhaupt ein ſolches Geſchöpf geben ſollte, kann immerhin die Sittſamkeit, Verſtändigkeit, Weisheit und Vortrefflichkeit ſelbſt ſeyn; aber eine franzöſiſche Erzieherin hat gleichſam eo ipso eine moraliſche Makel an ſich, welche ſie unbarmherzig aus dem Gebiete des literariſchen Erbarmens verſtößt. Und doch haben zwei der vortrefflichſten Frauen, die ich jemals kennen lernte, eben dieſem Stande und Volke angehört. Was aber die geheimnißvolle Perſon angeht, die uns gegenwärtig beſchäftigt, ſo werde ich ihren wahren Charakter nicht eher enthüllen, als bis der rechte Moment zur Entwicklung gekommen ſeyn wird.

Dem gutem Shoreham blieb nicht viel Zeit übrig, um ſich über weibliche Launen und Motive in philoſophiſchen Betrachtungen

zu ergehen, denn John Monſon erſchien vor ihm in einem Ballanzuge, ſo elegant als er ſich mit der ſogenannten ‚republikaniſchen Einfachheit‘ vertragen wollte.

John war ein hübſchausſehender Junge von ſechs Fuß und einem Zoll Höhe, mit ſtarkem Backenbarte, einem üppigem Haarwuchs und ungewöhnlich weißen Zähnen. Sein Freund war zwei Zoll kleiner und ſeine ganze Erſcheinung fiel weniger in die Augen; dagegen war er in richtigeren Verhältniſſen gebaut und zeigte mehr Geiſt und Ausdruck in ſeinen Zügen, ſo daß die Meiſten beim erſten Anblick John Monſons Geſtalt und Antlitz lobten, bei näherem Bekanntwerden aber Betts Shoreham's Ueberlegenheit anerkennen mußten. Beſonders war ſein Lächeln gewinnend und liebenswürdig gleich dem eines Mädchens, und der Reiz dieſes Lächelns, verbunden mit der lebendigen, raſtloſen Theilnahme, welche Shoreham für die Lage der Gouvernante geäußert, war es eben, was einen ſo mächtigen Eindruck auf die Gefühle des jungen Mädchens geübt hatte.

„Es iſt ganz verteufelt kalt, Betts,“ ſagte John, als er dem Feuer näher kam; „unſer reizendes Klima hat zuweilen verdammt harte Winter. — Ob es wohl patriotiſch wäre, von unſern Wintern zu ſprechen, was meinſt Du?“

„Es iſt ja lauter Gemeingut, Monſon; aber was iſt aus Deiner Schweſter und Mlle. Hennequin geworden? Sie waren Beide vor einer Minute hier und ſind wieder verſchwunden, wie —“

„Wie Geiſter meinſt du?“ — wie, ſo wagteſt Du gewiß nicht, ſie zu nennen, denn ihre Geiſterchen möchten es ſehr übel vermerken. Julchen iſt kein Geiſt, obgleich ſie zuweilen zart und ätheriſch genug iſt und Henny —“

„Wer?!“ rief Betts, kaum ſeinen Ohren trauend.

„Henny — Dorchens und Molly's Erzieherin. Wen ſollte ich anders meinen? Ich nenne ſie en famille immer ſo und ſeit unſern Reiſen betrachte ich Dich halb und halb als eine der Unſrigen.“

„Wofür ich Dir nicht genug danken kann, mein theurer Junge — aber Du nennſt ſie doch nicht in's Geſicht ſo?"

„Nun — nein — vielleicht nicht geradezu unter die Zähne — und ſie hat ſchöne Zähne — Betts! Julchen darf die ihren nicht damit vergleichen."

„Und doch hat Miß Monſon recht ſchöne Zähne. Möglich, daß Mlle. Hennequin —"

„Nein, nein, Henny hat die ſchönſten Zähne, die ich je an einem Mädchen ſah. Nichts von euren Perlen, die, wie Du weißt, nicht ſelten in's Gelbe ſpielen, nein, aber ſo ächte und gerechte Zähne, gerade wie ſie jedes hübſche Mädchen haben ſollte. Ich habe nichts gegen Perlen in einem Halsband, oder in der Taſche; aber was in den Mund gehört, das ſind Zähne — und Henny hat deren zwei Reihen von der feinſten Sorte."

Shoreham machte eine ungeduldige Bewegung bei dem Worte „Henny" und konnte ſich in dieſem Augenblick der Schwäche nicht erwehren, die junge Gouvernante weit weg aus einer Lage zu wünſchen, in welcher ſie ſo kavaliermäßig von ſich ſprechen laſſen mußte. Er hatte aber noch nicht Zeit gehabt, dieſen ſeinen Gefühlen Worte zu leihen, als John meiner anſichtig ward und mich ſogleich unter dem ſehr hellen Scheine einer Lampe der ſtrengſten Unterſuchung unterwarf. Ich muß geſtehen, mein ganzes Gewebe erbebte bei der Freiheit, die er ſich nahm, da mir die Abneigung des Mannes gegen unſer ganzes Geſchlecht wohl bekannt war.

„Was iſt denn das," rief John Monſon in vollem Staunen, „war etwa die Fee Tauſendſchön hier und hat ihre Karte zurückgelaſſen?"

„Ich glaube das Tuch gehört Deiner Schweſter," entgegnete Shoreham trocken, „wenn Du nämlich dieſes Taſchentuch hier meinſt."

„Julchens Tuch! Nun, beim Himmel, das ſollte mir leid ſeyn; ich hoffte von meinen Schweſtern würde Keine ſolch unſinnige Verſchwendung treiben — gehört es Dir, Julia?" — dieſe trat eben

in'ſ Zimmer — „iſt dieſer Fetzen da wirklich Dein oder gehört er nicht eher Henny an?“

„Fetzen!“ rief die Schweſter, indem ſie mich geſchickt dem Räuber aus den Händen riß — „Fetzen und ‚Henny‘ dazu! Dies iſt kein Fetzen, Sir, ſondern ein ſehr ſchönes Taſchentuch und daß etwas ſo Koſtbares nicht wohl Mlle. Hennequin gehören kann, das, meine ich, müßte Dir recht wohl bekannt ſeyn.“

„Und darf man fragen, wie viel es gekoſtet hat? Nur das Eine ſage mir wenigſtens.“

„Ich werde mich hüten, Ihre Neugierde zu ſtillen, mein Herr! Die Garderobe einer Dame ſoll nicht auf dieſe Art zerglie- dert werden.“

„Darf ich wohl fragen, Sir,“ wandte ſich nun der Frager an ſeinen eben eintretenden Vater, „ob Sie Julchen dieſes Taſchentuch bezahlt haben? Ich laſſe mich hängen, wenn ich in meinem Leben etwas Gemeineres geſehen habe?“

„Deine Anſicht wird mich ſchwerlich verleiten, ja zu ſagen,“ gab der Vater halb lachend, halb ärgerlich über die Anſpielungen ſeines Sohns, die ihm vor Betts gerade beſonders unangenehm waren, zur Antwort — „laß Dich die Sache nicht anfechten, meine Liebe; das Taſchentuch iſt nicht halb ſo koſtſpielig, als ſeine Cigarren.“

„Nun jedenfalls ſoll es gründlich eingeräuchert werden,“ ver- ſetzte John einlenkend, um dem Angriffe ſeines Vaters zu entgehen, was gar nicht unnöthig war. „Ach, Julia, Julia, ich muß mich Deiner ſchämen.“

Dies war jedenfalls ein ominöſer Anfang für einen Abend, von dem man ſich ſo viel Freude erwartet hatte. Mrs. Monſon kam auch end- lich herunter, die Wagen fuhren vor, man rief Mademoiſelle Henne- quin und die ganze Geſellſchaft verließ das Haus.

Daß die Gouvernante bei den Einladungen an die Familie Monſon faſt allezeit mit eingeſchloſſen wurde, war allerdings ziemlich unge- wöhnlich: allein Mademoiſelle Hennequin war eine Perſon von ſo

vollkommenem bon ton, hatte ſo ganz die Manieren einer Dame von Welt und galt allgemein für einen ſolchen Ausbund von Vollkommenheit, daß die meiſten Freunde der Familie ſie nicht ignoriren zu dürfen glaubten. Die Sache aber hatte noch einen anderen, für die junge Dame weniger ſchmeichelhaften Grund, welchen wir der Wahrheit zu Ehren nicht übergehen dürfen.

Es hatte ſich nämlich von irgend einer Seite her das Gerücht verbreitet, Miß Monſon's Gouvernante ſtamme aus einer adeligen Familie — ein Umſtand, der, wie ich bald entdeckte, zu New-York bedeutenden Einfluß ausübte, zweifelsohne vermöge einer verſöhnenden Reaktion, welche der Strenge der, in allen geſelligen Verhältniſſen vorherrſchenden, demokratiſchen Ideen entgegenwirkte. Und hier ſey im Vorbeigehen noch eine weitere Bemerkung geſtattet. Trotzdem, daß man in Amerika durch nichts leichter in Mißkredit geräth, als durch den Ruf, „ariſtokratiſch“ zu ſeyn — ein Ausdruck von ſehr dehnbarer Bedeutung, da er auf Geſchmack, Anſichten, Gewohnheiten, Vorzüge, ja nicht ſelten auf den Glauben der anſtößigen Parthei Anwendung findet — ſo iſt auf der andern Seite auch nichts ſo geeignet, Aufmerkſamkeit zu erregen, als vornehme Geburt. Wie manche arme Polen habe ich als Löwen des Tages herumſchleppen ſehen, blos weil man ſie für „adelig“ hielt, obgleich der Standesunterſchied in ihrer Heimath ſo ziemlich derſelbe iſt, wie er in einem Theile unſerer Republik ſtattfindet, wo die eine Hälfte der Bevölkerung aus Weißen, die andere aus Schwarzen beſteht, denn die Edelleute korreſpondiren dort mit der erſten, die Leibeigenen aber mit der zweiten Klaſſe.

„Was Miß Monſon heute für ein ausnehmend ariſtokratiſches Taſchentuch hat,“ bemerkte Mrs. G. gegen Mr. W. bei unſerem Eintritte in Mrs. Leamington's Zimmer; „ich erinnere mich nicht, jemals etwas ſo Ariſtokratiſches in Geſellſchaft geſehen zu haben.“

„Die Monſon's ſind in Allem höchſt ariſtokratiſch — ſpeiſen ſogar um ſechs, wenn ich recht weiß.“

„Ja," fiel Miß F. ein, „und laſſen nach Tiſch Fingerbowlen ſerviren."

„Wie ariſtokratiſch!"

„Ueber die Maßen. Man will ſogar behaupten, daß ſie es ſeit der Rückkehr von ihrer letzten europäiſchen Reiſe noch weit ärger treiben als zuvor. So laſſen ſich's die Damen nicht nehmen, beim Gebet niederzuknieen, ſtatt ſich wie andere Leute zu verneigen."

„Hat man je etwas ſo Ariſtokratiſches gehört?"

„Man ſagt ſogar, obgleich ich für die Wahrheit nicht einſtehen will — daß die Kinder zu Herrn und Madame Monſon nicht „Pa" und „Ma", ſondern „Vater" und „Mutter" ſagen müſſen."

„Nun, Mr. W., das iſt geradezu monarchiſch — nicht wahr?"

„Es iſt in unſern Tagen eine ſchwierige Aufgabe, zu ſagen, was monarchiſch iſt oder nicht; jedenfalls ſcheint es mir ziemlich ſicher, das Verfahren antirepublikaniſch zu nennen."

„Lieber noch patriarchaliſch," bemerkte ein Witzbold, der zu der Gruppe gehörte.

In dieſe „ariſtokratiſche" Clique ward ich nun förmlich eingeführt und mancher verlangende, neugierige Blick war auf mich gerichtet, obwohl die Geſellſchaft in dieſem Hauſe im Allgemeinen zu viel Erziehung hatte, um ein Toiletteſtück ſehr ſcharf zu bekritiſiren.

In jedem Lande, mag es nun eine ariſtokratiſche, monarchiſche oder demokratiſche Verfaſſung haben, gibt es privilegirte Klaſſen, und ſo auch in allen Geſellſchaften privilegirte Perſonen. Eine ſolche nahm ſich die Freiheit, mich, während die Andern tanzten, von Julia zu erbitten und ſo kam ich eine Zeit lang in eine Verſammlung von Taſchentüchern, welche man zu dem Zwecke zuſammengebracht hatte, ihre verſchiedenen Vorzüge und Mängel gegen einander abzuwägen.

Die Unterſuchung war zu Ende, ich hatte den vollkommenſten Sieg davongetragen: da hörte ich mich plötzlich — der Leſer wird meine

Ueberraſchung ermeſſen — mit „Nro. 7“ — dem Namen, den ich einſt in unſerem Familiencirkel getragen, angerufen, wie ſich denn Taſchentücher unter einander nur nach dem Decimalſyſteme tituliren. — Es war Nr. 12, unſer Flügelmann, von der côté gauche, der ſonderbar genug ſeinen Weg in dieſes Zimmer gefunden hatte und nun auf der alten Mrs. Eyelet Schooße, brüderlich, wie ſonſt, neben mir lag. Als Glieder eines Hauſes waren wir höchlich erfreut, uns wiederzuſehen und hundert Fragen hatten wir uns in einem Athem vorzulegen. Nr. 12 hatte als wüthender Republikaner begonnen und dieß lediglich darum, weil er nie etwas anderes als republikaniſche Zeitungen hatte vorleſen hören, gewiß ein höchſt einfacher Grund, wie jeder zugeben wird, der eine Sache nach ihren beiden Seiten zu betrachten gewöhnt iſt. Bald nachdem die gute, liebe Adrienne mich angekauft hatte, war ein junger Amerikaner in den Laden gekommen, und hatte, mit dem ganzen Leichtſinn ſeiner Landsleute im Einkaufen, ein halbes Dutzend von der Familie auf Einmal genommen. Der Zufall wollte, daß er gerade den liberalen Flügel erhielt, was mit ſeinem Wiſſen und Willen niemals geſchehen wäre, da er als Attaché der Geſandtſchaft ſeines Vaterlandes ex officio Ariſtokrat war. Dabei war es höchſt ergötzlich, meinen Bruder ſeine Entrüſtung ſchildern zu hören, als er ſich nun im Herzen der amerkaniſchen Geſandtſchaft in ein wahres Miſtbeet von monarchiſchen Principien verſetzt ſah. Was dieſe Diplomaten nur um ſo ariſtokratiſcher machte, war gerade die Neuheit der Sache, da kaum Einer von ihnen von Haus aus an Geſellſchaften gewöhnt war. Meines Bruders Baas, der nur im Vorbeigehen den Diplomaten ſpielte, trieb ſich ein paar Monate unter dieſen Leuten herum und kam dann nach Hauſe, wo ihm alsbald der Nimbus ſeiner europäiſchen Laufbahn zu der glänzendſten Aufnahme in den New-Yorker Cirkeln verhalf. — Leider iſt die Vorliebe, in Extremen zu handeln, in dem Weſen von uns Taſchentüchern nur allzutief begründet. Der Geiſt des Widerſpruchs, nach

der bekannten Formel: „ſagſt du ja, ſo ſage ich nein“, wurde in der Seele des armen Nro. 12 mächtig und er hatte kaum einen Monat in der New-Yorker Geſellſchaft verlebt, ſo war der Ultra-Royaliſt in ihm fertig.

Dieſe New-Yorker Geſellſchaft! Sie hat mehr als einen jener plötzlichen politiſchen Farbenwechſel auf dem Gewiſſen! Das demokratiſche Princip iſt hier ſo vollkommen entwickelt, daß wenig Getreue ſtark genug im Glauben ſind, dagegen auszuhalten. Jedermann weiß, wie ſehr ſich die Ausſicht mit dem Standpunkte ändert; geſetzt z. B., es ſtehe Einer in einer gemiſchten Verſammlung auf der Seite der Ariſtokratie, ſo wird ihm auf der andern Alles gemein und plebejiſch vorkommen; hat er dagegen ſeinen Platz unter Kreti und Pleti genommen, ſo iſt drüben Alles ariſtokratiſch, kaſtenmäßig und anſtößig.

Dieſe Wahrheit ſollte ſich an meinem unglücklichen Verwandten erproben. Alle ſeine Begriffe hatten ſich verkehrt: ſtatt die Vollkommenheit zu finden, die er ſo lange gepredigt und angeprieſen hatte, fand er Nichts zu bewundern — nur zu tadeln und zu verdammen. Mit einem Wort — noch nie war ein Taſchentuch beim Eintritt in's thätige Leben, und zwar aus ſo tiefen pſychologiſchen Gründen, ſo elend geweſen. Hätte mein Bruder nach Frankreich zurückkehren können, er würde, glaub' ich, ein Buch über Amerika geſchrieben haben, welches, ohne eine Menge von Fehlern und Schwächen gewahr zu werden, welche wirklich ohn' Erbarmen gegeißelt zu werden verdienen, an politiſcher Schwindelei ſelbſt den Herrn von Tocqueville überboten hätte. Doch ſtille davon; ich vergeſſe, daß dieſer Schriftſteller in den Augen aller jener Neophyten unwiderleglich iſt, welche ihr eigenes Syſtem nie anders, denn als Engländer in's Auge gefaßt haben und vor Bewunderung außer ſich gerathen, wenn ſie Dinge von ganz anderer Natur darüber hinausgeſchritten finden. Dies iſt wenigſtens die Denkweiſe eines in hohem Preiſe ſtehenden Taſchentuches.

Betts Shoreham beſchäftigte ſich, wie ich wohl bemerkte, auf Mrs. Leamington's Balle beinahe ausſchließlich mit Mlle. Hennequin, obgleich er ſich des unangenehmen Eindruckes noch keineswegs entſchlagen konnte, den ihm ihr Benehmen bei jenem Zuſammentreffen mit mir verurſacht hatte. Die Beiden verſtanden einander vollkommen, denn während des ganzen Abends vermied ſie es ſichtlich, ihren Blick auf mich zu wenden, als ob ſie Gefühle oder Eindrücke niederzukämpfen ſuche, welche ſie nicht verrathen mochte.

Dieſe Gefühle — wenn es wirklich Gefühle waren — oder Eindrücke (denn als ſolche ließen ſie ſich nicht abläugnen) konnten nur ſeyn: Neid, Mißgunſt über die glänzenderen Umſtände einer Andern — oder mochten ſie auch durch lobenswerthe, philoſophiſche Betrachtungen über die Thorheiten, welche die gedankenloſe Jugend ſo oft zur Ausſchweiſung verführen, hervorgerufen ſeyn. Betts gab ſich alle Mühe, das Letztere zu glauben, und doch hätte er ſeinem innerſten Gefühle nach tauſendmal lieber geſehen, wenn das Weib ſeiner Liebe über eine derartige Schwäche eines Mädchens von ihrem Alter gelächelt, als wenn ſie eine altkluge Verſtändigkeit an den Tag gelegt hätte, welche jedenfalls auf Koſten der Leichtherzigkeit und der Sympathieen ihrer Jahre, wie ihres Geſchlechts allzu theuer erkauft geweſen wäre. Ich hatte — nur in kleinerem Maaßſtab — in ſeiner Bruſt ein ähnliches, unbehagliches Mißtrauen erweckt, wie Desdemona's Taſchentuch in der des Mohren.

Auch Julia Monſon gefiel ſich an dieſem Abend nicht ſo, wie ſie ſich's vorgeſtellt hatte. Sie fühlte zwar keine Liebe für Shoreham, denn ihr Temperament, wie ihre Erziehung waren nicht von der Art, daß ſie ſich der Leidenſchaft für einen Mann hätte hingeben können, ſo lange nicht eine ganz unzweideutige Erklärung von ſeiner Seite vorangegangen war: wohl aber mochte ſie ihn ſehr wohl leiden und nichts wäre leichter geweſen, als dieſen Funken einer Bevorzugung zur Flamme anzublaſen. Uebrigens war ſie zu jung und — die Wahrheit zu ſagen — auch zu natürlich und zu wenig

berechnend, um fortwährend daran zu denken, daß Betts der Herr eines guten altmodiſchen Landſitzes war, welchen man jährlich auf zwanzigtauſend Pfund ſchätzte und der wirklich eilftauſend netto ertrug, während das Herrenhaus allgemein den ſchönſten des Staates an die Seite geſtellt wurde. Um all' dies kümmerte ſich Julchen wenig oder faſt gar nicht. Es gab junge Männer genug, welche eben ſo ſchöne Güter und noch weit mehr, die gar keine beſaßen, dafür aber die größte Luſt von der Welt hatten: „den alten Monſon zu tranchiren“ — aber wenige waren ſo wohlgeſtaltet, ſo angenehm von Sitten und Benehmen wie der junge Shoreham; wenige hatten ſo viel wie er von der Welt geſehen. Daß Betts in ſie verliebt ſei, hatte ſich Julia natürlich nie eingebildet, aber bis zu den Proben, die ſie ganz kürzlich von ſeiner Neigung für die Erzieherin ihrer Schweſtern erhalten, hatte ſie es doch für ſehr möglich gehalten, daß es dahin kommen könne und hätte es gar nicht ungern geſehen, wenn es dahin gekommen wäre.

Ich weiß wohl, daß dieß nicht die gewöhnliche, möglicherweiſe auch nicht die höflichſte Weiſe iſt, jene dämmernden Gefühle zu ſchildern, welche den Keim einer jungfräulichen Neigung in ſich ſchließen; ein gewandter, talentvoller Dichter würde bei ſolcher Gelegenheit gewiß eine ganz andere Sprache führen! allein ich habe dieſe Geſchichte in der Abſicht begonnen, die Dinge ſo darzuſtellen, wie ſie ſind und ſo, wie ich ſie erzählt, iſt nun einmal die Art und Weiſe, wie ſich der „Liebe jugendlicher Traum“ dem Auge eines Taſchentuches darſtellt.

Unter andern Widerwärtigkeiten erfuhr Julia die Kränkung, während der Pauſen des Tanzes über Shorehams Aufmerkſamkeit für die Gouvernante allerlei Gloſſen anhören zu müſſen, von welchen auch einige mein Ohr erreichten:

„Wer iſt doch die Dame, welcher Mr. Shoreham heute ſo unabläſſig den Hof macht?“ fragte Miß N. ihre Nachbarin Miß T.

„Es iſt ein ganz neues Geſicht und — wenn man ſo frei ſein darf es zu ſagen — auch eine ganz neue Manier.“

„Es iſt Mlle. Henny, die Erzieherin von Mrs. Monſon's Kindern, meine Liebe. Man ſagt, ſie ſei ein Ausbund aller Vollkommenheiten und ein wahres Wunder von Wohlanſtändigkeit. Auch will verlauten, ſie ſei eigentlich eine Perſon von ſehr hohem Stande und durch eine jener gräulichen Revolutionen heruntergekommen, deren ſie in Europa ſo viele haben.“

„Wie — gar von Adel vielleicht?“

„O, zum allerwenigſten; es gibt Leute, welche behaupten, ſie ſei halb und halb von königlichem Geblüt. Das Land iſt voll von den Trümmern geſtürzten Königsthums und Adels. Finden Sie, daß ſie ein ariſtokratiſches Air hat?“

„Nicht im Geringſten — ihre Ohren ſind viel zu klein.“

„Ei, meine Liebe! das iſt ja das wahre Gepräge adeliger Herkunft. Meine Tante Harding wurde während ihres Aufenthalts in Neapel ſehr vertraut mit dem Duca di Montecarbana, und ſie ſagt, er habe das kleinſte Ohr gehabt, das ſie je an einem menſchlichen Weſen geſehen. Die Montecarbana's — müſſen Sie wiſſen — ſind ſo alt als die Ruinen von Päſtum.“

„Sei dem wie ihm wolle, in meinen Augen paßt es ſchlecht zu adeligem Blut, kleine Mädchen franzöſiſch und italieniſch plappern zu lehren und ihnen die Noten einzutrichtern. Ich habe Mr. Shoreham immer für einen Bewunderer Miß Monſon's gehalten.“

Unglücklicherweiſe hörte meine Gebieterin dieſe letzten Worte und in der Aufregung ihrer Gefühle, in der ſie ſich ohnehin befand, beſchloß ſie alsbald, mit einem jungen Manne, Namens Thurſton, zu kokettiren, um Betts Eiferſucht — wenn er dafür empfänglich war — zu erwecken und ihrem eigenen Unmuth Luft zu verſchaffen.

Dieſer Tom Thurſton war einer von jenen hochgewachſenen, gutausſehenden Jungen, welche auf Einmal in einer Stadt ſind, Niemand weiß woher, in Geſellſchaft kommen, man weiß nicht wie, und leben, man weiß nicht wovon. Es war eine bekannte Sache, daß der Ehrenmann nach einer reichen Frau angelte und Julia

Monſon lief ſomit keine Gefahr, daß ihr Entgegenkommen von einer ſolchen Perſon überſehen werden könnte. — Die Wahrheit zu ſagen, trieb meine Herrin ihr Spiel zu weit — ſo weit, daß ſie Jedermanns Augen auf ſich zog, ausgenommen diejenigen der am meiſten betheiligten Perſonen, nämlich ihrer eigenen Mutter und Betts Shoreham's.

Obgleich die älteren Damen heutiges Tags in der amerikaniſchen Geſellſchaft, und vielleicht auch anderwärts, nur ſelten Karten ſpielen, ſo fehlt es doch nie an Anläſſen, um ihr hergebrachtes Matronenamt auf Bällen zur reinen Sinecure zu machen. Mrs. Monſon war zudem eine nachſichtige Mutter und ſah ſelten ein Unrecht an ihren Kindern; da es Julia auch in der Regel in ihrem Betragen nicht an Vorſicht und Zurückhaltung fehlen ließ, ſo war eine Taktloſigkeit von dieſer Seite her in der That der letzte Gedanke, der dem liebevollen Mutterherzen auf Mrs. Leamington's Balle in die Quere kommen konnte. Nicht ſo ganz unerſchütterlich in ihrer Zuverſicht waren dagegen einige andere Gäſte.

„Ihre Tochter iſt heute Abend ſehr munter,“ bemerkte eine unvermählte Dame von einem gewiſſen Alter, die in Mrs. Monſons Nähe ſaß — „ſo fröhlich, wie ich ſie noch nie geſehen habe.“

„Gewiß, theuerſtes Mädchen, ſie iſt glücklich, das gute Kind“ — die arme Julia war eben damals nichts weniger als glücklich — „und wenn je eine Zeit im Leben dazu gemacht iſt, um glücklich zu ſeyn, ſo iſt es die Jugend.“

„Iſt es Miß Monſon's Art, ſo ausnehmend guter Laune zu ſeyn?“ fuhr eine andere fort, entſchloſſen, die Mutter zu quälen, während ſie ſich ſchon darüber ärgerte, daß dieſe nicht genug in Allarm zu bringen war, um ſich endlich einmal umzuſehen.

„Immer, wenn ſie in guter Geſellſchaft iſt. Ich halte es für ein rechtes Glück, Ma'am, eine heitere Laune zu beſitzen.“

„Gewiß, gewiß — doch kann man nicht ewig ein junges Ding von fünfzehn bleiben, wie Lady Mary Wortley Montagu

ſagt," murmelte die „alte Jungfer," den Angriff aufgebend, und wechſelte ihren Sitz, um ihr Herz in das Ohr einer verwandten Seele zu entleeren.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen wir Alle im Wagen, um nach Haus zurückzukehren, Alle bis auf Shoreham hätte ich ſagen ſollen; denn dieſer hatte ſich, nachdem er den Damen beim Anlegen der Mäntel ſeine Dienſte geleiſtet, an Mrs. Leamingtons Thüre von ihnen verabſchiedet, ungewiſſer als je, ob er ein Geſchöpf, welches ihm in allen übrigen Beziehungen ſo rein und fleckenlos erſchien, wirklich des Neides beſchuldigen ſollte, oder nicht. Er fand zu Hauſe ein ruheloſes Lager, denn ihn quälte die Unſchlüſſigkeit, ob er ſeinem urſprünglichen Plan, dem armen, verlaſſenen franzöſiſchen Mädchen durch das Anerbieten ſeiner Hand die Unabhängigkeit zu geben, treu bleiben, oder ob er alle die liebenswürdigen, edlen Eigenſchaften nur für Schein achten und ihr ganzes Weſen für eine Lüge halten ſolle.

Dieſes arge Mißtrauen dankte Betts Shoreham einem National-Vorurtheile und die Qualen, die es ihm verurſachte, waren nur die gerechte Strafe dafür, daß er einen ſo unwürdigen Gaſt bei ſich beherbergte. Wäre Mademoiſelle Hennequin eine Amerikanerin geweſen, er hätte gar nicht zum zweitenmale an die Aufregung gedacht, welche ſie bei dem Anblick meiner Schönheit verrathen hatte. Die Franzöſinnen aber hatte man ihm jederzeit als intrikante, heuchleriſche Geſchöpfe geſchildert, und Paris war eben nicht der Ort, um dieſe vorgefaßte Meinung zu berichtigen.

„Nun, beim Jupiter!" rief John, als der Wagen von Mrs. Leamingtons Thüre abfuhr, „dies iſt der letzte Ball, den ich in New-York mitmache!" eine Betheurung, welche bereits zum zwanzigſten Male in dieſem Winter gegeben und eben ſo oft gebrochen worden war.

„Wie war dies, Jack?" fragte der Vater; „ich fand es ganz hübſch; wir alten Knaben haben uns zu ſechs oder ſieben einen recht fröhlichen Abend gemacht."

„Glaub's gerne, Sir! aber ihr mußtet auch nicht in einem Zimmer tanzen, das höchſtens achtzehn Fuß breit und vier und zwanzig lang iſt, und euch dabei von Hunderten auf die Zehen treten oder mit den Ellenbogen ſtoßen laſſen.“

„Seit dem Balle im großen Opern-Saale in Paris iſt unſerm Jack kein Zimmer mehr zum Tanzen recht,“ bemerkte die Mutter lächelnd. „Ich hoffe, Julia hat ſich beſſer amüſirt.“

Meine Herrin fuhr zuſammen und antwortete dann in einem Tone hyſteriſcher Luſtigkeit:

„Gewiß, Mama; ich fand den Abend entzückend und hätte noch zwei Stunden länger bleiben können.“

„Und Sie, Mademoiſelle Hennequin? Ich hoffe, auch Ihnen hat es nicht an angenehmer Unterhaltung gefehlt.“

Die Stimme der Gouvernante zitterte etwas, als ſie in ihrer milden Weiſe erwiederte: „Keineswegs, Madame; ich war recht vergnügt, obgleich mir das Tanzen immer als ein Vergnügen vorkommt, an welches ich eigentlich kein Recht habe.“

Es folgte eine Pauſe merklicher Verlegenheit auf dieſe Erklärung und ich ſah Julia geneigt, einem edlen Antriebe zu folgen und ſich feſter an ihre Nebenbuhlerin anzuſchmiegen, um ihr gleichſam ein Zeichen ihrer Theilnahme zu geben. — John's Proteſtationen brachten übrigens alle zum Schweigen und gleich darauf ſtieg die Geſellſchaft aus und verfügte ſich zur Ruhe.

Am andern Morgen ließ mich Julia in's Beſuchzimmer holen, um mich einigen Freundinnen zu zeigen — ſo ſehr hatte ſich mein Ruf in Folge meines letzten Auftretens verbreitet. Da war denn wieder ein Lobpreiſen, Herzen und Küſſen, wie bei einem verzogenen Lieblingskinde. Gleichwohl ermangelte Miß W. nicht, die Nachricht weit und breit herumzutragen, daß Miß Monſon's vielbeſprochenes Taſchentuch und jenes, mit welchem Miß Halfacre am Abend des Tages, da ihr Vater ſeine Zahlungen eingeſtellt, paradirt habe — ein

und daſſelbe Ding ſeyen; ja man ging ſogar ſo weit, mir den Spottnamen „das inſolvente Taſchentuch“ aufzuheften.

Julia ſchien mir traurig, nachdem ihre „Freundinnen“ ſie verlaſſen hatten; ich lag unbeachtet auf dem Sopha und ein nachdenklicher Ausdruck war auf ihrem hübſchen Geſichte zu bemerken. Plötzlich wurde ſie aus ihrem düſteren Sinnen — „Brüten“ iſt das rechte Wort — durch die unerwartete Erſcheinung des jungen Thurſton aufgeſchreckt.

In Miene und Blick des Abenteurers ſpiegelte ſich, ſelbſt während er ſein Kompliment machte, ein inneres Frohlocken, das mir auffiel und in Worte überſetzt etwa ſo lautete: „Aha, habe ich Dich allein erwiſcht!“ Ich war auf wichtige Ereigniſſe gefaßt und hatte mich in meiner Erwartung auch nicht ganz getäuſcht.

In einer Minute hatte er ſich neben Julia und kaum zwei Fuß von ihr entfernt, auf das Sopha geſetzt; kaum waren zwei weitere verfloſſen, als ſämmtliche Batterien ſeiner Schmeichelkünſte ſchon in voller Thätigkeit waren. Meine Herrin hörte ihm mit ziemlicher Abſpannung, doch nicht ganz ohne Theilnahme, zu. Sie war durch Betts Shoreham's Gleichgültigkeit gereizt, kannte ihren jetzigen Bewunderer ſeit mehreren Monaten — ſofern man es eine Bekanntſchaft nennen kann, wenn zwei Perſonen in derſelben Geſellſchaft tanzen — und man hatte ihr noch nie, wenigſtens nicht auf ſo offene, unzweideutige Weiſe, den Hof gemacht. Der junge Mann hatte Scharfblick genug, um ſeinen Vortheil zu erkennen und da er fürchtete, es möchte Jemand ſein jetziges tête-à-tête unterbrechen, ſo beſchloß er großherzig, Alles auf einen Wurf zu ſetzen und die Sache mit einem Male zu Ende zu bringen.

„Ich denke, Miß Monſon,“ fuhr er nach einem wahren Meiſterſtücke eines Courmacherſermons fort — eines Sermons, der in der Apologie eines, in einem Libellprozeß unterlegenen Schriftſtellers eine ſchöne Rolle geſpielt haben würde — „ich denke, Miß Monſon kann die ganz beſondere Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn, welche

ich ihr ſtets zu bezeigen bemüht war, ſeitdem mir das Glück ihrer Bekanntſchaft zu Theil geworden iſt.“

„Mir! — Auf mein Wort, Mr. Thurſton, ich war mirs nicht im Geringſten bewußt, der Gegenſtand ſolcher Aufmerkſamkeit geweſen zu ſeyn!“

„Nicht? — Doch dies iſt immer der Fall bei einfachen, unſchuldigen Naturen. Das iſts eben, was uns aufrichtigen, ſchüchternen Männern in Herzensangelegenheiten einen ſo ſchlimmen Stand bereitet. Unſere Bruſt kann von zehntauſend quälenden Sorgen zerriſſen ſeyn — die Beſcheidenheit eines wahrhaft tugendſamen weiblichen Herzens wird dermaßen in ſeine hehre Ruhe vertieft ſeyn, daß es für die Pein, welche es unwiſſend über uns verhängt, unempfindlich wird —“

„Mr. Thurſton, Sie führen eine ſtarke — und — ein wenig — ein wenig unverſtändliche Sprache.“

„Ach ich fürchte, Madam, ich werde nie wieder verſtändlich werden. Wenn das Herz ‚beklommen iſt in namenloſem Bangen, verdammt die Leidenſchaft in ſich zu bergen, die Pein und Wonne ſeines Seyns zugleich‘ — wenn ‚bleich und kalt die Lippe ſtarrt, die roſige Verkünderin der Freude, ein nutzlos, läſtig Werkzeug jetzt für den Verſtümm —‘, ja, Miß Monſon, ich will damit ſagen, wenn all unſer Dichten und Trachten auf einen geliebten Gegenſtand gerichtet iſt, ſo iſt es kein Wunder, wenn unſre Rede räthſelhaft und unzuſammenhängend wird.“

Wenig hätte gefehlt, ſo hätte Tom Thurſton auf dem Triebſande der romantiſchen Schule Schiffbruch gelitten. Er hatte mit Plagiaten aus einer Rede begonnen, welche der Statthalter Morris einſt zu New-Orleans über das Recht der Depoſiten gehalten und die er auf der Schule auswendig geſprochen hatte, und wollte ſchon in eine Seitenparthie einlenken, welche nicht ſonderlich zu ſeinem Gegenſtande gepaßt hätte, als er noch bei Zeiten inne hielt. Als nothwendigen Klimax legte der Liebende ſeine Hand auf mich und

drückte mich an ſeine Augen mit dem zerſtreuten Weſen eines Menſchen, der nicht mehr weiß, was er thut und ſich eine Thräne abwiſchen will.

„Was für ein verdammt reicher, alter Kauz der Vater ſeyn muß,“ dachte Tom dabei, „daß er ihr ſolche Taſchentücher geben kann.“

Mir war zu Muth wie einem Zaunkönig, welcher den Klauen des Falken entrinnt, als der Schuft mich wieder niederlegte.

Und Julia? — ſie ließ ſich wirklich durch dieſe Poſſen täuſchen, die Arme! Ohne alle eigene Erfahrung war ſie durch die Sitte der Geſellſchaft, in der ſie auferzogen worden, den Kunſtgriffen jedes Glücksjägers preisgegeben und befand ſich bei ihrem Aerger über Betts Shoreham in der übelſten Stimmung, die man ſich denken konnte, wenn es galt, ſolcher Liebe und Beredtſamkeit zu widerſtehen. Sie hatte Tom auf allen Bällen in den beſten Häuſern geſehen, ſein Aeußeres und ſeine Manieren — beide eines glänzenden Modehelden würdig — waren ihr nicht unangenehm und jetzt machte ſie noch die weitere Entdeckung, daß er ein tieffühlendes Herz beſaß, über welches ſie, ohne es bisher ſelbſt zu wiſſen, die unbegränzteſte Herrſchaft ausübte.

„Sie antworten mir nicht, Miß Monſon,“ fuhr Tom fort, indem er unter mir hervorguckte, denn noch immer hatte er mich vor dem Geſicht — „Sie antwoiten mir nicht, grauſames, unerbittliches Mädchen!“

„Was ſoll ich denn ſagen, Mr. Thurſton?“

„Sage ‚ja‘, du theuerſtes, lieblichſtes, vollkommenſtes aller menſchlichen Weſen.“

„Ja denn alſo; wenn dies Ihr Herz erleichtern kann, ſo iſt ja leicht geholfen.“

Nun war aber Tom Thurſton in ſeinem Fache als Glücksjäger eben ſo gewandt, als Napoleon in der Heerführung. Er ſah, welch ungeheuren Vortheil er für die Zukunft errungen hatte und wollte daher die Sache für den Augenblick nicht weiter treiben. Das ‚ja‘

war freilich mehr im Scherz, als in ernſtlicher Bedeutung gegeben; aber wenn man vorerſt damit zurückhielt, ſtufenweiſe darauf weiter baute und endlich im entſcheidenden Moment damit hervortrat, — dann erſt konnte es von vollem Werthe ſeyn.

„Laßt doch ſehen," ſo berechnete Tom, als er pfeifend die breite Straße hinabging, „mit dieſem ‚ja' läßt ſich wenigſtens ein rundes Sümmchen von hunderttauſend Thalern herausſchlagen. Der alte Monſon hat ſeinen Sohn John, dieſes Mädchen und noch zwei jüngere Töchter; er ſelbſt iſt ſeine ſiebenmalhunderttauſend Thaler werth ſo gut wie einer, und gehört nicht zu den plötzlich dahergeſchoſſenen Kometen, ſondern beſitzt ein altererbtes, wohlbekanntes Vermögen, das in feſten Häuſern und Ländereien beſteht. Angenommen, die Alte überlebe ihn und ziehe ihr volles Drittel weg, ſo bleiben immer noch viermalhundertſechsundſechzigtauſend ſechshundert undſechzig Dollars übrig. Davon mag John vielleicht ein paarmalhunderttauſend erben, ſo kommen auf jedes der Mädchen immer noch achtundachtzigtauſend achthundert und achtundachtzig. Sollte eines der kleinen Dinger wegſterben — das Scharlachfieber graſſirt ja ohnehin gegenwärtig — nun, ſo wären die hunderttauſend mit einem Male voll. Die Alte wird ſich wohl bei ihren Jahren nicht wieder vermählen — doch darf man darauf nicht allzu ſicher rechnen, denn für die Hälfte eines ſolchen Drittels würd' ich ſie ſelber nehmen."

Sechszehntes Kapitel.

Eine Woche lang ereignete ſich nichts von Bedeutung. Dieſe ganze Zeit über lag ich in der Schublade und ſuchte mir von dem, was draußen vorging, ſo gut ich es vermochte, Kunde zu verſchaffen. Betts Shoreham war der tägliche Gaſt des Hauſes und Tom Thurſton wiederholte ſeine Beſuche mit einer Pünktlichkeit, welche bereits anfing, die Aufmerkſamkeit der Nachbarſchaft auf ſich zu

ziehen. Tom behandelte übrigens Julien mit der größten Ehrerbietung, ja ſogar mit Förmlichkeit und richtete ſeine Aufmerkſamkeit zum größeren Theile auf Mrs. Monſon. Zu dieſer Strategie vermochte ihn die Betrachtung, daß er ſich durch jenes ‚ja‘ einen hinlänglichen Anſpruch auf die junge Dame geſichert hatte, während er wohl wußte, wie es für Leute, welche der gewöhnlichen Lockungsmittel für die Zuſage der Eltern entbehren, von der größten Wichtigkeit iſt, ſich des guten Willens der ‚alten Dame‘ zu verſichern.

Am Schluß der Woche öffnete Mrs. Monſon ihr Haus, um die geſellige Welt darin zu empfangen und es verſtand ſich von ſelbſt, daß auch ich bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein kommen durfte. Das Einverſtändniß zwiſchen Shoreham und Mlle. Hennequin war im Lauf dieſer acht Tage ziemlich weit gediehen, obgleich die Letztere in dem Maaße, als ſie mehr und mehr inne wurde, welches Intereſſe ſie in dem Herzen des jungen Mannes erweckt hatte — in ihrem Betragen vorſichtiger und zurückhaltender wurde. Endlich ging Betts wirklich den letzten Schritt, den man in ſeiner Lage thun kann: in einem, in den zärtlichſten und zugleich ehrerbietigſten Ausdrücken abgefaßten Schreiben legte er der trefflichen jungen Franzöſin ſein ‚Herz‘, welches ſie ſeit dem erſten Monat ihrer Bekanntſchaft ‚ausſchließend beſeßen‘, zu Füßen und beſchwor ſie um die Gunſt einer Unterredung, indem er zugleich einige ausnehmend rührende Vorwürfe über ihr neuerdings ſo kaltes und zurückhaltendes Benehmen einfließen ließ.

Mademoiſelle Hennequin mußte dieſen Brief auf Julia's Zimmer leſen und die Stellung, in der ſie es that, gab jede Linie meinem neugierigen Blicke Preis, da ich eben unter anderen für den Abend ausgelegten Putzſachen auf dem Bett lag. Auch Mrs. Monſon war zugegen; ſie war es eben, welche Mlle. Hennequin heraufgerufen hatte, um ſie über einige, das Arrangement des Soupers betreffende Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Glücklicherweiſe waren Julia und ihre Mutter zu ſehr beſchäftigt,

um die Thränen zu gewahren, welche der armen Fremden über die Wangen rollten, indem ſie dieſes ehrenhafte Geſtändniß einer glühenden, männlichen Liebe las, und ebenſo entging ihnen die heftige Bewegung, mit welcher Mlle. Hennequin das Papier, nachdem ſie es noch einmal überflogen, an ihr Herz drückte.

In dieſem Augenblick kam ein Diener, um Mr. Shoreham's Anweſenheit im Frühſtückzimmer zu melden — einem ziemlich abgelegenen, zu dieſer Stunde wenig beſuchten Gemach, welches man Betts, wegen der in den Empfangzimmern des Hauſes vor ſich gehenden Zurüſtungen geöffnet hatte.

„Julia, meine Liebe — Du wirſt hinuntergehen müſſen, obwohl es freilich ein ſehr unpaſſender Moment iſt.“

„Nicht doch, Mutter! Mr. Shoreham mag die Zeit ſeiner Beſuche beſſer wählen — George, beſtellen Sie, die Damen ſeyen beſchäftigt!“

„Nein, nein!“ verbeſſerte die Mutter, etwas verlegen, „das geht nicht; wir ſtehen mit ihm auf zu vertrautem Fuße für eine ſolche Ausflucht. Wollten Sie, Mlle. Hennequin, vielleicht die Güte haben, Mr. Shoreham auf ein paar Minuten zu ſehen — Sie müſſen ſich doch früher oder ſpäter mit unſern Sitten hier in Amerika bekannt machen, und dies wird eine gute Gelegenheit ſeyn, damit anzufangen.“

Mrs. Monſon begleitete dieſe Bitte mit ihrem freundlichſten Lächeln, und ihre Güte, ihre zarte Rückſicht für die Gouvernante war zu rückhaltlos und auffallend, als daß ſich dieſe hätte erlauben können, an ein Zaudern zu denken. Sie hatte während des Briefleſens ihr eigenes Tuch neben mich hingelegt, und da ſie die Nothwendigkeit fühlte, ihre Thränen zu trocknen, ſo bekam ſie durch einen Mißgriff mich ſelbſt in die Hand, und verſchwand mit einem Lächeln des Willfahrens gegen Mrs. Monſon aus dem Zimmer.

Mlle. Hennequin konnte es nicht über ſich gewinnen, hinunter zu gehen, ehe ſie ihr eigenes Zimmer aufgeſucht hatte, wo ſie ſich

ein paar Minuten ausweinte, und dann ihre Augen mit friſchem Waſſer wuſch, um ſie ſofort mit ihrem Tuche zu trocknen. Dieſem Umſtande hatte ichs zu danken, daß ich ſo glücklich war, der ganzen Unterredung mit ihrem Geliebten als Zeuge anzuwohnen.

Dieſer ſah nicht ſo bald, daß er es ſtatt Julia Monſons mit der reizenden Franzöſin zu thun haben ſollte, als ein Strahl der Freude über ſein Antlitz glitt. Dieſe Begegnung für ein gutes Omen aufnehmend, ergriff er ſogleich ihre Hand und drückte ſie mit einer Haſt, als ob er unter die fleiſchfreſſenden Thiere gehörte, an ſeine Lippen; der Gouvernante gelang es jedoch, ſie aus dieſer Lage zu befreien, in welcher ſie nicht wenig Gefahr lief, verſchlungen zu werden.

„Tauſend, tauſend Dank, theuerſte Mlle. Hennequin!“ ſtammelte Betts mit dem unzuſammenhängenden Weſen eines halb Verrückten: „Sie haben meinen Brief geleſen und ich darf dieſe Unterredung zu meinen Gunſten auslegen. Wäre Mrs. Monſon gekommen, ſo hätte ich ihr Alles mitgetheilt und ſie um ihre gütige Vermittlung gebeten, dies war wenigſtens meine Abſicht: aber ſo iſt's viel, viel beſſer.“

„Sie werden wohl thun, Monſieur, mit Madame Monſon über dieſe Sache überhaupt nicht zu ſprechen,“ erwiederte Mlle. Hennequin und zeigte in ihren Zügen einen Ausdruck, den ich durchaus nicht begreifen konnte, da er weder Glückſeligkeit, noch auch gerade das Gegentheil ankündigte — „dies muß unſere letzte Zuſammenkunft ſeyn, und es wäre am beſten, wenn Niemand von ihrem Inhalt etwas ahnte.“

„Alſo hat mich meine Eitelkeit — meine Hoffnung irre geführt und ich bin Ihrem Herzen gleichgültig?“

„Das will ich nicht ſagen, Monſieur; o nein — nein, ich bin weit entfernt, dies ſagen zu wollen.“ — Das arme Kind! ihre Miene ſprach es hundertmal deutlicher aus als ihre Zunge, daß ſie aufrichtig war. — „Ich will und kann nicht ſagen, daß

mir der Mann gleichgültig iſt, der meine Dürftigkeit, mein gänzliches Entbehren aller weltlichen Größe ſo großmüthig überſieht, daß er ſein Vermögen und ſeine ehrenvolle Stellung mit mir theilen will.“

„Das iſt's nicht, was ich wiſſen will — worauf meine Hoffnung gerichtet war — Dankbarkeit iſt nicht Liebe.“

„Aber ſie wird es nur zu leicht im Herzen eines Weibes,“ gab das liebliche Weſen mit einem Blick und einem Lächeln zurück, welche Betts, wenn er nicht mehr als blöde war, unmöglich mißverſtehen konnte, „und ich habe die Pflicht, meine eigene Dankbarkeit vor einer ſolchen Schwäche zu hüten.“

„Um des Himmels willen, Mlle. Hennequin! ſeyen Sie offen und aufrichtig mit mir, wie Sie es von Natur ſind, wie ich Sie immer gekannt habe. Lieben Sie mich — können Sie mich lieben?“

Auf eine ſo unumwundene und kategoriſche Frage mußte nothwendig entweder ein Erröthen oder ein Lächeln folgen. Das Erſtere geſchah auch in der That von Seiten der Erzieherin und zwar in einer höchſt anmuthigen und einnehmenden Weiſe — obwohl mir ſchien, als ob ſie noch zögerte, ſich auch der Luſt zum Zweiten hinzugeben.

„Wozu ſollte ich ‚Ja‘ ſagen, da es doch nun und nimmermehr zu etwas Gutem führen kann!“

„Dann ſagen Sie ‚Nein‘ und ſchlagen auf Einmal jede Hoffnung nieder.“

„Dieß hieße Ihnen — uns Beiden — unnöthige Qual bereiten und möchte ſich auch, ſtreng genommen, nicht ganz mit der Wahrheit vertragen. — Ich konnte lieben! Ach, Gott allein weiß es, wie dies Herz lieben konnte, wo Recht und Vernunft mit ſeinen Gefühlen im Bunde ſtanden.“

Nach einer ſolchen Erklärung iſt es wohl unnöthig zu ſagen, daß Betts die Kategorie der Möglichkeiten bald in die der Gewißheit verwandelte. In der That ſetzte er der Gouvernante mit ſolchem Ungeſtüme zu, daß dieſe geſtehen mußte: was ſie ſo gut thun konnte, habe ſie bereits im vollſten Maaße gethan.

Mich ergötzte die ganze Scene ungemein; auch ſollte ſie noch nicht in der nächſten Minute zu Ende gehen. Mlle. Hennequin nahm mich einige Male zur Hand, um Thränen abzuwiſchen, und der beſte Beweis davon, wie beide Parteien an ſo ganz andere Dinge dachten, iſt wohl, daß Keines von ihnen entdeckte, wer bei dieſem intereſſanten tête-à-tête noch zugegen war.

Endlich kam die Entwicklung. Nachdem Mlle. Hennequin eingeſtanden, wie heiß ſie Betts liebe, wie es ihr höchſtes Glück ſeyn würde, ihr ganzes Leben lang ſeine Sklavin zu ſeyn, wie der Gedanke ſie elend mache, daß er gerade auf ſie ſeine Neigung gerichtet, und wie ſie noch viel elender ſeyn würde, wenn ſie erfahren hätte, daß er es nicht gethan habe — ſchloß ſie endlich dieſe entzückende Beichte mit der niederſchlagenden Erklärung, daß ſie unter keinen Umſtänden ſeine Gattin werden könne. Als Grund wurde die Ungleichheit der äußeren Verhältniſſe angegeben; „ſie dürfe,“ meinte ſie, „den Vortheil, welchen ſeine Leidenſchaft ihr einräume, unmöglich dazu benützen, ihn zu einer Verbindung zu treiben, welche er dereinſt bereuen könnte.“

Vergebens bekämpfte Betts eine ſolche Entſcheidung mit dem wärmſten, ernſteſten Eifer. Wäre ſeine Geliebte keine Franzöſin, ſondern eine Amerikanerin geweſen, ſo würde ſich ihr Gefühl in dieſem Punkte wohl ſchwerlich ſo gar empfindlich gezeigt haben. Denn abgeſehen von den Glücksjägern — einer überaus verächtlichen Klaſſe — wird eine Partie ohne Geld überall in unſerer großen Republik für eben ſo natürlich, als eine Partie mit Geld angeſehen. Aber die Gouvernante war unter ganz andern Anſichten aufgewachſen und fand es deßhalb in ihrer Phantaſie ganz der Ordnung gemäß, daß ſie ſich und ihren Geliebten unglücklich machen würde, weil dieſer zweimalhunderttauſend Dollars, ſie ſelbſt aber nicht ſo viel Hunderte beſaß.

Dies Alles kontraſtirte ſo mächtig mit Betts Vorurtheilen über die franzöſiſche Selbſtſucht, daß er nicht wußte, ob er ſeine Angebetete

für einen leibhaften Engel, oder ob er ihr ſublimes Benehmen für eine bloße Finte halten ſollte — ſo ſehr iſt die menſchliche Natur aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt!

Endlich fielen Betts Blicke auf das Tuch, welches Mlle. Hennequin in der Hand hielt, um es von Zeit zu Zeit unbemerkt an die Augen zu drücken, und das — wie der Leſer ſchon weiß — kein anderes war, als meine Wenigkeit. Es war augenſcheinlich, daß ich unangenehme Erinnerungen in dem jungen Manne erweckte, wie ſchon aus dem unwillkührlichen Ausrufe hervorging, der ſeine Empfindungen genügend an den Tag legte.

„Dieſes Taſchentuch!“ rief die junge Gouvernante — „Ach, es iſt Juliens Tuch; ich muß es aus Verſehen mitgenommen haben. Aber wie in aller Welt kann dieſes Tuch ſolchen Eindruck auf Sie machen, Monſieur? Ich hoffe doch, Sie ſind kein Freiwerber wie der Mohr von Venedig?“

Dieſe Worte wurden mit einem ſüßen und zugleich ſchalkhaften Ausdrucke geſprochen, denn das arme Mädchen war froh, dem Geſpräche eine weniger ergreifende und peinliche Wendung geben zu können. Aber Betts war keineswegs in ſcherzhafter Stimmung und ſprach ſeine Gefühle auf eine Weiſe aus, welche ſeiner Geliebten endlich einen Schlüſſel zu ſeinem Gedankengange lieh.

„Dieſes verdammte Taſchentuch“ — es iſt in der That unſchicklich, wenn junge Leute ſich einer ſolchen Sprache bedienen, aber in ſolchem Aufruhr der Gefühle achtet man nicht lange auf ſeine Worte —“

„Das verdammte Taſchentuch hat mir nicht weniger Leid verurſacht, als es bei Ihnen verſchuldet zu haben ſcheint. Ich möchte wohl wiſſen, in welcher Berührung es eigentlich mit Ihren Gefühlen ſteht; denn ich will nur geſtehen, daß es, wie Desdemona's Tuch, Mißtrauen in meine Seele geworfen hat, nur freilich aus ganz andern Gründen.“

Mlle. Hennequins Wange entfärbte ſich und ihre Stirn wurde

nachdenklich; doch zeigte ſie noch immer ein freundliches Lächeln für Betts und wenn ſie gleich keine Ahnung hatte über die Natur eines Argwohns, welchen ſie wohl kaum verziehen haben würde, ſo war es doch ihr ſehnlicher Wunſch, keinen andern Schatten zwiſchen ſich und Betts zurückzulaſſen, als den ſie bereits aus Pflichtgefühl zwiſchen ſich und ihn geworfen hatte. Daher war ihre Antwort offen und einfach, wiewohl ſie im Verlauf ihrer Eröffnungen eine tiefe Rührung nicht unterdrücken konnte.

„Dieſes Tuch," erwiederte die junge Franzöſin, „iſt ein alter Bekannter, der mir einige der peinlichſten Scenen eines Lebens zurückruft, das des Sonnenſcheines nie viel gehabt hat. Sie erinnern ſich wohl, Mr. Shoreham, wie ich einigemale von einer Großmutter zu Ihnen ſprach, welche ſich meiner als einer verlaſſenen Waiſe annahm und ſpäter in meinen Armen ſtarb. Dieſes Tuch ſtickte ich, um ihr in der letzten Krankheit Unterhalt zu verſchaffen, und dieſe Spitzen — ja dieſe ſchönen Spitzen waren ein Theil der Brautgabe der geliebten Großmutter. Ich habe ſie dahin geſetzt, wo Sie ſie nunmehr ſehen, um den Werth meiner Arbeit zu erhöhen."

„Ich ſehe Alles, Alles!" rief Betts Shoreham voll bitterer Reue; „ich verſtehe jetzt Ihre Gefühle, theuerſte, angebetete Mlle. Hennequin! Ich hoffe, dieſe ausgezeichnete, vom feinſten Geſchmack zeugende Arbeit gewährte Ihnen all den Lohn und Troſt, den Sie mit vollem Rechte davon erwarten durften?"

Ein Schatten von Angſt flog bei dieſen Worten über Adrienne's Züge — denn ſie und keine Andere war es, welche mich anſtarrte und ſich dabei die ganze Geſchichte ihres Leidens und ihrer Bedrängniſſe zurückrief. Erſt jetzt erkannte auch ich ſie wieder, denn die Zeit, mein ſchlechtes Gedächtniß und die vollere Entwicklung ihrer Geſtalt hatten mich das Bild des lieblichen Weſens vergeſſen laſſen, dem ich ſo ziemlich Alles verdanke, was ich bin; ein einziger Blick,

ſo wie jener Zug des tiefſten Leidens in ihrem Antlitz rief mir alle früheren Eindrücke wieder vor die Seele.

„Ich empfing vielleicht ſo viel, als ich verdiente,“ erwiederte das ſanfte, anſpruchloſe Mädchen, — denn ſtolz war ſie blos in dem Einen, daß ſie auf dem, was ſie für Recht hielt, mit Standhaftigkeit beharrte — „und jedenfalls genug, um meiner verehrten Großmutter ein chriſtliches Begräbniß zu verſchaffen. Dann kamen ſchwere Tage über mich, Betts, Tage des Kummers und der Entbehrung, wo ich, das niedergetretene, ſchnöd gemißbrauchte Werkzeug einer ſelbſtſüchtigen Modehändlerin, gleich einer orientaliſchen Sklavin ums Brod arbeiten mußte. Der Zufall verſchaffte mir endlich in einer Familie die Stelle einer Erzieherin. Dieſe Familie war mit Madame Monſon bekannt und ein Anerbieten, welches in meinen Umſtänden für glänzend gelten konnte, brachte mich nach Amerika. Und nun werden Sie ſelbſt erkennen, mein Herr, wie wenig ich zu Ihrem Weibe tauge. Könnten Sie es ohne Erröthen anhören, wenn es hieße, Sie hätten eine franzöſiſche Putzmacherin geheirathet?“

„Aber Sie ſind ja keine Putzmacherin im gewöhnlichen Sinne, theuerſte Adrienne — Sie müſſen ſich ſchon gefallen laſſen, daß ich Sie ſo nenne — Sie ſind eine Dame von Stand, und nur durch Revolutionen und Unglücksfälle in dieſe bedrängte Lage gekommen. Den Namen Hennequin kenne ich als einen höchſt achtbaren Namen, und was kümmere ich mich um Geld, da Sie einen ſo unſchätzbaren Werth in die Waagſchale zu legen haben? Geld müßte mich unter ſolchen Umſtänden zu Boden drücken.“

„Ihre Großmuth überwältigt beinahe meine Skrupel: aber es kann dennoch nicht ſeyn. Des Namens, zu dem ich wirklich berechtigt bin, darf ich mich allerdings nicht ſchämen, ja er hat noch einen weit beſſern Klang als der Name Hennequin, ſo achtbar dieſer auch ſeyn mag; aber was iſt ein Name für Jemand in meiner Lage?“

„Wie, Ihr Name wäre nicht Hennequin?“ fragte Shoreham ängſtlich.

„Er iſt es nicht. Meine arme Großmutter nahm ihn an, als wir das letzte Mal nach Paris kamen, aus Beſorgniß, daß die Guillotine der Revolution von 1830 nachfolgen möchte, wie ſie der von 1789 gefolgt war. Dieſen Namen befahl ſie mir beizubehalten, und ich fand bis jetzt nicht gerathen, ihn wieder abzulegen. Ich ſtamme aus der Familie de la Rocheaimard.“

Ein Ruf der Ueberraſchung und des Entzückens tönte von Shorehams Lippen. Adrienne mußte ihre Erläuterungen wiederholen und ihm ſogar, ſo genau ſie es vermochte, ihre ganze Verwandtſchaft erklären. Der Leſer wird ſich erinnern, daß eine amerikaniſche Heirath in Adriennens Familie ſtattgefunden hatte und daß ſich Alles, was das arme Mädchen noch an Verwandten beſaß, von dieſer Verbindung jenſeits des Weltmeers herſchrieb. — Einer dieſer Verwandten, freilich nur Drittgeſchwiſterkind, war Betts Shoreham: ſeine Urgroßmutter war eine echte Rocheaimard geweſen und der junge Mann konnte der armen verlaſſenen Waiſe in einem Athem ein halbhundert Perſonen aufzählen, mit denen auch ſie in demſelben Grade verwandt war.

Es iſt unnöthig zu ſagen, daß dieſe unerwartete Wendung des Geſpräches das Intereſſe beider Theile im vollſten Maße in Anſpruch nahm und zwar dergeſtalt, daß Betts für den Augenblick ſogar ſeiner Liebe vergaß und Adrienne am Ende ziemlich geneigt war, die allzu ſcrupulöſen Einwürfe fahren zu laſſen, mit welchen ſie ihrem Geliebten die Belohnung ſeiner Leidenſchaft verſagt hatte. Zu Erläuterungen hierüber blieb jedoch wenig Zeit, denn die Stunde mahnte zum Scheiden.

„Und nun, geliebte Couſine,“ ſagte Betts im Aufſtehen und ergriff Adriennens nicht mehr widerſtrebende Hand — „werden Sie ja wohl Ihren übertrieben zarten Einwürfen gegen die Schicklichkeit meiner Bewerbung entſagen, meine angebetete Adrienne. Als Ihr nächſter männlicher Verwandter habe ich ein Recht auf Ihren Ge-

horſam — und es iſt mein Wille, daß Sie die zweite des Hauſes Rocheaimard ſein ſollen, die einem Shoreham die Hand reicht.“

„Sagen Sie, mon cher cousin,“ fragte Adrienne, durch Thränen lächelnd — „waren Ihre Ureltern, mein Großoheim und meine Großtante glücklich? War ihre Verbindung eine geſegnete?“

„Sie waren leibhafte Wunder häuslichen Glücks, ihrer Ehe Segen iſt zur Ueberlieferung geworden in ihrem Geſchlecht und lebt noch im Munde der Enkel. Selbſt die Verſchiedenheit in der Religion konnte keinen Schatten darauf werfen. Und dieſes Beiſpiel, theuerſte Adrienne, welches ſie dem vergangenen Jahrhundert gegeben haben, wollen wir für das jetzige an uns aufzuſtellen ſuchen.“

Adrienne lächelte, warf dem Sprecher einen Kuß zu, und eilte aus dem Zimmer, ſo daß ich vergeſſen auf dem Sopha zurückblieb. Betts ergriff ſeinen Hut und verließ das Haus, ein glücklicher Mann; denn wenn er auch noch keine ausdrückliche Zuſage hatte, ſo fühlte er ſich doch ſeines Glückes ſo ſicher, als er es unter dieſen Umſtänden vernunftgemäß nur immer verlangen konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Kaum hatte Betts Shoreham das Haus verlaſſen, als Tom Thurſton eintrat und Julia Monſon zu ſeinem Empfange herabkam; — ihre Empfindlichkeit kam nämlich hier nicht in's Spiel und es war jedenfalls ſehr nobel, am Morgen eines Tages, welcher durch die Zurüſtungen für den Abend das ganze Haus in Athem erhielt, freie Zeit zum Empfangen zu haben.

„Das iſt ſo gut von Ihnen, Miß Monſon,“ begann Tom, indem er ſich verbeugte — ich hörte jedes Wort vom Sopha herüber — „das iſt ſo gut von Ihnen, da doch gewiß ihre Zeit ſehr in Anſpruch genommen war.“

„Nicht im Geringſten, Mr. Thurſton — Mama und die Haushälterin haben ſchon Alles abgemacht und ich bin in Wahrheit erfreut, Sie zu ſehen; Sie werden mir geſchwind eine Schilderung des neuen Schauſpiels geben —“

„Ach, Miß Monſon, mein Herz — meine Faſſungskraft — meine Gedanken —“ hier blieb der würdige Tom ſtecken und machte eine gewaltige Anſtrengung, um wieder flott zu werden — „kurz, mein armes Gehirn iſt ſo verwirrt und von dem einen Gegenſtande eingenommen, daß ich nicht im Stande bin, an Schauſpiele zu denken oder davon zu ſprechen. Mit einem Wort — ich war nicht dort.“

„Ein ſehr triftiger Grund, ohne Zweifel — und was hat denn Ihren Geiſt ſo in Unordnung gebracht, Mr. Thurſton?“

„Was anderes als das Herannahen dieſes fürchterlichen Abends. Sie werden von einer Schaar von Bewunderern umlagert ſeyn, welche Ihnen Worte der Liebe und Anbetung zuflüſtern, und was werde ich Aermſter dann haben, um mich aufrecht zu erhalten, wenn nicht jenes göttliche Ja, welches mich einſt aus den Tiefen der Verzweiflung emporgehoben hat zu dem Gipfel der Seligkeit, ſo hoch wie die ſchwindelnden Spitzen der Höhlen von Kentucky aus einer Tiefe, gleich der des Chimborazo.“

Tom hatte dieſes Bild eigentlich umgekehrt gemeint, allein man weiß ja, daß es Verliebte mit ihren Redefiguren ſo genau nicht nehmen und zudem war es jedenfalls zehnmal beſſer, ſich ein wenig zu vergaloppiren, als ſtecken zu bleiben. Miß Monſon war gleichwohl zu gut unterrichtet und beſaß zu viel ächten Geſchmack, um nicht an dem ſeltenen Bombaſt und Bilderreichthum dieſer Rede einigen Anſtoß zu nehmen.

„Ich weiß nicht, Mr. Thurſton,“ ſprach ſie mit Erſtaunen, „ob ich Sie recht verſtanden habe, der Chimborazo iſt doch keine Untiefe, ſo viel ich weiß, auch höre ich zum erſtenmale, daß die Höhlen von Kentucky ſo bedeutende Erhabenheiten bieten.“

„Ach, ich weiß es ja, Du Lieblichſte der menſchlichen Weiber! — Alles, Alles mußt Du dem mächtigen, ſinnverwirrenden Eindruck jenes herzdurchſchauernden, hoffnungsreichen Ja zuſchreiben,“ ſo deklamirte Tom, indem er ſich mit aller, den Stegen ſeiner Beinkleider ſchuldigen Vorſicht auf die Knie niederließ — „ſchreibe Alles auf Rechnung Deiner ſtrahlenden Zweideutigkeit und der Hoffnungsqualen, die ich erleide. Wiederhole jenes „Ja“, Du liebliches, troſtreiches, ätheriſches Weſen und erhebe mich aus dem Elend der Niedergeſchlagenheit zu den ſtürmiſchen Pulsſchlägen der höchſten Verzückung.“

„Ich laſſe mich hängen,“ dachte Tom bei ſich ſelbſt, „wenn ſie jetzt noch widerſteht — ich muß im nächſten Augenblicke landen. Der Genius ſelbſt kann ja nichts Schöneres erſinnen.“

Aber Julia widerſtand dennoch. Sie bewunderte Tom wegen ſeines Aeußeren; aber kein Weib von nur einigermaßen richtigem Gefühl konnte ſich dadurch ſo ſehr einnehmen laſſen, um einen ſo verzweifelt lächerlichen Gallimathias zu überſehen. Einer Dame von Bildung ſolchen Unſinn vorzuſchwatzen — nein, das hieß die Gränzen der Schicklichkeit doch zu kühn überſchreiten, und Tom, der ſeine Studien in einer Schule ſehr niederen Ranges gemacht hatte, ſollte bald die Entdeckung machen, daß er ſich dießmal zu hoch verſtiegen hatte.

„Ich bin wirklich nicht ſicher, Sie ganz verſtanden zu haben, Mr. Thurſton,“ gab die junge Dame halb ärgerlich und halb beluſtigt zur Antwort; „Ihre Sprache iſt ſo ſeltſam, Ihre Bilder ſo ungewöhnlich — —“

„Sage lieber, Dein eigenes Bild, Du reizendſte Verkörperung ſichtbarer Inkarnation,“ unterbrach ſie Tom, entſchloſſen, die Sache zu forciren, indem er ſich eben eines unvergleichlichen Muſters von Pfenningmagazinberedſamkeit erinnerte — „ſprich nicht von Bildern, hartherzige Maid, da Du ja ſelbſt nichts als ein Bild biſt.“

„Ich, Mr. Thurſton! — und weſſen Bild ſoll ich denn ſeyn, da es Ihnen denn doch beliebt, mich dieſes Verbrechens anzuklagen?“

„O, unſägliches Weh! — Ja, unerbittliches Mädchen, Dein ſchwankendes „Ja“ hat mich zur Perſonification jenes alles überwältigenden Gefühles gemacht, von welchem Deine Schönheit und Vollendung die neckende Wirklichkeit geworden iſt. Ach! Ach! daß bärtige Männer“ — Toms Antlitz war nämlich mit Haaren bedeckt — „ach! ach! daß bärtige Männer gar noch weinen ſollen über die Unbeſtändigkeit weiblicher Laune!“

Hier ließ Tom ſein Haupt auf die Bruſt ſinken und nahm nach einigen grunzenden Seufzern ſein Taſchentuch mit einer ſehr pathetiſchen Gebärde vor's Geſicht, indem er dachte: „Wahrlich, wenn ſie jetzt nicht mürb wird, ſo weiß Gott allein, was ich zunächſt ſagen ſoll.“

So ſehr Julia anfangs erſchrocken war, ſo höchlich ergötzte ſie ſich nunmehr an dieſer Scene. Es fehlte dem Mädchen durchaus nicht an Geiſt; auch hatte ſie etwas von Mutter Eva's Schadenfreude in ſich. Sie beſchloß deßhalb, wie's die Amerikaner im Krämerjargon nennen — „ihr Kapital bei der Sache herauszuſchlagen.“

„Was iſt denn dies für ein „Ja“, von dem Sie ſprechen und worauf Sie ſolches Gewicht zu legen ſcheinen?“ fragte ſie.

„Jenes „Ja“ war mein Gift und Gegengift,“ antwortete Tom, ſich zu einem neuen und noch verzweifelteren Angriffe anſchickend. „Als es zum erſtenmale von Ihren Rubinlippen tönte, durchzuckte es meine verwirrten Sinne wie eine Feuerbacke.“

„Mr. Thurſton — Mr. Thurſton — was meinen Sie nur?“

„Ach, hol's der Teufel,“ dachte Tom, „feuchtes Licht“ hätte ich ſagen ſollen — wie zum Satan konnte ich dieſes Wort vergeſſen? — es hätte meinen Satz ſo herrlich abgerundet.“

„Was ich meine, Engel des feuchten Lichts?“ gab Tom laut zur Antwort; „ich meine Alles was ich ſage und noch ganze Looſe von Gefühl dazu. Wenn das Herz beängſtigt wird von unausſprechlicher Rührung, dann ſpricht es in Lauten, welche die Nerven tödten und die Ohren zerreiſſen.“ Tom kam nach und nach in's

Feuer und dann ſtrömten ihm die Gedanken, wie ein Waldbach nach einem Gewitterſchauer, und ſeine Wellen waren dann ebenſo trübe wie die im Gleichniß.

„Was ich meine,“ dachte er. „Ich meine Dich und dazu noch achtzigtauſend Dollars wenigſtens zu beſitzen, oder alle Wörterbücher, Webſter's nicht ausgenommen, müßten umſonſt gemacht ſeyn.“

„Das iſt höchſt ſeltſam, Mr. Thurſton,“ verſetzte Julia, deren weibliches Schicklichkeitsgefühl ſich jetzt doch zu ängſtigen anfing; „ich muß in der That auf einer Erklärung beſtehen. Ihre Sprache ſcheint anzudeuten — kurz, mein Herr! ich wüßte nicht, was ſie nicht anzudeuten ſchienen. Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, was Sie mit jenem „Ja“ meinen?“

„Ganz einfach dies, Liebreizendſte und Gütigſte Ihres Geſchlechts — daß Sie mich ſchon einmal für würdig erachtet haben, mir in Erwiederung auf meine Werbung um Ihre Hand mit jenem energiſchen und ermuthigenden Wörtchen zu antworten. Ja, theure kategoriſche Bejahung,“ deklamirte Tom, abermals in ſeinen Courmacher-Gallimathias verfallend, — er bildete ſich nämlich ein, nicht Muſik, ſondern Deklamation ſei die Nahrung der Liebe — „Ja, theure kategoriſche Bejahung, mit welchem Entzücken ſaugte mein trunkenes Ohr Deine melodiſchen Töne ein, mit welchem Uebermaaß der Wonne wiederholte ſie mein klopfendes Herz auf Schwingen unſichtbarer Lüfte — was ſoll ich ſagen — mit welch anſehnlicher Zufriedenheit erfüllte dieſes Ihr Jawort meine pulſirende Seele!“

„Jawort! — das iſt ein gewichtiger Ausdruck, Mr. Thurſton!“

„So iſt's, anbetungswürdige Julia und ein gewichtiges Ding dazu. Ich kenne ſchreckliche Folgen, welche aus der Zurücknahme einer nicht halb ſo beſtimmt ausgeſprochenen Zuſage entſtanden, als es die Ihrige war.“

„Schreckliche Folgen? — Darf man fragen, mein Herr, auf was für Folgen Sie anſpielen?“

„Dieſe Folgen, Miß Monſon — ich meine die Folgen einer gebrochenen Zuſage — laſſen ſich unter drei Rubriken bringen“ — hier erhob ſich Tom von der Erde, wiſchte ſich die Knie, eines nach dem andern, mit ſeinem Tuche ab, und begann, ſeine Rede an den Fingern abzuzählen, ungefähr wie ein Anwalt, welcher ſeine Beweisgründe reſumirt — „ja, Miß Julia, unter drei Rubriken. Erſtlich kommen die Qualen verſchmähter Liebe und hierüber habe ich mich im gegenwärtigen Fall vornehmlich auszuſprechen. Zunächſt kommen dann die rechtlichen Folgen — wenn es nämlich die verletzte Parthei über ſich gewinnen kann, mit gebrochenem Herzen einen Prozeß zu führen — Verdammt,“ ſprach Tom bei ſich ſelbſt, „warum fiel mir dieſer Ausdruck nicht ein, während ich auf den Knieen lag, ich laſſe mich hängen, wenn er nicht gleich einem Stilet getroffen hätte — „ja, Miß Julie, wenn es der Seele möglich wäre, ſich bei gebrochenem Herzen mit ſolchen Präliminarien zu befaſſen. Die letzte Folge iſt die Verzweiflung getäuſchter Hoffnung.“

„Dies Alles iſt ſo außerordentlich, Mr. Thurſton, daß ich darauf beſtehen muß zu erfahren, was Sie zu einer ſolchen Sprache gegen mich veranlaſſen konnte — ja, mein Herr, ich will es wiſſen, welche Gründe Sie dazu haben.“

Tom war wie vom Blitz getroffen. Jetzt erſt, da er wieder auf ſeinen Beinen ſtand und ſich umſchauen konnte, gewahrte er, daß ſeine Dame erzürnt war und daß er Pathos, Poeſie und Sentimentalität wohl etwas zu ſtark aufgetragen hatte. Er beſchloß daher mit einem plötzlichen Umſchlage ſeiner Gefühle und ſeiner Taktik, ſich mit einem Male in die Armeſünderrolle zu werfen.

„Ach, Miß Monſon,“ rief er in etwas natürlicherem Tone, „ich ſehe, daß ich Sie beleidigt und erſchreckt habe. Aber ſchreiben Sie Alles meiner Liebe zu. Meine Leidenſchaft iſt ſo heftig, daß ich in der Verzweiflung nach jedem Mittel griff, von welchem ich mir Erfolg verſprechen durfte.“

„Dieß könnte eine Entſchuldigung begründen, Sir, wäre nicht das Mittel von ſo ganz ungewöhnlicher Art. Gewiß haben Sie nie eine Vorliebe für die abſonderlichen Bilder und Redefiguren, deren Sie ſich heute gegen mich bedient haben, an mir wahrgenommen?“

„Dieſes Taſchentuch“ — verſetzte Tom, indem er mich vom Sopha aufhob — „dieſes Taſchentuch hat Alles zu verantworten. Ohne dieſes Tuch wäre es mir nicht eingefallen, mich ſo auf das Hoch-Druck-Prinzip zu legen. Aber Sie wiſſen ja, Miß Julia, daß Liebe ebenſo gut ein Gegenſtand der Berechnung iſt, wie jedes andere große Ereigniß im Leben und daher mit Konſequenz behandelt ſein will.“

„Ich bin doch geſpannt, zu erfahren, Sir, wie dieſes Taſchentuch einen ſolchen Einfluß äußern konnte.“

„Ach, Miß Monſon, Sie nöthigen mir eine tödtliche Offenherzigkeit auf! Würden wir nicht beſſer thun, uns der Einwirkung des poetiſchen Geſtirnes nicht zu entziehen?“

„Wenn es Ihnen fürder um meine Achtung zu thun iſt, Mr. Thurſton, ſo werden Sie jetzt ohne allen Rückhalt mit mir ſprechen. Nur die reine, lautere Wahrheit wird Gnade bei mir finden.“

„Zum Henker auch,“ lautete Thurſton's obligates Selbſtgeſpräch — „wer weiß, ſie hat einmal die Grille und will in der That die lautere Wahrheit hören. Es iſt ſonnenklar, ihr Herz iſt für Beredſamkeit und Poeſie ebenſo unempfänglich wie eine Lehmgrube; am Ende iſt's am Gerathenſten, ihr reinen Wein einzuſchenken. Dieſe Achtzigtauſendthalermädchen tragen ohnehin Ideen in den Köpfchen, daß man glauben ſollte, ſie hätten gar keine Aehnlichkeit mehr mit dem übrigen Geſchlechte. — „Miß Julia,“ fuhr er laut fort, „ich bin von Natur ſo offenherzig als man nur ſeyn kann und ſehe zu meinem Entzücken, daß ich eine verwandte Seele in Ihnen gefunden habe. Ohne Zweifel iſt Ihnen an meiner Sprache beim

Beginn dieſes ſo ausnehmend intereſſanten Geſprächs etwas ganz Abſonderliches aufgefallen?“

„Ich läugne nicht, Mr. Thurſton, daß Ihre Sprache, um den mildeſten Ausdruck zu gebrauchen, ſehr abſonderlich war.“

„Klar, aber vieldeutig, pathetiſch, aber launig, poetiſch zugleich und vielumfaſſend, proſaiſch und doch voll tiefen Gefühls — da haben Sie meine Natur, die Offenherzigkeit nicht zu vergeſſen, welche ich an Jedermann, beſonders aber an Denen, welche ich gerne heirathen möchte, anbetungswürdig finde.“

„Sie dehnen alſo dieſen Wunſch auf eine Mehrzahl aus?“ fragte Julia mit boshaftem Lächeln.

„Gewiß, wer tugendhafte Neigungen im Buſen trägt, wird eine Vereinigung mit der Tugend wünſchen, wo Letztere nur immer zu finden ſeyn mag. Tugend und mein tägliches Brod, das iſt meine Loſung, Miß Julia.“

„Das beweist in der That, daß Sie ein Freund der Offenheit ſind, Mr. Thurſton — wie aber das Taſchentuch?“

„Nun denn, Miß Julia, da ich ſehe, daß Sie ſelbſt ſo aufrichtiger Natur ſind, ſo werde ich nicht minder offenherzig ſeyn. — Dieſes Taſchentuch gehört Ihnen, nicht wahr?“

„Allerdings, Sir. Ich werde wohl ſchwerlich ein Toiletteſtück tragen, das nicht mir gehörte.“

„Edler Stolz der Unabhängigkeit! Alſo, Miß Monſon, mir war, als ob die Beſitzerin eines ſolchen Taſchentuchs an Poeſie — d. h. am Fluge der Phantaſie — das iſt an Beredſamkeit und Pathos, gepfropft auf Leidenſchaft und Gefühl, wenn ich ſo ſagen darf — Gefallen finden müſſe.“

„Ah, jetzt glaube ich Sie zu verſtehen, Sir. Sie wollen ſagen, geſunder Menſchenverſtand habe Ihnen bei der Beſitzerin eines ſolchen Taſchentuches übel angebracht geſchienen?“

„Weit gefehlt, anbetungswürdige junge Dame; mir ſchien gerade hier Poeſie, Beredſamkeit und Schwung der Phantaſie am

wirkſamſten aufgeboten. Was ich im Sinne habe, läßt ſich durch eine ganz einfache Rechnung verſinnlichen. Aber Sie wollen vielleicht nichts vom Rechnen hören? — Die Damen haben in der Regel einen Widerwillen gegen die Ziffern.“

„Ich mache hierin eine Ausnahme, Mr. Thurſton, und bitte deßhalb, mir die ganze Sache ohne Rückhalt auseinander zu ſetzen.“

„Sie verhält ſich ganz einfach alſo, Ma'am. Dieſes Taſchentuch koſtet ſeine vollen hundert Dollars —“

„Einhundert und fünf und zwanzig,“ verbeſſerte Julia raſch.

„Alle Wetter!“ dachte Tom, „was für ein reicher alter Narr muß doch ihr Vater ſeyn! Ich will ſie nicht aufgeben und da Schöngeiſterei und Sentimentalität bei ihr nicht ſehr in Gnaden zu ſtehen ſcheinen, ſo laßt's uns einmal mit der Offenheit verſuchen — giebt's ja doch Weiber, welche nur auf ſolche Burſche verſeſſen ſind, die gleich mit der Thür in's Haus fallen und dieſe muß wohl auch darunter gehören. — Einhundert und fünf und zwanzig Dollars ſind ein ſchön Stück Geld,“ fuhr er wieder laut fort, „zu ſieben Procent betragen die Intereſſen allein ein und drei viertel Thaler und, Ankaufspreis nebſt Wäſche und ſo weiter dazu geſchlagen, mag dieſes Taſchentuch jährlich auf zwei Thaler kommen. Allein bei dem Wechſel der Mode, der Abnützung und ſofort wird das Ding keine fünf Jahre halten und ſo ſteigert ſich die Jahresausgabe auf ſieben und zwanzig Dollars. Nun wollen wir Ihr Vermögen zu fünfzigtauſend Thalern annehmen, Miß Julia —“

Hier hielt Tom inne und warf einen neugierigen Blick nach der jungen Dame, in der Hoffnung, über dieſen Punkt etwas Genaueres zu erfahren. Julia hatte Mühe, an ſich zu halten, war aber gleichwohl entſchloſſen, dieſer „Offenherzigkeit“ ganz auf den Grund zu kommen.

„Gut, Sir,“ gab ſie zur Antwort, „nehmen wir's, wie Sie ſagen, zu fünfzigtauſend Dollars an.“

„So würden die Zinſen dreitauſend fünfhundert Dollars be-

tragen. Sieben und zwanzig mit hundert und dreißig multiplicirt" — hier zog Tom ſeinen Bleiſtift hervor und fing an zu rechnen — „gibt gerade dreitauſend einhundert und fünfzig, alſo noch etwas mehr als der ganze Betrag der Intereſſen. Dreitauſend fünfhundert Dollars gewähren aber, wenn man Steuern, Laſten, Einbußen und dergleichen in Abzug bringt, bei dem ſicherſten Grundſtock nicht mehr als dreitauſend netto. Setzen wir nun den Fall einer Heirath und werfen dem Manne nur tauſend Thaler Taſchengeld aus, ſo kommt das Ausgabenbudget auf zweitauſend jährlich, d. h. auf weniger denn hundertmal ſo viel als das Halten eines einzigen derartigen Taſchentuchs koſtet, herunter, und wenn Sie vollends Miethzins, Feuerung, Victualien und andere Lebensbedürfniſſe einrechnen, ſo ſehen Sie ſelbſt, meine theure Miß Monſon, daß ſehr viel Poeſie darin liegt, für ein Taſchentuch eine ſo bedeutende Summe auszugeben."

„Ich glaube Sie zu verſtehen, Sir, und werde mich bemühen, aus der Lehre Nutzen zu ziehen. Da man meiner bedarf, ſo werden Sie mich für jetzt entſchuldigen, Mr. Thurſton — ich höre meines Vaters Tritte in der Halle" — ſo nannte Julia gleich andern Manhattaneſinnen einen Gang oder Vorplatz von fünf Fuß Breite — „und will Sie alſo an ihn verweiſen."

Dieſe letzten Worte ſollten blos ihre Entfernung aus dem Zimmer entſchuldigen; Tom aber nahm ſie wörtlich und figürlich zugleich.

Achtzehntes Kapitel.

Da Tom eine Heirath gewiſſermaßen als Beförderungsmittel zu betrachten gewöhnt war, ſo rechnete er allerdings nicht ganz ohne Sinn: das „ich will Sie an meinen Vater weiſen" bedeute von Seiten der jungen Dame ſo viel wie eine Einwilligung und beſchloß daher, dieſe herrliche Konſtellation auf der Stelle zu benützen.

Zu allem Glück trat Mr. Monſon nicht augenblicklich in's Zimmer und unſer Ehrenmann hatte zuvor noch einige Muße, um ſeine Gedanken zu ſammeln.

Wie gewöhnlich nahmen dieſe die Form eines ſtillen Selbſtgeſprächs folgenden Inhalts an.

„Die Sache macht ſich famos," ſchmunzelte Tom. „Ich weiſe Sie an meinen Vater — nun, das nenne ich einmal kurz und bündig geſprochen. Aber ich wollte doch, der Kamm wäre ihr ein wenig geſchwollen, als ich blos von fünfzigtauſend Dollars ſprach. Beim Licht beſehen, iſt es eigentlich eine verdammt geringe Summe, um ſein Glück damit zu machen. Ja, wenn ich für mich ſelbſt ſchon feſten Fuß in der Geſellſchaft gefaßt hätte, ſo möchte es noch angehen; allein für einen Burſchen, der ſich erſt durch Diners, ſchöne Pferde ꝛc. in die Höhe bringen muß, iſt es ein wahrer Bettel. Ich werde freilich durch die Monſon's Connexionen erlangen und dieſe ſind, zwar nicht ganz, aber doch beinahe eben ſo gut als Geld, wenn ſich's darum handelt, einem Burſchen auf die Beine zu helfen; die ſchlimme Seite davon iſt nur, daß die lieben Verwandten auch eſſen und trinken. Gewiß koſtet mich dieſe Monſon'ſche Sippſchaft meine guten fünfhundert Dollars des Jahres. Davon geht aber freilich auch wieder ab, was wir bei ihnen erſparen. — Hätte ich doch mit einer größeren Zahl auf den Buſch geklopft; am Ende war es gar nur Beſcheidenheit von ihr. Die Weiber ſind mitunter beſcheiden trotz dem Teufel. Doch da kömmt der Alte; nun gilt's das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es warm iſt."

„Guten Morgen, Mr. Thurſton," ſagte Papa Monſon, der ſich nicht wenig zu wundern ſchien, um drei Uhr einen ſolchen Gaſt in ſeinem Hauſe zu ſehen. „Wie! allein mit meiner Tochter zierlichem Taſchentuche? Das muß eine langweilige Geſellſchaft ſeyn."

„Unter dieſen Umſtänden keineswegs, Sir! Einem Liebenden iſt jeder Gegenſtand angenehm, welcher der Geliebten gehört."

„Liebender — Geliebte! dies ſind ja ernſte Worte, Mr. Thurſton

— ich hoffe, ſie ſind Ihnen nur in einem Anfluge von Galanterie entſchlüpft.“

„Keineswegs,“ ſchrie Tom und plumpte auf ſeine Kniee, ungefähr wie ein Schuljunge, der ſchlecht memorirt hat, in ſeiner Noth an den unrechten Vers kommt — „anbetungswürdiger Engel — ich bitte um Verzeihung, Mr. Monſon“ — mit dieſen Worten erhob er ſich und bürſtete ſich abermals ſorgfältig die Kniee — „ich bitte um Verzeihung; mein Inneres iſt ſo verwirrt und aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich ſage.“

„So ſcheint's in der That, ſonſt würden Sie mich nicht für ein zwanzigjähriges Mädchen anſehen. Werden Sie ſo gut ſeyn, mir dieſe Sache zu erklären?“

„Gewiß, mein Herr! — ich bin verwieſen.“

„Sie ſind verwieſen? was wollen Sie damit ſagen?“

„Gar nichts, mein Herr, als daß ich verwieſen bin — ich fordere keinen Dollar, auf Ehre, Sir. Ihr liebenswerthes Gemüth, ihre reizende Perſon iſt Alles, was ich ſuche und ich bedaure nur, daß ſie ſo reich iſt. Ach, ich würde der glücklichſte Junge von der Welt ſeyn, Mr. Monſon, wenn die engliſche Julia keinen Cent im Vermögen hätte.“

„Die engliſche Julia wird Ihnen unendlich verbunden ſeyn, Mr. Thurſton; jetzt aber laſſen Sie uns ernſtlich von der Sache reden. Was habe ich unter Ihrem „verwieſen ſeyn“ zu verſtehen?“

„Ganz einfach, daß mich Miß Julia in ihrer Antwort auf meine Bewerbung an Sie, mein Herr, verwieſen hat.“

„Das ſoll alſo heißen, daß Ihre Bewerbung von ihrer Seite her angenommen wird?“

„Nichts anderes; ſie gab vor wenigen Minuten ihre Zuſtimmung in einem ſo himmliſchen ‚Ja,‘ wie es nur je von den Purpurlippen der Liebe kam.“

„Dies kommt mir aber in der That ſo ganz unerwartet, Sir,

daß Sie mir erlauben müſſen, meine Tochter einen Augenblick zu ſprechen, ehe ich eine entſcheidende Antwort gebe.“

Damit verließ Mr. Monſon das Zimmer und Tom begann abermals zu denken.

„Ha,“ meinte er, „am Ende geht noch Alles vortrefflich. Dies iſt das erſte Mal, daß ich bis zum Vater gelangt bin, obgleich ich jetzt ſchon ſechs und zwanzig Mädchen meine Hand angeboten habe. Mit ſolch einem Papa heißt es gleichſam einen Handel für's ganze Leben ſchließen. Ich weiß nicht, aber mit dem Dollar bin ich am Ende zu weit gegangen, wiewohl es zur Regel gehört, im Anfang uneigennützig zu ſcheinen, wenn man ſich auch nachher wie der Satan um die Kapitalien wehrt. Laß doch ſehen, was beſſer iſt — ſoll ich ihm jetzt ſchon auf den Zahn fühlen oder die nächſte Unterredung abwarten? Einige Winke zur rechten Zeit könnten jedenfalls nicht ſchaden. Es giebt ſolche alte Philiſter, welche bei Lebzeiten nichts aus den Klauen laſſen wollen und gar noch behaupten, es müſſe unſer Einem, der ſich nicht einmal ſelbſt erhalten kann, Wunder was für Vergnügen machen, ihre Töchter durch „Induſtrie,“ wie ſie es nennen, zu ernähren. Ich bin ſo induſtriös als ein junger Menſch nur ſeyn kann und ſchulde jetzt gleichwohl den Betrag meines Koſttiſches ſeit ſechs Monaten. Nein — nein — ich will ihm lieber gleich zu Leibe gehn und eine Demonſtration machen, wie Napoleon es nannte.“

Die Thüre ging auf und mit gerötheten Wangen und etwas ſtrengem Blicke, doch immer noch ruhig in Ton und Haltung, trat Mr. Monſon ein; Julia hatte ihm in zehn Worten Alles erklärt.

„Jetzt glaube ich in dieſer Sache ganz im Reinen zu ſeyn, Mr. Thurſton,“ begann der Vater im vollkommenſten Geſchäftstone; „Sie wünſchen meine Tochter zu heirathen?“

„Errathen, Sir, und ſie mich — d. h. ſo weit ſich dieß mit der zarten Scheu weiblicher Gefühle verträgt.“

„Eine ſehr paſſende Einſchränkung. Und Sie wurden verwieſen?“

„Ja, Mr. Monſon, dieſe troſtreichen Worte haben meine Ohren erquickt — ich wurde verwieſen. (Bei Seite) Der alte Pinſel liebt ein Bischen Aufſchneiderei ſo gut wie ein Mädchen.“

„Und Sie wollen ſie ohne einen Cent nehmen, wie Sie ſagen?“

„Sagte ich wirklich ſo? — nicht doch, Dollar war das Wort, wenn ich nicht irre. Von Cents kann zwiſchen Ihnen und mir wohl kaum die Rede ſeyn.“

„So mag's alſo beim Dollar bleiben. Sie haben meine Einwilligung, Sir, aber unter einer Bedingung.“

„Sprechen Sie, Sir. Nennen Sie fünf oder ſechs auf einmal, mein theurer Mr. Monſon — Sie ſollen ſehen, wie ich ſie erfüllen werde.“

„Es genügt an der einen. Wie viel Vermögen glauben Sie, daß ein Paar, wie Sie und meine Tochter, beim Eintritte in die Welt nöthig hat, um glücklich zu werden? Nennen Sie mir eine Summe, welche nach Ihrem eigenen Erachten hiefür genügt.“

„Wie viel, Sir? — Sie ſind ein Muſter von Großmuth, Mr. Monſon! Sie wollen doch, daß wir ein anſtändiges Haus machen, wie es einem Gentleman und Ihrem Schwiegerſohne geziemt.“

„Ich meine ein Vermögen, das euch Beiden eine freie, behagliche Exiſtenz ſicherte.“

„Natürlich Wagen und Pferde! Alles auf noblem, liberalem Fuße.“

„Auf einem Fuße, welcher geeignet iſt, das Glück von Mann und Frau zu begründen.“

„Gegenſeitige Achtung — eheliche Glückſeligkeit — und ſo weiter. Ich ſetze voraus, die Diners ſind nicht vergeſſen, Sir, ſo wie überhaupt die Mittel, um nach ächter New-Yorker Sitte mit ſeinen Mitbürgern gleichen Schritt zu halten?“

„Mit einem Worte — Alles, was zu den Ausgaben eines Herrn und einer Dame von Stand gehört.“

„Unvergleichlich liberal — liberal wie der roſige Morgenſchimmer! Nun denn, Sir, wenn ich auf Ihren Vorſchlag ganz in dem Sinne eingehe, wie er von Ihnen gemacht wird, ſo möchte ich behaupten, daß Julia und ich mit hunderttauſend Dollars recht behaglich leben könnten. Ja, ja, das könnten wir gewiß, vorausgeſetzt, das Geld ſei wohl angelegt und beſtehe nicht blos aus luftigen Kapitalien.“

„Nun, Sir, es freut mich, daß wir einander ſo gut verſtehen. Iſt meine Tochter wirklich geneigt, ſich mit Ihnen zu verbinden, ſo bin ich bereit, die Hälfte dieſer Summe zu geben, ſobald Sie mir nachweiſen können, daß Sie im Stande ſind, den Reſt voll zu machen.“

„Mein Herr! — Mr. Monſon!“

„Ich meine, wir ſetzen Beide Dollar gegen Dollar.“

„Ha! ich verſtehe, was Sie meinen, Sir. Aber, Mr. Monſon, das hieße eine geſetzliche Verbindung zur Wette, zum Spiel herabwürdigen, einen ſchmutzigen Handel damit treiben. Nein, Sir — nichts wird mich je vermögen, dieſes ehrwürdige Inſtitut durch ſolch ärmliche Bedingungen zu erniedrigen.“

„Dollar um Dollar, Mr. Thurſton!“

„O du heiliger Eheſtand! — Es heißt die beſſere Hälfte unſerer Natur antaſten!“

„Nehmen und geben!“

„Das Sakrament der Ehe auf gleiche Linie ſtellen mit dem ſchnöden Feilſchen um einen Hund oder ein Pferd!“

„Hälfte um Hälfte!“

„Mein ganzes Weſen empört ſich gegen eine ſolche Entweihung, Sir! — Ich will mit einer Mitgift von fünfundſiebzigtauſend Dollars zufrieden ſeyn, und damit ſey die Sache abgemacht.“

„Gleichheit, Mr. Thurſton, iſt die Grundlage einer glücklichen Ehe.“

„Sagen Sie fünfzigtauſend Dollars, Mr. Monſon, und wir wollen nicht länger darum ſtreiten. Laſſen Sie nur wenigſtens dieſen Geſichtspunkt eines ſchnöden Handels fahren, ſo will ich ſelbſt vierzigtauſend gelten laſſen.“

„Nicht einen Heller, für den Sie nicht einen aus Ihrem Beutel darauf legen.“

„Dann, mein Herr, waſche ich meine Hände in Unſchuld; wenn der armen jungen Dame das Herz brechen ſollte, ſo iſt mein Gewiſſen wenigſtens rein von Verbrechen. Nie ſoll man von Thomas Thurſton ſagen: er habe ſich ſo weit vergeſſen, daß er um ein Weib feilſchte.“

„So müſſen wir uns alſo trennen und die Verhandlung wird ſich zerſchlagen.“

Tom erhob ſich mit Würde und ſchritt bis zur Thüre. Die Hand ſchon auf der Klinke, gab er noch ſein Ultimatum: „Ehe ich zugebe, daß das Lebensglück eines ſo reinen und lieblichen Weſens geopfert werde, will ich lieber ſelbſt jedes mit der Ehre irgend verträgliche Opfer bringen — ich nehme ſogar dreißigtauſend Dollars, Mr. Monſon.“

„Nach Ihrem Gefallen, Sir, aber ſo, daß Sie dreißigtauſend Dollars aus Ihrem Vermögen dagegen ſetzen.“

„Meine Natur empört ſich gegen dieſen Vorſchlag, und ſomit guten Morgen, Sir.“

Tom räumte nun wirklich das Feld und Papa Monſon brach in ein ſo herzliches Lachen aus, daß man wohl ſah, wie ſehr ihn das Gelingen ſeiner Kriegsliſt erfreute.

„Da rede mir einer von Scylla und Charybdis!“ begann Tom wieder in ſeinem Selbſtgeſpräch, als er mit ſeinen fehlgeſchlagenen Plänen allein war, und den Schweiß dieſer Kriſe von der Stirn wiſchte. — „Wo Teufel glaubt denn der alte Narr, daß ich fünfzigtauſend Dollars hernehmen ſoll wenn er ſie mir nicht erſt giebt? Hat man je von einem ſo verrückten alten Pinſel ge-

hört? Da iſt ein junger Burſche, der ihm ſeine Tochter um dreißigtauſend Dollars — um das halbe Geld, kann man ſagen — abnehmen will und der alte Narr ſchwatzt noch davon, ich ſolle Cent um Cent aus meinem eigenen Beutel daneben legen. Ich wußte bis jetzt noch gar nicht, was dieſes Cent um Cent zu bedeuten hat. Laß ſehen — ich beſitze gerade zweiunddreißig Dollars ſechsundneunzig Cent, und hätten wir auch um Kupfermünzen geſpielt, ich würde es doch nicht länger als eine halbe Stunde ausgehalten haben. Aber mit einer Moral habe ich dem alten Knicker aufgetrumpft, wie er ſie ſein Lebtage nicht gehört hat! Nun, da es hiemit vorbei iſt, will ich mich wieder an meinen alten Schatz, des Gewürzkrämers Tochter machen, und laſſen mich Kleider und Schnurrbart ganz im Stiche, ſo muß ich eben mein bischen Latein und Griechiſch hervorſuchen und New-York mit Boſton vertauſchen. Es heißt, einem Burſchen, der die Klaſſiker ein bischen los habe, ſeyen dort ein dreißig- bis vierzigtauſend Dollars ſo ſicher, wie die Semmel auf dem Laden. Hätten doch meine Alten einen Schulmeiſter aus mir gemacht; ich ginge mit dem erſten Boote davon. Zum Henker auch — als ich bis zu dreißigtauſend Dollars heruntergiug, dachte ich, würde er trotz einem Hechte anbeißen. Er kann nun lange warten, bis er wieder Gelegenheit findet, ſie ſo wohlfeil los zu werden."

Damit hatte der Liebeshandel zwiſchen Thomas Thurſton und Julia Monſon ſein Ende erreicht. Die Letztere hatte einen ſolchen Widerwillen gegen mich gefaßt, daß ſie kaum einen ſchicklichen Anlaß erwarten konnte, um mich Mlle. Hennequin unter dem Vorwande anzubieten, daß ſie bei dieſer ein lebhaftes Verlangen nach meinem Beſitze entdeckt habe. Adrienne ſträubte ſich anfangs etwas gegen das Geſchenk wegen des Preiſes, der für mich bezahlt worden war; zuletzt aber nahm ſie es in ſichtbarer Bewegung an. Wie viel Thränen hat das gute Kind über mich vergoſſen, als wir zum erſten Mal allein beiſammen waren! Ich dachte, das Herz müßte ihr brechen, und es möchte wohl wirklich etwas der

Art geſchehen ſeyn, wenn nicht Julia zur guten Stunde mit einer launigen Schilderung der Scene zwiſchen ihrem Vater und dem Anbeter dazwiſchen gekommen wäre.

An demſelben Abend fand der Ball Statt und ging mit großem Glanze vor ſich, ohne daß übrigens meine Wenigkeit dabei erſchienen wäre, da Adrienne mit vollem Rechte glaubte, ich würde für ein Mädchen in ihrer Lage kein ſchicklicher Begleiter ſeyn. Nach amerikaniſchen Begriffen war dies freilich nicht ganz richtig; denn in dieſem Lande der Freiheit ſchickt ſich jedes Ding für Jedermann, ſobald er ſichs verſchaffen kann; allein Adrienne war nicht in einem Lande der Freiheit aufgewachſen und ihr ſchien es nothwendig, ihren Anzug in einige Uebereinſtimmung mit ihren Mitteln zu bringen. Daß ich eine Art von Adelsdiplom abgab und durch mein Auftreten ſelbſt in der Bruſt einer Rathsherrntochter Gefühle des Neids zu erregen vermochte, — davon ließ ſich das gute Kind nichts träumen.

Wer mein Nichterſcheinen auf dem Balle am wenigſten bemerkte, war Betts Shoreham, deſſen Aufmerkſamkeiten für Adrienne an dieſem Abend ſo unverhohlen waren, daß ſelbſt in Mrs. Monſons Bruſt eine Ahnung der Wahrheit zu dämmern begann.

Der Tag nach dem Balle war ein Tag der Aufklärungen. Adrienne bekannte, wer ſie war, erzählte meine Geſchichte und machte Herrn Monſon mit ihrem Verhältniß zu Shoreham und mit deſſen Bewerbung bekannt. Ich war bei der Unterredung zugegen und bin es der Wahrheit ſchuldig, zu geſtehen, daß Mrs. Monſon ſich in ihren Erwartungen allerdings ziemlich getäuſcht zeigte. Doch war ihr Benehmen durchaus edel und einer Dame von Erziehung und von Grundſätzen würdig. Adriennen ward von allen Seiten zugeſprochen, Betts Bewerbungen anzunehmen, und ihre Skrupel hinſichtlich der Vermögensungleichheit wichen allmählig vor Mrs. Monſon's eindringlichen Gründen.

„Welch ein Kontraſt zwiſchen jenem ſauberen Mr. Thurſton und unſerer Adrienne!“ bemerkte Mrs. Monſon kurz nach jener

Unterredung in einem tête-à-tête gegen ihren Gatten. „Dort der Mann, der, ohne ſelbſt einen Heller zu beſitzen, unſere Tochter haben will, — hier ein armes Mädchen, welches den Mann ihrer Wahl ausſchlägt, weil ſie ohne einen Heller Vermögen iſt!“

„So viel thut die Erziehung, meine Liebe. Je nach den Grundſätzen, die wir in zarter Jugend eingepflanzt erhalten, werden wir eben ſowohl ſchmutzige Egoiſten, als jeder Selbſtverläugnung fähig. Es läßt ſich allerdings nicht verkennen, daß in unſerem Amerika die Glücksjägerei ſeit den letzten zehen Jahren Rieſenſchritte gemacht hat und um ſo ungeſcheuter mit ihren Anmaßungen hervortritt, als es uns mehr denn anderen Ländern an ſocialen Schranken, ſie abzuwehren, gebricht.“

„Adrienne wird ohne Zweifel Mr. Shoreham heirathen; ſie liebt ihn, und wenn man wirklich liebt, ſo pflegen Bedenklichkeiten, wie ſie ſie hegt, nicht gerade unüberwindlich zu ſeyn.“

„Oh — er iſt der Mann, um Dollar gegen Dollar zu ſetzen. Ich wollte, ſein Auge wäre auf Julien gefallen.“

„Es iſt nun einmal anders gekommen und wir können es nur bedauern. Adrienne hat ſchon halb und halb ‚ja‘ geſagt und ich werde ihr eine anſtändige Ausſteuer geben, denn bei uns muß die Hochzeit ſein, das verſteht ſich von ſelbſt.“

Und ſo geſchah es. Einen Monat nach jenem Tage waren Betts Shoreham und Adrienne de la Rocheaimard Mann und Frau. Mrs. Monſon veranſtaltete ein hübſches Hochzeitsfeſt und ein paar Tage darauf nahmen die Neuvermählten von ihrem eigenen Heerde Beſitz. Natürlich folgte ich der wiedergefundenen Herrin in die neue Heimath und hatte ſo Gelegenheit, mir die Süßigkeiten eines Honigmonats in der Nähe anzuſehen.

Beinahe hätte ich vergeſſen, dem Leſer zu ſagen, daß Betts darauf beſtand, Julien die hundert fünf und zwanzig Dollars, die ich gekoſtet hatte, zu erſetzen, wogegen Adrienne ein anderes Hochzeitsangebinde von gleichem Werth, aber in anderer Geſtalt, von

ihr empfing. — Dies geſchah blos, damit Adrienne, wenn ſie mich vorzeigte, ſagen konnte, daß ich ihrer Hände Werk und die Spitzen, die mich zierten, ein Familienerbſtück ſeyen. Gleichwie es verſchiedene Mittel giebt, durch die einzelnen Artikel eines Ehe-Vertrags das Gewiſſen der Contrahenten zu beruhigen, ſo giebt's auch allerlei Wege, um die Stimme der verwundeten Eigenliebe zu beſchwichtigen.

Taſchentücher haben ihre Revolutionen ſo gut wie Staaten. Ich befand mich nun in meiner erſten Reſtaurationsperiode und obwohl ich mich vollkommen glücklich fühlte, ſo brachte es doch mein franzöſiſches Blut mit ſich, daß mein Blick ſich ſchon wieder auf neuen Wechſel richtete, wie denn ein Temperament, welches den Bourbonen ſchon zweimal ihren Thron gekoſtet hat, mich wohl ſchwerlich im ruhigen Beſitze des meinigen laſſen wird.

Adrienne liebt ihren Mann über Alles: aber auch ich beſitze ein Plätzchen in ihrem Herzen. Selten vergeht eine Woche, ohne daß ſie mich in Händen hat und oft, wenn das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks ſie zu überwältigen droht, findet ſie eine Art ſchmerzlicher Luſt in der Erinnerung an die düſteren Stunden, in denen ſie mich zu dem ſchuf, was ich jetzt bin. Dann fließen ihre Thränen ungehemmt und ich fühle wohl den ſanften Druck ihrer kleinen, zarten Hand, wenn ſie für die Seele ihrer Großmutter Gebete zum Himmel ſendet oder ſich für das Glück, deſſen ſie ſich nunmehr freut, in brünſtigem Danke ergießt.

Bälle und Geſellſchaften ſind fürder nicht mehr die Glanzpunkte meines Lebens; es beſchränkt ſich vielmehr ausſchließlich auf die verſchwiegenen Räume des Cloſets, wo die Liebenden die köſtlichen Augenblicke zärtlicher Vertraulichkeit genießen. Weit entfernt, mein ſtilles Loos zu beklagen, muß ich vielmehr dankbar anerkennen, daß kaum je ein Individuum meines Geſchlechtes höher begünſtigt war als ich, deſſen Tage wohl eigentlich im Schooße der Unſchuld und Herzenseinfalt hinfließen.

Einmal erſt, ſeit dem ich bei meiner neuen ‚Herrin' bin — bei einer

de la Rocheaimard kann nämlich von dem plebejiſchen Baas und Baaſin nicht die Rede ſein — bekam ich in der Perſon von Klara Caverly eine alte Bekannte zu Geſicht. Sie iſt eine entfernte Verwandte Shorehams und wurde bald mit ihrer neuen Couſine vertraut. Eines Tages ſah ſie mich auf einem Tiſche liegen und rief, nachdem ſie mich genauer betrachtet hatte:

„Zwei Dinge ſetzen mich hier in Erſtaunen, Mrs. Shoreham — daß Sie überhaupt eines dieſer Dinger hier beſitzen“ — ich muß geſtehen, dieſe Bezeichnung wollte mir nicht recht gefallen — „und dann, daß ich gerade dieſes Tuch bei Ihnen finde.“

„Wie ſo, chère Klara?“ — Wie klang doch dieſer Name ſo reizend in dem Munde meiner Gebieterin gegen das ſchnarrende Klärry!

„Nun, einmal ſieht es Ihnen ſonſt nicht ähnlich, für ein ſo zweckloſes, prunkendes Ding ſo viel Geld auszugeben — und dann gleicht dieſes Dingelchen einem Tuche, welches einſt einer meiner Bekannten gehörte — das arme Kind! ihr ſind jetzt die Mittel zur Verſchwendung benommen! Natürlich kann hier blos von einer Aehnlichkeit die Rede ſein, da —“

„Nein, nein, Sie haben recht geſehen, Klara — es iſt in der That daſſelbe Tuch. Aber für mich iſt es nicht ein Putzartikel, ſondern ein Freund.“

Der Leſer kann denken, wie ich mich hier in die Bruſt warf. Es galt eine Ehre für die Gattung, eine Ehre, welche meiner Stellung insbeſondere einen Grad von Würde ertheilte, der meiner Eigenliebe höchlich ſchmeichelte. Klara's Miene aber drückte unverholenes Erſtaunen aus.

„Ich werde Alles erklären,“ fuhr Mrs. Shoreham fort. „Dieſes Taſchentuch iſt meine eigene Arbeit und mir wegen der Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, unendlich theuer.“ Adrienne erzählte dann die ganze Geſchichte nnd auch Klara Caverly wurde nun meine Freundin, wie ich wohl ſagen darf. Ja, dieſe Klara, welche mich früher nur mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen angeſehen hatte, küßte mich jetzt, während ihre Thränen auf

mich fielen, und ſeitdem habe ich auf dieſe Weiſe der Reihe nach alle Vertrauten meiner Gebieterin erobert.

Nicht ſo gut erging es mir aber bei der Welt. Dort erregte mein plötzliches Verſchwinden nicht minderes Aufſehen, als mein Auftreten in ihr veranlaßt hatte. Tom Thurſton's Bemühungen um Miß Monſon hatten den Neid und folglich die Aufmerkſamkeit aller andern Glücksjäger der Stadt rege gemacht; natürlich konnte alſo das plötzliche Abbrechen ſeiner Bewerbung nicht unbemerkt bleiben. Aber man weiß ja, wie geſchickt dieſe Herren ihren Rückzug zu maskiren wiſſen. Tom erklärte, der alte Herr habe abgebrochen, als die Sache bis auf den Punkt der Mitgift gediehen ſey; er habe das Mädchen gern geſehen und ſie deßhalb mit fünf und ſiebenzigtauſend Thaler nehmen wollen, aber der Alte ſei zu keinem höheren Gebot als dreißigtauſend zu bringen geweſen. „Auf ſolch ein Gebot," meinte Tom, „konnte natürlich kein Mann von Ehre eingehen. Ein Mädchen mit ſolch einem Taſchentuche mußte von Rechtswegen ihre vollen Hunderttauſend mitbringen und ich bin nicht der Mann, den man mit halben Maaßregeln abſpeiſt. Der Alte iſt ein ausgemachter Narr. Das Tuch iſt nicht mehr zu ſehen; ſie haben den Schild eingezogen und werden nun hoffentlich gewitzigt ſein und ein andermal vernünftigere Saiten aufziehen."

Einen Monat ſpäter war auch Tom verheirathet. Ich hörte John Monſon die Einzelnheiten dieſer ergötzlichen Geſchichte in Shoreham's Bibliothekzimmer — wo ich zu meinem großen Vergnügen gewöhnlich verweile, da ich in die Bücher ganz vernarrt bin — unter lautem Lachen preisgeben. — Tom hatte, wie es ſcheint, ſein Auge auf die Tochter eines Spezereihändlers von bekanntem Wohlſtande geworfen, traf aber hier mit einem Ritter ſeines eigenen Ordens zuſammen, welcher, um den läſtigen Nebenbuhler los zu werden, das Augenmerk des guten Tom auf eine andere Dulcinea, die Tochter eines Fleiſchers, zu lenken wußte, deren Vater eben

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſein Geſchäft aufgegeben hatte, um ſich irgendwo im Metzgerlande ein ſchönes Haus zu bauen.

„Das iſt ein Mädchen für Dich," ſprach der falſche Freund, „Du weißſt, alle Fleiſcher ſind reich uud denken nicht eher an's Bauen, als bis ihre Säcke das Geld nicht mehr faſſen können. Das macht, weil ſie immer nur zuſammenſcharren und nichts ausgeben. Denke nur, wie hoch das Rindfleiſch in den letzten Jahren ſtand und dann leben dieſe Leute vom Geruch der Ochſenviertel. Ich ſage Dir, Tom, das iſt Dein Mädchen. Nur dem Alten ein Bischen den Bart geſtrichen und eine halbe Million kann Dir, wenn Du Deine Zeit abwarteſt, nicht entgehen."

Tom ſprang mit gleichen Füßen in die Schlinge. Er ſchmeichelte dem Alten, erhielt Zutritt in der Familie, eroberte im Nu alle Herzen, erklärte ſich nach kaum vierzehn Tagen, wurde angenommmen und hielt Hochzeit, ehe ein Monat verging. Zehn Tage darauf blieben die Subſidien vom ſchwiegerväterlichen Hauſe aus — das Geld war geſchmolzen, der Herr Papa hatte ſeine Zahlungen eingeſtellt. Es ſcheint, der würdige Schlächter hatte bei einem der Schwindelgeſchäfte, in welche das halbe Land verwickelt war, gleichfalls die Hand im Spiele gehabt.

Meiſter Tom ſteckte in einer garſtigen Klemme. Er hatte eine Fleiſcherstochter geehlicht und dieß war hinreichend, ihm jede Thüre auf Broadway und in der Bondſtreet zu verſchließen. Anſtatt auf den Schultern ſeiner Frau in gute Geſellſchaft emporzuſteigen, ſah er ſich durch ſie an den Schößen darausgezogen. Und für All dieß nicht einen rothen Heller Vermögen! Ihre leeren Taſchen hielten ſeinen leeren Taſchen das Gleichgewicht; die Zukunft bot eine troſtloſe Ausſicht. Tom berieth ſich mit einem Rechtsgelehrten über eine Scheidungsklage auf den Grund „betrüglicher Vorſpiegelungen;" ja, er war ſogar dazu bereit, dieſen Punkt zu beſchwören. Aber es war nichts zu machen; die Heirath genügte allen geſetzlichen Erforderniſſen und Tom — wanderte nach Texas.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cooper, James Fenimore, / Tafel, Leonhard, / Kolb, Carl

J. F. Cooper's amerikanische Romane neu aus dem Englischen übertragen

Bd.: 17

Stuttgart 1845

P.o.angl. 79 rc-17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10745744-5